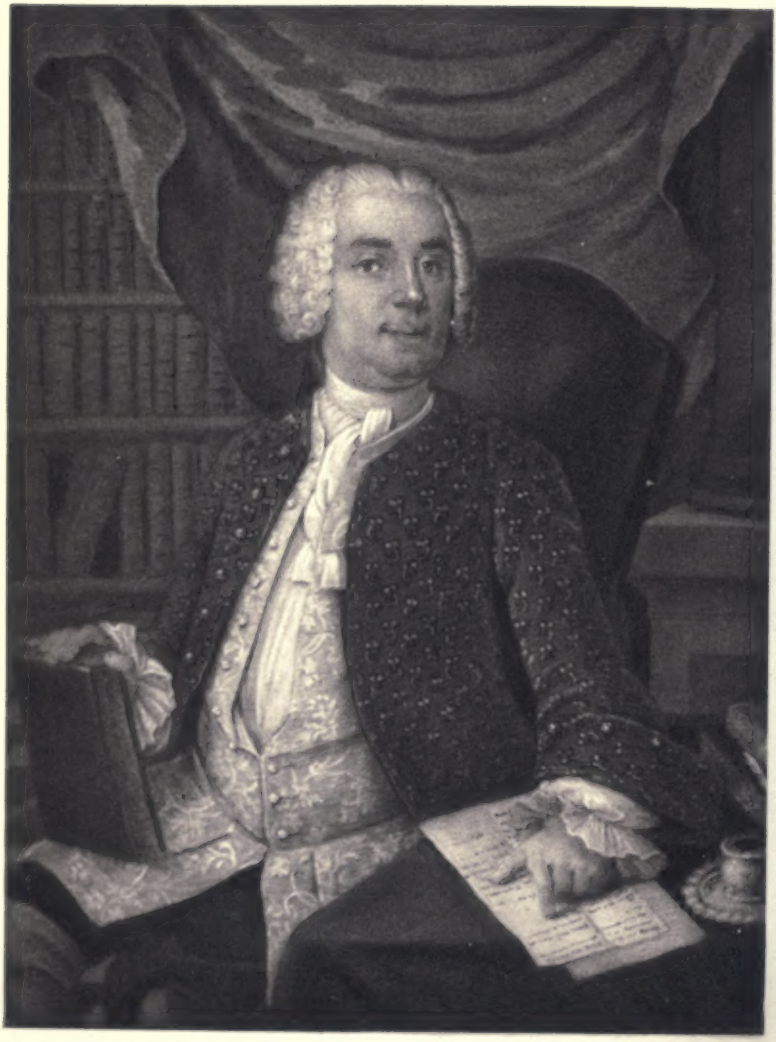
Eugen Reichel

Gottsched

Erster Band

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY



Johann Christoph Gottsched
als Mann von 30 Jahren
nach einem der Gesellschaft „Prussia" zu Königsberg gehörenden Kleinbildnis

6874
Yr

Gottsched

von

Eugen Reichel

Erster Band

Mit dem Bildnis Gottscheds aus seinen ersten Mannesjahren,
den Abbildungen seines Juditter Geburt- und Leipziger Wohnhauses
und dem Bildnis der jungen Gottschedin

11816 2
13/9/11

Berlin
Gottsched-Verlag
1908

Alle Rechte vorbehalten

Den

Deutschen Hochschulen

widme ich dieſe Gottſched-Biographie mit der herzlichen Bitte an all' ihre, für nationale Dankbarkeit und vorurteilsfreie Gerechtigkeit empfänglichen Lehrer und Jünger: aus allen Kräften dafür zu wirken, daſs dem, leidenſchaftlich nach Erkenntnis ringenden,

Schüler der Albertina

und dem großen, von den beſten Köpfen ſeines Zeitalters bewunderten, vielfach leitenden

Lehrer der Leipziger Hochſchule

endlich die allgemeine Anerkennung für ſeine unſterblichen Verdienſte um die Litteratur und Kultur, um die Sprache und nicht zum wenigſten um die ſpät erfolgte, von ihm ſo beſonnen angebahnte Einigung unſeres Volkes zu teil werde.

Die Stimme des einzelnen Kämpfers hat allezeit

nur geringe Kraft, wenn es ſich um die Aufrüttelung einer Nachwelt handelt; ſie muſs ihr im Falle ‚Gottſched‘ noch mehr fehlen als in jedem andern. Zu viel, zu planmäßig und vor allem zu andauernd iſt gegen den hehren Patrioten, den großherzigen Aufklärer und Erzieher eines führerlos und in vielem zuchtlos gewordenen Geſchlechtes, den bahnweiſenden Vertreter einer edleren Sittlichkeit, einer höheren Auffaſſung vom Werte einer völkiſch bedingten Kunſt und Wiſſenſchaft geſündigt worden, wird ſelbſt heute noch gegen ihn geſündigt, als daſs es einem Einzelnen, und wenn er noch ſo viel, noch ſo planmäßig, noch ſo anhaltend ſchriebe, ſpräche und kämpfte, gelingen könnte, eine dauernde Beſeitigung tief eingewurzelter Vorurteile durchzuſetzen.

Als ich im Jahre 1900 damit begann, laut und leidenſchaftvoll für Gottſched einzutreten: da ſtimmten mir wol einige gerechtigkeitliebende Männer freudig zu und es entſtand eine Bewegung, die auch heute noch nicht aufgehört, ſich aber als ohnmächtig erwieſen hat, die Fülle von Gleichgiltigkeit, den ſtarren, teils untätigen, teils meine Beſtrebungen unmittelbar und mit bewuſſter Böswilligkeit bekämpfenden Widerſtand niederzuſtoßen.

Manches iſt ja in den acht Jahren von mir erreicht worden: eine, zumal im geiſtig-geſellſchaftlichen Leben Berlins bereits gut eingebürgerte, Gottſched-

Gesellschaft besteht; die Hauptstadt des Deutschen Reichs besitzt ihre Gottschedstraße so gut, wie Leipzig und Königsberg sie besitzen; die ersten Bände der gesammelten Schriften des „großen Duns" sind erschienen; das gewaltige Gottsched-Wörterbuch (das der Welt nicht nur die Schönheit, die gedankenreiche Fülle der Sprache Gottscheds zu offenbaren begonnen hat, sondern auch bestimmt ist, dem deutschen Volke den Beweis zu liefern, dass Gottsched der Deutsche für den wortreichsten Schriftsteller der ganzen Erde gelten muss) wird als ein unzerstörbares Denkmal für den großen Meister am deutschen Worte bestehen bleiben — und auch an anderen Zeichen fehlt es nicht, welche merken lassen, dass eine Wandlung in der Beurteilung und Wertschätzung Gottscheds sich zu vollziehen beginnt. Doch das Alles ist noch lange kein Sieg der guten Sache; dieser kann erst erfolgen, wenn jene ehrwürdigen Männer, die an den höheren Schulen und den eigentlichen Hochschulen die beste Jugend unseres Volkes heranbilden, den edelherzigen Entschluss fassen, das alte böse Schulvorurteil gegen Gottsched zu beseitigen und mitzuhelfen, dass unsere Jugend, dass das Volksbewusstseyn der Zukunft, in ein richtiges Verhältnis zu dem Schöpfer der ‚kritischen Dichtkunst', der ‚Redekunst', der ‚deutschen Sprachkunst' und der volkstümlichen ‚Weltweisheit' gelangen kann.

Aber auch die Jugend selbst muss den guten

Willen zeigen, ſich von einer richtigen Anſchauung vom Weſen und Wirken Gottſcheds durchdringen zu laſſen — und eben deshalb widme ich meine Gottſched-Biographie allen lehrenden und lernenden akademiſchen Bürgern Deutſchlands.

Ich grüße Euch und danke Euch im voraus für Alles, was Ihr für Gottſched und dadurch für die Ehrenrettung unſeres vielfach irregeleiteten aber der echten Dankbarkeit nicht unzugänglichen Volkes tun werdet.

Schöneberg, 1907 im Frühjahr.

Eugen Reichel

Vorwort

Nach mehr als achtjähriger, fast ununterbrochen der Sache Gottscheds gewidmeter, Bergwerksarbeit komme ich nun endlich dazu, der Welt mein Hauptwerk über den großen Meister am deutschen Worte vorzulegen, das, wie ich hoffe, sich neben dem großen Gottsched-Wörterbuche im Treiben und Wandel der Zeiten behaupten und zugleich für die zukünftige Bewertung Gottscheds und seiner schwer zu übersehenden Lebensarbeit ausschlaggebend bleiben wird.

Ich habe es für eine Notwendigkeit gehalten, meinen verschiedenen, mehr oder weniger anspruchvollen Gottsched-Büchern diese Gottsched-Biographie folgen zu lassen; denn ein dem großen Gegenstande wirklich gerecht werdendes Geschichtwerk besitzen wir noch nicht; auch die verdienstvollen Werke von Theodor Wilhelm Danzel, von Eugen Wolff und Gustav Waniek liefern uns kein befriedigendes Bild, keine klare Vorstellung von Gottsched.

Danzel, der vielleicht das Zeug zu einem Gottsched-Biographen gehabt hätte, überblickt einen zu kleinen Teil der Lebensarbeit Gottscheds; hält sich zu einseitig an den ‚Diktator'; und ist, als Lessing-Schwärmer, so sehr auf die Sicherung der Vorzugsstellung seines Lieblings bedacht, dass er für Gottsched nur einen sorgfältig abgegränzten Wirkungskreis zurechtrückt, in welchem er dann seinen gestutzten Helden eine Rolle spielen lässt, die sich wol stattlich genug ausnimmt, aber zugleich den Fehler hat: dass sie vom eigentlichen Wesen Gottscheds und seines Lebenswerkes eine sehr kümmerliche und vielfach falsche Vorstellung gibt.

Wolff nimmt zwar dort und hier Anläufe zu einer lebensgeschichtlichen Verarbeitung seiner ungewöhnlich reichen, mit außerordentlichem Fleiße herbeigeschafften Stoffsammlung; kommt jedoch über ein kunstloses, kaum notdürftig geordnetes Durcheinander nur in einigen Teildarstellungen hinaus und ist vor allem noch so tief in der alten Auffassung von Gottsched befangen, daſs er sich, trotz weitreichender Kenntnis vom Werte verschiedener Einzelteile seiner Lebensarbeit, nie zu einer der Würde Gottscheds entsprechenden Behandlung des Meisters hindurchzuringen vermag.

Mit Waniek steht es in dieser Beziehung fast noch übler. Auch ihm fehlt die Fähigkeit des Künstlers, den vorhandenen Rohstoff lebendig zu machen. Auch ihm fehlt, ich will nicht sagen: der gute Wille, aber doch die geistige Freiheit, sich zu einer, der schlechten Überlieferung widersprechenden gerechten und großen Anschauung vom Wesen und Wirken seines schwerverkannten, vielverhöhnten und vielgeschmähten Helden zu erheben. Er gibt uns kein Bild des Mannes, weil ihm einenteils die schöpferische Kraft, andernteils die Liebe zu seinem Gegenstande mangelt. Es kommt ihm gar nicht darauf an, die Gestalt Gottscheds auch nur mit wissenschaftlichen Mitteln als das, was sie ihrer Zeit war, vor seinen Lesern erstehen zu lassen; er ist vielmehr mit einem recht umständlichen Eifer bemüht, den großen Helden einer vielfach armseligen Zeit von den Armseligkeiten und Kleinlichkeiten seiner Umgebung so ganz überwuchert werden zu lassen, daſs er kaum noch über sie hinausragt. Ich kenne kein anderes lebensgeschichtliches Werk, in welchem der Held so vollständig von dem jämmerlichen Kleinkram seines Tages erstickt wird. Wanieks Gottsched ist gerade so klein wie seine Umwelt; er scheint gelegentlich sogar noch kleiner, noch armseliger, sittlich anrüchiger zu seyn, als diese. Nirgend genießen wir bei Waniek einen Ausblick auf die Höhen, in denen Gottsched wandelte, auch dann wandelte, wenn er, als kluger Mann der Tat, dem Augenblick seine Zugeständnisse machte und hinabstieg zu denen, die er zu sich emporheben wollte. Dieser Gottsched-Biograph gefällt sich geradezu darin, seinen Helden so klein, wie nur möglich, zu

zeichnen; und wenn er ihn in eine ſchlechte Beleuchtung rücken kann, ſo glaubt man, ihn ſich vor Vergnügen die Hände reiben zu ſehen. Der Hauptfehler Wanieks beſteht darin: daſs er keinen freien Blick für ſeinen Helden zu gewinnen weiß. Die unwichtige Litteraten- und Pamphletiſtengeſellſchaft, mit der und gegen die zu wirken Gottſched ſo vielfach gezwungen war, iſt ihm wichtiger als Gottſched ſelbſt. Er wird nicht müde, uns mit der ‚Litteratur‘ und den litterariſchen Zänkereien der Gottſchedepoche zu beſchäftigen, ohne von ihnen ſich die Lebensarbeit Gottſcheds und die große Perſönlichkeit des ganz ungewöhnlichen Mannes abheben zu laſſen. Nicht den Gottſched, der über ſeiner Zeit ſtand und, als Perſönlichkeit, in jedem Jahrhundert über ſeiner Zeit geſtanden hätte, zeigt uns Waniek; ſondern einen, mit dem federführenden Dutzendvolk ſeiner armſeligen Zeit ſo zu reden in Reih und Glied marſchierenden, ſchreibſeligen Profeſſor, der ſich niemals der Verehrung, und kaum jemals auch nur der ernſteren Achtung des Leſers empfiehlt. Kein Wunder daher, daſs Waniek ſich während der Arbeit an ſeinem Buche nur „durch Studien aus der klaſſiſchen Periode“ aufrecht erhalten konnte, wie er etwas geziert bekennt. Aber wenn er bemüht geweſen wäre, die große Geſtalt groß zu ſehen und nicht nur „tief aus den Quellen“, ſondern mit Sorgfalt, mit Liebe und — Urteil aus den richtigen Quellen zu ſchöpfen: ſo hätte er des „klaſſiſchen“ Erfriſchungstrankes nicht bedurft; und ſein Buch wäre einenteils wiſſenſchaftlicher, andernteils ein Werk der Gerechtigkeit geworden.

Ein ſolches Werk der Gerechtigkeit hoffe ich der Welt mit meiner Gottſched-Biographie zu ſchenken. Die Arbeit iſt ſchwer — vielleicht auch heute noch nicht ganz ausführbar und kann vollkommen möglichenfalls nur von einem Manne geleiſtet werden, der ſchon in jüngeren Jahren den Weg zum Verſtändniſſe Gottſcheds fand. Ich weiß das alles; ich weiß vor allem, daſs meine im harten Lebenskampfe arg zermürbte Kraft nicht mehr auf ihrer Höhe ſteht. Viel Kraft, viel körperliche und geiſtige Friſche aber gehört zu dieſem Werke. Denn Gottſched ſtellt ſich der Betrachtung nicht ſo bequem dar, wie mancher andere, verhältnismäßig leicht zu überſehende „Unſterbliche“, für den ein

Biograph ſchon die Hälfte getan zu haben glauben darf, wenn ihm die nötige überſchwängliche, den Boden der Tatſachen möglichſt wenig berührende, ſchönredneriſche Begeiſterung zur Verfügung ſteht. Ein Gottſched-Biograph, der dieſes Namens auch nur nicht ganz unwert erſcheinen will, hat es ſchwerer; ſchon deshalb, weil Gottſcheds Lebensarbeit nahezu auf alle Gebiete des Kulturlebens hinübergreift. Er hat es doppelt ſchwer, weil er Schritt für Schritt noch immer erſt hartgefrorene, faſt unüberwindlich ſcheinende Vorurteile wegzuräumen hat, die nach wie vor hartgefroren zu erhalten die gelehrte und ſchriftſtellernde Welt Deutſchlands leider den beſten Willen zu haben ſcheint.

Ob ich der ſchwierigen Arbeit einigermaßen gewachſen ſeyn werde, das mögen Andere beurteilen. Ich bitte nur, an dieſer Stelle kurz erklären zu dürfen, wie ich mein Werk angeſehen wiſſen möchte.

Schon der Titel macht es offenbar, daſs ich mich nicht eigentlich mit der troſtloſen ‚deutſchen Litteratur‘ der Gottſchedepoche, ſondern ſo ausſchließlich wie möglich mit Gottſched ſelbſt zu beſchäftigen gedenke.

Die Litteratur der Gottſchedzeit, bis hinauf zu der Jugendſchriftſtellerei Leſſings und dem klopſtockiſchen ‚Meſſias‘, kommt für mich nur dann in Frage, wenn ſie Veranlaſſung bietet, den Karakter und das Wirken Gottſcheds zu beleuchten. Dieſe ganze ‚Litteratur‘ iſt, als etwas unbedingt Erledigtes, um ihrer ſelbſt willen für mich nicht vorhanden. Die eigentliche Litteratur der Gottſchedepoche bilden einzig und allein die Schriften Gottſcheds; und höher als dieſe ſteht die Perſönlichkeit deſſen, der ſie ſchrieb; ſteht dieſer unvergleichliche, feſt und zielbewuſſt in ſich ruhende Mann, der, wie vielleicht kein zweiter in Deutſchland, ſein Volk, ſein Vaterland und vor allem ſeine Sprache geliebt, um dieſer wahrhaft gränzenloſen Liebe willen allen Undank einer ebenſo gedanken- wie urteilsloſen Mit- und Nachwelt erlitten hat. Wer anderes von meinem Werke erwartet, etwa eine zweite, nur etwas verbeſſerte und vermehrte Auflage des Buchs von Waniek: wird leider enttäuſcht werden. Wer aber Freude daran hat, daſs ich

meinem Volke eine bisher im wesentlichen ganz falsch und lieblos beurteilte große Persönlichkeit unserer Geschichte in ihrer vollen, wahren Größe zum Bewusstseyn bringe: der wird vielleicht noch manches an meiner Arbeit auszusetzen haben aber trotzdem nicht ganz unzufrieden mit ihr seyn.

Auf diese Leser freue ich mich — ihnen vor allem ist mein Buch gewidmet; und es wäre mir ein spätes Lebensglück, wenn der Kreis dieser Leser groß und immer größer würde.

Wie alle meine Gottsched-Bücher Werke der Liebe sind, so ist auch dieses ein Werk meiner opferfreudigen, in sich selbst ihren schönsten Lohn findenden, Liebe zu meinem großen und edlen ostpreußischen Landsmanne. Nun weiß ich wol, dass mit Liebe allein noch wenig getan ist auf einem Gebiete, wo es zuerst und zuletzt auf Geist, auf Urteil und noch manches andere ankommt, von dem ja jeder nur ein weniges zugeteilt erhält; falls er nicht etwa zu den Wenigen gehört, die auf den Höhen der Menschheit wandeln und wirken. Wenn jedoch Thomas a Kempis einmal sagt: „Das allerhöchste Werk ist nichts nütze ohne Liebe; was aber aus Liebe geschieht, ist sehr fruchtbar, wie klein und gering es auch ist" — so darf auch ich vielleicht hoffen, in meiner glanzlosen Tiefe doch noch einmal die bisher ausgebliebenen Früchte all' dieser Liebesarbeit zu erleben.

Mit dieser Hoffnung im Herzen sende ich den Anfang meines Werkes in die Welt. Sollte ich die Veröffentlichung seines Endes nicht mehr erleben: so wird mir trotzdem das Bewusstseyn, selbstlos einer großen und nötigen Aufgabe einen Teil meines Lebens, viel von meiner besten Kraft und die ganze Liebe meiner absteigenden Jahre gewidmet zu haben, das Scheiden aus dieser Welt der Täuschungen und Enttäuschungen verklären.

R.

Gottſched

Erſter Band

Einleitung

Deutſchland vom weſtfäliſchen Frieden bis zum Auftreten Gottſcheds

Der Wiſſenſchaften Blumenfeld,
Lag ſo viel Zeiten ganz zertreten:
Man trieb die Muſen aus den Städten,
Und ihrer Söhne Schaar ward Kriegern beygeſellt:
Die Lanzen härteten zum Kiel gewöhnte Hände:
So litten Kirch und Staat, das Recht und alle Stände.

Gottſched

Nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges war bis auf weiteres das Geſchick Deutſchlands beſiegelt worden. Politiſch ein ungeordnetes Chaos, über deſſen Herzogtümern, Fürſtentümern, Pfalzgrafſchaften, Markgrafſchaften, Landgrafſchaften, Grafſchaften, Herrſchaften, Erzbistümern, Bistümern, Abteien, Probſteien und Reichsſtädten (das Königreich Böhmen nicht zu vergeſſen) zwar immer noch ein, unausgeſetzt deutſches Geld und deutſche Soldaten für ſeine auswärtigen Eroberungen heiſchender, Schattenkaiſer aus dem Hauſe Habsburg das morſche Reichszepter ſchwang; in welchem aber kein einheitlicher, dem Wohle des Ganzen gewidmeter Wille mehr geſtaltend waltete, und die Selbſtſucht der zu vielen Dutzenden vorhandenen Fürſten und Fürſtchen ſich auf Koſten des, ſchutzlos fremden Mächten preisgegebenen, Reiches mit Vaſallengeldern, und zwar vorwiegend mit dem Golde des Franzoſenkönigs, bereicherte — hatten ſeine Bürger in geiſtiger Beziehung jede Selbſtändigkeit, in ſittlicher Beziehung ſo ziemlich alle guten Eigenſchaften früherer Zeiten eingebüßt. Fortgeſchwemmt waren die ſchönſten und echteſten Züge des Volkskarakters: die mannhafte Treue; die zu jedem Opfer

bereite Hingebung; der unwiderſtehliche Zug zur Wahrheit; alle Begriffe von Ehre und Recht. Die Volkskraft war gebrochen; das Geld knapp; die Lebensmittelpreiſe waren faſt unerſchwinglich hoch geworden. Die Zolllaſten ſtiegen aufs unerträgliche. Gruben und Werke verfielen, weil es an Arbeitkräften fehlte. Gewerbe und Kunſtinduſtrie verkamen und wurden durch ſchrankenloſe Einführung franzöſiſcher Induſtriewaaren vollends vom deutſchen Markte verdrängt, an dem vorbei das Geld ins Ausland floſs. Die Hanſa, einſt die Mitbeherrſcherin der Erde, war vernichtet. Während Holland und England in aller Welt reiche Beute machten, lag die deutſche Flagge ohnmächtig und verhöhnt im Staube. Das deutſche Volk war ein Spielball der Fremden geworden. Dynaſtiſche Zänkereien auf der einen, religiöſe Streitigkeiten auf der andern Seite zerrütteten das auf viele Dutzende von Einzelvaterländchen verteilte Volk mehr und mehr. Ausſchließlich mit den Sorgen teils um das jenſeitige Heil, teils um das dürftige diesſeitige Wohl beſchäftigt, verkümmerten die geiſtigen Kräfte, an denen es trotz alledem auch in dieſer troſtloſen Zeit nicht ganz fehlte. Statt der humaniſtiſch gebildeten Lehrer von ehemals, erzogen jetzt abgedankte rohe Feldwebel und Trompeter die deutſche Jugend zur Unwiſſenheit und zu knechtiſchem Gehorſam. Die Gymnaſien giengen zum großen Teil ein. Die Hochſchulen, an denen ein geiſtloſes, pedantiſches, von Politik und deutſcher Geſchichte nichts wiſſendes Profeſſorenvolk ſein biſschen Grammatik, Logik und Rhetorik[1] und recht viel orthodoxe Dogmatik verſchleißte, führten ein kümmerliches Daſeyn; viele der wenigen noch vorhandenen Studenten muſſten im Sommer Kriegsdienſte nehmen, um von dem dabei erſparten Gelde im Winter ihr Leben an der Hochſchule beſtreiten zu können. Von dem großen Aufſchwung der Geiſter und Gemüter zur Zeit der beginnenden Reformation war nichts mehr zu ſpüren. Alle freien

[1] Selbſt das Wenige, was in dieſer Beziehung an den Hochſchulen geleiſtet wurde, fand bei vielen gelehrten Männern Misfallen. So hielt z. B. der Juriſt Bode, ein halliſcher Hochſchulgenoſſe des Thomaſius, die Logik für „Poſſen müßiger Leute“ und die Rhetorik für eine verächtliche Kunſt, weil ſie „von der Erbſünde, in Worten eine Zierde zu ſuchen, komme“!

Regungen waren von dem Absolutismus und vor allem von der ebenso knechtseligen wie herrschsüchtigen protestantischen Orthodoxie erstickt worden. Während sich in den anderen europäischen Staaten die Aufklärung siegreich durchzusetzen begann, herrschte in Deutschland pfäffische Beschränktheit, Unduldsamkeit, Kriegselend, Unbildung und Not; von echter Religiosität aber war zugleich fast jede Spur verloren gegangen.[2] Der Humanismus mit seiner freiheitlichen Gesinnung, der autoritätfeindliche Mystizismus: sie waren erstorben. Der blinde Buchstabenglaube, dem es für ein unsühnbares Verbrechen galt, auch nur an einem Worte der Bibel zu deuteln, hielt alles in seinem Bann. Thomas von Acquino wurde wieder als „der Fürst der Moralisten" gefeiert; Suarez, der jesuitische „Anker der Päpste", als „der Papst der Metaphysiker". Die Philosophie ward, als Weisheit des Fleisches, zur verabscheuungwürdigen Feindin der Kirche gestämpelt und rücksichtlos unter das Joch der Bibel und des misverstandenen Aristoteles gebeugt. Natur und Wissenschaft galten für Teufelswerk; mit erbarmungloſem Eifer wurde nach den Unglücklichen gespäht, die angeblich einen Bund mit dem Teufel geschlossen hatten: Hexen und Ketzer wurden mitleidlos verfolgt und vernichtet. Statt des derben, ehrlichen deutschen Wortes Luthers erklang auf Kanzeln und Kathedern das leerste, von gelehrten Fremdwörtern überwucherte, vorwiegend lateinische Gewäsch. Das Recht des Individuums, für das doch selbst Männer wie Melanchthon und Luther noch ein gewisses Verständnis besessen hatten, wenn sie auch in dem wunsch-, willen- und rechtlosen, demütig vor seinem Landesherrn ersterbenden Untertan das Ideal eines guten Christen erblickten — das Recht des Individuums war wieder beseitigt. Aus einem Volke von freien, stolzen, bildung- und kunstfrohen Männern war ein Volk von Knechten geworden, das nicht nur vor den verschiedenen Landesherren, sondern auch vor deren Maitressen, vor Hofschranzen und Pfaffen feig und würdelos auf allen Vieren kroch. Es gab

[2] Schon 1689 klagte Thomasius in den ‚Freymüthigen Gedancken, (S. 1089), dass „im Wehr-, Lehr- und Nehrstande alles von unchristlichen Christen überhäufft" wäre.

keine unabhängigen Beamten, keine unabhängigen Gelehrten mehr. Den höchſten Ehrgeiz dieſer, dem eigentlichen Volke hochmütig abgewendeten „Säulen des Staates und der Wiſſenſchaft“ bildete die Erſchleichung eines gnädigen Lächelns ihrer Fürſten und deren Geliebten. Selbſt die Geiſtlichkeit lag vor den Gewaltigen im Staube und entſchädigte ſich dafür an dem „gemeinen Volke“, das natürlich noch ungebildeter, verwahrloſter und entmannter war als ſeine „gebildeten“ oder gelehrten Peiniger; das ſich ruhig wie rechtloſes Vieh behandeln oder als Kanonenfutter verkaufen ließ und ohne Murren zuſah, wie verſchwenderiſche Fürſtendirnen in Geſellſchaft ihrer hohen Liebhaber ſein, ihm entpreſſtes, Geld vergeudeten. Unter ſolchen Umſtänden konnte natürlich von einem völkiſchen Ehr- und Selbſtgefühl keine Rede ſeyn. Der völkiſche Gedanke, der im Reformationszeitalter doch wenigſtens in einigen Köpfen gelebt, und ſich einerſeits in den Beſtrebungen der Kurfürſten um die Schaffung eines einheitlichen Reichsregimentes, einer deutſchen Kirche, andererſeits in der Tätigkeit eines Luther und Ulrich von Hutten kenntlich gemacht hatte, war jetzt erloſchen. Statt eines völkiſchen, aus den Bedürfniſſen deutſchen Weſens hervorgewachſenen Rechtes, herrſchte ein, knechtſelig und buchſtabengläubig aus der Bibel, dem falſchverſtandenen Ariſtoteles und dem Corpus juris zuſammengeflicktes Unding, das jeden Rechtsbegriff, jedes Rechtsgefühl zu Grunde richtete. Statt einer großzügigen deutſchen Politik wurde nach außen höfiſche, von bedenkenloſer Großmannsſucht keineswegs freie Hausſtreberei getrieben; während im Innern das Hofſchranzentum und in ihrem Gefolge Kabinettsjuſtiz, ſchranken- und ſyſtemloſer Steuerdruck, Bureaukratismus und Polizeiaufſicht ſelbſtherrlich ſchalteten.

So war es denn kein Wunder, daſs in dieſem ungebildeten, von einer bildung- und weltfeindlichen Geiſtlichkeit geknebelten und entehrten Volke Kunſt und weltliches Schrifttum ſchlecht geachtet waren und nur noch eine dürftige Pflege fanden; daſs zumal die Schaubühne geradezu verhaſſt war, ſich faſt ausſchließlich auf den niedrigſten Marktpöbel angewieſen ſah und ſich dementſprechend in einem hoffnungloſen Zuſtande befand. Die bereits von den Humaniſten aufgeriſſene Kluft zwiſchen Gebildeten

(d. h. Gelehrten) und Ungebildeten wurde jetzt noch erweitert und in einen toten Gegensatz von Lateingelehrten und Pöbel umgewandelt. An ein herkömmliches, unlebendiges Latein gefesselt, fehlte der völlig verwilderten deutschen Wissenschaft jede Fühlung selbst mit den dort und hier noch vorhandenen lebendigen Kräften des Volkes. Die Muttersprache war verachtet als Sprache des Pöbels. Nur ausnahmsweise besaßen Gelehrte eine dürftige Gewandtheit in der Beherrschung der deutschen Sprache, deren Reichtum sie nicht kannten, deren schlummernde Schönheit ihnen verborgen war. Es half nichts, daß Johann Balthasar Schupp (1610—1661) erklärte: „Es ist keine Sprache an eine Facultät gebunden, auch keine Facultät an die Sprache, warum soll man nicht eben so wohl in der teutschen, als in der lateinischen Sprache sehen, was recht oder unrecht sey? Ich halte man könne einen Krancken so wohl auff Teutsch als auff Griechisch oder Arabisch curiren. Es ist der allergrößten Thorheiten eine, so unter den Gelehrten getrieben wird, daß man die Kunst Latein zu reden der Jugend in Latein fürmahlet, so daß man zehen oder mehr Jahre auff die lateinische Sprache wendet, da man kaum 3 oder 4 Jahre sich auf die Facultät legen kan." Trotzdem, dass ihn seine Marburger Kollegen für ein „rarum ingenium" hielten, blieben seine Mahnungen ohne Wirkung; ja der lateingelehrte Pöbel sorgte sogar dafür, dass der lästige Mahner, der als Bevollmächtigter des Landgrafen von Hessen sich bei den Friedensverhandlungen in Osnabrück und Münster sehr verdient gemacht hatte, allgemach in Vergessenheit gestürzt wurde; aus der ihn erst Wachler und Ebert im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhundert hervorzogen. Gleich wie Schupp[3], so blieben auch die wenigen andern Männer, die schüchtern für die Heimatsprache einzutreten wagten, Prediger in der Wüste; und sie konnten schon deshalb nicht in die Tiefe und Weite wirken, weil sie selbst noch ein sehr ungeordnetes, unreines und

[3] Schupp oder Schuppius, der auch einige Zeit in Königsberg studiert hatte, schrieb natürlich vorzugsweise ebenfalls lateinisch; erst zwei Jahre vor seinem Tode (1659) wagte er sich mit dem ersten seiner wenigen deutschen Bücher ans Licht.

ungelenkes Deutſch redeten und ſchrieben; ein Deutſch, bei dem „jedem Hören und Sehen“ vergehen muſſte (G. Burkardt). Denn ſo bedeutſam auch die Beſtrebungen eines Opitz und ſeiner unmittelbaren Nachfolger für eine Weiterentwickelung und Verfeinerung des Lutherdeutſch geweſen waren, und ſo viel Anerkennenswertes auch von Grammatikern wie Schottel, Bödiker und Morhof für eine geſetzliche Regelung der hochdeutſchen Sprache geleiſtet worden war: über ein beſcheidenes Maß giengen alle dieſe Beſtrebungen nicht hinaus; und der allgemeinen Unſicherheit in Beziehung auf das, was nun wirklich in Deutſchland für gutes, reines und richtiges Hochdeutſch zu gelten habe, entſprach einerſeits die Ungewandtheit, mit der ſich ſelbſt Männer wie Helvic, Jung, Leibniz, Schottel, Stieler u. a. ihrer Mutterſprache bedienten, andererſeits die Unluſt der Gelehrten und Weltleute, Deutſch zu ſprechen und zu ſchreiben. Im großen und ganzen bot auch die deutſche Sprache ein Bild troſtloſeſter Verwüſtung. Es gab keinen Satz, keine Wortverbindung, die nicht irgendwie nach dem Ausland ſchmeckte. Luthers Bibelüberſetzung ſchien vergeſſen; die ſelbſtbewuſſte friſche Kraft der Huttenſchen Streitſchriften war geſchwunden; und ſelbſt der Humor der Volksliteratur des 15. und 16. Jahrhunderts kam in deutſcher Sprache nicht mehr zum Ausdruck. Es fehlte vor allem, trotz Opitz und den andern Sprachmeiſtern, an einem Geſetzgeber, der den Deutſchen eine allgemein giltige Sprache zu ſchaffen, beziehungweiſe aufzuzwingen, verſtanden hätte. Wenn noch im Jahre 1658 — zu einer Zeit alſo, da die Sprache Luthers bereits veraltet und für die Gedankenwelt der Gebildeten, ſelbſt nur des proteſtantiſchen Nordens, ein unzureichendes Ausdrucksmittel geworden war — der Sprachmeiſter Johann Rudolf Sattler meinen konnte, daſs es „in Teutſchland zu eines jeden freyen willen ſteht, in reden und ſchreiben Teutſcher Sprach zu folgen wem er will“: ſo wird dadurch nicht nur die ungegründete Behauptung Raumers, daſs ſeit 1600 Luthers Sprache die Bücherſprache der Katholiken und Proteſtanten geworden war, widerlegt (wie dies bereits 1884 Karl Burdach in dem Buche „Die Einigung der neuhochdeutſchen Schriftſprache“ nachgewieſen hat); ſondern es läſſt ſich auch

begreifen, warum die Gebildeten Deutschlands damals und bis in das erste Viertel des 18. Jahrhunderts hinein keine Neigung empfanden, sich in einer Sprache auszudrücken, in der eigentlich nichts feststand.

Ein weiteres Unglück für die Ausbreitung unserer Sprache war es, daſs die Reinigung der Sprache von allen Fremdwörtern in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Männern betrieben wurde, die in ihrem durch keinen Geschmack, durch kein sicheres Sprachgefühl gezügelten Übereifer den Fluch der Lächerlichkeit auf dieses an sich höchst nötige Reinigungverfahren luden. Mit gutem Grunde hatte Schottel seine „teutsche Haubtsprache" darüber klagen lassen, daſs „kein Wort mehr ihr eigen" sey; aber mit ebenso gutem Grunde durften Männer wie Kaspar Ziegler u. a., die sich bereits dann und wann, zwar ungelenk aber doch mit sichtlicher Liebe, ihrer Muttersprache bedienten, den „Klügelnden, fast läppischen und nur nicht fantastischen ingeniis, so der deutschen Sprache durch ihre unreiffe unnd ungestaltzene Verbesserung mehr Schimpff als Ehre anthun", eine spöttische Abweisung zu Teil werden lassen. Denn was sollte man von „Verdeutschungen" halten, die aus einem Fenster einen „Tagleuchter", aus einer Pistole einen „Reitpuffer", aus einem Stiefel eine „Beinscheide", aus einer Mutter eine „Säuge" und aus einem Kloster einen „Jungfernzwinger" machten? Zehsen, der damals viel verlachte „Käse-Philipp" (Thomasius), und seine Mitarbeiter meinten es zweifellos sehr gut. Aber mit dem guten Willen war auf diesem Gebiete leider nicht nur wenig auszurichten, sondern er allein muſste sogar schädigend und hemmend wirken; jedenfalls trug diese abgeschmackte Verdeutschungarbeit viel dazu bei, die deutsche Sprache den Gelehrten sowol als auch den Gebildeten immer noch widerwärtiger zu machen. Man fürchtete, mit einem solchen angeblich reinen Deutsch dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen, und hielt um so treuer hier am Lateinischen, dort am Französischen fest. So hatte die Arbeit der zweifellos gut völkisch gesinnten Sprachreiniger mehr Unheil als Segen gewirkt; und weil auch um 1700 noch kein Mann vorhanden war, der in Beziehung auf Sprach-

reinheit und Sprachrichtigkeit für eine anerkannte Autorität hätte gelten können: so blühte nicht nur dort, wo man sich der deutschen Sprache bediente, die Fremdwörtersucht uneingeschränkt weiter; sondern auch „die unbeschreibliche Zersplitterung der deutschen Sprache" (Burdach) herrschte noch ziemlich in demselben Umfange wie um 1600. Man braucht nur die Schriften des von guter deutscher Gesinnung erfüllten und so nachdrücklich für die Muttersprache eintretenden Thomasius zu durchblättern, um sich darüber klar zu werden, wie es selbst noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts in dieser Beziehung bei uns aussah. Selbst Leibniz, der, von Thomasius angeregt, mit manchem Andern klar erkannt hatte, dass dem deutschen Volke nur durch eine Wiedereroberung und endgiltige Vervollkommnung seiner Sprache geholfen werden konnte; der gelegentlich über den „abscheulich überhand genommenen Mischmasch" klagte und darauf hinwies, dass „die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verlust der Freyheit und ein fremdes Joch mit sich führet" — selbst Leibniz konnte hierin nichts ändern; und seine nur sehr wenig umfangreiche deutsche Schriftstellerei hat keine unmittelbare Wirkung auf die Entwickelung der deutschen Sprache seiner Zeit ausgeübt. Wol hatte Leibniz in seinen deutschen philosophischen Abhandlungen schon einen sehr bedeutsamen Schritt gemacht, um die deutsche Sprache als Ausdrucksmittel für die höchsten wissenschaftlichen und philosophischen Aufgaben zu gebrauchen, sie zu einer Sprache der Wissenschaft zu gestalten; aber seine Sprachform, seine Satzfügungen und sein Wortschatz trugen nur ein vergängliches und zufälliges Gewand; und zumal seine Rechtschreibung war noch so schwankend und schloss sich dem regellos Überlieferten so ganz ohne Selbständigkeit und vor allem mit einer von Zufallsneigungen abhängigen, jedes wissenschaftlichen Ernstes baren Laune an: dass seine deutsche Schriftstellerei schon aus diesem Grunde zu keiner bahnweisenden Wirkung und grundlegenden Bedeutung kommen konnte. So blieb denn auf diesem Gebiete bis ins 18. Jahrhundert hinein Opitz noch immer die vornehmste Autorität; obwol sein schlesisches, ungelenkes Deutsch keineswegs die Eigenschaften besaß, um eine herrschende, allgemein giltige

Bedeutung beanſpruchen zu dürfen. Aber Opitz hatte wenigſtens den einen großen Vorzug gehabt, der ihn für eine geraume Zeit zu einer führenden, ausſchlaggebenden Stellung befähigte: er hatte an ſich und ſeine Sprache feſt geglaubt, ſich niemals von Zweifeln anfechten, niemals vom Kleinmut ſchwach machen laſſen. Was er gegeben hatte, war in ſich abgeſchloſſen geweſen und hatte einer, wenn auch noch ſehr beſchränkten und pedantiſchen Geſetzmäßigkeit nicht entbehrt. Wol war er noch der Anſicht geweſen, daſs der deutſchen Sprache nur geholfen werden könnte, wenn der deutſchen Poeſie geholfen würde, der Poeſie, die er in einer gewandten Reimerei erblickte. Aber darin, daſs „dieſer Plagiator im allergrößten Stil“ (H. Rückert), den die Göttin Philoſophie niemals auch nur mit dem Zipfel ihres Gewandes berührt, der nie einen eigenen, neuen oder gar einen poetiſchen Gedanken gehabt, der nie eine Faſer ſelbſttätigen, urſtändigen Geiſtes, nie einen Blick für Leben und Wirklichkeit beſeſſen hatte — darin, daſs dieſer reimluſtige Philolog von ſeinem Standpunkt aus alles tat, was er tun konnte, lag doch bereits ein großer Segen. Denn was der gereimten, pedantiſch an regelmäßig wiederkehrende Hebungen und Senkungen gebundenen ſogenannten „Dichterſprache“ an Sorgfalt zugewandt wurde, weil man ſie für etwas Edleres hielt als die ungebundene Rede: das kam, wenn auch nur mittelbar, ſo doch nicht weniger zugleich der verachteten „Sprache des Pöbels“ zu gute. Und in der gebildeten Geſellſchaft, deren neue Anfänge erſt durch Ludwig von Köthen, den Begründer der ‚fruchtbringenden Geſellſchaft‘ (1617), für Deutſchland im engſten Rahmen geſchaffen worden waren, entwickelte ſich bald ein reger Eifer für dieſe Wiedergewinnung- und Reinigungbeſtrebungen, die dann ſchließlich zu der Proſa eines Thomaſius, Leibniz, Wolf, Mencke, Mosheim und Brockes führten; ohne deren neue, wenn auch noch lange nicht zureichend gereinigte, geregelte und ſchmiegſame Proſa die Schaffung einer endgiltig gereinigten und geregelten, und vor allem einer anmutig geglätteten, beſeelten, allen Forderungen des Geiſteslebens gewachſenen deutſchen Sprache in Poeſie und Proſa durch Gottſched und ſeine Schüler, beziehungweiſe Nachfolger, kaum möglich geweſen wäre.

Wie auf dem Gebiete der Sprache ſo befand ſich auch auf dem Gebiete der Dichtkunſt und der Wiſſenſchaft alles im Wirrwarr, alles in Auflöſung: entſprechend den politiſchen Zuſtänden des damaligen Deutſchlands. Das deutſche Schrifttum war allgemach auf eine Stufe der Volkstümlichkeit hinabgeſunken, die an die Sumpfniederungen der Gemeinheit kaum noch nur gränzte. Trotz aller, in ihm oft genug zur Geltung gebrachten urwüchſigen, witz- und gedankenreichen Kraft, war es zu Ende des 16. und im erſten Viertel des 17. Jahrhunderts dadurch, daſs es faſt ausſchließlich von Männern des Volkes für das niedere Volk geſchaffen und vorwiegend als Waffe in den zwar mit viel friſchem Geiſt, aber auch mit aller derben, bis zur Roheit ausartenden Rückſichtloſigkeit geführten religiöſen Zwiſten verwandt worden, um jede Würde gekommen. Und wenn auch dieſes, den Todeskeim in ſich tragende deutſche Schrifttum durch Dichter, wie Weckherlin, Opitz, Dach, Logau, Gerhardt, Fleming, durch Bühnendichter und Romanſchriftſteller wie Gryphius, Reuter, Grimmelshauſen, nicht zum wenigſten aber durch die Mitarbeit mancher hochadligen und ſogar fürſtlichen Dichter, Kunſt- und Schriftfreunde, zu neuem, edlerem Leben erweckt worden war: ſo machten die Karakterloſigkeit der Zeit und der troſtloſe Tiefſtand der allgemeinen Bildung, des geſellſchaftlichen Lebens zumal, es doch unmöglich, daſs aus dieſen edleren Beſtrebungen ein gefeſtetes Geiſtesleben höherer Art ſich entwickelte. Religiöſe Unfreiheit und politiſche Rechtsunſicherheit, um nicht zu ſagen Rechtloſigkeit auf der einen, bettelhafte zu jeder entſchiedenen, mannhaften Lebens- oder Willensäußerung unfähige Streberei, Leiſetreterei und Liebedienerei auf der anderen Seite verhinderten das Aufkommen eines edlen, unabhängigen weltlichen Schrifttums; um ſo mehr, als die auch damals ſchon unausrottbar ſcheinende Sucht, ſich die Vorbilder für das dichteriſche Schaffen aus allen Kulturländern Europas zu holen, das Fortbauen auf der eigenen heimiſchen Grundlage unmöglich machte. Hatte ſich die opitziſche Nachahmung der franzöſiſch-holländiſchen Renaiſſanzedichtung im allgemeinen noch immerhin durch eine gewiſſe männliche Herbheit ausgezeichnet;

so führten die bereits unter italienischem Einfluss stehenden Pegnitzschäfer eine süßlich-spielerische, inhaltlich unbedeutende Reimerei bei uns ein, die dem spanisch-italienischen Manirismus der zweiten schlesischen Schule den Boden bereitete. Als dann diese, selbst von einem Thomasius für Dichter ersten Ranges gehaltenen schlesischen Meister ihre Arbeit zu verrichten begannen; und sich alsbald mit ihrer „galanten" Kunst eine Flut hochtrabenden, flachen, jeder Natürlichkeit baren Schwulstes und frechster Gemeinheit über Deutschland ergoss: da wuchs sich das durch die Opitz-Epoche mit unzureichenden Kräften bei Seite gedrängte Unwesen aus der Vor-Opitzischen Zeit neuerdings ins Große aus; und Deutschland schien endgiltig der Barbarei verfallen zu sollen. Selbst die Einzelbestrebungen der Christian Weise, Canitz, Besser, Neukirch, Wernicke, Richey, Günther, Brockes u. A. konnten im Grunde nicht viel bessern. Denn diese Männer waren teils einseitig beschränkt, teils als Persönlichkeiten zu unbedeutend; teils auch lag der eigentliche Schwerpunkt ihrer Lebensarbeit wo anders als dort, wo deutsche Dichtung und Sprache um Seyn oder Nichtseyn kämpften.

Philosophie und Wissenschaft hatten sich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in lateinisch oder französisch geschriebenen Werken still weiterentwickelt, ohne dass dem völkischen Kulturleben dadurch eine bemerkenswerte Förderung zu Teil geworden war. Eine gewisse Bewegung hatte sich zwar der gelehrten Geister bemächtigt, als „der furchtbare Störenfried der zünftigen Gelahrtheit" (H. v. Treitschke), der tief religiöse und fromme Samuel Pufendorf, angewidert von der scholastischen Theologie seiner Zeit, den Mut gefunden, sich, in Anlehnung an das voraussetzungslose Denken des Auslandes, auf sich selbst zu stellen. Unerhört schien es den deutschen Perücken, dass da plötzlich ein Mensch unter ihnen aufstand, der es für einen „verhängnisvollen" Irrtum hielt, dass man in Aristoteles den Gipfel aller menschlichen Weisheit erblickte; der sich an Grotius und Hobbes gebildet hatte; der das „sanctissimum corpus juris" rücksichtlos verspottete und die Welt aus der Vernunft, nicht aus der Bibel und dem Aristoteles, verstehen wollte. Die frische, frohe Kampfnatur dieses „größten Publizisten der alten Reichszeit" (Treitschke)

ſchien wirklich wie ein reinigendes Gewitter in die dumpfe Stickluft des Reiches fahren zu wollen; und ein Heer von Feinden ſtellte ſich ihm frühzeitig entgegen. Aber der Kampf, den er durch ſeine lateiniſche Schriftſtellerei[4] entfachte, blieb doch auch nur auf die zünftige Welt beſchränkt; und wenn er als Severinus de Monzambano die geſpenſtiſche Fabelwelt der Reichspubliziſtik mit der Fackel einer wiſſenſchaftlichen Kritik beleuchtete; wenn er es ſelbſt an Spott und Hohn nicht fehlen ließ, um der geſpreizten Feierlichkeit gelehrter Gedankenarmut die Maske vom Geſicht zu reißen: ſo ſickerte von alle dieſem doch kaum etwas in die Seele des deutſchen Volkes hinab. Volkstümliche Wirkungen lagen auch gar nicht in der Abſicht des Mannes, der, wie ſeine Briefe an Thomaſius beweiſen, ein fürchterliches Deutſch redete und ſchrieb; der dem „Pöbel" jedes Stimmrecht abſprach, und die Leibeigenſchaft für den beſten, den einzig natürlichen Zuſtand der „Canaille" hielt. Deshalb ſoll jedoch die Lebensarbeit Pufendorfs, der das Naturrecht des Menſchen auf die weltliche Grundlage zu ſtellen und der Kirche jede Berechtigung zur Herrſchaft im Staate abzuſprechen wagte; der wenigſtens für jedes Glaubensbekenntnis, das Gott und die Unſterblichkeit der Seele nicht leugnete, Duldung forderte; der die Begründung eines ſtarken einheitlichen Heeres für notwendig hielt und für eine Beſeitigung aller Rechte und Vorrechte der einzelnen Stände, für eine allgemeine, ſelbſt den Fürſten nicht zu erlaſſende Steuerpflicht eintrat — deshalb ſoll, ſage ich, die Lebensarbeit dieſes in ſeiner Weiſe gewaltigen Mannes nicht unterſchätzt werden. Es war in damaliger Zeit ſchon ein Verdienſt, das unnatürliche Übergewicht der gelehrten Berufe auf deutſcher Erde zu beklagen und zu bekämpfen; und ſelbſt ſeine Schwärmerei

[4] Das Wenige, was P. deutſch geſchrieben, gehört ſachlich leider nicht zu ſeinen bedeutendſten Schriften; und ſeine weitſchweifige ſteife, mit Fremdwörtern aller Art überladene Sprache kommt für die Entwickelungsgeſchichte des Hochdeutſchen gar nicht in Frage; obgleich der junge Gottſched ihm 1726 (Vern. Tadl. II 15) alle „Haupttugenden einer hiſtoriſchen Schreibart" nachrühmte und behauptete, daſs er „rein, deutlich, nachdrücklich und kurz" ſchriebe.

für eine ganz unbedingte Fürstengewalt, der die Forderung einer unbedingten Unterwerfung der Bürger unter den Willen des Herrschers, einer unbedingten Zufriedenheit mit der jeweiligen Staatsverfassung, gesellt war, wird man verstehen und billigen können, wenn man die Zeitverhältnisse betrachtet, aus denen sie entsprangen. Als das Gold des Franzosenkönigs an allen deutschen Höfen umlief und Frankreich auf deutschem Boden von Jahr zu Jahr mächtiger wurde: da hatte dieser, bis ins Alter hinein heimatlose, Kämpfer den Mut, der Politik Frankreichs und seiner Verbündeten unerschrocken die Maske abzureißen und denen, die es angieng, den Beweis zu liefern, dass die Franzosen nur den einen Wunsch hegten, auch den letzten kümmerlichen Rest der deutschen Freiheit zu vernichten. Diesen, tief in dem deutschen Manne wurzelnden Hass gegen das übermächtig gewordene Frankreich muss man in Rechnung setzen, wenn man sein brennendes Verlangen nach einer absoluten Monarchie, nach einer von allen irdischen Gesetzen entbundenen souveränen Gewalt, gerecht bewerten will. Was konnte damals in sich berechtigter seyn als die Hoffnung auf den einen tatkräftigen, unbeschränkten Willen, der das zerfahrene deutsche Volk mit einheitlicher Gewalt zu leiten vermochte? Wol war der Mann, der die erste Lebensgeschichte des großen Kurfürsten, seines allzuspät auf ihn aufmerksam gewordenen Gönners, schreiben durfte, nicht weitsehend genug, um die große Zukunft, die völkisch-geschichtliche Sendung der Hohenzollern vorauszuahnen; aber er hatte doch bereits ein klares Bewusstseyn davon, dass Deutschland unter einer starken Krone den Franzosen überlegen und für ganz Europa furchtbar seyn würde. Freilich: der kühne Feind des Papsttums, der im Jahre 1687 jene Grundsätze der Kirchenpolitik aufstellte, die erst im neugegründeten Deutschen Reiche durch Bismarck zur Anwendung gelangten, blickte noch mit einem gewissen Vertrauen auf das katholische Österreich. Und obgleich er die Hohlheit der über ihren europäischen Plänen die Wohlfahrt Deutschlands vernachlässigenden, habsburgischen Staatskunst erkannte: so lag ihm doch der Gedanke ganz fern, den habsburgischen Kaiser als den Pfahl im Körper des Reichs zu brandmarken. Österreich sollte,

auch nach Pufendorfs Meinung, der eigentliche Mittelpunkt Deutſchlands bleiben und nur durch die Mitwirkung der anderen größeren deutſchen Staaten etwas in Schach gehalten werden. In einer Vernichtung oder Ausſchließung Öſterreichs, wie ſie damals von Dieſem und Jenem gefordert wurde, ſah er ein Unglück für Deutſchland, aus dem einzig und allein Frankreich Vorteil ziehen würde. Andererſeits aber verlangte er für jeden Staat, alſo auch für den deutſchen, Einheit des politiſchen Willens, Gleichheit der Sprache, der Sitten, der Intereſſen. Er riet den evangeliſchen Fürſten Deutſchlands, die geiſtlichen Gebiete in weltliche evangeliſche Staaten umzuwandeln und dadurch die politiſche Macht des Papſttums im Reiche zu vernichten. — Kurz: in ſtaatsrechtlichen und ſtaatspolitiſchen Dingen ſah und forderte er vielfach das Richtige; und als ſein Hauptverdienſt wird die Rückſichtloſigkeit, mit der er die Feſſeln des Rechts zerbrach und (in einer Zeit, da die zehn Gebote für das oberſte Geſetz des Staatslebens galten) dem Staate die volle Freiheit, ſeine Geſetze nach den Bedürfniſſen der Gegenwart zu bilden und zu entwickeln, wahrte, allezeit von einer dankbaren Nachwelt anerkannt werden müſſen. Pufendorf ſteht zweifellos „in der Reihe jener arbeitfrohen Männer, die unſere zum Tode erſchöpfte Nation langſam wieder einführten in den Kreis der Kulturvölker“ (Treitſchke); aber das darf uns nicht abhalten, auch in ſeiner Lebensarbeit nur Bruchſtücke der damals für Deutſchland ſo dringend notwendigen allgemeinen völkiſchen Kulturarbeit zu erblicken. Er war ein politiſch und geiſtig vielfach aufgeklärter und aufklärender Geiſt; er hatte bereits ein verhältnismäßig ſehr ſtark entwickeltes völkiſches Bewuſſtſeyn und wuſſte, warum er das zucht- und vaterlandsloſe Kleinfürſten- und Junkertum haſſte; warum er Jeden, der es mit Frankreich hielt, zu einem „offenbaren Verräter an ſeiner Nation“ ſtämpelte. Aber wie er noch kein Verſtändnis für die „Canaille“ hatte; ſo war ihm auch die Welt des Schönen, der Kunſt, vollſtändig unbekannt; und ſeine Fähigkeit, die Ergebniſſe gelehrter Forſchungen in durchgeiſtigter, leichtverſtändlicher Faſſung wiederzugeben, blieb für das nichtlatiniſirte deutſche Volk bedeutunglos.

Neben Pufendorf hatte ferner Leibniz, der Polyhiſtor und Philoſoph, mit ſeinen vielen kleinen Arbeiten und ſeinem Syſtem der präſtabilierten Harmonie dem kümmerlichen Geiſtesleben Deutſchlands zu Ende des 17. Jahrhunderts manche Anregungen geboten, die allerdings erſt in Chriſtian Wolffs deutſcher Philoſophie zu Anfang des 18. Jahrhunderts bedeutſamere Fortentwickelung erfuhren[5]. Aber für das völkiſche Kulturleben hat die Tätigkeit dieſes vielgeſchäftigen, „faſt in allen Teilen der Gelehrſamkeit gründlich gelehrten" Mannes (Gottſched) noch weniger zu bedeuten gehabt, als die Pufendorfs, den er leidenſchaftlich haſſte, den er, der große Plagiator, bei jeder Gelegenheit, ſelbſt noch übers Grab hinaus, als einen „Abſchreiber" und Ränkeſchmied verleumdete. Wol hatte ſich der „ireniſche Politiker" (Treitſchke), dem ein „verſtändiger, mit Macht ausgeſtatteter Staatsmann" für das „prinzipalſte Inſtrument der Vorſehung" galt, allezeit berufen gefühlt, ſeine Hände in die Weltgeſchäfte zu ſtecken; aber nie war es dem „politiſchen Dilettanten" (Treitſchke) mit der Staatskunſt heiliger Ernſt; nie hat er das ſchwere politiſche Leiden ſeines Volkes ehrlich empfunden, nie mitgeholfen, es zu beſeitigen oder doch zu lindern. Er war nicht umſonſt in jungen Jahren ein gelehriger Schüler des Jeſuiten Suarez geweſen; und mag ſich in ſeinen philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Werken vielleicht die „revolutionäre Kraft des Genies" offenbart haben, die Treitſchke dem Gelehrten zuſpricht — als Politiker war „der Virtuos in der Kunſt des Anempfindens" ein unzuverläſſiger Schwätzer, dem jede Methode politiſchen Denkens fehlte, der nicht nur ſtets eine tiefe Neigung für das Papſttum und eine untertänige Ehrfurcht vor dem Hauſe Habsburg empfand und in einem, von Papſt und Kaiſer geleiteten heiligen römiſchen Reiche ſein politiſches Ideal erſchaute; ſondern auch unbeirrt gegen die Beſtrebungen des Hauſes Brandenburg

[5] „Ebenſo hat der Freyh. von Wolf . . . die leibnitziſchen Lehren und Erfindungen in eine ſyſtematiſche Ordnung gebracht, ſie in vielen Stücken erweitert, und im ſchönſten Zuſammenhange vorgetragen". Gottſched in ſeiner „Vergleichung Ariſtoteles mit dem Freyherrn von Wolf". (Vorüb. d. Beredſamkeit, 121.)

ankämpfte, das ihm für einen bedrohlichen Feind aller andern deutſchen Fürſten und — Frankreichs galt. Dem gewiſſenloſen Ränkeſpiel der deutſchen Kleinſtaaten widmete er als „unfähiger Handlanger“ (Treitſchke) ſeine Dienſte; der Rheinbund zwang ihm Begeiſterung ab; und als der Große Kurfürſt, von einem richtigen völkiſchen Empfinden geleitet, dem von Ludwigs Truppen überfallenen Holland zu Hilfe eilte: da verfaſſte er, dem das Reich Gottes höher und näher ſtand als der deutſche Staat, die Denkſchrift „de castigando per Saxonem Brandenburgico“, die Treitſchke mit berechtigtem Unwillen „ein Meiſterſtück politiſcher Treuloſigkeit“ genannt hat. Die Welt ſollte erfahren, daſs man „den König von Frankreich nicht ungeſtraft beleidigt“! Er ſtachelte den Glaubenshaſs der ſächſiſchen Lutheraner gegen den reformirten Hohenzoller an und wollte, daſs Kurſachſen dem am Rheine kämpfenden Brandenburger in die Flanke fiele und ihn unſchädlich machte!

Leibniz war keine Kämpfernatur. Ihm fehlte der ſtreitbare Mut; ihm fehlte vor allem die tiefe, leidenſchaftliche Teilnehmung an dem Geſchick ſeines Volkes, dem er ſich als „Hofmann“ allzuſehr überlegen fühlte. Über die furchtbare Fäulnis des deutſchen Reiches wuſſte er ſich mit freundlichen Worten hinwegzuſetzen; das Reich hielt er für „wohlgeordnet“, und ſeiner Meinung nach ſtand es in der Macht der Deutſchen, „glückſelig zu ſeyn“. Wenn Pufendorf alles Heil von einer ſtarken einheitlichen Reichsleitung erwartete; ſo beſtand für Leibniz „die Souveränität nicht in der Macht, ſondern in der Ehre“; und die Majeſtät war ihm nur ein prangendes Kleid, ein Schmuckſtück des Staates. In älteren Jahren trat er wol, wenn auch leidenſchaftlos, für die, dem Untergange nahe, deutſche Sprache nicht nur, ſondern auch für eine Erneuerung deutſchen Geiſteslebens ein: ſo ſchickte er 1697 ſeine ‚Unvorgreiffliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der Teutſchen Sprache‘ und die ‚Ermahnung an die Teutſche, ihren Verſtand und Sprache beßer zu üben, ſamt beygefügten Vorſchlag einer Teutſch-geſinten Geſellſchaft‘ in die Welt, und beteiligte ſich ſogar im Geheimen an der, zu Ende des Jahrhunderts ſtark anſchwellenden

franzoſenfeindlichen, insbeſondere gegen Ludwig XIV. gerichteten, Flugſchriftenlitteratur. Aber wie manches treffliche Wort er auch in dieſem Zeitraum ſeines Lebens geäußert; wie nachdrücklich er gegen die „unteutſch geſinten Teutſchen“ dort und hier geſprochen hat — ſo läſſt ſich doch nicht nachweiſen, daſs ſeine deutſchen Schriften tieferen Eindruck auf die Zeitgenoſſen gemacht haben; und Treitſchke hat nicht unrecht, wenn er behauptet, das Leibnizens publiziſtiſche Wirkſamkeit für das völkiſche Leben der Deutſchen „völlig unfruchtbar geblieben“ ſey. Es half dem Vielgeſchäftigen nichts, wenn er erklärte, daſs es „ewig Schade und Schande were, wenn unſere Haupt- und Heldenſprache dergeſtalt durch unſere Fahrläſſigkeit zu Grunde gehen ſolte, ſo faſt nichts Gutes ſchwanen machen dörfte; weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verluſt der Freyheit und ein fremdes Joch mit ſich führet“. Es half ihm nichts, wenn er ſeufzte: „Wolte Gott, es were jedesmahl unter zehn teutſchen Büchern eines, ſo ein Frembder ohne Lachen, ein Patriot ohne Zorn leſen könne,“ und mit einer gewiſſen Bitterkeit bekannte: „anderswo reden offt Knaben von 12 Jahren vernünfftiger als bey uns Jünglinge von Zwanzigen, und Damen geſcheidter als Reichsrethe“ — die guten Deutſchen ließen ſich durch ſolche Worte nicht rühren. Wenn er meinte: „Beſſer ein Original von einem Teutſchen als eine Copey von einem Franzoſen ſeyn“ — ſo glaubten ſeine Landsleute zu wiſſen, daſs ſie als Affen der Franzoſen doch weiter kämen. Kurz: wie ſehr ſich der alternde Leibniz gelegentlich auch bemühte, die Zahl der „abgefeinten Leute zu mehren; die Luſt und Liebe zu Weisheit und Tugend bey den Teutſchen hefftiger zu machen, die Schlaffenden zu wecken und dem Feuer, das ſich bereits in vielen trefflichen Gemüthern, bey dem liebreichen Frauenzimmer und tapferen Männern entzündet, neue Nahrung zu ſchaffen“; wie dringlich er den Wunſch ausſprach, daſs die Deutſchen ſich in geiſtiger Beziehung gegen das überlegene Frankreich aufraffen möchten — ſo war er deſſenungeachtet nicht der Mann, eine große völkiſche Bewegung zu ſchaffen, oder auch nur die deutſche Jugend aufzurütteln und für den völkiſchen Gedanken zu entflammen: weil

ſeiner Seele die große Begeiſterung, ſeinem Karakter die Kraft, ſeiner Gelehrtenbildung die volkstümlichen Eigenſchaften, und ſeinem Geiſte die Fähigkeit mangelte, das wüſt durch einander liegende Geſtein des zertrümmerten deutſchen Kulturlebens von innen heraus neu zu ordnen, ſinnvoll zu neuer Einheit zu verbinden. Selbſt da, wo er in Beziehung auf die Sprache wertvolle Anregungen gab (ſo, wenn er ein pangermaniſches Glossarium Etymologicum angelegt, eine, ihres Namens würdige, deutſche Grammatik geſchaffen wiſſen wollte), blieb er doch ſtets der untätige Mann, der da erwartete, daſs Andere das tun ſollten, wozu es ihm an Luſt und Kraft und vor allem wol an Wiſſen gebrach.

In weſentlich anderem Lichte ſteht der dritte der drei hervorragendſten Oberſachſen dieſer traurigen Zeit vor uns: Chriſtian Thomaſius. Dieſes „weltlichſte aller Weltkinder" (Treitſchke) war aus feſterem Holze geſchnitzt, als der „aalartig geſchmeidige" Leibniz, von dem ſchon Lichtenberg behauptete, daſs er „wenig feſtes an ſich hatte". Ausgerüſtet mit vierſchrötiger Grobheit; etwas klobig in Worten und Gedanken; keck bis zur Frechheit; jeder Anmut, jeder inneren Liebenswürdigkeit bar; aber bar auch jeder Menſchenfurcht; geſegnet mit ſicherem Selbſtgefühl[6],

[6] Dies mutvolle Selbſtgefühl tritt zuweilen ſehr kräftig in die Erſcheinung. So heißt es in den ‚Freymüthigen Gedancken' I, 334: „Ich darff ja Gott Lob durch Schmeicheley, Betrügerey, Heucheley, Betteley u. ſ. w. meinen Biſſen Brodt nicht ſuchen, wie viele von meinen Feinden thun müſſen, und wenn man dieſen in das Hertze ſehen könte, würde man finden, daß manchen der Neid daſſelbe fräſſe, weil er ſehen muß, daß ich durch die Blame, als ob ich mich zu keinem officio ſchickte, nicht miserabel worden, ſondern daß mich Gott ihnen zu trotze mehr geſegnet, als wenn er mir ein und ander officium zugeworffen." — und in den Schluſsworten der Zuſchrift an den Kopenhagener Dr. Meyer ſagt er u. a.: „Verbrennet meine Schrifften, zerreiſſet ſie, machet es ſo garſtig mit, als ihr wollet, Wahrheit bleibt doch Wahrheit, und ihr könnet mir von dem Grund meiner Ehre, welches die Liebe zur Tugend und Wahrheit iſt, durch alle eure Henckers-Buben nicht als Geringſte nehmen. Raſet, wüthet, tobet, ihr ſollet mir, ob Gott will, nicht die geringſte Furcht einjagen, der Wahrheit, wie ich bisher gethan, nachzuſtreben, und dieſelbe ohne Anſehen der Perſon zu vertheydigen. Gott hat allbereit ja zu groſſe Dinge an mir

mit gesundem, herzlich derbem Mutterwitz und klarem Verstande: brachte er zu Ende des 17. Jahrhunderts, in Anknüpfung an Grotius, Hobbes, Schilter, Schuppius und Pufendorf eine deutsche wissenschaftliche Litteratur in Fluss, die einen stark ausgeprägten weltlichen Karakter zeigte und der Kulturentwickelung in Deutschland große Dienste leistete. Mit diesem „unermüdlichen Fortschrittsmanne" (Nicoladoni), der es für „hochnützlich" hielt, dass er die Welt „in Teutscher Sprache ein wenig striegelte" (Monatsgespräche I, 178), nahmen die Bestrebungen für eine Erneuerung des geistigen, bis zu einem ganz bescheidenen Grade sogar auch des politisch-völkischen Lebens in Deutschland einen höheren Aufschwung. Zumal in jungen Jahren wirkte Thomasius durch seine Rücksichtlosigkeit, Vielseitigkeit, geistige Beweglichkeit und selbstvergessne Aufopferungfähigkeit so erfrischend zumal auf die Hochschuljugend seiner Zeit, dass es den Anschein haben konnte, als wenn durch ihn, den der Grundsatz der unbedingt freien Forschung, der Leugnung jeder menschlichen Autorität beseelte,[7] nun endlich die so dringend nötige Gesammterneuerung des deutschen Kultur-

gethan . . ., daß ich Gottes Güte nicht werth wäre, wenn ich nun erst anfangen wolte, zu zittern und zu zagen . . . Gott hat mich von Jugend auf wunderlich geführet, er hat mich aus dem Staub hervorgezogen, aus vielen Verderben errettet, von vielen bösen Wegen abgeführet, er hat sich um mich gelagert und mich für der Rotte der Bösen gewaltig beschützet, ihm sey Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Halleluja."

[7] „Ich bin von Natur gantz ungeschickt, wenn jemand, er sey wer er wolle, ja eine neue Secte anfangen wolte, mich dazu gebrauchen zu lassen und mit zu machen. Ich suche allenthalben Wahrheit, und wo ich solche finde, so nehme ich sie ohne Ansehen der Person aus freyem Willen an. Ich erkenne aber niemand als einen Herrn meines Gewissens, als Christum" — heißt es 1699 in der Vorrede zum ‚Versuch vom Wesen des Geistes'. In derselben Schrift meint er, dass Kartesius, dessen Philosophie, seiner Ansicht nach, „voller Irrtümer steckt", von der göttlichen Vorsehung als Mittel benutzt worden, um „die Gelehrten aus dem tiefsten Schlaff des Aberglaubens und des praejudicii auctoritatis zu erwecken." Und in dem ‚Bericht von denen künfftigen Thomasischen Schrifften' (1705) sagt er: „Es ist dem allwissenden Gott bewust, daß ich von Jugend auff mit auffrichtigem Hertzen Warheit gesucht, auch mich nicht gescheuet, alles dasjenige ohne Furcht zu bekennen, was ich gemeinet habe gefunden zu haben, und dasjenige zu beantworten, was ich gemeinet habe, irrig zu seyn."

lebens erfolgen würde. Schon der Umſtand war verheißungvoll, daſs Thomaſius den Mut fand, einen zielbewuſſten Kampf gegen die dem Leben des Volkes ganz abgewandte Gelehrtenkaſte zu beginnen, und dem „von der Pedanterey und Gleißnerey verblendeten menſchlichen Geſchlechte die Lehre von der wahren Tugend und von rechtſchaffener Gelahrheit vorzutragen“ (‚Freymüthige Gedancken‘ I, Vorwort). Wenn Leibniz „den jetzigen Zuſtand der Gelehrſamkeit in ſeinem Wert billig laßen“ wollte, da er „ohne großen Nachtheil des gemeinen Weſens nicht ganz umbzukehren“ wäre; wenn er ſich hütete, gegen die Zunftmisbräuche aufzutreten, obwol er „die mit großen Worten gelarvte geheime Unwißenheit der Gelehrten“ auch ſeiner Zeit richtig durchſchaute; ſo wagte Thomaſius nicht nur, den großen Stagiriten[8] „ein wenig auszulachen“ und die geſunde Vernunft als die einzige Quelle aller Erkenntnis zu bezeichnen; ſondern er erklärte auch ganz offen und rückſichtlos, daſs eine Reform aller Fakultäten nötig wäre.[9] Gleich ſeine erſte Tat, die berühmte Ankündigung am ſchwarzen Brett der Leipziger Hochſchule: ‚Discurs, welcher geſtalt man denen Frantzoſen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen ſoll‘ (1687, 24. Oktober), war im engeren Kreiſe eine faſt ebenſo kraftvolle Empörertat, wie das Anheften der 95 Theſen an die Tür der Schloſskirche zu Wittenberg von Seiten Luthers. Freilich beſtand der gute Rat, den er fürs erſte gab, nur darin, daſs er, weil „bey den Teutſchen

[8] In den ‚Freymüthigen Gedancken‘ vom Jahre 1689 heißt es u. a. auf S. 831: „Es iſt wohl handgreifflich, daß nur für eine Epistel des Seneca, und einem Capitel aus dem Epicteto aus Ciceronis libris philosophicis ſich das Gewäſche eines gantzen Buchs aus dem Aristotele verkriechen muß“ und: „das wenige fragmentum, das uns von des Epicuri faſt unzehligen Büchern Diogenes Laertius erhalten, hat mehr Safft und Krafft als in des Aristotelis geſamten operibus, die biß auf unſere Zeit erhalten werden, anzutreffen iſt“.

[9] Schon in ſeinen ‚Monatsgeſprächen‘ (1688/89) ſagt er auf S. 256 des II. Bandes: „Der ungelehrten doctorum in allen Facultäten ſind in dieſem Seculo ſo viel, daß wenn man a potiore die denomination machen ſolte, ein doctor, der nichts mehr von ſeiner Gelehrſamkeit auf zu weiſen hätte, als ſein docte, an ſtatt hoch gelehrt, doch unwiſſend geſcholten werden müßte.“

die Frantzöſiſche Sprache ſo gemein geworden, daß an vielen Orten bereits Schuſter und Schneider, Kinder und Geſinde dieſelbe gut genung reden", die Einführung der franzöſiſchen Sprache an Stelle der lateiniſchen forderte, um auf dieſe Weiſe auch dem ungebildeten aber bildungfähigen Teile des Volkes die Schätze der Wiſſenſchaft zugute kommen zu laſſen. Aber er wagte es doch zugleich, ſeinen Studenten deutſche Vorleſungen zu halten und einige Jahre lang das Erſcheinen einer, den Titel des öfteren wechſelnden, wenigſtens halbenwegs deutſch geſchriebenen Monatsſchrift durchzuſetzen, mit der er ſich allerdings nur an die Hochſchuljugend wandte. Erreichte er mit alledem zunächſt auch nicht viel mehr, als daſs man ihm den Boden in Leipzig ſo heiß machte, daſs er es für geboten hielt, nach Halle überzuſiedeln und dort, unter dem Schutze des brandenburgiſchen Hofes, eine neue Lehrtätigkeit zu beginnen, die ſehr bald zur Gründung der, in den nächſten Jahrzehnten als einzige Leuchte das über Deutſchland und vor allem über ſeinen Hochſchulen gelagerte Dunkel erhellenden halliſchen Univerſität führte: ſo war doch immerhin die neue Bewegung mit ihrer Richtung auf eine geſunde philoſophiſche und zugleich praktiſche, den Hauch der Freiheit atmende Bildung in Fluſs gekommen.

Nun darf man allerdings die Lebensarbeit des Thomaſius nicht überſchätzen, wie es dort und hier, namentlich ſeit Neuerſtarkung des völkiſchen Gedankens, gelegentlich geſchehen iſt. Waren ſchon ſeine rein geiſtigen Beſtrebungen durch die, von Bacon und Hobbes beeinfluſſte, Schwärmerei für den greifbaren Nutzen beſchränkt; ſo fehlte auch ſeinen auf die Einführung der deutſchen Sprache abzielenden Bemühungen einerſeits die wiſſenſchaftliche Tiefe, andererſeits die völkiſche Grundlage; und Gieſebrechts Behauptung, daſs Thomaſius die Deutſchen überall auf ihr eigenes Weſen zurückgeführt habe (Deutſche Reden S. 135), wird ſich ſchwer beweiſen laſſen. Man darf nicht vergeſſen, daſs Thomaſius noch keineswegs auf dem Boden einer neuen, freien und zugleich völkiſch bedingten Weltanſchauung ſtand; daſs er nur mit viel Kraft und Feuer dazu beigetragen hat, uns allgemach eine ſolche Weltanſchauung zu erobern. Er ſteht noch mit einem Fuße

auf dem Boden der alten Zeit und kämpft nur für eine neue Zeit, deren Boden er jedoch mit dem andern Fuße nur eben berührt, ohne ihn wirklich betreten zu haben. Er haſſt wol das eiſerne Joch des orthodoxen Luthertums; aber ſein Herz hängt zugleich an dieſem Luthertum, wenn ſchon ihm das Augsburger Bekenntnis für „todtes Zeug" gilt. Er beſtreitet zwar alle Autorität und will ſelbſt ſeinen Meiſter Pufendorf nur für ſeinen „Anführer", nicht für ſeinen „gebietenden Herrn" gehalten wiſſen; aber „Spötter und Atheiſten" ſind ihm ein Greuel; die Offenbarung iſt für ihn etwas Unantaſtbares, auch dann noch, als er ſich dem Franckiſchen Pietismus wieder entzogen hat; und die heilige Schrift gilt ihm als alleinige Richtſchnur ſeines chriſtlichen Glaubens und ſeiner Gottesfurcht, wenn er auch in ſeinen ‚vernünfftigen und chriſtlichen ꝛc. Gedancken' (1723—1725) erklärt, daſs es „keiner Geſellſchafft von nöthen ſey, Gott zu dienen". Er kämpft zwar für eine freie deutſche Wiſſenſchaft; aber er ſpricht nicht nur mit Stolz davon, daſs ſeine Lehre „in heiliger Schrifft gegründet ſey und mit derſelben übereinkomme", er will ſie auch durch ganz praktiſche Zwecke beſchränkt wiſſen und hält alles Wiſſen, alle Forſchung, die keinen greifbaren Nutzen bringt, für zwecklos.[10] Theologie und Wiſſenſchaft ſollen keinen anderen

[10] Am derbſten gibt er dieſem Aberglauben in dem ‚Verſuch vom Weſen des Geiſtes' (1699) Ausdruck; er ſagt hier kurz: „Alle Wahrheiten, die keinen Nutzen haben, ſind nicht Stücke der Weißheit, ſondern der Thorheit". Daher iſt ihm denn auch „eine demüthige Unwiſſenheit beſſer als eine aufblähende Wiſſenſchaft" (VI, § 26); und für „Vermeſſenheit" hält er es, „in dem unbegreifflichen Weſen des unendlichen Gottes herumb zu grübeln" (VII, § 3). Aus dieſem Grunde darf man auch gelegentliche Äußerungen, in denen Thomaſius wie ein ſtreitbarer Mann der Zukunft redet, nicht überſchätzen. Da heißt es z. B. im ‚Verſuch vom Weſen des Geiſtes': „Wir müſſen nicht faul und Sclaven werden und die Erfindungen Cartesii (oder auch eines andern, wer es auch ſey) als Götzen anbeten, dieſelben umpflöcken, und für ein Laſter halten, wenn ſich jemand unterfangen wolte, weiter zu gehen, als die Erforſcher der Wahrheit für uns gethan". Da will er ſtets bemüht ſeyn, „ohne Anſehung einiger Menſchlicher Gunſt oder Haſſes die verkande Wahrheit zu unterſuchen und der ſtudierenden Jugend vorzutragen"; und er hält es für ein Glück, daſs er kein Amt bekleidet, weil er ſonſt „vielleicht in Erforſchung der Wahrheit

Zweck haben, als den Menſchen zu einer ewigen und zeitlichen Glückſeligkeit zu verhelfen. Er erblickt die Philoſophie nicht „in heidniſchen speculationibus", ſondern will ſie „zum wirklichen Nutzen des Menſchengeſchlechts angewendet wiſſen"; eine „Speculation ohne Praxis" iſt ihm nur „ein entſeelter Körper"; und die Metaphyſik haſſt er geradezu, weil ſie bewirke, daſs den Menſchen „Würmer im Kopfe wachſen". Geſchichte und Erfahrung gelten ihm wol für die alleinigen Grundlagen alles Wiſſens; aber es iſt ſchon von Nicoladoni ausgeſprochen worden, daſs er „eben ſo wenig wie das damalige Deutſchland die Bedeutung der empiriſchen Methode verſtanden hat". Er ſtreitet zwar für Aufklärung, fordert „die Säuberung des Kopfes von praejudiciis" und will, daſs jeder das ſagen dürfe, was er für recht halte; aber er behauptet auch, daſs „ein wahrer Chriſt" vermittels der heiligen Erleuchtung göttlicher Gnade für viel höher und gelehrter zu achten ſey, als hundert Sokrates, deren Weißheit im Vergleich mit der göttlichen Weißheit für nichts als Thorheit zu halten ſey". Wol erfüllt ihn bereits die Liebe zu einem „allgemeinen Vaterlande"; er will, daſs „die deutſche Macht der franzöſiſchen nachdrücklicher begegne", daſs der „franzöſiſche böſe Geiſt nicht nur mit Feder und Tinte, ſondern auch mit Feuer und Schwert ausgetilgt" werde; er hofft, daſs es dereinſt gelingen werde, den galliſchen Hahn in ſein Neſt zu treiben und ihm die erborgten oder geraubten Adlerfedern aus-

ziemlich nachläßig würde geworden ſeyn, und aus mißtrauen, als wenn ihn Gott ohne jährliche Salariis nicht würde sousteniren können, oder aus Furcht, die einmahl erlangten Ehrenſtellen wieder zu verlieren, ſich würde haben verleiten laſſen, das allgemeine Idolum menſchlicher Autorität anzubeten, oder durch eine niedrige Schmeicheley und mehr als knechtiſche Submission ſich darinnen zu conteniren" („Freymüthige Gedancken II. — 1690). Aber alle ſeine „Wahrheiten" dürfen nicht nur nicht mit der Bibel im Wiederſpruche ſtehen; ſie müſſen auch „ad vitam practicam" brauchbar ſeyn; denn andernfalls ſind ſie „unnöthige Grillen". Vielleicht bei keinem andern Denker dieſer Zeit wird der üble Einfluſs Bacons, in deſſen philoſophiſch ſeyn ſollenden Schriften das freie Denken des eigentlichen Urhebers dieſer Schriften theologiſch verpfuſcht erſcheint, (man leſe: Eugen Reichel: ‚Wer ſchrieb das Novum Organum von Francis Bacon?', 2. Auflage, Berlin 1903, Gottſched-Verlag) ſo deutlich zu Tage, wie bei Thomaſius.

zureißen. Aber er denkt nie daran, dieſe völkiſchen Tendenzen planmäßig zu verfolgen, oder gar ſeine Lebensarbeit ihnen dienſtbar zu machen. Ihm gelten die Franzoſen trotz alledem ohne weiteres für „die geſchickteſten Leute“, die „allen Sachen ein recht Leben zu geben wiſſen“ (Von Nachahmung der Frantzoſen, S. 7). Er erkennt deshalb auch bei jeder paſſenden Gelegenheit offen das Übergewicht der franzöſiſchen Kultur über die deutſche an und will aus jedem Deutſchen nach franzöſiſchem Muſter einen „parfait homme sage“, einen „honnête und galant homme“ gemacht wiſſen. So ſchlägt er auch keineswegs aus völkiſcher Begeiſterung 1687 ſeine deutſche Kundmachung an das ſchwarze Brett der Leipziger Hochſchule; und ebenſowenig hält er aus einer großen völkiſchen Geſinnung heraus ſeine deutſchen Vorleſungen, denen dann „deutſch“ geſchriebene Bücher folgen. — Mit alle dem verfolgt er nur den einen, immer aufs neue von ihm betonten Zweck, in Deutſchland die zu einem glücklichen Leben nötige Bildung zu verbreiten. Er hätte das ebenſo gern in franzöſiſcher Sprache geleiſtet; und es war mehr nur ein Zufall, daſs er ſich am Ende der Sprache bediente, die er nur ſehr mangelhaft beherrſchte.

So wenig man alſo den „hochberühmten Auctor, welchem gantz Teutſchland wegen Verbeſſerung der Welt-Weißheit und Rechtsgelehrheit unſterblichen Danck ſchuldig iſt“ (Markus Paulus Antonius) zu einem treibenden Rüſtzeug innerhalb des völkiſchen Lebens in Deutſchland ſtämpeln kann; ſo wenig kann man in ihm einen Neugeſtalter des Lebens und Wiſſens erblicken. Er gehört weder zu den Männern, die das ganze große Unglück ihres Volkes in ſich miterleiden und leidenſchaftlich für eine Umgeſtaltung aller Verhältniſſe kämpfen; noch zu denen, die, mit weitausſchauendem Blick und ſchöpferiſcher Phantaſie begabt, planvoll eine neue Zeit heraufführen wollen; er offenbart ſich auch durch nichts als den Reformator, deſſen Tätigkeit nach einem geſchloſſenen, ihm als ein Ideal vorſchwebenden Plane erfolgt. Er bewährt ſich nur als ein aufgeweckter, klarer, ungemein praktiſcher Kopf, der ſich von den einzelnen an ihn herantretenden Fällen leiten und zu Gegenbeſtrebungen anregen läſſt. Selbſt ſeine eigentliche Lebensaufgabe, die darin beſtand: die

vom Scholaſtizismus verdorbene chriſtliche Philoſophie zu reinigen und für eine freie Weltweisheit zu kämpfen — ſelbſt dieſe Arbeit konnte er nur mangelhaft vollführen, weil ihm die Schwärmerei für den unmittelbaren Nutzen den Zweck wahrer Wiſſenſchaft und Philoſophie nicht erkennen ließ; weil er zudem Zeit ſeines Lebens ſelbſt ein Scholaſtiker blieb, dem die Materie noch ein totes, leidendes Weſen war, das „ohne einen tätigen Geiſt nicht einmal eine ſchlechte Bewegung, geſchweige denn eine ordentliche wirken kann“ (Verſuch vom Weſen des Geiſtes, II, § 3).[11] Das alles ändert natürlich nichts an der Tatſache, daſs die Wirkſamkeit des Mannes, der den Mut hatte, ſich inmitten einer Geſellſchaft von frommen Duckmäuſern einen „Freund des Weines, der Speiſen und des Frauenvolkes, des Tanzes und der Muſic“ zu nennen, von großer Bedeutung für unſer Volk geweſen iſt. Als ein leidenſchaftlicher, wenn auch noch an den leibhaftigen Teufel glaubender Kämpfer für Aufklärung hat er namentlich viel dazu beigetragen, dem, allerdings ſchon lange vor ihm, von Männern wie Johannes Wier, Cornelius Loos, Friedrich Spee, Adam Tanner u. A. bekämpften Hexenglauben und den an ihn geknüpften Hexenprozeſſen mit ihrem Folterunweſen den Boden abzugraben; obſchon er in dieſem Kampfe nicht etwa nur das Pfaffentum, die Juriſten und Philoſophen, ſondern auch die große Mehrheit des Volkes gegen ſich hatte. Er beſaß, gleich Pufendorf, ein ſicheres Gefühl für die Schmach, die dem deutſchen Geiſte durch die Bevormundung ſeitens der orthodoxen Geiſtlichkeit zugefügt wurde; er ſah in jeder Beſchränkung der Macht dieſer Geiſtlichkeit einen Gewinn für die Freiheit; wollte nicht, daſs die Fürſten „tantzten wie die ſtoltzen Pfaffen pfiffen“ und kämpfte für eine Kräftigung der Staatsgewalt, wenn er auch nie „die Rechte der Fürſten auff eine unrechtmäßige Art zu erweitern ſich bemühte“ (Auserleſene Schriften II, 358). Im Sinne des Grotius forderte er Trennung des Naturrechts von der chriſtlichen Moral, um es auf den Begriff der Freiheit

11 Noch 1703 erklärt er in den ‚Anmerkungen zur notwendigen Gewiſſensrüge‘, daß er „keineswegs mit andern Fanaticis statuiren wolle, der Teuffel wäre keine Subſtanz ſondern unſer böſer Wille“.

und des natürlichen Rechtzwanges zu gründen. Er zog wider die Geltung des Römiſchen Rechtes in Deutſchland zu Felde und ſchuf, in Anlehnung an Schilter, das erſte Syſtem eines deutſchen Privatrechtes. Er führte, um mit Gottſched zu reden, „die Freiheit, zu philoſophiren in Deutſchland ein: da allenthalben noch die ſcholaſtiſche Finſternis herrſchte, und das ariſtoteliſche Joch die beſten Köpfe noch drückte. Seine Hofphiloſophie, Vernunft- und Sittenlehre räumten zuerſt die alten Vorurtheile hinweg, und zeigten zugleich, daß man auch in deutſcher Sprache philoſophiren könne, welches vorhin, theils für unmöglich, theils für ein Verbrechen gehalten ward". Aber trotz all dieſer großen Bemühungen blieben die Ergebniſſe der Lebensarbeit des Thomaſius ohne weitreichende und tiefgreifende Wirkung. Denn allen dieſen an ſich ſehr wertvollen Einzelbeſtrebungen fehlte das Eine, was ihnen erſt die große, umwälzende Kraft hätte geben können: die geſchloſſene völkiſche Reformidee; die allumfaſſende Reformarbeit, durch welche das ganze geiſtig-völkiſche Leben und vor allem die deutſche Sprache auf eine feſte, unzerſtörbare Grundlage geſtellt und ein für allemal dem chaotiſchen Zuſtande entrückt wurde.[12] Selbſt der agitatoriſche Zug im

[12] Wol ſagt ſelbſt Gottſched in den ‚Beyträgen' III, 350: „Es iſt dieſes für ihn keine ganz geringe Ehre, daß man mit Wahrheit ſagen kan: Die deutſche Sprache habe durch ſeinen Dienſt zu einem neuen, ihr gar vortheilhaften Schickſale, Anlaß bekommen, indem er einen vernünftigen Gebrauch derſelben auf den hohen Schulen unſers Vaterlandes, durch ſeine Feder, und durch ſein Exempel, zu allererſt eingeführet hat." Aber einen „Anlaſs" zu etwas geben, und etwas wirklich durchführen, ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge; und Gottſched läſſt das auch einige Seiten ſpäter (355) klar durchblicken, wenn er zu der Behauptung des Thomaſius, daſs es mit der Durchſetzung der Rechte unſerer Sprache „verſchiedener Hinderniſſe wegen, etwas langſam und ſchwer hergehen" würde, bemerkt: „Dennoch ſcheint uns dieſer berühmte Mann in gegenwärtigem Falle noch allzumistrauiſch und furchtſam, wegen glücklicher Ausführung ſeines vernünftigen und wohlgemeynten Anſchlages geweſen zu ſeyn. Denn wo er noch itzo leben ſollte, würde er mit Vergnügen wahrnehmen, wie die deutſche Sprache und die deutſchen Schriften faſt täglich mehrere Liebhaber und Leſer bekommen, und wie das von ihm ehedem ſo tapfer beſtrittene Vorurtheil, beynahe alle Kraft in unſern Grenzen verlohren habe". Thomaſius konnte allerdings das Erſcheinen Gottſcheds nicht vorherſehen; da waren ſeine Be-

Weſen des jungen Thomaſius wirkte nur vorübergehend und in engen Gränzen; weil Thomaſius, trotz der großen Verachtung, die er gegen den „Pöbel der Doctoren und Profeſſoren“ und die „unnützen Grillen der Schulfüchſe“ hegte, doch immer noch viel zu ſehr ſich einzig und allein als Gelehrten fühlte. So gelang es denn ſelbſt dieſem reichbegabten freien und kühnen Geiſte nicht, eine gründliche Um- und Neubildung des deutſchen Kulturlebens durchzuſetzen; ja, es iſt nicht einmal nachweisbar, daſs er eine ſolche allgemeine geiſtig-völkiſche Umwälzungsarbeit für notwendig und möglich — ob er ſie vor allem für „nützlich“ und „praktiſch“ gehalten hat. Jedenfalls fehlten dem „mutvollen Manne“ (Dernburg) für eine ſolche Wirkſamkeit nicht nur die Kräfte, die unbeirrbare Zähigkeit im Verfolgen ſeiner Ziele, ſondern vor allem die umfaſſenden völkiſchen Geſichtspunkte. Schon allein der Umſtand, daſs er von der Idee des Schönen keine Ahnung hatte, daſs ihm künſtleriſches Empfinden völlig mangelte[13], daſs er nur für Romane, die Unterhaltung und Belehrung zugleich boten, eine gewiſſe Neigung fühlte — ſchon allein dieſer große Mangel ſeiner Natur muſſte ihn hindern, an eine Neugeſtaltung des Kulturlebens in Deutſchland auch nur zu denken, geſchweige denn ſie anzuſtreben oder ſie durchzuführen. Und wenn auch B. A. Wagner, einer der feurigſten Thomaſiusherolde, in ſeiner 1872 als Programm veröffentlichten ſehr verdienſtreichen Arbeit behauptet, daſs Thomaſius in dem gebildeten Mittelſtand und „in den höheren geſellſchaftlichen Schichten die zukünftigen Träger echt nationaler geiſtiger Entwickelung“ erkannt habe: ſo iſt er uns doch den Beweis für dieſe Behaup-

denken um ſo berechtigter, als er in ſich die Kraft und Fähigkeit zur Überwindung der „verſchiedenen Hinderniſſe“ vermiſſen muſſte.

[13] Wol meint er einmal, daſs er unter Dichtkunſt „im geringſten keine Reimenſchmiederey“ verſtehe; und Lohenſtein nennt er gelegentlich „einen Poeten, der zwar an Lieblichkeit und Anmuth dem Hoffmannswaldau nicht gleich kommt, aber der in der heroiſchen Schreib-Art und in Tiefſinnigkeit ſeiner Gedichte nicht wohl ſeinesgleichen finden möchte“ — doch damit iſt wenig geſagt; und aus vielen anderen Bemerkungen läſſt ſich ohne weiteres erkennen, daſs ihm Kunſt und Dichtung ſehr gleichgültige Dinge waren.

tung ſchuldig geblieben. Wol wandte ſich Thomaſius mit ſeinen deutſchen Schriften ganz offen an „alle vernünftige Menſchen, welcherley Stands und Geſchlechts ſie ſeyen“; wohl wollte auch er bereits, daſs das weibliche Geſchlecht an der allgemeinen Bildung Anteil nähme — und es läſſt ſich nicht leugnen, daſs es, wenn man ſeine Schriften genau prüft, dann und wann ſo ſcheint, als ob er die Möglichkeit einer neuen deutſchen Geiſteskultur geahnt hat; wie er ja auch einige wichtige Vorarbeiten[14] hierfür getan und dadurch wenigſtens dem erſt noch zu erobernden völkiſchen Gedanken, der völkiſchen Wiedergeburt des deutſchen Geiſtes und Lebens, ſchätzbare, ja, man darf ſagen, wichtige Vordienſte geleiſtet hat. Aber im eigentlich völkiſchen Daſeyn, im völkiſchen Entwickelungskampf der Deutſchen iſt er kaum von irgend welcher Bedeutung geweſen. Schon ſein ganz und gar nicht völkiſch bedingtes Eintreten für den Gebrauch der deutſchen Sprache in Philoſophie und Wiſſenſchaft macht es offenbar, daſs er gar nicht daran dachte, ſeine Kraft im völkiſchen Sinne zu betätigen. Ihm wäre die damals in ganz Deutſchland verbreitete gebildete franzöſiſche Sprache als ein Werkzeug gegen die verknöcherte Latinität mindeſtens ebenſo lieb geweſen, als das, auch um 1700 noch ſehr ſchlecht entwickelte Hochdeutſch, das er ſelbſt unbeholfen handhabte[15], das er nicht ohne ganz erhebliche lateiniſche und franzöſiſche Anleihen und vorwiegend in lateiniſcher Satzbildung verwertete. Danzel hat dieſen Um-

[14] Auf ſeine Befürwortung einer Geſchichte des deutſchen Rechts und ſein Eintreten für den Sachſen- und Schwaben-Spiegel, dieſe „ehrwürdigen Bücher, welche die uhralten teutſchen Gewohnheiten in ſich begreifen“, will ich hier wenigſtens hinweiſen.

[15] Gottſched meint zwar im IV. Bande der ‚Beyträge‘ (S. 554): „Überhaupt ſind dieſe deutſche Thomaſiſche Schriften auch wegen der Schreibart anzupreiſen. Sie iſt leicht, deutlich, nachdrücklich, auch meiſtentheils rein, und von aller geborgten Schminke und unnatürlicher Schwulſt, die er ſchon von Natur verabſcheuete, weit entfernt“ — aber das iſt doch nur in ſehr bedingtem Sinne richtig, und Gottſched ſelbſt ſcheint das große Lob zu beſchränken durch die Schlusbemerkung, daſs der aufmerkſame Leſer der Thomaſiſchen Schriften werde geſtehen müſſen, „daſs derjenige ſeiner Mutterſprache ſchon ziemlich mächtig ſey, der die Feder alſo, wie Thomaſius getan hat, zu führen geſchickt iſt“.

ſtand bereits hervorgehoben und darauf hingewieſen, daſs es Thomaſius zu keiner Zeit „auf die deutſche Nationalſprache als ſolche“ angekommen iſt; und Nicoladoni meint in gleichem Sinne: „Es wäre Irrtum, anzunehmen, daſs alle dieſe Verſuche etwa einem großen glühenden Nationalgefühl entſprungen ſind; dafür hatten die Deutſchen jener Zeit kein Verſtändnis; die Einführung der deutſchen Sprache in Schule und Wiſſenſchaft ſollte lediglich praktiſchen Zwecken dienen.“ Aus dieſer unanfechtbaren Tatſache läſſt ſich natürlich kein Vorwurf gegen Thomaſius folgern. Zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts wuſſte man eben, trotz gelegentlicher Aufwallungen gegen den gefährlichen Franzoſenkönig, nichts mehr von einer deutſchen Nation im weiten völkiſchen Sinne. Wie hätte man da für eine deutſche Nationalſprache, für eine deutſche Nationalkultur und deutſche Nationalliteratur kämpfen mögen? Hierüber ſoll und muſs man ſich klar ſeyn, wenn man die, mit Gottſched im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts endlich einſetzende völkiſch-deutſche Bewegung und alle mit ihr in Verbindung ſtehenden Kulturbeſtrebungen richtig würdigen will.

Es war übrigens gewiſs kein Zufall, daſs ziemlich um dieſelbe Zeit, als Thomaſius in Wirkſamkeit trat, der Pietismus eines Spener, Francke und anderer ſich in Deutſchland auszubreiten begann. Auch dieſer Pietismus mochte in ſeinen Anfängen für einen Vorboten des neuen Frühlings gelten; denn in ſeinem Kampfe gegen die ſtarre proteſtantiſche Orthodoxie offenbarte ſich zweifellos etwas Verheißungvolles. Dieſelben Züge, die die Reformationsbewegung gekennzeichnet hatten, als ſie noch im Bunde mit dem Humanismus und den volkstümlichen Beſtrebungen der Renaiſſanſzezeit ſtand, trug auch der Pietismus in den erſten Jahren; und nicht zum wenigſten deshalb gieng Thomaſius ſo entſchieden ins Lager der Pietiſten über. Thomaſius ſtand feſt auf dem Boden der Offenbarung; durch den Pietismus aber wurde dieſer Offenbarungsglaube in ihm lebendig und praktiſch wirkſam. Kein Wunder alſo, daſs der Mann der Praxis ſich von der neuen Bewegung angezogen fühlte, deren Vertreter vom Geiſte des Myſtizismus beſeelt

ſchienen, und den freien, liebreichen Herzensglauben zu bekennen wagten in einer Zeit, da faſt alle deutſchen Fürſten, der Adel, die Gelehrten und Beamten den Fahnen der proteſtantiſchen Orthodoxie folgten; da der kleinliche, ſtarre Glaubenseifer der Hofprediger in voller Blüte ſtand und die Univerſitäten nichts als Zwingburgen der Geiſter waren.[16] Bald aber zeigte ſichs, daſs die Pietiſten ebenſowenig den großen Myſtikern glichen, wie die Verhältniſſe um 1700 denen, die um 1300 in Deutſchland geherrſcht hatten; daſs ſie unduldſame Mucker und ſcheinheilige Streber geworden waren, ſeit man ihnen „vergönnet, öffentlich zu dociren, gewiſſe Ehrenſtellen zu bekleiden und faſt halbe Vorſtädte an ſich zu kauffen". Für einen Thomaſius war natürlich fortan kein Platz mehr in einer Geſellſchaft von Leuten, die in allem weltlichen Tun und Treiben nichts als Sünde erblickten und mehr und mehr zu Lamm-Jeſu-ſeligen Rüſtzeugen der Heuchelei und Muckerei wurden. In der Tat: durch nichts wird die Verkümmerung und Verödung des deutſchen Geiſtes im letzten Drittel des 17. und im erſten Viertel des

---

[16] Die Verkommenheit der damaligen religiös-kirchlichen Zuſtände im proteſtantiſchen Deutſchland ſchildert Thomaſius 1689 in den ‚Freymüthigen Gedancken' (S. 1066/7) recht anſchaulich, wenn er ſchreibt: „Mit der Kirchen Hiſtorie nach den Zeiten der Reformation iſt es arg beſchaffen, weil die meiſten heutigen Scribenten die Mängel ihrer Vorfahren auff alle Weiſe zu verbergen ſuchen, nur damit die Leute nicht erkennen mögen, wie nach dem Abſterben derer erſten Reformatorum Ecclesiae das Chriſtenthum an ſtatt daß es hätte zunehmen ſollen, mehr und mehr in abnehmen gerathen. Und iſt dißfalls unſere condition zum theil noch elender, als derer, die im Pabſtthume leben. Platina und andere, die der Päbſte Leben beſchrieben, haben ohne Furcht und impuni ihre Schelmſtücke entdecket. Aber es verſuche es einer unter uns und zeige nur von einem Superintenden oder Hof-Prediger, der im vorigen oder Anfang dieſes seculi gelebet, ſeine Fehler, wodurch er bey der Chriſtlichen Kirche Ärgerniß gegeben, und ſehe, wie es ihm ergehen wird: und was er für Verfolgungen von denen die mit jenen auf einer Cantzel oder Catheder geſtanden, wird ausſtehen müſſen. Denn ich halte gäntzlich dafür, daß einer, der die offenbarſten Partiqven macht, täglich friſt und ſänfft, und der hochmüthigſte Kerl von der Welt iſt, viel ſanffter tractiret werden wird, als wenn er in dieſem einen Stücke die Wahrheit geſagt hätte."

18. Jahrhunderts ſo grell beleuchtet, wie durch den Umſtand, daſs die vielverſprechende pietiſtiſche Bewegung, anſtatt die Geiſter zu erheben und zu befreien, erſt recht dazu beitrug, das Geiſtes- und Gemütsleben des Volkes zu verſeichten; daſs ſie ſchließlich eine kulturfeindliche Bewegung wurde, deren lähmendes Gift erſt durch die mit Wolf und Gottſched einſetzende werktätige Aufklärung wirkſamer bekämpft werden konnte.

Bedeutungvoll für das Kulturleben in Deutſchland wurde dagegen die Tätigkeit Franckes auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungweſens. In dieſer Beziehung hat Francke, anknüpfend an die weitausgreifenden Beſtrebungen des „menſchenfreundlichen Comenius", ungemein ſegensreich gewirkt.

Die Tätigkeit des Comenius ſelbſt, die ja überdies in ihrem Hauptteil der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts angehört, darf man keineswegs überſchätzen. Schon der Umſtand, daſs Comenius einerſeits nur ein Zufallsdeutſcher war, andererſeits ausſchließlich lateiniſche Bücher ſchrieb (nur ſein ‚Labyrinth des Lebens' und die weitausgreifende ‚Didactica magna' waren urſprünglich in czechiſcher Sprache abgefaſſt), macht es unmöglich, den hervorragenden und zu ſeiner Zeit in der ganzen europäiſchen Gelehrtenwelt bekannten Mann vom deutſch-völkiſchen Geſichtspunkt aus hoch zu bewerten. Zweifellos hat er eine gewichtvolle Kulturarbeit in der Zeit des dreißigjährigen Krieges verrichtet und auf Grund ſeiner dem Praktiſchen zugewandten Weltanſchauung vorbildliche Leiſtungen, zumal auf dem Gebiete des Unterrichts- und Erziehungweſens, vollführt, die kaum hoch genug geſchätzt werden können und die Dankbarkeit der Nachwelt verdienen. Wenn er verlangte, daſs „nicht nur das Gedächtnis der Kinder, ſondern auch der Verſtand und Willen, die Neigungen und Sitten derſelben gebeſſert" würden; wenn er auf „Klarheit und Ordnung der Begriffe" drang; wenn er von dem „Baume der Wiſſenſchaft, der Macht und des Glückes, deſſen ewige Wurzeln in uns liegen" ſprach; wenn er die der Staatskunſt obliegende Menſchenerziehung für „die Kunſt der Künſte" erklärte; wenn er vor allem beklagte, daſs in ſeiner Zeit „jeder für ſich rate und ſorge, für Alle jedoch niemand"; wenn er Wiſſen-

ſchaft, Religion und alle Staatseinrichtungen für verderbt hielt und meinte, daſs es „Unſinn ſey, Glieder heilen zu wollen, ohne den ganzen Leib zu heilen" — ſo klingt uns daraus wol bereits ein Ton entgegen, der auch die Kämpfe ſpäterer Zeit durchhallte. Aber der Ton blieb Ton, wurde nur auf einem engen Gebiet zur Tat; und trotz aller groß gedachten Worte blieb die Lebensarbeit des Comenius philologiſch beſchränkt: eine völkiſch-bedeutſame Perſönlichkeit iſt der „Vater der modernen Didaktik" nie geweſen; und nur ſein pädagogiſcher Grundſatz, daſs aller Sprachunterricht von der Mutterſprache ausgehen und alle Bildung eine ſachliche (auſchauliche) Bildung ſein müſſe, daſs der Menſch überhaupt mehr Welt- als Himmelsbürger ſei, hat einen bis weit ins 18. Jahrhundert hinein fortwirkenden Hauptträger in der Entwicklungsgeſchichte unſeres deutſchen Kulturlebens gebildet. Wie alle andern hervorragenden Perſönlichkeiten Deutſchlands im 17. Jahrhundert, zumal in der zweiten Hälfte, ſo hat auch Comenius nur Teilarbeit geleiſtet und nie das Bedürfnis gefühlt, eine Erneuerung des geſammten völkiſchen Kulturlebens auch nur anzuſtreben. Das Elend ſeiner Zeit hatte er wohl reichlich am eigenen Leibe miterleiden müſſen; die ſiegreiche Gegenreformation hatte auch ihm das Leben ſchwer gemacht; und er wird den troſtloſen Zuſtand, in welchem ſich Deutſchland damals befand, ſchmerzlich genug empfunden haben. Aber ſeine in allen Kulturländern heimiſche Gelehrtennatur wuſſte ſich trotzdem in das alles zu finden; und die Sorge, wie man der Jugend auf die leichteſte Weiſe das ſchwere Latein beibringen könnte, beſchäftigte ihn mehr, als die Sorge um Deutſchland, das deutſche Volk und ſeine Sprache, der er offenbar fremd gegenüberſtand.

Mit Thomaſius und Francke hatten wir bereits die Schwelle zum 18. Jahrhundert überſchritten, die dem zerfahrenen und zerfallenden Deutſchen Reiche wenigſtens ein neues, auf eine beſſere Zukunft hinweiſendes Königreich ſchenkte: die zunächſt allerdings noch ſehr kleine preußiſche Monarchie. Schon die Lebensarbeit des gewaltigen, trotz alles Haſſes und Neides ſeiner Nachbarn, trotz alles Übelwollens der Stände ſeines eigenen

Landes mit kraftvollem Selbſtbewuſſtſeyn von Erfolg zu Erfolg ſchreitenden Großen Kurfürſten hatte den brandenburgiſchen Kleinſtaat bedeutſam in den Vordergrund des politiſchen Treibens gerückt; und es liegt zweifellos ein tiefer geſchichtlicher Sinn darin, daſs ziemlich zu gleicher Zeit mit der Thronbeſteigung des Kurfürſten Friedrich Wilhelm eine, allerdings lateiniſch geſchriebene, Streitſchrift, in welcher dem Hauſe Habsburg aufs rückſichtloſeſte der Krieg erklärt wurde, die deutſchen Geiſter und Gemüter erregte: die auch heute noch unvergeſſene ‚Dissertatio de Natione Status in Imperio nostro Romano-Germanico etc.‘ von Hippolitus a Lapide (Bogislav Philipp von Chemnitz). In dieſer „verdammten läſterlichen Scharteke“ wird eine Sprache geführt, die heutzutage Herrſchern gegenüber wol in keinem Lande Europas geduldet werden würde. Der kühne Verfaſſer will dem Kaiſer die falſche Larve der Majeſtät abreißen, dem Reich und den Ständen ihr gebührendes Recht zuerteilen. Für ihn ſteht über dem Kaiſer das Reich, das ihn ſeiner Würde entſetzen kann. Er erblickt die Urſache allen Unheils in dem Ehrgeiz und der Herrſchſucht des Hauſes Öſterreich, in ſeinem Streben, die Nachbarſtaaten zu unterjochen, ſich den ganzen Erdkreis untertan zu machen und den Grund zu einer ganz unumſchränkten Monarchie zu legen. Er behauptet, daſs nicht die Fremden dem deutſchen Reichsadler die Federn ausgerupft haben, ſondern daſs dieſes allein dem katholiſchen Kaiſer zur Laſt falle; und bezeichnet die habsburgiſche Politik als ein aus Verfaſſungsbruch, Treuverletzung, nackter Selbſtſucht und Herrſchgier zuſammengeſetztes Unding. Auch die bereits von dem pfälziſchen Staatsmann Rusdorff geſtellte Forderung, daſs man die Kaiſerwürde einem andern Hauſe zuerteilen ſolle, macht ſich Chemnitz zu eigen; aber, gleich wie Pufendorf, verhehlt er ſich nicht, daſs leider nur das reiche Haus Habsburg imſtande ſey, die großen Koſten der Kaiſerwürde zu tragen. Immerhin macht er den Vorſchlag, ein Reichsgeſetz zu ſchaffen, wonach die Kaiſerwürde ununterbrochen nur auf drei Glieder eines und deſſelben Hauſes ſolle übergehen dürfen; und für das beſte hält er am Ende die vollſtändige Vernichtung des Hauſes Öſterreich („extirpandum esse

domum Austriacam") und die Umwandlung der öſterreichiſchen Erblande in Reichsdomänen. Freilich rät er den Deutſchen, einen ſolchen Kampf gegen das Haus Habsburg im Bunde „mit Schweden und Franzoſen" zu führen, und offenbart ſich dadurch als einen Sohn ſeines Volkes, das eben nichts ohne das Ausland glaubte tun zu können, und ſich dadurch immer aufs neue und immer entſchiedener vom Ausland abhängig machte.

Die Strömung gegen den unzuverläſſigen, für Deutſchland ſo überaus gefährlichen katholiſchen Kaiſer war alſo bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts im proteſtantiſchen Deutſchland ſehr ſtark; noch aber ahnte niemand, daſs der kleine, nahezu tötlich zerrüttete brandenburgiſche Staat berufen ſeyn könnte, dereinſt der Mittelpunkt und das krönende Hauptglied eines neuen Reiches zu bilden. Selbſt Georg Friedrich Waldeck, der ſich, ganz im Sinne des Chemnitziſchen Traktats, von Öſterreich losſagte und einem proteſtantiſchen Fürſtenbund unter Führung des brandenburgiſchen Kurfürſten, ſeines damaligen Herrn, zu gründen verſuchte, hatte noch keine klare Vorſtellung von dem politiſchen Zukunftberuf der Hohenzollern.[17] Auch als im letzten Drittel des Jahrhunderts ſich der ohnmächtige Haſs gegen den Franzoſenkönig in einer Maſſe von Zeit- und Flugſchriften entlud, richteten ſich die Hoffnungen ſelbſt der beſten Köpfe noch keineswegs auf den Kleinfürſten an der Spree; obſchon das Ländchen, über das dieſer tüchtige Fürſt herrſchte, allgemach die geiſtige Führung in Deutſchland übernommen hatte. Denn nicht nur, daſs Brandenburg ſich als einen, vor der Orthodoxie nicht zurückſchreckenden, Hüter der Duldung erwies und den, um ihres Glaubens willen, Verfolgten eine neue Heimat gewährte; auch

[17] Hans Zwiedineck von Südenhorſt meint zwar einmal in ſeiner ‚deutſchen Geſchichte', daſs Graf Waldeck „wol einer der erſten Männer in Deutſchland geweſen, die von der Ahnung erfüllt waren, daſs die Geſchicke der brandenburgiſch-preußiſchen Macht das Schickſal (Geſchick) Deutſchlands beſtimmen würden", daſs ihm „das Ideal einer evangeliſchen deutſchen Großmacht" vorgeſchwebt hätte — aber die ſpätere Lebensgeſchichte des Grafen macht es doch wahrſcheinlich, daſs er nur, als Proteſtant, den katholiſchen Kaiſer haſste, ohne an ein großes proteſtantiſches Deutſchland der Zukunft unter Führung Brandenburgs zu denken.

die neuen feineren Regungen des Geisteslebens fanden hier ein besseres Verständnis als anderswo in deutschen Landen. Der große Kurfürst kam zwar nicht mehr dazu, die von ihm beabsichtigte Hochschule, zur Pflegung einer von jedem christlichen Bekenntnis unabhängigen Wissenschaft zu gründen; unter Friedrich III. entstand jedoch in Halle die neue Musterhochschule, die sehr schnell den bis dahin vornehmsten Sitz volksfremder deutscher Gelehrsamkeit, die Leipziger Hochschule, in Schatten stellte. Als dann noch in Berlin die königliche Akademie der Wissenschaften gestiftet wurde, machte sich das Übergewicht des Brandenburgischen Kleinstaates bereits recht fühlbar.

Mit Friedrich Wilhem I. trat freilich wieder eine Zurückschraubung der geistigen Fortschrittsbewegung ein; und Christian Wolf musste sogar den pietistischen Feinden weichen und sich in Hessen eine neue Heimat suchen. Aber inzwischen war auch außerhalb des jungen Königreichs manches anders geworden. Dort und hier hatten sich kleine Gesellschaften gebildet, die es sich zur Aufgabe machten, deutsche Sprache und deutsche Reimkunst zu pflegen. Die ersten deutschen, allerdings noch sehr dürftigen, Zeitschriften waren erschienen. Johann Burkhardt Mencke, der als Philander von der Linde manches treffliche Gedicht geschaffen hatte, veröffentlichte seit 1712 die deutschen Acta Eruditorum und seit 1715 die ‚Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen‘. In Hamburg schickte sich Brockes an, mit einigen gleichgesinnten Männern den ‚Patrioten‘ herauszugeben, der an dem zerfahrenen, karakterlos hin und her schwankenden deutschen Volke eine bescheidene Erziehungsarbeit verrichten sollte; und der in und mit seiner Zeit verkommene Schlesier Günther sang die ersten, freie Sinnlichkeit atmenden Lieder in die deutsche Welt hinaus.

Es lässt sich nicht leugnen, dass im ersten Viertel des neuen Jahrhunderts bereits etwas durch die deutschen Lande schwirrte, das für eine Vorahnung des neuen Frühlings gelten konnte: aber freilich nur für eine Vorahnung. Von dem Frühling selbst war noch so gut wie nichts zu merken. Wie in früheren Jahrzehnten, so traten auch jetzt wol dort und hier verheißungvolle Anfänge hervor; aber es fehlte auch wie früher der einheitliche

Wille und vor allem die nach allen Seiten hin gerichtete Einſicht in das, was Not tat. Wie man in politiſcher Beziehung noch immer das beſte vom Ausland erwartete: ſo lagen auch die muſiſchen Beſtrebungen vollſtändig im Banne fremder Götzen. Hier ahmte man die alten, misverſtandenen Klaſſiker nach; dort die neuen Franzoſen, Italiener und Holländer. Verfolgt vom Haſſe der orthodoxen Geiſtlichkeit, war die Schaubühne allgemach ganz verwahrloſt und zu einer Dirne des Pöbels geworden; während die Höfe ſich an ſinnloſen italieniſchen Opern und abgeſchmackten Balletten ergötzten. Auf den Kathedern herrſchte noch immer das Latein; auf den Kanzeln machte ſich leeres, von keiner Vortragskunſt berührtes Geſchwätz breit. Die Wiſſenſchaft wollte, trotz Thomaſius und Wolf, nichts von der deutſchen Sprache wiſſen; und dieſe ſelbſt war keineswegs „auf den Gipfel der Zierlichkeit“ gebracht worden, wie Bödiker ſchon 1690 glaubte behaupten zu dürfen.[18] Die Unfähigkeit der deutſchen Gelehrten, ſich in ihrer Mutterſprache auszudrücken, war ſelbſt noch im erſten Viertel des 18. Jahrhunderts ſehr groß; und bei keinem der höchſtſtehenden Männer jener Zeit läſſt ſich dieſe Unfähigkeit ſo deutlich wahrnehmen, wie bei dem durch und durch deutſch fühlenden J. B. Mencke, von dem Treitſchke eben ſo fein wie treffend ſagt: „Mencke, der ſo deutlich ſah, ſo innig fühlte,

[18] Auch Stieler (Spate) meinte ziemlich um dieſelbe Zeit, daſs „unſer hochwerthes Teutſch ſchon jetzo dem majeſtätiſchen Latein, dem unerſchöpflichen Griegiſchen, dem leichtfließenden Franzöiſchen und denen tiefſinnigen Welſchen und Spaniſchen Sprachen die Spitze bieten“ könnte; und Andreas Tſcherning erklärte bereits 1659 in ſeinem ‚Unvorgreifflichen Bedencken über etliche mißbräuche in der deutſchen Schreib- und Sprach-Kunſt‘, daſs „nunmehr unſere hochedle Mutterſprache . . . von vielen hochſinnigen Gemüthern, nicht allein durch herrliche getichte, ſondern auch ſehr nützliche Lehrſätze köſtlich und zu ihrem reinen angebornen ſchmuck und zierat ziemlicher maßen gebracht“ wäre; geſtand aber allen Mundarten das noch immer unangetaſtete Recht zu, ihre Provinzialismen in der Schriftſprache durchzuſetzen; und lieferte in ſeinen Gedichten und Schriften ſelbſt den Beweis, daſs es damals um die „Schönheit“ der „hochdeutſchen“ Sprache noch gar kläglich beſtellt war. In dem der ‚Deutſchen Sprachkunſt‘ gewidmeten Kapitel ſoll davon ausführlicher gehandelt werden.

ſcheint oft gar nicht mehr zu ſehen und zu fühlen, wenn er in deutſcher Sprache d. h. ohne die lateiniſche Brille ſchreibt; es iſt, als flimmerten ihm die Augen.“ Die Poeſie war nach wie vor leere Gelegenheitreimerei oder zuchtloſer Gaſſenhauergeſang und gab den Hanswurſtiaden, welche die Bühne beherrſchten, ſo wenig nach, daſs allen Ernſtes die Daſeynsberechtigung der ſo vollſtändig entwürdigten Dichtkunſt in Frage geſtellt werden konnte. Daſs deutſche Kunſt und deutſche Sprache im Argen lagen, wuſſten viele; aber davon, daſs einerſeits die deutſche Sprache Allgemeingut des deutſchen Volkes, daſs ſie die alleinige Trägerin der Bildung und aller Wiſſenſchaft werden und ſeyn müſſte, und durch welche Mittel ſie auf ſich ſelbſt geſtellt, endgiltig gereinigt und geregelt werden könnte — und daſs andererſeits die deutſche Kunſt eine edle Freundin und Gefährtin, eine Erzieherin und Lebensverklärerin des Volkes in allen ſeinen Ständen ſeyn ſollte: von alledem war ſelbſt den geiſtigen Hauptvertretern des deutſchen Volkes noch nichts zum Bewuſſtſeyn gekommen.

So wuſſte wohl auch ein jeder denkende Deutſche, daſs einerſeits das Haus Habsburg, andererſeits der Franzoſenkönig die größten, gefährlichſten Feinde des deutſchen Reiches und des ganzen deutſchen Volkstums waren; aber niemand wuſſte, woher nun das neue Heil kommen ſollte. Kein Menſch ahnte in dem Hohenzollernkönig den zukünftigen „Retter des Reichs“; kein Menſch dachte an ein großes, geſchloſſenes Reich, an ein, alle deutſchen Stämme in ſich vereinigendes deutſches Volk. Eine deutſche Geſammtkultur war den Deutſchen etwas ebenſo Unfaſsbares, wie der Begriff eines deutſchen Geſammtſchrifttums. Ein völkiſches Bewuſſtſeyn gab es nicht; und es gab auch keine völkiſch bedingte aber zugleich auf der Höhe einer geläuterten, mit allen Gütern des Wiſſens und der Weisheit ausgeſtatteten weltbürgerlichen Geſinnung ſtehende Perſönlichkeit. Es fehlte an einer, das ganze, vielgeſtaltige Kulturleben des deutſchen Volkes umſpannenden Zentralmacht; und die ganze Zukunft des deutſchen Volkes ſtand auf dem Spiele, wenn nicht endlich all' der Zerfahrenheit, all' der halt- und planloſen Zerſplitterung der Kräfte wenigſtens auf geiſtig-künſtleriſchem Gebiete und vor

allem auf dem Gebiete der Sprache durch einen gewaltigen einheitlichen Willen ein Ziel gesetzt wurde.

Eine Erneuerung des geistig-künstlerischen Lebens; eine Erneuerung und Vereinheitlichung der deutschen Sprache, die Ausbreitung ihres Machtbereichs auf alle deutsche durch Politik und Religion getrennte Stämme: sie bildeten das große Problem der Zeit, von dessen glücklicher Lösung die ganze Weiterentwickelung, die Stellung des deutschen Volkes im Rahmen der europäischen Kulturmenschheit abhieng.

Kein Mensch in Deutschland hatte vor 1724 oder 1725 dieses Problem auch nur klar ins Auge gefaßt. Die politischen Persönlichkeiten hatten die Nötigung dazu nicht empfinden können, weil sie keine Gelehrten waren; die Gelehrten andererseits, selbst diejenigen, die sich bereits aus praktischen Gründen der deutschen Sprache angenommen hatten, befanden sich in derselben Lage: weil sie weder Politiker noch Träger des völkischen Gedankens waren. Wer auch im 17. und im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts für die deutsche Sprache eingetreten war: nie waren andere als philologische oder im engeren Sinne praktische Gesichtspunkte zur Geltung gekommen. Deutsch: das war eben nur nicht französisch, nicht italienisch und nicht lateinisch. Die wenigen, die damals deutsche Bücher in die Welt sandten, schrieben im großen und ganzen die Volksmundart oder doch das ungereinigte, noch dazu von Fremdwörtern überladene Deutsch ihres Heimatbezirks. Die politische Gefahr, die in dieser Zersplitterung der deutschen Sprache in Dutzende von Mundarten lag, ahnte niemand. Noch war es nicht ausgesprochen worden, daſs ein mundartlich zerklüftetes Schrifttum, eine in lauter Mundarten gespaltene Sprache die besten Mittel sind, um ein Volk zugrunde zu richten. Noch war jeder Stamm, jedes Vaterländchen in Deutschland auf seine Eigenart stolz, und alle setzten alles daran, diese Eigenart auf Kosten der Gesammtheit zur Geltung zu bringen. Noch hatte niemand gesagt: die Mundarten und ihre Litteraturen mögen immerhin abseits vom großen Volksleben ihr bescheidenes Stammesdaseyn fristen; notwendig aber ist vor allen und über allen eine bis an die fernsten Gränzen des Reiches geltende, ein-

heitliche, von Grund aus reine und geregelte Schriftſprache, und ein auf ſie ſich ſtützendes, den Mundarten kein Zugeſtändnis machendes allgemeines deutſches Schrifttum.

Das alles aber durfte nicht nur geſagt werden: den Worten muſſte vor allem die Tat folgen. Und wie ſchwer es war, dieſe Tat zu verrichten, erkennen wir daraus: daſs ſelbſt, als Gottſched ſich anſchickte, ſeinen Worten die Tat folgen zu laſſen, viele tüchtige, gelehrte und verhältnismäßig weitblickende Männer in dieſem zielbewuſſten Kampfe die Tat einer gefahrvollen Beſchränktheit erblickten, die man durch nachdrückliches Eintreten für die Rechte der Mundarten um ihre Wirkung bringen müſſte.[19]

Doch das gehört auf ein anderes Blatt. An dieſer Stelle genügt es, darauf hinzuweiſen, daſs auch im erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, und trotz der innerhalb eines Jahrhunderts dort und hier entſtandenen deutſchen Dicht- und Sprachgeſellſchaften, noch kein Menſch in Deutſchland an eine Erneuerung des geſammten geiſtig-künſtleriſchen Lebens, an die Feſtſtellung einer allgemeingültigen hochdeutſchen Schriftſprache, vor allem von völkiſch-politiſchen Geſichtspunkten aus; und auf Grund aller dieſer Erneuerungen an eine politiſche Wiedergeburt des deutſchen Volkes und Reiches gedacht hatte und dachte. Dieſes große Problem, von deſſen Löſung die geſammte Weiterentwickelung und zumal die Stellung des deutſchen Volkes innerhalb der europäiſchen Welt abhieng, ſtellte ſich erſt Gottſched; und zwar

[19] Selbſt noch der alte Goethe ſchrieb im 6. Buche ſeiner Lebensgeſchichte: „Mit welchem Eigenſinn die Meißniſche Mundart die übrigen zu beherrſchen, ja eine Zeitlang auszuſchließen gewußt hat, iſt jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter dieſem pedantiſchen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerſtreit haben ſich die heimatlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingeſetzt". Goethe hätte ſich immerhin der Vorteile erinnern können, die gerade ihm Gottſcheds Beſtrebungen für eine herrſchende einheitliche Schrift- und Umgangsſprache verſchafft hatten. Zum mindeſten aber hätte der Mann, dem überſchwängliche Bewunderer alle möglichen großen Eigenſchaften zuſprechen, im erſten Drittel des 19. Jahrhunderts ſo klar und weit ſehen ſollen, um das Hauptſtück der Lebensarbeit ſeines großen Vorgängers und Lehrers richtig zu beurteilen. Das Urteil Goethes iſt in dieſer Sache ſo flach und unzulänglich, um nicht zu ſagen: falſch, wie in ſo vielen anderen Dingen.

wuchs er in ſeine volksgeſchichtliche Aufgabe erſt nach und nach hinein. Denn ſo weit der gelehrte und völkiſche Geſichtskreis des fünfundzwanzigjährigen Mannes auch war, der im Jahre 1725 die ‚vernünftigen Tadlerinnen‘ herauszugeben begann und ſchon damals erklärte, daſs „wir Deutſche unſere Mutterſprache am nötigſten haben“ (I, St. 39): zur Bewältigung der großen volksgeſchichtlichen Aufgaben, die unter allen Umſtänden durchgeführt werden mußten, wenn dem deutſchen Volke wenigſtens noch in letzter Stunde geholfen werden ſollte, bedurfte es eines von Grund aus gereiften, weit über ſeine Zeitgenoſſen hinausgewachſenen und mit einer Fülle von geiſtiger Macht ausgeſtatteten Mannes; und es war noch die ganz perſönliche, planvolle und nie ausgeſetzte Arbeit Gottſcheds über ein Menſchenalter hinaus nötig, ehe dieſe gewaltige volksgeſchichtliche Aufgabe in der Hauptſache für gelöſt gelten durfte.

Daſs ſie wirklich gelöſt wurde, wird heute kein urteilsfähiger Kenner der in Frage ſtehenden Verhältniſſe beſtreiten. Daſs ſie zumal auf dem engeren Gebiete des deutſchen Schrifttums von Gottſched, und nur von ihm, glänzend gelöſt wurde, werden auch alle diejenigen zugeben, die mit dem Namen Gottſched noch immer keinen allzugroßen Begriff verbinden. Sagt doch ſchon Waniek in der kurzen Einleitung zu ſeiner Gottſched-Biographie: „So ſtellen ſich die Beſtrebungen um deutſche Sprache und Litteratur bis zum Ende der zwanziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts als eine Menge von Kraftäußerungen dar, denen es an den rechten Angriffspunkten wie an beſtimmter Zielrichtung mangelt; daher verzehren ſich die Kräfte gegenſeitig, und es fehlt an einer ſtetigen Fortentwickelung. Wie anders ſchreitet ein Menſchenalter ſpäter in Theorie und Praxis der ſchaffende deutſche Geiſt von Sieg zu Sieg, in raſchem Anſturm die Höhe gewinnend! Was der eine erworben hatte, hat er allen erworben; es iſt die Periode der organiſchen Entwickelung unſerer Literatur. Woher aber die Stetigkeit und Raſchheit des Fortſchrittes, woher die Teilnehmung des ganzen Volkes? Läſſt ſich dieſer gänzlich veränderte Karakter der Litteratur nur aus äußeren Einflüſſen oder lediglich aus der hervorragenden Geiſtesgröße ihrer Führer erklären? — Zwiſchen dem plan- und zielloſen Ringen der

früheren Zeit und dem bewuſstvollen und ſiegreichen Kampfe, der mit Leſſing beginnt, liegt die Wirkſamkeit Gottſcheds."

Im großen und ganzen hat hier Waniek wol das Richtige getroffen, wenigſtens in ſo weit, als er andeutet, daſs ohne die Gottſched-Epoche ſchwerlich ein „klaſſiſches Zeitalter der deutſchen Litteratur" möglich, oder doch ſo ſchnell möglich geworden wäre. Aber den Kern der in dem „Falle Gottſched" vorliegenden Tatſache berührt er trotzdem nicht. Denn erſtens hatte der „ſiegreiche Kampf" ſchon mit Gottſched begonnen und nicht erſt mit Leſſing, der kaum mehr als einige nachträgliche Scharmützel durchführte; und zweitens hatte Gottſched nicht, wie Leſſing, für eine von einem Vorgänger im Fluſs gebrachte Idee gekämpft, ſondern dieſe Idee ſelbſt in ſich auferzogen.

Das iſt das größte in Gottſched, daſs er ſich das Problem, das er glänzend zur Löſung brachte, ſelbſt geſtellt hatte. Wäre er nur Philolog oder Belletriſt (man verzeihe die Fremdwörter, ich wähle ſie abſichtlich) geweſen, ſo hätte er das Problem ſich nie geſtellt und noch weniger es gelöſt. Aber gerade der Umſtand, daſs er es ſich ſtellen, daſs er es mit ſelbſtſicherer Kraft löſen konnte, unterſcheidet ihn von allen ſeinen Vorgängern; unterſcheidet ihn vor allem von ſeinen Nachfolgern, die ſich ihm ſo ſehr überlegen fühlten und doch nie imſtande geweſen wären, ſeinen Platz auszufüllen.

Ohne daſs wir ein Urteil über die Lebensarbeit Gottſcheds, das ſich erſt nach ſorgfältiger Betrachtung dieſer Lebensarbeit ergeben kann, ſchon hier im voraus fällen; werden wir doch am Ende dieſer rückwärts gerichteten Betrachtung zu der Erkenntnis kommen: daſs vor dem Auftreten Gottſcheds nicht nur niemand „den Finger in die Wunde des deutſchen Volkes gelegt", ſondern auch niemand ernſthaft daran gedacht hatte, das völkiſch-politiſche Kulturleben in Deutſchland auf die einheitliche Grundlage zu ſtellen, von der aus allein die Heilung des ſchweren völkiſchen Siechtums ſtattfinden konnte. Wir werden uns ferner darüber klar geworden ſeyn, daſs ein Mann, der dieſe völkiſche Rieſenarbeit zu vollführen trachtete, nicht nur als ein, dem Volksleben abgewandter Stubenphilolog oder als ein, ſey es gelehrter, ſey es ſchöngeiſtiger, Schriftſteller tätig ſeyn durfte; ſondern ein, alle-

Gebiete des Kulturlebens ſelbſtändig beherrſchender, mit weitſchauendem Blick begabter, von neuen, fruchtbaren Ideen erfüllter, ſtaatsmänniſch denkender und handelnder Genius ſeyn muſſte: weil er ſich andernfalls weder ein ſo großes, kühnes Problem hätte ſtellen, noch es erfolgreich und für die weitere Zukunft ſeines Volkes ausſchlaggebend hätte löſen können.

Mit dieſer uns gewordenen Erkenntnis wollen wir nun vor das Leben, Schaffen und Wirken Gottſcheds treten, die zwar an die Niederungen jener traurigſten Zeit unſerer Geſchichte geknüpft ſind, uns aber, bei richtiger Einſicht, trotzdem ſtets auf der Höhe geiſtigen, ſittlichen und allgemein völkiſchen Daſeyns feſthalten werden.

Erſtes Kapitel

Spiel- und Lehrjahre

Johann Chriſtoph Gottſched wurde 1700, am 2. Februar zu Juditten bei Königsberg geboren. Sein Vater Chriſtoph Gottſched, der 1668, am 7. September zu Königsberg das Licht der Welt erblickt hatte, war ſeit 1697 in Juditten Pfarrer und ſeit dem 4. Juli desſelben Jahres mit Regina Biemann, der Tochter des Pfarrers Johann Biemann aus Grunau (Kreis Heiligenbeil) vermählt.

Über die Familie Gottſched wiſſen wir leider ſo gut wie nichts. Es iſt uns keine Kunde darüber aufbewahrt worden, ob ſie in Oſtpreußen, beziehungweiſe in Königsberg, alteingeſeſſen geweſen; oder ob ſie vielleicht erſt zur Zeit des Großen Kurfürſten nach Preußen gekommen war. Ebenſowenig ſind wir über die bürgerliche Stellung und die Vermögensverhältniſſe der Vorfahren unterrichtet. Dem Gelehrtenſtande haben auch die letzten Vorgänger des Judittter Pfarrers ſchwerlich angehört; weil ſonſt wol einige, wenn auch noch ſo dürftige, Nachrichten von ihnen auf uns gekommen wären. Dagegen wiſſen wir, daſs ein Bruder des Pfarrers in Königsberg als Buchbinder[1] lebte;

[1] Auf dem Stammbaum der Familie Gottſched, den Herr Eduard Gottſched, ein in Berlin lebender Urenkel Johannes Gottſcheds, des Arztes, für mich, nach den Aufzeichnungen eines in Wernigerode lebenden Buchhändlers Friedrich Gottſched, eines Nachkommen des oben erwähnten Bruders des Judittter Pfarrers, zuſammengeſtellt hat, wird dieſer Bruder,

und es iſt deshalb nicht unwahrſcheinlich, daſs auch der Vater das Buchbindergewerbe betrieben hatte. Der Großmutter Barbara Gottſched widmeten die Enkel Johann Chriſtoph und Johann Friedrich 1720, zur Feier des Tages, an dem ſie ihr ſiebzigſtes Lebensjahr vollendete, Gedichte, die auch gedruckt wurden. Weiteres iſt von ihr nicht bekannt geworden; und von ihrem Gatten oder deſſen Vater fehlt uns jede Kunde.

Etwas beſſere Kenntnis beſitzen wir dagegen von zwei Oheimen und zwei Vettern Johann Chriſtophs, die einem andern Zweige der Familie entſtammten. Der eine Oheim hieß, gleich dem Vater Gottſcheds, Chriſtoph; er war 1666, am 6. April zu Königsberg geboren, wurde, nachdem er „in Deutſchland, Italien und Holland ſich umgeſehen" (Arnoldt), 1689 Konrektor zu Wilda, 1692 Konrektor der Löbenichtſchen Schule zu Königsberg,[2] 1696 Magiſter daſelbſt und noch im ſelben Jahre Pfarrer zu Liebſtadt, wo er 1698, am 1. October ſtarb. Sein Bruder Johann[3] war 1668, im Juli zu Königsberg geboren, hatte Philoſophie und Medizin ſtudiert und war, nachdem er von 1689—91 ebenfalls Reiſen durch Deutſchland, Holland und Italien gemacht hatte, 1691 Phyſikus in Bartenſtein geworden. Im Jahre 1694 ſiedelte er nach der Vaterſtadt über, wurde hier Lizentiat der Medizin, ſchnell darauf außerordentlicher Profeſſor der Medizin, 1701 Doktor und ordentlicher Profeſſor, erwarb ſich 1702 die Magiſterwürde und wurde noch im ſelben Jahre Mitglied der neugeſchaffenen Sozietät der Wiſſenſchaften zu Berlin. Er ſtarb 1704, am 10. April. Seine

ohne Nennung eines Vornamens, als „Hofbuchhändler zu Königsberg i. Pr." angeführt. Auf einen Buchhändler G. bin ich freilich bei meinen Nachforſchungen nie geſtoßen; auch Poſanski führt unter den 13 Buchhändlern Königsbergs keinen Gottſched an. Aber es wäre möglich, daſs der Buchbinder Gottſched, wie das ja heute noch vielfach in kleineren Städten der Fall iſt, auch einen beſcheidenen Buchhandel betrieben hätte.

[2] Unter ſeiner Leitung fand 1695 die Aufführung einer Schulkomödie ‚Die triumphierende Gottesfurcht' ſtatt (S.: ‚Nöth. Vorrath' I, 258).

[3] Es iſt vielfach fälſchlich angenommen worden (und ſelbſt noch Ernſt Kroker teilt dieſen Irrtum), daſs dieſer Johann ein Bruder des, 2 Monate ſpäter geborenen Juditter Pfarrers geweſen ſey.

‚Flora Pruſſica‘ genoſs Jahrzehntelang einen großen Ruf in der gelehrten Welt Europas; auch ſeine lateiniſch geſchriebenen Werke über den Blutkreislauf und über Muskelbewegung waren zu ihrer Zeit berühmt; und ſein 1703 erſchienener ‚Curiöſer Wettercalender, oder Beſchreibung des Gewitters, wie ſolches im Jahre 1702 in Königsberg von Tag zu Tag dieſes ganze Jahr obſerviret wurde‘ läſſt ihn geradezu als den Vater der neueren Meteorologie erſcheinen. Von der Anſicht ausgehend, daſs es „ſchlechterdings unmöglich ſey, nach der „bisherigen Weiſe der Calendermacher, aus den Adſpecten und anderen willkürlich angenommenen Grundſätzen das Wetter vorher zu ſagen“, tritt er für planmäßige, an verſchiedenen Orten, viele Jahre hindurch Tag für Tag fortgeſetzte Beobachtungen ein, die dann durch Vergleichungen unter einander „auf inductivem Wege“ eine größere Gewiſsheit ermöglichen ſollen. Er ſelbſt ſtellte mit Barometern, Thermometern und Hygrometern ſehr umſtändliche Verſuche an und kam in Beziehung auf Luft- und Wetterbegebenheiten zu wichtigen Erkenntniſſen. Als Univerſitätlehrer machte ſich dieſer geborene Forſcher vor allem dadurch einen Namen, daſs er als erſter Phyſiker in Königsberg es wagte, von den Lehrſätzen des Ariſtoteles abzuſehen und an deren Stelle Collegia experimentalia einzuführen. Von den Söhnen dieſes Johann Gottſched hieß der eine ebenfalls Johann; er wurde 1730 Doktor der Medizin und ſpäter Phyſikus in Gumbinnen. Ein zweiter, 1698 geborener und wahrſcheinlich älterer Sohn hieß Chriſtoph Bernhard; er war Theologe; und wir werden ihn noch näher kennen lernen.

So wenig der Vater des Juditter Pfarrers dem Gelehrtenſtande angehört haben kann, ſo wenig dürfte auch der Vater der zwei Oheime Gottſcheds ein Gelehrter geweſen ſeyn. Wahrſcheinlicher iſt es, daſs er ein wohlhabender Kaufmann war; weil andernfalls die Söhne ſchwerlich mehrjährige Reiſen hätten unternehmen können. Von einer größeren Reiſe des Juditter Pfarrers iſt uns keine Kunde geworden; ſein Vater ſcheint alſo die Mittel dazu nicht gehabt zu haben; was wiederum dafür ſpricht, daſs er in beſcheidenen Verhältniſſen lebte und keine

näheren Beziehungen zur Gelehrtenwelt beſaß. Gottſched gedenkt ſeiner nie und hat ihn möglichenfalls gar nicht gekannt.

Ganz oberflächlich ſind wol auch die Beziehungen zu den Großältern mütterlicherſeits geweſen. Der Grunauer Pfarrer Johann Biemann war 1640, am 24. Juni zu Königsberg geboren, hatte an der Albertina und einigen auswärtigen Hochſchulen ſtudiert, war 1671 erſter Prediger der neugegründeten Kirche der Feſtung Friedrichsburg geworden und hatte, dieſes Amtes 1686 entſetzt, nach kurzem Vikariat in Wargen, 1691 die Pfarrſtelle in Grunau und Paſſarge erhalten; wo er ſich „wie durch Lehre und Leben, alſo auch durch Aufbauung eines neuen ſchönen Gotteshauſes um die Gemeine Gottes wohl verdient" machte. Er ſtarb 1718, am 19. Dezember; und ſein Enkel Johann Chriſtoph widmete ihm eine Grabrede. Daſs dieſer Großvater irgend welchen bemerkenswerten Einfluſs auf Gottſched ausgeübt habe, iſt kaum anzunehmen. Von Gottſched, der doch gewöhnt war, allen, die ihn gefördert, ihre Ehre zu geben, iſt jedenfalls nichts hierüber bekundet worden. Auch die Großmutter Katharina ſcheint ihm nicht näher getreten zu ſeyn; ſie wird nur als Patin der älteſten Tochter des Schwiegerſohnes erwähnt.

Als Chriſtoph Gottſched 1697 die Pfarrſtelle zu Juditten erhielt, war er 29 Jahre alt. Er hatte jetzt ſein, wenn auch nicht allzureichliches, ſo doch ausreichendes Brod und durfte daran denken, ſich einen Hausſtand zu gründen. So führte er denn bereits am 4. Juli ſeine Regina (geb. 1671) heim, die ihm im Juni des Jahres 1698, als erſtes Pfand der Ehe, ein Mädchen ſchenkte, das auf den Namen Dorothea Loyſa getauft wurde, aber in ſehr jungen Jahren geſtorben zu ſeyn ſcheint.

Dieſer Tochter folgte dann 1700 der erſte Sohn, der am 5. Februar die Namen Johann Chriſtoph erhielt, und zu deſſen Paten, neben dem Juditter Amtshauptmann von Röder[4], den

[4] Gottſched führt ihn in der Vorrede zum 2. Bande der ‚Weltweisheit' (6. und 7. Aufl.) als ſolchen an. In den Juditter Kirchenbüchern iſt der Name jedoch nicht zu finden; was darauf ſchließen läſſt, daſs Röder nur als Ortsoberhaupt dem Taufakt unverbindlich beigewohnt haben wird.

ſpäteren Tribunalsrat und Konſiſtorialpräſidenten, auch der Oheim Johann Gottſched gehörte.

In dem ſchlichten Pfarrhauſe herrſchte nun das reichſte Glück, das ſich vor allem auf die gegenſeitige Liebe der Ältern gründete. Mann und Frau ſcheinen ſehr gut zu einander gepaſſt zu haben. Der Vater war, ungeachtet ſeiner Gelehrſamkeit, ein gütiger, umgänglicher, lebensfroher Mann, der mit den Muſen in recht lebhaftem Verkehre ſtand und in der Kunſt, deutſche Verſe zu machen, nicht unbewandert war. Die Mutter aber ſcheint nicht nur ein hübſches, ſondern auch ein begabtes und verhältnismäßig ſehr gebildetes Weib geweſen zu ſeyn. War doch ihr Vater „ein Geiſtlicher von nicht gewöhnlichen Gaben" und ein Mann, der für Poeſie reiche Empfänglichkeit beſaß. In jedem Falle hatten ſich hier zwei Menſchen zu einander gefunden, die dem Eheleben einen idealen Inhalt zu verleihen wuſſten und ſich zugleich ihrer Ältern pflichten vollauf bewuſſt waren.

Ihre Tugend, ihr Verſtand,
Ihrer Jugend friſche Blüte
War das anmutreiche Band
Für ſein redliches Gemüte.
Sein gelehrt und frommes Weſen
War, was ihrer Bruſt gefiel —

ſo ſingt Gottſched in einer, den Ältern gewidmeten, Ode aus dem Jahre 1732; auch ſpricht er von dem „zarten Sinn" der Ältern; und neben „des Vaters Redlichkeit" rühmt er „der Mutter Menſchenliebe".

Von dieſer Mutter nun wurde er nicht nur in den erſten Monaten ſeines Lebens ſelbſt genährt; von ihr wurde er auch in den erſten Jahren erzogen: ſie war ſein treueſter und liebſter Spielkamerad in Juditten. Auf ihren Armen, an ihrer Hand blickte das Kind von der beſcheidenen Höhe des Waldgeländes über das weite Pregeltal bis hinüber zum fern aufblitzenden Haff. Sie trug und führte den Kleinen durch die Buchen, Tannen und Fichten des „beliebten Waldes"; und wenn ſie die Wiſsbegier des aufgeweckten Knaben nicht ſelbſt befriedigen konnte, ſo half der gelehrte Vater aus. Auch der noch ge-

lehrtere, zumal in den Naturwiſſenſchaften vielerfahrene Oheim Johann, der ein gern geſehener Gaſt im Hauſe des Pfarrers geweſen zu ſeyn ſcheint, und deſſen Gottſched zuweilen nicht ohne Stolz gedenkt, wird bereits in dieſer, dem Stadtlärm entrückten Waldeinſamkeit manchen Keim des Wiſſens in die Seele des reichbegabten, von „Lehrbegier“ erfüllten Kindes geſenkt haben.

Von Juditten[5] ſelbſt iſt übrigens manches Bemerkenswerte zu melden. Im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts ſchon war hier auf einer Berghöhe des damals noch weithin waldbedeckten Geländes die wahrſcheinlich erſte chriſtliche Kirche Oſtpreußens (Samlands) erbaut worden. Sie war noch kapellenartig klein; ihr Grundplan beſaß keine Kreuzgeſtalt; Strebepfeiler, Strebebogen und der fünfſeitige Chorſchluſs fehlten; vor allem aber fehlte dem dürftigen, gewiſſermaßen mit dem Blute der heidniſchen Pruzzen gefärbten Backſteinbau der Turm, der zu Gottſcheds Jugendzeit bereits länger denn ein Jahrhundert als Wahrzeichen des Ortes weit in die Pregel- und Haff-Niederung hinausblickte und noch heute wetterfeſt in die Luft emporragt. Das einſame Gotteshaus bildete in der erſten Zeit ſeines Beſtehens nicht nur einen Schutzwall gegen heidniſche Überfälle, ſondern auch ein Ziel für Wallfahrer; und zwar galt die Juditter Kirche bis um 1400 nicht etwa nur in Preußen, ſondern im ganzen chriſtlichen Deutſchland für eine Wallfahrtſtätte, zu der man aus allen Gauen des Reiches pilgerte. Nicht zum wenigſten dieſer alten Kirche ſcheint daher Oſtpreußen die Beſiedelung durch Deutſche faſt aller Stämme zu verdanken.

Der Name ‚Juditten‘ dürfte auf den Namen eines alten Pruzzen zurückzuführen ſeyn, der in jenen Urwäldern ſein Beſitztum gehabt haben ſoll. Dieſer Pruzze hieß Gedete; er war Herr des Gebietes von Kimenau in Sudauen, trat ums Jahr 1290 unter dem Landmeiſter Meinhard von Querfurt (1288—1299) mit ſeiner ganzen Sippe zum Chriſtentum über und erhielt um 1296 neue Beſitzungen zum Geſchenk, die ſich von Wargen bei

[5] So wird der Ort ſeit über 100 Jahren kurzweg genannt; Gottſched nennt ihn allerdings in der Grabſchrift auf ſeinen Bruder Johann Friedrich noch Judittenkirch.

Das Pfarrhaus zu Juditten

Der bei der Dachrinne, ganz links, beginnende Anbau stammt aus dem 19. Jahrhundert.

Nednicken bis in die Nähe von Juditten erſtreckten. Sehr wahrſcheinlich iſt es alſo, daſs dieſer Gedete ſich hier einen Landſitz geſchaffen hatte, der nach ihm den Namen erhielt (Gedete, Geditte, Gedutte, Juditten). Wenn die, ſich nicht gerade durch Zuverläſſigkeit auszeichnenden Geſchichtſchreiber Henneberger und Hartknoch von einem Dorfe Juditten erzählen, das neben der Kirche beſtanden haben ſoll, ſo dürfte dieſes aus dem Herrenſitz Gedetes und den Hütten ſeiner Leute gebildet worden ſeyn. Denn ein wirkliches Kirchdorf Juditten hat es nie gegeben. Selbſt zur Zeit, als Gottſched hier ſeine Kindheit verlebte, konnte von einem Dorfe Juditten nicht die Rede ſeyn. Erſt um die Mitte des 18. Jahrhunderts entwickelten ſich um die Kirche herum drei Beſitzungen: Charlottenburg, Louiſental und Marienberg; und erſt ſeit dieſer Zeit wird das ganze Gebiet mitſammt der Kirche kurzweg Juditten genannt. Der Jodutte oder Joduthe, von dem die Sage berichtet, daſs er in dieſen Wäldern ſein Beſitztum gehabt habe, dürfte wol mit dem oben erwähnten Gedete eine Perſon bilden; jedenfalls iſt dieſer geſchichtlich beglaubigt, jener nicht. Ins Reich der Märchen iſt ferner die Behauptung einiger Chroniſten zu verweiſen, daſs die Kirche Juditten nach einer Geſpielin der thüringiſchen heiligen Eliſabeth, einer gewiſſen Jutta oder Juta, genannt worden ſei, die ums Jahr 1250 in Marienwerder ſtarb und geweisſagt haben ſoll, daſs das ganze preußiſche Ordensland vom wahren Glauben abfallen und nur ein Winkel von ihm (das bis auf den heutigen Tag ſtreng katholiſche Ermland) der Kirche treu bleiben werde. Noch märchenhafter iſt nun gar die, in früherer Zeit ebenfalls verbreitet geweſene Meinung, daſs die Kirche nach der apokryphiſchen Judith genannt worden ſey; und auch die Vermutung, daſs die Kirche von der Judith, die eine Schweſter Kaiſer Friedrichs I war, ihren Namen erhalten habe, läſſt ſich nicht beweiſen.

So lange alſo keine anderen Tatſachen aufgedeckt werden, wird man die Beziehung zu Gedete oder Jodutte feſthalten müſſen; denn dieſe ſcheinen ſich ganz von ſelbſt zu ergeben. Möglichenfalls hat Gedete, nachdem er zum Chriſtentume übergetreten und dadurch ein großer Landbeſitzer geworden war, die

Kirche ſelbſt bauen laſſen, um ſie, als ritterlicher Bekenner, der Mutter Gottes zu widmen. Denn die Kirche Juditten war tatſächlich eine Marienkirche; und noch heute bewahrt das ſchlichte Gotteshaus ein ſehr altes großes Holzbild der heiligen Mutter mit dem Kinde auf, das urſprünglich den Inhalt einer, an der öſtlichen Außenmauer befindlichen, Blende gebildet haben dürfte.

Seit 1526 iſt die Kirche evangeliſch. Ein Johann Kramer, wird als erſter evangeliſcher Pfarrer genannt. Gottſcheds Vater kam als 17. Pfarrer nach Juditten. Er ſetzte das, von ſeinem Vorgänger Jakob Lemcke angelegte, Urkundenbuch der Kirche fort und bereicherte es durch einen ‚Extrakt und kurzen Inhalt alles deſſen, was vorhin bis auf dieſe Zeit bey unſer Juditten Kirche Denkwürdiges paſſiret, ſo viel man aus den alten Rezeſſen und Kirchen-Rechnungen hat abnehmen können‘. Ein katholiſcher Wallfahrtsort war die Kirche mit ihrem herrlichen Waldgelände nicht mehr; aber für die Bewohner Königsbergs blieb ſie ein ſommerliches Vergnügungsziel; und an Sonntagen wird der Wald von den Stimmen froher Menſchen erfüllt geweſen ſeyn.

Als Gottſched 1732, am 7. September ſeinen Ältern ein Gedicht widmete, in welchem er auch Judittens gedachte, da konnte er noch ſingen:

„Sey gegrüßt, beliebter Wald!
Grüner Berg, an deſſen Grunde
Dieſes Paar den Aufenthalt,
Ja ſein andres Eden funde.
Sey gegrüßt, o mein Juditten!
Wo ich einſt das Licht erblickt.
Wo in frommen Schäferhütten
Mich der Mutter Bruſt erquickt;
Wo ihr mühſames Erziehen
Mir zu lauter Heil gediehen!“

Damals ſtand dort eben wirklich ein dichter, ſich meilenweit hinziehender Urwald; der aber nach und nach zu Ackerland umgewandelt wurde, allgemach bis auf den ‚Pfarrwald‘ zuſammenſchrumpfte und ſchon im Jahre 1860 nur noch 41 Morgen groß war. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bildeten noch herrliche Buchen ſeine ſchönſte Zierde; und ſein Tannen-

und Fichtenbeſtand konnte ſich mit dem der herrlichſten Tannenwälder meſſen. Aber der große Orkan, der 1818, am 17. Januar über Samland hinwegbrauſte, riſs Tannen und Buchen aus ihren Wurzeln; und was übrig blieb, wurde ſpäter teils von neuen Stürmen, teils von der Nonnenraupe vernichtet. Heute iſt der ganze Wald bis auf ein dünnbeſtandenes Gelände von etwa zehn Morgen verſchwunden. —

In dieſem, der ſtimmungreichen Waldromantik nicht entbehrenden Paradieſe, wuchs das Kind Johann Chriſtoph zur Freude ſeiner Ältern, und Aller, welche dem Pfarrhauſe nahe ſtanden, auf; und weil die Mutter ſchon im Jahre 1702 eine zweite Tochter gebar, der ſpäter noch 3 Söhne folgten: ſo übernahm der Vater ſehr bald ſelbſt die Erziehung des älteſten Knaben, deſſen große Fähigkeiten ſich früh bemerkbar gemacht hatten.

Das lebhafte Kind hätte keinen beſſeren Erzieher und Berater finden können. Der Vater lehrte nicht nur; er verſtand auch „mit liebenden Geſchenken, mit Verſprechen, Scherz und Luſt“ des Sohnes „Neigungen zu lenken“; ſo daſs dieſem „durch die väterliche Klugheit die Arbeit ein Spiel wurde“. Die Zucht des Vaters war mild, wenn ſie auch zur geeigneten Zeit der „Schärfe“ nicht entbehrte.

„Kinder, nach Tyrannenart, nur in Sklavenfurcht zu ſtürzen,
Iſt dein Werk wol nie geweſen: Huld und Sanftmut war das Band,
Deſſen Zug ich mehr empfunden, als die Strafe deiner Hand“

— ſo lautet eine Stelle in dem tiefempfundenen Gedichte, das Gottſched 1727 dem Vater widmete: und aus ihr möchte man beinahe ſchließen, daſs der Vater, bevor er Pfarrer geworden, Schulmann geweſen war. Gieng doch damals der Weg zur Kanzel ſehr oft über das Schulkatheder; waren doch viele Profeſſoren der Königsberger Hochſchule auf den Vorſtufen ihrer Würde Schulrektoren und Prediger geweſen.

Bei der Erziehung des jungen Johann Chriſtoph wurde eine ſorgfältige Karakterbildung nicht außer Acht gelaſſen: und allein die Lebensführung des Vaters, welche den Sohn „faſt mehr erbaute, als ſein Lehren in dem Tempel“, wirkte ſo wohltätig, daſs alle die ungewöhnlich guten Eigenſchaften des ſpäteren

Mannes zweifellos in der Hauptſache auf die vorbildlich geweſenen Tugenden des Vaters zurückgeführt werden dürfen. Nicht ohne Grund ruft ja doch wol Gottſched in dem oben angeführten Gedichte dem Vater zu:

„Alles was ich bin und habe, nennet ſich dein Eigentum.“

Schon das zweijährige Kind hatte, als ihm „kaum der zarte Fuß zum Gehen ſtark genug geworden war“, ſich zu den erſten Anfangsgründen des Wiſſens gedrängt; und nun trieb der Vater mit dem, auf ſeinem Schooße ſitzenden Liebling bereits deutſche und lateiniſche Studien, denen bald ſehr ernſte griechiſche und hebräiſche Sprachübungen folgten. Nicht etwa nur am trockenen grammatiſchen Regelkram ließ der weiſe väterliche Lehrmeiſter den Schüler ſich abmühen — im Gegenteil: das Leſen der Dichter und Schriftſteller in den Urſprachen bildete den weſentlichen Teil des Unterrichts; ſodaſs auf dieſe Weiſe der Knabe nicht nur mit den verſchiedenen Sprachen, ſondern auch mit den Dichtern, Denkern und Rednern der verſchiedenen Völker bekannt und vertraut wurde. Während ſo dem Knaben „aller freyen Künſte Grund, durch die väterlichen Lehren ſchon in früher Jugend kund ward“; während er in jede „Wiſſenſchaft, die ſich nur für Knaben ſchicket“ eingeweiht wurde: wuchs er auch allgemach zum Dichter heran. Bereits in ſeinem zwölften Jahre führte ihn der Vater „in das Chor der deutſchen Muſen“ und lehrte ihn an der Hand eigener Beiſpiele dichten.[6] Wol iſt

[6] Die Verdienſte, die ſich der Vater als Lehrer und Erzieher des Sohnes erworben, ſind von dieſem in einer Reihe von Gedichten dankbar gerühmt worden. Einen beſonders edlen Ausdruck findet dieſe Dankbarkeit in dem Sendſchreiben, das er zum 60. Geburtstage des Vaters dichtete, und aus dem ich die oben gelieferten Anführungen entnommen habe. Im nächſten Jahre ließ er eine ‚Ecloge‘ erſcheinen, in der er als ein „fremder Hirt Prutenio“ ſeiner Sehnſucht nach der Heimat Worte leiht und „den Vater, der mir ſelbſt der Weisheit Bahn gezeigt“, beſonders ehrt. Im Jahre 1732 folgte dann eine Ode an die Ältern, in der es u. a. heißt:

„Und wie rühm' ich deinen Fleiß,
Theurer Vater! dein Beſtreben,
Mir von allem, was ich weis,
Selbſt den erſten Grund zu geben?

uns von dieſen früheſten Verſen nichts aufbewahrt geblieben; aber ſehr wahrſcheinlich werden die Juditter Eindrücke dem jungen Dichter die erſten Anregungen geboten haben; wenn wir nicht annehmen wollen, daſs dieſe erſten Verſuche, nach der Gewohnheit jener Zeit, lehrhafter Art und vorzugsweiſe von religiöſen Betrachtungen erfüllt geweſen ſind.

Vierzehn Jahre lang hatte das Kind Johann Chriſtoph in Juditten geſpielt und gelernt; als die „glückliche und getreue Erziehung" des Vaters den mit „natürlichem gutem Verſtande und freurigem Triebe" ausgeſtatteten Sohn in allen Wiſſenſchaften ſo weit vorbereitet hatte, daſs er „nach Königsberg auf die hohe Schule mit Nutzen geſendet werden" konnte. Am 19. März 1714 wurde er an der Albertina immatrikuliert; wegen ſeiner großen Jugend jedoch von dem damaligen Rektor, Profeſſor David Bläſing, nicht vereidigt, ſondern nur durch einfachen Handſchlag auf den ihm vorgeleſenen Eid verpflichtet.

*

Königsberg, die nördlichſt gelegene Großſtadt Deutſchlands (das Kap Arkona und die Mündung der Schley liegen unter gleicher Breite: 54° 42′ 50″) verriet auch damals noch ſehr deutlich, daſs bei Begründung des Ortes vorzugsweiſe oder gar ausſchließlich militäriſche Geſichtspunkte maßgebend geweſen waren. Es hatte im 13. Jahrhundert vor allem gegolten, für

---

Wie der Deutſche, Griech, Lateiner
Und Hebräer ſchreibt und ſpricht,
Dieſes wies mir ſonſten keiner,
Als dein treuſter Unterricht;
Den ich, falls ich wechſeln ſollte,
Gegen nichts vertauſchen wollte.

Selbſt der Redner edle Kunſt
Haſt du mir zuerſt gewieſen,
Und der Muſen ſüße Gunſt
Durch dein Beyſpiel angeprieſen uſw."

Und noch in einer Ode aus dem Jahre 1750 rühmt er den „Führer", der ihn auf „den Weg der Wiſſenſchaft" geleitet, deſſen „treugemeynter Unterricht" ihm „der freyen Künſte Licht" gewieſen und zu allem guten „den Grund gelegt habe".

Samland eine durch natürliche Raumverhältniſſe geſicherte Zwingburg zu ſchaffen, von der aus man einenteils das Pruzzenland beherrſchen, andernteils ohne Mühe zu den bereits vorhandenen weſtlich gelegenen Ordensburgen, beziehungweiſe aus dieſen in jene, gelangen konnte. Zu dieſem Zweck hätte kaum ein günſtigerer Ort gefunden werden können. Sieben Kilometer von der Mündung des „brückenreichen" Pregels entfernt, erhob ſich am nördlichen Ufer des Fluſſes das ſchmale Pregeltal zur Höhe des ſteil abfallenden ſamländiſchen Tafellandes, das hier durch zwei tiefe, vom Norden her in das Pregeltal auslaufende Schluchten zerklüftet und dabei im Norden durch eine Reihe von Teichen und Sümpfen geſchützt war. Die alten Pruzzen nannten dieſes Wald- und Waſſergebiet Twangſte oder Tuwangſte; und es nicht unwahrſcheinlich, daſs bereits von ihnen hier eine Befeſtigung angelegt war, durch welche die Ordensritter veranlaſſt wurden, die günſtige Stelle für ihre eigenen Zwecke zu verwerten. So fand denn im Jahre 1255, auf Betreiben des Böhmenkönigs Ottokar, unter dem Hochmeiſter Poppo von Oſterna die Gründung der Burg Königsberg ſtatt[7], deren Feſtigkeit ſich ſehr bald in den heißen Kämpfen mit den eingebornen Samländern bewährte. Einen Hauptvorzug der Anſiedelung bildete der Umſtand, daſs Pregel, Haff und Nogat einen unbeſchwerlichen und ſichren Weg nach Balga, Elbing, Marienburg und anderen älteren Gründungen des Ordens gewährten und zugleich einen unmittelbaren Verkehr mit dem deutſchen Stammlande ermöglichten. Ob nun der Name der Anſiedelung zu Ehren Ottokars, des vornehmſten Teilnehmers an dem ſamländiſchen Kreuzzuge des Jahres 1255, oder in Erinnerung an den Mont Royal, eine der Hauptburgen des deutſchen Ordens in Paläſtina, gewählt wurde — gleichviel: ein königlicher, unnahbarer Stützpunkt für die Beſtrebungen des Ordens war der befeſtigte Königsberg in jedem Falle; und ſeine günſtige geographiſche Lage ſicherte dem Ort eine große Zukunft. Kaum hatte ſich in ruhigeren Zeiten um die Burg ein Gemeinweſen entwickelt: ſo entfaltete ſich in dieſem, durch die Nähe der

[7] Ottokar erhob in demſelben Jahre auch die deutſche Siedelung Zittau im böhmiſchen Gau Zagoſt zur Stadt.

See begünſtigt, der Handel, dem das Pillauer Tief eine Eingangspforte auch für die größten Seeſchiffe ſchuf. Königsberg wurde bald der Stapelplatz aller von Deutſchland, Holland, England und andern Ländern kommenden, für Preußen, Litthauen, Polen und Rußland beſtimmten Schiffsladungen. Zur Anknüpfung von Verbindungen fanden ſich hier alljährlich viele Kaufleute der Hanſa ein; und Königsberg ſelbſt wurde frühzeitig Mitglied dieſes machtvoll emporgeblühten Städtebundes. Seit 1457 war Königsberg die Reſidenz der Hochmeiſter geworden; und wenn dieſe Vorzugsſtellung auch 1618 ihr Ende fand: ſo ſtieg doch Königsberg, das nach wie vor „eine der vornehmſten Kaufſtätten" geblieben und 1544 auch Univerſitätsſtadt geworden war, 1701 zur Haupt- und Reſidenzſtadt des Königs von Preußen empor und bildete jetzt noch entſchiedener als früher den weithin leuchtenden Mittelpunkt Altpreußens, der ſich trotz des nicht ſehr günſtigen Klimas (die mittlere Jahrestemperatur beträgt 6° 7' Celſius, dürfte aber in früheren Zeiten ſehr viel niedriger geweſen ſeyn) und der vielen Epidemien (zumal die Peſt hatte in den Jahren 1312, 1352, 1427, 1549, 1602 und 1620 wahrhaft mörderiſch gehauſt), trotz häufiger, halbe Stadtteile verwüſtenden Brände und anderen Misgeſchicks, auf ſtattlicher Höhe zu erhalten wuſſte; nicht zum wenigſten Dank der Intelligenz und Regſamkeit ſeiner Bewohner, die ſich hier oben aus allen Kulturländern, zumal aus den verſchiedenen Stammgebieten des Reiches, zuſammengefunden hatten, und ſich mit den, nie zur Geltung gelangten letzten Vertretern des Pruzzentums ebenſo gut vertrugen, wie mit den ziemlich zahlreich vorhandenen Polen und Litthauern. Die deutſche Bevölkerung blieb aber allezeit die herrſchende; und ſie vor Allem hat Königsberg dazu gemacht, was es war und iſt.

*

Als Johann Chriſtoph der Hochſchule zugeführt wurde, war „die große Bergſtadt Ottokars", das 5 Jahre vorher von der Peſt neu heimgeſuchte „kluge Königsberg", ein trauliches Mittelſtädtchen von etwa 25 000 Einwohnern.[8] Enge, winklige,

[8] Anton Friedrich Büſching ſchätzte Königsberg 1754 in ſeiner

vorwiegend mit hohen ſchmalen Giebelhäuſern beſetzte Straßen lieferten den Rahmen für ein reges und buntes Treiben, in welchem der Kaufmann und der Beamte, der Gelehrte und der Handwerker gleichberechtigt zur Geltung kamen. Wenn dem Landpfarrerſohne dieſe größere Welt auch gewiſs nicht mehr neu war — weil die Ältern ihn wol bei ihren gelegentlichen Stadtbeſuchen mitgenommen haben dürften, und er im Jahre 1709 zweifellos inmitten der Menge geſtanden hatte, die dem zum Beſuche ſeiner Geburts- und Krönungsſtadt eingetroffenen prachtliebenden König Friedrich I. mit lauter Freude begrüßte und ſich an dem farbigen Bilde des Hofzuges weidete: ſo gewann doch nun, da die ſtädtiſchen Verhältniſſe dauernd auf ihn einwirkten, ſeine junge, empfängliche Seele ganz neue Eindrücke. Die krummen, kurzen Straßen, die engen, hochumbauten Märkte boten zu jeder Tages- und Jahreszeit lebensvolle, feſſelnde Bilder. Auf dem Pregel ſchaukelten ſich die maſtenreichen Schiffe, an die ſich ſtets ein reges Hafentreiben und das Gewühl der Speicherarbeiter knüpfte. Studenten und Soldaten gaben dem Stadtbilde heitere und bunte Farben. Das Schloſs mit ſeinem Schloſsturm, von deſſen Zinne auch damals mittags und abends des Türmers bald frohe, bald wehmütige Weiſen erklangen, ließ Vergangenheit und Zukunft vor dem ahnungreichen Geiſte des nachdenklichen Weltkindes lebendig werden. Die vom Dauerſchnee verklärten Winterfreuden, deren es gerade in der waſſerreichen Stadt der ſieben Berge mehr als zu viele gab, ſtanden im lebhafteſten Gegenſatz zu den Wonnen des jäh einbrechenden, blütenreichen Frühlings; und die heißen Sommertage mit ihren wunderſamen, wenn auch ſchwülen Abenden giengen allgemach in die milde,

---

‚Erdbeſchreibung‘ auf 40 000 Einwohner. Gottſched meinte dagegen, daſs man die Stadt, in der alljährlich etwa 2000 Kinder geboren wurden, während etwa 1500 Menſchen alljährlich ſtarben, zu jener Zeit auf 60 000 Einwohner ſchätzen durfte. Genaue Zahlen ſind nicht überliefert; denn auch die Angaben in Süßmilchs ‚Göttlicher Ordnung‘, nach denen Königsberg 1700 rund 40 600 Einwohner und 1754 rund 50 000 Einwohner gezählt haben ſoll, ſind ſchwerlich unbedingt zuverläſſig. Jedenfalls war Königsberg damals die, nach Wien, Berlin, Prag und Hamburg, volkreichſte Stadt Mitteleuropas.

durch die Nähe der See gesteigerte Schönheit des Herbstes über. Auch an holden, anmutigen Mädchenerscheinungen fehlte es nicht, — kurz: das kleine Königsberg von damals konnte einem dichterisch beanlagten Gemüte mehr bieten, als manche sehr viel größere Stadt. Ostpreußen war ja ohnehin ein merkwürdiges Land, dessen störrige Bewohner erst vor wenigen Jahrzehnten durch die Kraft des Großen Kurfürsten zur Untertänigkeit gezwungen worden waren; und alle eigenartigen Karakterzüge dieser Provinz fanden sich gedrängt und gesteigert in ihrer Hauptstadt vor, die jetzt, als die Residenzstadt des Königs von Preußen, nicht nur in den Mittelpunkt des politischen Lebens gerückt, sondern auch durch seine Hochschule zur weithin leuchtenden Kulturstätte geworden war.

Markgraf Albrecht, den der Polenkönig Sigismund I. 1525 zum Herzog von Preußen erhoben hatte, war so weise gewesen, 1534 die wertvolle Schlossbibliothek (der er 1547 noch ein Münzenkabinet gesellte) anzulegen und 1544 das Collegium Albertinum zu stiften, das plötzlich eine Fülle geistigen Lichtes über die ferne Ostmark verbreitete. Georg Sabinus,[9]

[9] Sabinus war das Rektorat ursprünglich für Lebenszeit zugedacht gewesen, oder doch wenigstens für so lange, als er „bey der Academie seyn würde, da er zu ihrer Stiftung und Einrichtung nicht wenig beygetragen" (Arnoldt II, 84). Diese Vorzugsstellung war jedoch seinen Kollegen „ein Stachel im Auge"; und so musste denn Sabinus, um Frieden zu haben, den Entschluss fassen, das Rektorat, nachdem er es 3 Jahre lang verwaltet hatte, niederzulegen. Da ihm um diese Zeit die Gattin gestorben war, so schützte er „die Last der Hausſorgen", und den „Schmerz um den Verlust einer so werthen Gehülfin" vor, die es ihm angeblich unmöglich machten, „das mühsame Rectorat fernerhin zu führen". — Fortan wurde nun, den akademischen Satzungen gemäß, alle Halbjahr ein Rektor gewählt, zu Ostern und zu Michaelis; und obwol späterhin vom Senat beschlossen wurde, dass die Rektoren ihr Amt für die Dauer eines ganzen Jahres verwalten sollten: so blieb es doch im allgemeinen bei den halbjährigen Rektoraten, damit „niemand zu lange durch das Rectorat von Abwartung seiner Profeßion aufgehalten würde, und die Last desselben niemanden zu lange drücken möge" (Arnoldt II, 88). — Es ist lehrreich, sich dergleichen in Erinnerung zu bringen, um die Tatsache richtig zu würdigen, dass Gottsched ein Menschenaltar hindurch teils Dekan seiner Fakultät, teils Rektor der Leipziger Universität war und diese beschwerlichen Ämter trotz seiner umfang-

der Schwiegerſohn Melanchthons, hatte als erſter Rektor an der Hochſchule gewaltet, die ſchon frühzeitig (ſeit 1562) mit anſehnlichen Stipendien, ſeitens reicher adliger und bürgerlicher Familien bedacht worden war. Trotz der Entlegenheit des Ortes, den man ſich im Reich noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts als „wüſt und entvölkert" vorſtellte[10], übte die Königsberger Hochſchule ſehr bald eine große Anziehungskraft aus, zumal auf die Jugend des fernen Reiches und des öſtlichen Auslandes; was allerdings ſehr nötig war. Denn das arme Oſtpreußen wäre kaum in der Lage geweſen, die Studentenrepublik zu bevölkern; ſo vieles auch die Stipendienſtifter taten, um denen, welche „die Koſtgelder in der Communität nicht aufzubringen" vermochten, die nötigen Unterſtützungen zuteil werden zu laſſen, damit ſie „ihre Studia deſto ungehinderter abwarten könnten, und nicht nöthig hätten, mit Abbruch derſelben ſich nach Information umzuſehen, auch die erforderten Bücher und Inſtrumente ſich anſchaffen, oder auf auswärtigen Univerſitäten und in fremden Ländern ſich umſehen, auch wenn ſie etwa promoviren wollen, durch einigen Zuſchub unterſtützet werden könnten" (Arnoldt). Aber aus dem Reiche kamen unausgeſetzt begabte junge Leute nach der, durch ihre Lehrer in ganz Deutſchland berühmten, den Unruhen des politiſchen und religiöſen Lebens entrückten Lehrſtätte; und es fehlte nie an Schülern aus allen Teilen Deutſchlands. Am zahlreichſten pflegten ſich ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts die Franken, Mecklenburger, Siebenbürger, Pommern, Märker, Holſteiner, Weſtfalen, Sachſen, Thüringer, Schleſier und Schwaben einzufinden; und um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als im Reich die Kriegsfurie wütete und die Tätigkeit faſt aller andern deutſchen Hochſchulen lahm legte, während in Königsberg nur die ſtarr orthodoxen Lutheraner mit den Kalix-

reichen ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit, trotz ſeines ausgebreiteten Briefwechſels, der ein bedeutſames Stück der Kulturarbeit ſeiner Zeit bildet, und trotz ſeiner ſehr angeſträngten Lehrtätigkeit, mit nie verſagender Kraft, mit ungewöhnlicher Umſicht, und in den ſchweren Zeiten der friedericianiſchen Kriege mit großem ſtaatsmänniſchem Geſchick verwaltete.

[10] Neuſtes a. d. anmutigen Gelehrſamkeit XII, 550.

tinern im Kampfe lagen, zählte die Hochſchule, die der vor den Schweden nach Königsberg geflüchtete ſchwache Markgraf Georg Wilhelm nach — Wehlau verlegen wollte (eine unbegreifliche Abſicht, deren Ausführung glücklicherweiſe durch den 1640 erfolgenden Tod des karakterloſen Fürſten vereitelt wurde), weit über 2000 Studenten. Damals erlebte Königsberg in gewiſſer Beziehung ſein goldenes Zeitalter.

Noch lebte Robert Roberthin, der Lehrer und Gönner Simon Dachs; ein durch viele Reiſen gebildeter Weltmann, ein ausgezeichneter Juriſt und Staatsmann, ein ſtreng geſchulter Philolog und Hiſtoriker, ein gründlicher Kenner der wichtigſten europäiſchen Sprachen und Litteraturen, und ein begabter Lyriker obenein. Noch lebte, ſang und lehrte Simon Dach; noch wirkte Heinrich Albert, der tonſetzkundige Vogtländer. Der ‚Königsberger Verein' ſtand in voller Blüte; und in allen Fakultäten gab es gut beſoldete, mit vielen Freiheiten und Vorrechten ausgeſtattete Profeſſoren, die bis weit über die Gränzen Preußens berühmt waren. Später änderte ſich das wol ein wenig. Die „Schwediſchen Kriegstroublen" und die durch einige, von auswärts gekommene Theologen[11] bewirkten „Syncretiſtiſchen

[11] In der Elegie, welche Gottſched im Jubeljahr 1744 der Königsberger Hochſchule widmete, heißt es u. a.:

„O möcht Euch, Theuerſte! ein neuer Albrecht ſchützen,
Der Wiſſenſchaft und Kunſt ſo väterlich gepflanzt!
So würd auch Euer Fleiß weit mehr dem Staate nützen,
Den mehr Minervens Schild, als Schwert und Wall umſchanzt.
So würd Euch keine Liſt geheimer Feinde ſtören,
Die bey der Andacht Schein, der Herrſchſucht Feſſel bindt.
Die, Ordnung und Geſetz und Sitten umzukehren,
Verſchmitzt und ſchlau genug, zum ſchaden hurtig ſind,
Kein Landeskind hat je der Mutter Ruh geſtöret,
Nur Fremde haben dich, o Königsberg, verwirrt;
Als Oſiander noch und Funccius gelehret,
Als Scalich und Epplin im Glauben ſich verirrt.
Auch Pfeifer, Latermann und andre Synkretiſten,
Und was der Schwärmergeiſt nach dieſem ausgeheckt;
Concretiſch und abſtract und Secten neuer Chriſten
Das alles hat dich nur von **draußen angeſteckt.**"

Streitigkeiten" in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts trieben viele Studenten aus Oſtpreußen fort; und zumal „der Übergang vieler Gelehrten aus allen Facultäten zum Pabſtthum" zu Ende des 17. Jahrhunderts ſchreckte die proteſtantiſche Jugend Deutſchlands vom Beſuche der oſtpreußiſchen Hochſchule ab. Zur Zeit als Friedrich I. ſich im Königsberger Schloſſe die Königskrone aufs Haupt ſetzte, gab es an der Albertina zwar immer noch mehr denn 1000 Hörer. Aber auch dieſe Zahl vergeringerte ſich in den nächſten Jahren; und als der junge Gottſched 1714 die Hochſchule bezog, zählte dieſe kaum 500 Studenten. Immerhin beſaß auch im erſten Viertel des 18. Jahrhunderts die Albertina noch eine ſtattliche Reihe von hervorragenden, in ganz Deutſchland berühmten Lehrern; und es war kein geringes Glück für unſern, der Vaterzucht ſo frühe entwachſenen Johann Chriſtoph, daſs er ſich als einen Schüler ſo gelehrter und weithin angeſehener Männer fühlen durfte.

Nach dem Willen des Vaters hatte er Theologie zum Haupt- und Brodſtudium gewählt; und der Umſtand, daſs Johann Chriſtoph ſeine Studien als Alumnus betreiben muſſte, macht es ohne weiteres erklärlich, daſs die Theologie fürs erſte den vornehmſten Inhalt ſeiner Bemühungen bildete. An ausgezeichneten Fachgelehrten fehlte es in dieſer Fakultät am wenigſten. Bernhard von Sanden, der Sohn jenes älteren Bernhard von Sanden, der 1705 als proteſtantiſcher Biſchof geſtorben war, Heinrich Lyſius, Chriſtian Maſecov, Johann Jacob Quandt, Chriſtoph Langhanſen, Abraham Wolf waren hier ſeine Lehrer. Johann Behm gab ihm im Griechiſchen, Johann Bernhard Hahn im Hebräiſchen Unterweiſung. Obwol ihm Philoſophie und Poeſie mehr am Herzen lagen; obwol es ſeiner Neigung gar nicht entſprach, „den weltgeſinnten Geiſt dem Tempeldienſt zu weihen" (Ged. I, 542): ſo betrieb er doch anfangs die Theologie mit großem Eifer, eignete ſich ein ſehr umfangreiches theologiſches Wiſſen an, das ihm noch in ſpäteren Jahren zu Statten kam, und blickte ſich bei alledem doch ſelbſtändig und nachdenklich in dieſer Wiſſenſchaft um.

Bemerkenswert ist übrigens, daſs Gottsched, oder wer für ihn die Wahl traf, sich die theologischen Lehrer sehr sorgfältig ausgesucht zu haben scheint; denn von den zahlreichen Theologen, über welche die Königsberger Hochschule damals verfügte, wurden tatsächlich die besten, freiesidenkenden, und vor allem vielseitig gelehrte Männer gewählt.

Bernhard von Sanden, der seit 1695 der theologischen Fakultät angehörte, war wol streng orthodox aber doch weitherzig und hochgebildet. Seine ‚Theologiae controversae spicilegium‘ (1706) standen in der kirchlichen Welt eben so hoch im Ansehen, wie seine 1713 erschienenen ‚Prima fundamenta Theologiae positivae etc.‘, welche Materialien zu einem vollständigen System der Dogmatik boten; und seine gegen das Papsttum gerichteten Streitschriften (‚Warnung für dem verführerischen Pabstthum‘ — ‚Abfertigung 24 päbstlicher lügenhaffter Lehren‘ — ‚Praejudicia contra bullum Clementis XI.‘) zeichneten sich nicht nur durch Sachlichkeit sondern auch durch Mäßigung aus. Er besaß zudem eine umfangreiche, höchst wertvolle Bibliothek, deren theologischer Teil nahezu die ganze Literatur enthielt und wahrscheinlich von Gottsched, bis zu Sandens Tode (1721), stark in Anspruch genommen wurde.

Heinrich Lysius, ein geborener Flensburger, war 1690 als junger Doktor der Theologie nach Königsberg gekommen; hatte die Stadt aber im nächsten Jahre wieder verlassen, weil er nicht einer damals in Königsberg herrschenden Zeitströmung folgen, und nicht, gleich verschiedenen andern theologischen Hochschullehrern, zur katholischen Kirche übertreten wollte. Erst 1701 kehrte er nach Königsberg zurück, wurde außerordentlicher Professor und Direktor des Friedrichskollegiums; erwarb sich 1702 in Halle den Doktorhut und lebte seit 1702 dauernd in Königsberg, wo er 1731 als Konsistorialrat und Pastor bei der Löbenichtschen Stadtkirche starb. Er war einer der bedeutendsten Vertreter des Pietismus und, nächst Francke, der höchststehende Pädagog seiner Zeit; er war vor allem ein charaktervoller Mann und führte die mancherlei theologischen Streitigkeiten, in die er mit dem Frauenburger Domherrn Baron von Schenk und dem Quäker Herbert verwickelt

wurde, ohne päffiſche Gehäſſigkeit. Ihm insbeſondere war es zu verdanken, daſs die Patriſtik, welche „den Kopf voll Wind und das Herz voll Hochmut" machte, in Königsberg ausgerottet wurde. Sein edelſtes Streben aber gieng dahin, die Moral von der Dogmatik zu trennen; und ſein Vorſatz, eine chriſtliche Sittenlehre zu veröffentlichen, die aus dem einzigen Grundſatz der Liebe zu Gott hergeleitet werden ſollte, wurde nur durch ſeinen verhältnismäßig frühen Tod vereitelt.

Michael Lilienthal war 1686 zu Liebſtadt im Oberlande geboren; 1706 in Jena Magiſter, 1714 Bibliothekar an der Schloſsbibliothek (über die er eine vortreffliche Beſchreibung lieferte) und 1715 Diakonus am Kneiphof geworden. Er war mehr Philolog und Hiſtoriker als Theolog; beſaß eine vielgerühmte Bibliothek und ſchuf ſich durch ſein Hauptwerk ‚das erläuterte Preußen' einen weit über Oſtpreußen hinaus hochgeachteten Namen.

Chriſtoph Langhanſen, ein Schwiegerſohn des Heinrich Lyſius, der erſt 1718 Profeſſor wurde, trat als Theolog weniger hervor. Obwol ſeine ‚bibliſchen Hausandachten' damals recht beliebt waren. Sein Lieblingsgebiet war die Meſskunſt, der er ſeit 1713 einige wertvolle lateiniſche Abhandlungen widmete.

Chriſtian Maſecov, ein 1673 geborener Königsberger, bezog 1690 die Hochſchule, bereiſte 1694 als Erzieher eines jungen Adligen Deutſchland, Holland und Flandern, hielt ſich 2 Jahre in Gent auf, kehrte 1697 nach der Vaterſtadt zurück, wurde zuerſt Erzieher im Hauſe des Herzogs von Holſtein, dann 1700 Magiſter, las über Politik, Rede- und Diſputierkunſt, erhielt 1708 die vierte außerordentliche Profeſſur der theologiſchen Fakultät, wurde Konſiſtorialrat und Pfarrer im Löbenicht, 1710 Doktor der Theologie, 1717 ordentlicher Profeſſor und ſtarb 1732, nachdem er kurz vorher zum erſten ordentlichen Profeſſor ernannt worden war. Obwol ein, vielfach im Bann der Vorurteile ſeiner Zeit ſtehender, ſtreng orthodoxer Mann (er glaubte noch feſt an das Daſeyn guter und böſer Engel, und an unmittelbare Wirkungen des Teufels), war Maſecov doch zugleich auch ein hochgebildeter Gelehrter, ein damals geſchätzter Dichter und Redner und vor allem ein großer Freund der Natur, der

1705 ſogar zwei ſtattliche Diſſertationen über den in Preußens Wäldern hauſenden Ur veröffentlichte. Trotz ſeiner Orthodoxie war er ein milde denkender Geiſt; und wenn er, wie z. B. 1717 in ſeinem ‚Anti Menno‘, gegen die „Irrtümer“ Andersgläubiger zu Felde zog, ſo geſchah es ſtets in würdiger Weiſe und ohne jeden unduldſamen Glaubenseifer.

Johann Jacob Quandt war 1686 zu Königsberg geboren; er wurde 1707 Magiſter in Leipzig, machte dann eine längere Reiſe durch Deutſchland und Holland, hielt, nach der Heimat zurückgekehrt, ſeit etwa 1710 philologiſche und philoſophiſche Vorträge und wurde 1714 Bibliothekar der altſtädtiſchen Ratsbibliothek. Nachdem er 1715 in Roſtock die Doktorwürde erworben hatte, wurde er 1716 an der vaterſtädtiſchen Hochſchule außerordentlicher Profeſſor der Theologie, 1718, nach Enthebung ſeines Poſtens als Bibliothekar, Konſiſtorialrat und Pfarrer im Löbenicht, 1721 ordentlicher Profeſſor, 1734 Kirchenrat, Oberhofprediger und ſpäter Generalſuperintendent, als welcher er 1772 ſtarb. Er war ein ungewöhnlicher Mann; beherrſchte die alten und vornehmlich die verſchiedenen orientaliſchen Sprachen in hohem Grade und war als Kanzelredner weit über Oſtpreußen hinaus berühmt. In Königsberg zählte der „Aaron ſeines Volks“ zu den verehrteſten Perſönlichkeiten[12]; und ſeine Herzensgüte war ebenſo ſtadtbekannt wie ſeine evangeliſche Glaubenstreue. Er war zugleich Beſitzer einer mehr als 8000 Bände in

[12] In einem Gedicht, das Gottſched 1736 ſeinem durch Leipzig reiſenden Landsmann und Lehrer widmete, heißt es u. A.:

„Wie drang nicht arm und reich, wie drang nicht groß und klein
Mit brennender Begier in jeden Tempel ein,
Wo du zu hören warſt! Wie ward man da gerühret!
Und was für Nachdruck ward von jedem Wort geſpüret!
Ihr Edlen Königsbergs! Ihr Bürger dieſer Stadt!
Ihr Herzen, die ſein Mund zu Gott gezogen hat!
Ihr Frommen, deren Trieb und Andacht er erwecket!
Ihr Sünder, die ſein Wort, dem Donner gleich, erſchrecket!
Ihr alle wiſſt und kennt die ungemeine Kraft
Von ſeiner Gottesfurcht, von ſeiner Wiſſenſchaft,
Von ſeiner Lieblichkeit, von ſeinem Ernſt im Strafen,
Von ſeiner Hirtentreu und Liebe zu den Schafen.“

ſich faſſenden Bibliothek, in der neben den theologiſchen, die philoſophiſchen Werke am zahlreichſten und vielfach durch allerſeltenſte Stücke vertreten waren.

Dr. Johann Behm, von dem Gottſched einmal (Ged. II, 591) meinte, daſs ihn „Griechenland als ſeinen Bürger ehre", gehörte einer alten konigsbergiſchen Gelehrtenfamilie an; ſein 1578 geborener Urgroßvater, der Hofprediger Johann Behm, war in Leipzig und Wittenberg Hochſchullehrer geweſen, hatte Reiſen durch Deutſchland, Brabant, Flandern und Holland gemacht, ſeit 1609 eine Profeſſur bei der theologiſchen Fakultät in Königsberg bekleidet und ſich als Gelehrter, durch eine Chronologie zur Verbeſſerung der von Johann Funk gelieferten Chronologie einer Univerſalgeſchichte von Erſchaffung der Welt bis zur Auferſtehung Chriſti, einen Namen gemacht; auch ſein Vater und Großvater waren geachtete Geiſtliche und Hochſchullehrer geweſen; und er ſelbſt gehörte, als eine Autorität im Griechiſchen, ſeit 1715 zu den Zierden der Albertina, wie Johann Bernhard Hahn, der ſeit 1713 „das Innerſte von Salems Sprache lehrte" (Gottſched, Ged. II, 591), als Profeſſor in der morgenländiſchen Sprache, zumal des Hebräiſchen, in der deutſchen Gelehrtenwelt einen guten Ruf genoſs.

Mit dem theologiſchen Studium vertrug es ſich übrigens, daſs er ſchon 1714 bei dem „Logikus" Johann Jakob Rohde,[13] einem „geſchickten Manne, der ſelbſt einen artigen Vers ſchrieb", ein collegium poeticum über des Menantes ‚allerneueſte Art zur galanten Poeſie zu gelangen' hörte, ohne jedoch dadurch viel Aufklärung über das Weſen der Dichtkunſt zu erhalten. Auch

[13] Es iſt dies derſelbe Profeſſor Rohde, bei welchem Gottſched auch Übungen in der Dialektik machte. Arnoldt führt freilich unter den Profeſſoren der Dichtkunſt keinen Rohde an; aus der Zeit, da Gottſched ſtudierte, überhaupt nur Johann Valentin Pietſch, der aber erſt 1717 Profeſſor Poeſeos ordinarius wurde. — Rohde war 1690 in Königsberg geboren, hatte 1706—1711 Philoſophie und Theologie ſtudiert, war 1711 auf Reiſen gegangen, 1713 in Jena Magiſter der Philoſophie geworden, zu Ende desſelben Jahres nach Königsberg zurückgekehrt, 1718—1719 Subinſpektor der Alumnen geweſen und, nach kurzer Tätigkeit in Elbing, 1720 Profeſſor der Logik und Metaphyſik geworden. Er ſtarb 1727 am 4. Juli.

die philoſophiſchen Studien, die er jetzt ebenfalls in der Stille betrieb, und von denen gleich noch ausführlicher zu ſprechen ſeyn wird, förderten ihn fürs erſte wenig.

Dann brachte das Jahr 1715 eine entſcheidende Wandlung der Verhältniſſe: Die Ältern verließen Juditten und ſiedelten nach Balga über, wohin der Vater verſetzt worden war. Das Vaterhaus bildete jetzt keinen Stützpunkt mehr für den Alumnen; dafür trat er nun dem Hauſe ſeines Oheims Biemann näher, wo ſich zumal „die kluge Biemannin", eine geborene Taßman, mit großer Liebe des Neffen annahm.

Die Trennung von den Ältern ermöglichte dem Sohne nicht nur etwas mehr perſönliche Freiheit, ſondern auch eine größere Unabhängigkeit in Beziehung auf ſeine Studien. Allerdings machte er ſich die größere perſönliche Freiheit nicht leichtfertig zu Nutze. Obwol ſeine anziehende, durch vernünftig betriebene Leibesübungen[14] in jeder Beziehung zur ſchönſten Entfaltung gekommene Erſcheinung, überhaupt ſein ganzes frühreifes aber lebensfreudiges und liebenswürdiges Weſen, ihn ſchon jetzt zu einem Liebling ſeiner Umgebung machte: ſo widerſtand er doch allen Lockungen der Welt, allen flüchtigen Zerſtreuungen, an denen es in einer ſo geſelligen, von „ſo viel galanten Kindern" bewohnten Stadt, wie Königsberg es auch damals war, nicht fehlte, und trieb vielmehr die ausgedehnteſten Studien mit einem Eifer, der ſeinen Lehrern Bewunderung abnötigte. Der „angeborene Zug zum Wiſſen", den er 1734 dem verſtorbenen Sohne eines Freundes nachrühmte, war in Gottſched eben ganz beſonders ſtark entwickelt; und was er im Jahre 1752 einem Studenten ins Grab nachrief: „Sein Hunger nach Wiſſenſchaft und Erkenntnis war unerſättlich" — das hätte auch auf den „treuen Sohn der klugen Albertine" (Ged. II, 588) Anwendung finden können; ebenſo wie jene, demſelben Frühgeſtorbenen gewidmeten Worte: „Ihr ſchädlichen Ausſchweifungen der Jugend, die ihr auf hohen Schulen ſo gemein ſeyd! Ihr gefährlichen

[14] In den ‚Vorübungen der Beredſamkeit' heißt es auf S. 203: „Man muß in der Jugend auch Leibesübungen treiben. Denn ſie machen einen Menſchen im Aeußerlichen beliebt."

Klippen, an denen die Jugend ſo vieler unvorſichtiger Jünglinge ſcheitert: ihr alle habt unſern Wohlſeeligen nicht reizen, nicht fällen, nicht bezaubern können! Er vermied euch mit einer Klugheit, Eingezogenheit und Aufmerkſamkeit, die man auch weit höheren Jahren kaum zutrauen ſollte."

Nun müſſen wir uns den jungen Gottſched freilich nicht als einen unausgeſetzt bei den Büchern ſitzenden Muſterknaben vorſtellen; noch nie ſind geniale Männer lammfromme Kinder geweſen, die bedachtſam nach der Schnur ihren Weg zum gut bürgerlichen Ziele zurücklegen. Auch der Jüngling Gottſched hat ſich ſeine, im ſpäteren Leben ſo glänzend bewährte mannhafte Tüchtigkeit erſt bei reifender und gereifter Vernunft erworben; und in eine Satire ‚Der Menſch' gibt er uns ein, faſt übertrieben ſcheinendes, Bild ſeiner „ungebärdigen Jugend", das wir wol an dieſer Stelle flüchtig betrachten dürfen.

„Ich äffte töricht nach, was Thoren wir gewieſen,
Und lobt und that mit Luſt was mir ein Narr geprieſen.
Ich haſſte Zucht und Fleiß und liebte Müßigang,
Bey Büchern wurden mir die Stunden Tage lang,
Und an ein eitles Spiel hätt ich mein halbes Leben.
Ja Vater, Mutter, Haus und Habe hingegeben;
Und hätte man mir nicht durch Hurtigkeit und Glimpf,
Durch Strafe, Lohn, Verweis, Ernſt, Güte, Lob und Schimpf,
Das Gute beygebracht, der Lüſte Schwarm geſtöret:
Mein Gott, wie hätten ſie ſich nach der Zeit empöret![15]
Wie mächtig, würde nicht die Thorheit worden ſeyn,
Als Mut und Alter wuchs, und ſelbſt der Freyheit Schein,
Auf hohen Schulen mir der Eltern Aufſicht raubte,
Und alles zugeſtund, was mir mein Hertz erlaubte.
Dem Himmel ſey gedankt, der ſelber mich bewahrt,
Daſs meine Jugend nicht, nach eingeriſſner Art,
Den Laſterweg erwählt, dem ſelten wer entgehet,
Weil man drauf geräth, bevor man es verſtehet.
Ich hab ihn oft geſehn, ich hab ihn auch begehrt.
Doch hat die Vorſicht ſtets den erſten Schritt gewehrt;

[15] In dem tiefempfundenen Gedicht, das er 1727 zum Geburtstage des Vaters dichtete, heißt es ähnlich:

„Ach! wie nützlich war dein Strafen und dein Warnen meiner Bruſt,
Und wie oft entzog dein Drohen mich den Netzen böſer Luſt."

Des Fußes Trieb gehemmt, der ſich, wiewohl mit Beben,
Zuweilen ſchon entſchloß, ſich auf die Bahn zu heben,
Die zum Verderben trägt. Daß er es nicht gethan,
That meine Tugend nicht. Ich dachte kaum daran!
Allein die Schickung war mir allezeit zuwider,
Und ſchlug mir unverhofft den böſen Vorſatz nieder.
Bald hinderte mich dies, bald fehlte wieder das;
Bald ſtörte mich die Schaam, bald war es ſonſten was.
Ich wollt, und konnte doch die Lüſte nicht erfüllen,
Und war, und blieb ich fromm; ſo that ichs wider Willen.
Dafern das frommſeyn heißt, wenn man nicht ſchlimm ſeyn kann,
Weil uns die Bosheit flieht, darauf das Herze ſann.
Dies iſt mein Lebenslauf, ein jeder mag ihn leſen,
Und forſchen, ob er ſelbſt viel klüger ſey geweſen?"

Jedenfalls hatte der Student Gottſched in dem „klugen Königsberg", das allezeit ein Tummelplatz derber und derbſter Vergnügungen geweſen iſt, ſo manche Anfechtung zu beſtehen; und gerade dadurch entwickelte er ſich zu dem ernſten, pflichtgetreuen, von Grund aus geſitteten Manne, als der er ſpäter vor ganz Deutſchland in die Erſcheinung trat.

Trotz alledem kann es keinem Zweifel unterliegen, daſs der Student Gottſched, eben weil er den Verſuchungen am Ende doch widerſtand, wiſſenſchaftlich ſehr ernſt arbeitete. Seine, in ſpäteren Jahren die gelehrte Welt überraſchende allſeitige Gelehrſamkeit hat davon Zeugnis abgelegt; und Gottſched ſelbſt berichtet uns im Vorwort zum zweiten Bande der ‚Weltweisheit', daſs er in Königsberg ſehr umfangreiche theologiſche, philoſophiſche, mathematiſche, naturwiſſenſchaftliche und juriſtiſche Studien getrieben und mit wahrem Feuereifer um den Beſitz einer ihn befriedigenden allſeitigen Welterkenntnis gerungen habe.

Dieſer Trieb, dieſes unausgeſetzte Ringen um Wahrheit, um Einſicht in das Weſen der Welt, ließ ihn denn auch ſehr bald der Theologie innerlich untreu werden. Wol meinte noch Michael Bernays, daſs Gottſched nur deshalb ſich von der Theologie abgekehrt hätte, weil ſein „nüchterner Geiſt" ihn „die Poeſie" der Gottesgelehrtheit nicht hätte erkennen laſſen; aber der wahre Grund dieſer, bald nach der Entfernung des Vaterhauſes beginnenden Abkehrung lag darin, daſs ein revolutionärer,

feuriger und vor allem ein leidenſchaftlich nach den letzten Gründen alles Vorhandenen forſchender Geiſt in dem Jüngling lebendig war, der ihn zur Philoſophie, zur Mathematik und zu den Naturwiſſenſchaften hinzog.

Das Hinübergleiten auf dieſe, der Offenbarung entrückten Gebiete, wurde ihm dadurch erleichtert, daſs einige ſeiner theologiſchen Lehrer zugleich ausgezeichnete Philoſophen, Mathematiker, Phyſiker und Naturforſcher waren. Zumal die Philoſophie ſtand an der Albertina in hoher Blüte; und um Ariſtoteles vor allem tobte damals der Streit gar gewaltig.

Durch die ſchweren Angriffe des Thomaſius war um 1700 die Ariſtoteliſche Philoſophie an den preußiſchen Hochſchulen in große Misachtung geraten; und obwol in Königsberg angeſehene Profeſſoren wie Böſe, P. Rabe, H. Georgi, G. Thege, J. A. Gregorovius der ältere, leidenſchaftlich für Ariſtoteles eintraten, und ſelbſt Chriſtian Gabriel Fiſcher, der Phyſiker, noch 1716 in ſeinen ‚Problematibus dialecticis‘ wenigſtens für die Ariſtoteliſche Dialektik eine Lanze brach: ſo ſank das Anſehen des Stagiriten doch von Jahr zu Jahr; und Gottſched trat ſomit keineswegs befangen vor die peripatetiſche Philoſophie, die er als ein Vierzehn- und Fünfzehnjähriger eindringend zu ſtudieren begann, um ſich Klarheit über verſchiedene ihn bedrückende Zweifel zu verſchaffen. Es ſpricht zu Gunſten des jungen Wahrheitſuchers, daſs ihn, trotz Böſe, Fiſcher und Gregorovius, deren eifriger Schüler er inzwiſchen geworden war, die Weisheit des Ariſtoteles nicht befriedigte. Er wandte ſich Carteſius zu, der eine Zeit lang von den Ariſtotelesgegnern Königsbergs bevorzugt wurde; hörte ein Kolleg über deſſen Philoſophie und wurde durch die phyſikaliſchen Lehren des Franzoſen ſo ſicher gemacht, daſs er „Wunder dachte, wie viel er von der Natur wüſſte“. Bald aber ſtürzten ihn philoſophiſche Schriften von Daniel und Le Clerc in neue Zweifel. Der unruhige, leidenſchaftlich nach Wahrheit und Klarheit verlangende junge Denker forſchte weiter und verſuchte vor allem, ſich durch mathematiſche Studien eine feſte philoſophiſche Grundlage zu ſchaffen. Er hörte Vorleſungen über Wolfs ‚Anfangsgründe

aller mathematiſchen Wiſſenſchaften', über Sturms Tabellen und Mathesin Juvenilem; durchforſchte Sturms und Scheuchzers Schriften — vergebens. Weder Wolf, noch Sturm, noch Scheuchzer konnten ihm Klarheit verſchaffen. Er ſtudierte nun franzöſiſche, holländiſche und engliſche Philoſophen, von denen ihn ſeine „peripatetiſchen und carteſianiſchen Lehrer" bisher fern gehalten hatten (vermutlich, weil ſie ſie ſelbſt nicht kannten); er ſtudierte vor allem Locke's Traktat vom menſchlichen Verſtande. Aber ſein fauſtiſcher Geiſt fand auch jetzt keine ausreichende Befriedigung: ſtatt zur erſehnten Gewiſsheit zu gelangen, geriet er in immer größere Verwirrung. In dieſen Jahren der Gährung ſcheinen Johann Adolf Gregorovius und Chriſtian Gabriel Fiſcher, beide geborene Königsberger, den größten Einfluſs auf ihn ausgeübt zu haben.

Gregorovius gehörte, wie ſchon erwähnt, zu den überzeugten Ariſtotelikern; er war unausgeſetzt bemüht, in lateiniſchen und deutſchen Schriften das Anſehen des arg bedrohten Griechen aufrecht zu erhalten. Einen ſeiner Ruhmestitel darf es noch heute bilden, daſs er der Erſte war, der in Königsberg, nach dem Vorgange des Thomaſius, gegen deſſen Ariſtotelesfeindſchaft er mit Feuereifer kämpfte, ſeine Vorleſungen faſt ausſchließlich in deutſcher Sprache hielt; wozu er allerdings mehr durch den Umſtand veranlaſſt wurde, daſs das, der deutſchen Sprache unkundige polniſche und ungariſche Element unter den Studierenden ſeit Ende des 17. Jahrhunderts von Semeſter zu Semeſter abgenommen hatte. Auf einer großen Reiſe durch Deutſchland, England, Frankreich und Italien, über die er ein wertvolles mehrbändiges Werk veröffentlichte, war er mit einer Reihe angeſehener Gelehrten bekannt geworden, durch die ſein Ruf über ganz Europa verbreitet wurde. Außer ſeinen, heute natürlich veralteten, Schriften über Ariſtoteles und dem vorhin erwähnten Reiſewerk hat er kaum noch etwas veröffentlicht; auch die 1714 von ihm begonnene ‚Grundlegung zu einer ausführlichen Hiſtorie des unterirdiſchen Preußens', in der er die in Preußen vorkommenden Erdarten, Steine, Metalle, Altertümer u. dgl. m. umſtändlich zu beſchreiben gedachte, iſt nicht über einige Vorarbeiten hinausgekommen.

Ein ungewöhnlich bedeutender Mann war Chriſtian Gabriel Fiſcher, der zwar auch der theologiſchen Fakultät angehörte, aber in der Phyſik ſeinen Hauptberuf erblickte. Um 1680 in Königsberg geboren, war er 1710 in Jena Magiſter und 1715 in der Vaterſtadt außerordentlicher Profeſſor der Naturlehre geworden. Seine Schüler verehrten ihn; und auch Gottſched, der ſich namentlich ſeine großartige Naturalienſammlung, ſowie ſeine kaum weniger hervorragende Sammlung geometriſcher, mechaniſcher, hydroſtatiſcher, aerometriſcher, hydrotechniſcher, optiſcher, aſtronomiſcher und anderer Inſtrumente zu Nutze machte, hieng mit großer Liebe an ihm.[16] Bis etwa 1718 gehörte er zu jenen Eklektikern, welche Ariſtoteles nicht unbedingt verwarfen, ſondern auch aus ihm das Beſte zu nützen verſuchten. Später wurde er ein entſchiedener Anhänger Wolfs, für den er ſich, gleich ſeinen Hochſchulgenoſſen Chriſtoph Friedrich Baumgarten, Johann Heinrich Kreuſchner und Theodor Reinhold That, ſo feurig einſetzte, daſs er 1725 aus Preußen verwieſen wurde, wohin er erſt 1736 wieder zurückkehren durfte. Im Kampfe für Aufklärung hat er manches geleiſtet, was ihm unvergeſſen bleiben ſollte. So trat er 1723 in ſeinem Traktat ‚Quaestio philosophica: An spiritus sint in loco? ex principiis rationis scientifice resoluta‘ gegen die Irrtümer der Pneumatologie auf und bewirkte, daſs die damals noch weit und breit herrſchende Furcht vor Geſpenſtern ſich in Preußen ſehr verminderte. Einen außerordentlich kühnen Vorſtoß wagte er in einer von ihm allerdings nicht gezeichneten Schrift, welche er

[16] Freundſchaftliche Beziehungen ſcheinen auch nach Gottſcheds Scheiden von Königsberg zwiſchen beiden Männern beſtanden zu haben. Als der 1725 aus Königsberg verwieſene Fiſcher 1731 von einer größeren Reiſe in Danzig eintraf, widmete Gottſched ihm und ſeinem Reiſegefährten Gerlach eine muntere Ode (Ged. I, 243 u. ff.), in welcher es u. A. heißt:

„Fiſchers tiefgelehrtes Wiſſen,
Fiſchers gründlichen Verſtand,
Hat die Schelde preiſen müſſen,
Hat die Themſe ſelbſt erkannt:
Seine, Rhone, Po und Tyber
Hatten ihr Vergnügen drüber.“

unter dem Titel ‚Eines Chriſtlichen Gottes-Freundes vernünftige Gedancken von der Natur, was ſie ſey?‘ im Jahre 1743 erſcheinen ließ. Er verſucht hier die Wirkungen der Natur, unter Herbeiziehung der Ontologie, Kosmologie und Pneumatologie, aus ihren erſten Quellen herzuleiten. Und obwol ſich die gelehrte Schrift oft allzuſehr ins Abſtrakte verliert (nur die zur Phyſik und Experimentalphyſik gehörigen Betrachtungen, ſowie Alles was über Gegenſtände des Tier- und Pflanzenreiches vorgetragen wird, iſt von großer Klarheit, ſachlicher Gründlichkeit und bietet viel auf ſorgfältige eigene Beobachtungen gegründetes Tatſachenmaterial), gewährt ſie doch anregende, durch ſpätere Forſchungen vielfach beſtätigte Gedanken. Bedeutſamer als dieſe naturwiſſenſchaftliche, iſt jedoch die theologiſche Seite der Schrift; und gerade in unſrer Zeit dürfte es mit Verſtändnis aufgenommen werden, daſs er die perſönliche Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Naturen in Chriſto und die gegenſeitige Mitteilung ihrer Eigenſchaften unbedingt leugnet; daſs er den heiligen Geiſt nur für eine göttliche Kraft hält, das Daſeyn der Engel beſtreitet, in der Schlange des Paradieſes die ſinnliche Begierde, in Eva die ſinnliche Seele, in Adam den männlichen Verſtand erblickt, und überhaupt die ganze Geſchichte vom Sündenfall nur allegoriſch aufgefaſſt wiſſen will. Chriſti Verdienſt beſteht ſeiner Meynung nach nur darin, daſs er durch Lehren, Leben und Leiden das Reich der ſinnlichen Begierde in den Menſchen zerſtören und dagegen die Herrſchaft des Geiſtes (das Reich Gottes) in ihnen wieder aufrichten will.

Namentlich um dieſer kühnen, für die damalige Orthodoxie ganz unannehmbaren, Ketzerei willen machte die Schrift in Preußen ungeheures Aufſehen; die Prediger zeterten auf allen Kanzeln dagegen — und ſchließlich wurde ſie verboten. Wenige Jahre ſpäter (1751) ſtarb Fiſcher, von allen Dunkelmännern gründlich gehaſſt.

Unter der Führung aller bisher genannten, in ihrer Art ausgezeichneten, Lehrer, und begünſtigt durch „die große Freiheit zu philoſophieren, die auf der Königsbergiſchen Univerſität damals herrſchte“, war Gottſched 19 Jahre alt geworden und noch immer

nicht in ſeinem Denken, in ſeinem Drange nach Erkenntnis zur Ruhe gekommen. Er hatte die Hörſäle der Gottesgelehrten und Philoſophen mit Eifer beſucht; ihre Diſputierſtunden fleißig abgewartet; tiefeindringende theologiſche Studien getrieben; Ariſtoteles und Descartes ſtudiert, bei Gregorovius ein Kolleg über die praktiſche Philoſophie des Thomaſius gehört; in den Hauptſchriften von Pufendorf, Grotius, Philararet und Geulinx nach der erlöſenden Einſicht geforſcht; — umſonſt! ſein kritiſcher Kopf konnte bei allen dieſen Autoritäten keine befriedigende und beruhigende Erkenntnis finden[17]. Er ſelbſt war natürlich noch zu jung, um „aus dieſem Meer des Irrtums aufzutauchen“; er war ſich nur klar über das eine:

---

[17] Waniek hat es nicht unterlaſſen können, auch dieſe fauſtiſche Gier nach Erkenntnis mit einem wegwerfenden Satz abzutun; er ſpricht von „geiſtiger Vielgeſchäftigkeit ohne Wahl und ohne Vertiefung“, und fügt verachtend hinzu: „ein Erbübel Gottſcheds“. Nur Oberflächlichkeit und Gehäſſigkeit (allerdings zwei Erbübel dieſes erſten Gottſched-Biographen) aber werden in dieſem faſt ergreifenden Kampfe um Wiſſen und Wahrheit eine ſeichte, planloſe Vielgeſchäftigkeit erblicken. Dem ehrlichen, nachdenklichen Beurteiler dieſes vom Wiſſensdrang noch nicht geneſenen Jünglings wird gerade dieſes raſtloſe Suchen nach dem einen, was ihm not tat und was ihm ſeine, in der Offenbarung und Überlieferung ihr ſichres Heil erblickende Umgebung nicht geben konnte, ehrwürdig erſcheinen. — Ich möchte bei dieſer Gelegenheit gleich noch auf etwas hindeuten, das für die Beurteilung des Denkers Gottſched, wie er ſich dem Kundigen offenbart, von Wichtigkeit iſt. Eugen Wolf, der dem fauſtiſchen Drange des jungen Studenten durchaus verſtändnisvoll gegenüberſteht, bemerkt gelegentlich (‚G.'s Stellung im dtſch. Bildungsleben' I, 110): „Das Bild, das ſich uns mit alledem von der geiſtigen Phyſiognomie des jungen Gottſched darbietet, iſt — wenn wir den Dingen unbefangen auf den Grund gehen — doch vorwiegend recht erfreulich. Gewiß dürfen wir nicht verkennen, daß ſich ſchon hier jene unhiſtoriſche Vorausſetzung kundgibt, die ſich auf dieſem wie allen andern Tätigkeitsfeldern des betriebſamen Mannes bitter gerächt hat: daß nämlich die Wahrheit nur eine, daß ſie mit mathematiſcher Gewißheit nachweisbar und daß ſie zu einer beſtimmten Zeit im Schwange, zu allen Zeiten vorher dagegen verfehlt ſey. Aber . . .“. — Gottſched iſt zu keiner Zeit ſeines Lebens ſo beſchränkt geweſen, zu glauben, oder gar zu behaupten, daſs es nur eine Wahrheit gebe und daſs ſie „mit mathematiſcher Gewiſsheit nachweisbar“ ſey. Als Theoretiker der Dichtkunſt und Sprache ſtand er freilich auf dem Standpunkt, daſs das, was ſich im Laufe der Jahrhunderte

„Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen."

Von ſchweren Zweifeln gequält, zumal von ſolchen, welche ihm das Vorhandenſeyn des moraliſchen Übels, die Macht des Böſen in der auch von ihm vorausgeſetzten „ſittlichen Welt" ſchufen, fand er eines Tages in der Wohnung des Profeſſors Bläſing[18], des geiſtvollen Mathematikers, der „auch in philoſophiſchen und theologiſchen Dingen eine tiefe Einſicht mit einer beſondern Beſcheidenheit verband", die leibniziſche ‚Theodicee' liegen, von der er damals noch nichts gehört hatte. Die Hochachtung für den „tiefſinnigen und alten Gelehrten" ließ ihn glauben, daſs die ‚Theodicee' ein „merkwürdiges und wohlgeſchriebenes Buch" ſeyn müſſte; er ſchaffte es ſich an, las es

bei allen Völkern als das Richtige und Vernünftige, ſo zu reden, als das techniſch Zuverläſſige erwieſen hatte, zweifellos das „Wahre", das dauernd Maßgebende und von jeder neuen Generation Feſtzuhaltende ſey; daſs es die Grundlage ſey, die man nicht verlaſſen dürfe, ohne in den Abgrund zu verſinken. Ohne dieſe feſte Grundlage, von der aus die einzelnen ſchöpferiſchen Perſönlichkeiten ihre Werke in freier Notwendigkeit, nach eigenem inneren Drange ſchaffen ſollten, gab es für ihn, und mit Recht, keine Kunſt und keine Sprache. In allem Andern und zumal in philoſophiſchen Dingen ſtand er jedoch durchaus auf dem Boden der unbedingten Freiheit. Gewiſs: mit fauſtiſcher Begier ſuchte er nach Wahrheit; aber er ſagte ſchon 1728: „Kein Sterblicher hat ſichs noch rühmen können, daſs er allein die Wahrheit eingeſehen und vorgetragen habe" und: „Die Wahrheit iſt vielfältig und unter viele verteilet: ſie ſtecket nicht in einem Winkel der Welt verborgen, ſondern ſtreuet, wie die Sonne, ihren Glanz über die ganze Fläche des Erdbodens aus" (S. Gottſched-Denkmal 254.) Wol ſpricht er an derſelben Stelle von der „einzigen Wahrheit"; aber da iſt jener Sonnenquell gemeint, der ſein Licht nach allen Seiten ausſtrahlt, ſein Licht das ſich in jedem Geiſte anders ſpiegeln kann, ohne den Zuſammenhang mit der Urquelle zu verlieren, dem wir ſelbſt nie unmittelbar nahe treten können.

[18] Bläſing lehrte von 1690—1719 Mathematik. Er beſaß eine vielgerühmte Münzenſammlung, durch die Gottſched, einer ſeiner Lieblingsſchüler, zu den numismatiſchen Studien angeregt wurde, die er ſpäter in ſeinen Zeitſchriften praktiſch verwertete, und war Mitglied der Berliniſchen Sozietät der Wiſſenſchaften. Den Vorgang, durch den G. mit der ‚Theodicee' bekannt wurde, ſchildert er in der Vorrede zum 3. Bande des Bayliſchen Wörterbuchs.

„mit unbeſchreiblichem Vergnügen“ und wurde nun fürs erſte von allen Zweifeln an der Größe, Güte und Gerechtigkeit Gottes befreit. Auf dieſem Standpunkte befand er ſich, als Georg Heinrich Raſt[19] (ein 1695 als Sohn des Profeſſors der Medizin Georg Raſt geborener Königsberger, der bereits 1716, als ein Schüler des Mathematikers Bläſing, die venia legendi für die Albertina erhalten, dann einige Jahre lang Deutſchland, Holland, die Schweiz, Frankreich und England bereiſt und ſich bei der Gelegenheit mit der neuen Philoſophie bekannt gemacht hatte, 1718 Magiſter in Halle und endlich 1719 außerordentlicher Profeſſor in Königsberg geworden war) dem fünf Jahre jüngeren, ihm ſchon von früher bekannten Wahrheitſucher nahe trat. Raſt war ein entſchiedener Anhänger der Lehren Leibnizens, deſſen in Ramazzinis ‚Ephemeriden‘ veröffentlichte Barometertheorie er gegen die Angriffe des, ihm in England perſönlich bekannt und befreundet gewordenen Theophil Deſaguliers bald nach ſeiner Heimkehr in die Vaterſtadt in einer Diſſertation ‚Explicatio Leibnitiana de mutationibus barometri in tempestatibus pluviis contra dubitationes Desaguliérii defensa‘ verteidigte. Gottſched ſtand ihm bei dieſer Gelegenheit als Reſpondent helfend zur Seite. Die alte Bekanntſchaft wurde dadurch zur Freundſchaft. Raſt machte ihn jetzt mit Leibnizens Philoſophie noch näher vertraut; er nahm die franzöſiſchen Übungen ſeiner Kinderjahre wieder auf und eignete ſich die Sprache ſo gründlich an, daſs er 1720 die ‚Theodicee‘ im Urwortlaut zu leſen vermochte.

Dieſe Verehrung für Leibniz erfuhr noch eine Steigerung, als er durch Raſt auf die 1720 erſchienenen ‚Vernünftigen Ge-

[19] In einer, wahrſcheinlich von Gottſched ſelbſt herrührenden Mitteilung über G. H. Raſt (Leipziger neue Nachrichten von gelehrten Sachen, 1727, S. 853—855) wird u. a. von ihm geſagt: „Sein Umgang war leutſelig und angenehm, ſein Verſtand durchdringend und ſcharf, ſeine Gottesfurcht ungeheuchelt, und er konnte mit Recht den Früchten verglichen werden, welche bald zur Vollkommenheit gelangen, aber auch in kurzer Zeit abfallen und zu welken pflegen.“ Raſt ſtarb 1726 an der Schwindſucht. Einige nähere Angaben über ihn und ſeine Reiſen findet man bei Wolf I, 114.

danken von Gott, der Welt und der Seele des Menſchen' hingewieſen wurde.

Königsberg war bis 1720 von Wolfs Philoſophie ziemlich unberührt geblieben; auch Fiſchers Stellung zu Wolf iſt vor etwa 1720 nicht klar. Ob nun Kaſt, den Wolf in Halle kennen gelernt hatte, zugleich mit der Begeiſterung für Leibniz auch die für Wolf nach Oſtpreußen brachte, oder ob ſich ſchon etwas früher eine Strömung zu Gunſten Wolfs bemerkbar machte, darüber läſſt ſich nichts Genaues mitteilen.[20] Jedenfalls ſetzt in Königsberg mit 1720 oder 1721 eine lebhaftere Bewegung für den halliſchen Denker ein; und als erſten öffentlichen Vertreter der neuen Philoſophie in Oſtpreußen nennt Piſanski den Tilſiter Balthaſar Heinrich Tileſius, dem ſich dann Chriſtoph Friedrich Baumgarten (geb. in Königsberg), der ſie zuerſt in akademiſchen Vorleſungen bekannt machte, und Theodor Reinhold That (geb. 1698 in Dietrichsdorf bei Kaſtenburg), der 1723 mit ſeinen ‚Specimine Philosophiae Wolfianae' entſchieden für Wolf eintrat, anſchloſſen. Solange Gottſched in Königsberg blieb, feierte die Wolfiſche Philoſophie einen vollſtändigen Sieg über die peripatetiſche des Ariſtoteles; die mathematiſche Lehrart Wolfs wurde ſchnell auf alle zur Weltweisheit gehörige Materien und in andern Wiſſenſchaften angewandt; und es ſchien, als ob „der Weisheit letzter Schluſs" für immer errungen worden wäre. Erſt mit dem Jahre 1727 trat der Rückſchlag ein: die vielen Gegner des Hallenſers, der inzwiſchen nach Marburg übergeſiedelt war, ſetzten es nun auch im fernen Oſtpreußen durch, daſs, kraft einer Königlichen Verordnung vom 13. März, an der Albertina nicht mehr über Wolfs metaphyſiſche und

[20] Benno Erdmann behauptet auf S. 16 ſeiner Schrift ‚Martin Kuntzen und ſeine Zeit' (1876), daſs Kreuſchner bereits in den Jahren 1717—1720 über die Wolfiſche Philoſophie geleſen habe. Piſanski, der in oſtpreußiſchen Dingen wol am zuverläſſigſten iſt, meldet nichts davon. Wolf ſtützt ſich noch auf Erdmann, obwol Piſankis Geſchichte erſt ſpäter erſchienen iſt. Richtig iſt nur, daſs Kreuſchner einer der erſten Geiſtlichen war, der ſeine Kanzelreden mit dem Geiſte Wolfiſcher Aufklärungsphiloſophie erfüllte; daſs das aber ſchon vor 1720 geſchah, wird ſich kaum nachweiſen laſſen.

moraliſche Schriften geleſen werden durfte; ſelbſt Privatkollegien wurden nicht geſtattet; und die Einführung ſeiner Bücher wurde verboten.

Für den zwanzigjährigen Gottſched wurde Wolfs Philoſophie zum Ereignis. Hier kam die Metaphyſik, welche durch die carteſianiſche und mehr noch durch die thomaſiſche Art zu philoſophieren in große Verachtung geſunken war, wieder neu zu Ehren, bereichert durch eine, bisher in keinem philoſophiſchen Syſtem berückſichtigt geweſene Wiſſenſchaft: die Kosmologie oder Weltbetrachtung; und weil Gottſched „das merkwürdigſte von allen wolfiſchen Büchern" zuerſt kennen lernte, ſo erklärt ſich die große, unzerſtörbare Verehrung, die er ſeitdem für „den großen Weltweiſen" hegte. Wie ihm Leibniz für „den Plato neuerer Zeiten" galt, ſo Wolf für deren Ariſtoteles; er blieb ihm bis ins Alter hinein und auch dann noch, als er es entſchieden von ſich abwies, daſs er jemals „den ſo lächerlichen Charakter eines unbedingten Wolfianers ſich zu eigen machen könnte", der verehrte Meiſter, von dem er 1755 behauptete: „Er hat Ariſtoteles ſo weit zurückgelaſſen, als überhaupt die heutige philoſophiſche Einſicht die Erkenntnis der Alten übertrifft". Erſt als er die ‚Vernünftigen Gedanken von Gott uſw.' geleſen hatte, begann er „Ordnung und Wahrheit in der Welt zu ſehen", die ihm „vorhin wie ein Labyrinth und Traum vorgekommen war"; dieſem klar durchdachten Werke gegenüber gieng es dem jungen Experimentalphyſiker und Philoſophen „wie einem, der aus einem wilden Meere widerwärtiger Meynungen in einen ſichern Hafen einläuft und nach vielem Wallen und Schweben endlich auf feſtes Land zu ſtehen kömmt".

Trotzdem beruhigte ſich der grübelnde, jetzt immer entſchiedener ſeine eigenen Wege gehende Jüngling[21] auch bei der Leibniziſch-Wolfiſchen Weisheit nicht. Obwol er mit Leibniz in der vorhandenen Welt die beſte aller möglichen Welten erblickte, und (wenigſtens damals) dem Glauben an die „präſtabilierte

[21] Stolle berichtet, daſs Gottſched „im Jahre 1720 anfieng, vor ſich zu ſtudiren"; und Gottſched bekennt, daſs er in dieſem Jahre „ſelbſt die Augen aufzuthun angefangen".

Harmonie" huldigte; ſo vermochte er doch gewiſſe, ihm vom Studium der carteſianiſchen Philoſophie her bekannt gebliebene Begriffe nicht in Einklang mit der neueren Lehre zu bringen; und zumal das eigentliche Hauptſtück dieſer Lehre, die Monadologie, weckte ihm, der in der Schule ſeiner mathematiſchen Lehrer ſo ſehr zu geometriſchen Anſchauungen erzogen war, daſs er auch philoſophiſche Begriffe von ihrem Standpunkt aus zu betrachten liebte, ſchwere Bedenken, die ihm weder Fiſcher, noch Kreuſchner, noch Raſt beſeitigen konnten. So entſchloſs er ſich denn, 1722[22] in einer Diſſertation ‚Dubia circa Monades Leibnitianas' unter dem Präſidium ſeines mathematiſchen Lehrers, des Profeſſors und Hofpredigers Chriſtoph Langhans, öffentlich in aller Beſcheidenheit ſeine Zweifel gegen die Leibnizſiſchen Monaden, die er damals mit den mathematiſchen Ideen vom Stetigen der körperlichen Ausdehnungen nicht in Übereinſtimmung bringen konnte, vorzutragen, um zu beweiſen, daſs ein geometriſcher Körper nicht aus Monaden (d. h. aus nicht ausgedehnten, unteilbaren und der Teile entbehrenden Subſtanzen) beſtehen könne. Obwol, wie er ſpäter ſelbſt einſah, ſeine Zweifel, die ſich ihm aus dem Widerſpruch zwiſchen dem Körperbegriff des Carteſius und dem Kraftbegriff des Leibniz ergeben hatten, des rechten Grundes entbehrten, ſo zog er gegen den kürzlich (1716) verſtorbenen, übrigens von ihm aufrichtig, wenn auch mit kritiſchen Vorbehalten, verehrten Denker, die „Ehre und Zierde von Deutſchland", ſo ſelbſtbewuſſt zu Felde, daſs er ſich von Langhans eine Ermahnung, beſcheidener zu ſeyn, gefallen laſſen muſſte.[23]

Über allen dieſen mit tiefgründigem Ernſt und erſtaunlicher Selbſtändigkeit des Urteils betriebenen gelehrten Studien vergaß der junge Akademiker jedoch nicht, daſs er ſeit den Tagen der Kindheit ſehr innige Beziehungen zur Dichtkunſt unterhalten hatte. So blieben denn die „deutſchen Muſen" ſeine Luſt auch dann, als er ihnen ganz fern gerückt ſchien. Daſs er bereits im

[22] Wolf gibt a. a. O. I, 119 das Jahr 1721 an. Gottſched ſetzt die Diſſertation ins Jahr 1722.

[23] Eine kurze aber klare Darſtellnng des Inhaltes dieſer Abhandlung bietet Wolf I, 120.

Jahre 1714 bei Johann Jakob Rohde poetiſche Übungen getrieben hatte, wiſſen wir. Wie dürftig das auch geweſen war, was Rohde auf Grund einiger gehaltloſer Lehrbücher von Menantes, A. Ch. Roth und Daniel Omeis dem jungen Dichter beigebracht hatte; ſo war Gottſched, indem er „die Töne der deutſchen Muſen mit entzückter Bruſt nachgeſungen", doch immerhin zur Dichtkunſt in nähere Beziehung getreten und vor allem über die Unzulänglichkeit aller damaligen Lehrbücher und die künſtleriſche Nichtigkeit aller damals in Blüte ſtehenden Gedichtarten, dieſer Bilder- und Fragreime, Geſpräch- und Ringellieder und anderer Koſtbarkeiten, aufgeklärt worden. Als er in den Jahren 1716 und 1717 ſich mit Lohenſteins Tragödien und der Opitziſchen Antigone bekannt machte, ſtießen ihn dort die, an Abgeſchmacktheiten aller Art reichen, Ausbrüche einer maß- und ſinnlos ausſchweifenden Phantaſie, hier die ungelenken, mehr geſtammelten als geſprochenen Verſe ab. Wol weckten ſelbſt dieſe ſchlechten Vorbilder in dem Jüngling, der als Mann die deutſche Schaubühne von Grund aus reinigen und erneuern ſollte, die erſte Neigung für dramatiſche Dichtkunſt; aber eine wirkliche Förderung konnte ihm natürlich durch dieſe Zerrbilder des Dramas nicht zuteil werden.

Auch der junge Dichter mag in jenen Jahren ſo ſehnſüchtig nach Klarheit und Warheit Umſchau gehalten haben, wie der junge Denker; und wie dieſem 1719 in Georg Heinrich Raſt ein ſicherer Führer durch das Labyrinth philoſophiſcher Meinungen erſtand, ſo wurde jenem 1717 Johann Valentin Pietſch ein guter Berater.

Pietſch war 1690, am 23. Juni zu Königsberg geboren; er hatte ſchon als neunzehnjähriger Student der Medizin die Blicke ganz Deutſchlands auf ſich gezogen durch ein Heldengedicht, das er zur Begrüßung des im Jahre 1709 die Krönungſtadt beſuchenden Königs Friedrichs I. gearbeitet hatte. Bei Erſcheinen dieſes, heute nicht mehr genießbaren, Gedichts wurden damals „alle Kenner einer männlichen und erhabenen Poeſie" mit Staunen gewahr, daſs ihnen „in dieſer Art der freyen Künſte ein Geiſt von der erſten Größe erſchienen wäre"; ſo wenigſtens

urteilte Gottſched noch im Jahre 1740 über den „preußiſchen Lucan", an deſſen Gedichten er zwar 1726 ſo manches auszuſetzen wuſſte, den er aber 1730 als „Preis des Vaterlandes", als „den deutſchen Phöbus" anſprach[24] und von dem er 1750 behauptete, daſs er „durch erhabene Glut auch wälſche Geiſter beuge". In den erſten Univerſitätsjahren konnte ſich Gottſched dieſem von ganz Deutſchland bewunderten Manne nicht anſchließen; da Pietſch 1713 eine Berufung als Doktor der Medizin nach Frankfurt a. d. O. erhalten hatte. Dann aber dichtete Pietſch 1717 ein aus 34 achtzeiligen Strophen beſtehendes Heldengedicht auf den Sieg des Prinzen Eugen bei Temeswar; und jetzt flammte ſein Ruhm noch heller auf als im Jahre 1709. Ganz Deutſchland bewunderte nun des Dichters „große Stärke in der deutſchen Sprache, die gleichwohl mit einer ungezwungenen Wortfügung verbunden und einen großen Nachdruck in Gedanken und Worten, mit dem aber ein leichtfließendes Sylbenmaß vereinbart" war (Beiträge Bd. 7 S. 134); und die Vaterſtadt hatte jetzt nichts Eiligeres zu tun, als den berühmten Sohn zurückzurufen und ihm die ordentliche Profeſſur der Poeſie zu verleihen. Kaum war Pietſch in Königsberg eingetroffen, ſo trat ihm Gottſched nahe, in der Hoffnung, von ihm die letzte, entſcheidende Unterweiſung in der Dichtkunſt zu erhalten. Zunächſt beſchränkte ſich der Vorteil, den Gottſched von dem verehrten Meiſter genoſs, darauf, daſs er unausgeſetzt gründlich vor den Vertretern der zweiten ſchleſiſchen Schule und vor gewiſſen leichtfertigen Modedichtern der Zeit gewarnt wurde. Pietſch hatte als Profeſſor der Poeſie rückſichtlos gegen die Nachfolger und Nachahmer der Hofmannswaldau und Lohenſtein Stellung genommen und eiferte gegen ſie um ſo mehr, als ein nach Königsberg verſchlagener Schleſier, der Kapellmeiſter Neidhart, durch ſeinen „wilden Witz" nicht nur „viele bezauberte", ſondern zumal in der ſtudierenden Jugend Königsbergs mit ſeinen ſinnlos-ſchwül-

[24] Johann Georg Bock, ein Jugendfreund Gottſcheds, nannte den 1733 geſtorbenen Dichter 1738 im 2. Bande der Oden d. deutſch. Geſellſchaft (S. 450 ff.) „das Kleinod der Poeten".

ſtigen Gedichten wahre Geſchmacksverwüſtungen anrichtete.[25] Das große Muſter für Pietſch war Horaz; auf dieſen lenkte er denn auch die Neigung ſeines Zöglings, der alsbald anfieng, die ars poetica zu überſetzen. Pietſch wies ihn zugleich auf die Lehrbücher von Opitz, Buchner, Kindermann, Harsdörffer und Zeſen hin, deren dürftiger und zuſammenhangloſer Inhalt jedoch den jungen Philoſophen in keiner Weiſe befriedigte; da er „in allen einen recht vernünftigen deutlichen Begriff von dem wahren Weſen der Dichtkunſt, aus welchem alle beſondere Regeln derſelben hergeleitet werden könnten, vermiſſte". Vermochte ihm doch ſelbſt Horazens ars poetica nicht viel zu bieten, da er ſchnell erkannt hatte, daſs auch dieſes berühmte ‚Schreiben' durchaus keine „methodiſche und vollſtändige Abhandlung von der Dichtkunſt" war. Als er den Lehrmeiſter um Rat fragte, fand dieſer, dem tieferes philoſophiſches Wiſſen gemangelt zu haben ſcheint, nur die Antwort: „Es fehlet uns noch an einer poetiſchen Anweiſung, darin das rechte Weſen der Poeſie erkläret würde." Mit dieſem Troſt war natürlich nichts anzufangen; und Gottſched ſchritt deshalb kluger Weiſe zur Selbſthilfe. Wie er früher alle Philoſophen ſtudiert hatte, um zu einer ſicheren Erkenntnis zu gelangen; ſo ſtudierte er jetzt die Bücher aller Dichter, die er zu erreichen vermochte. Er dichtete zugleich wieder eifrig ſelbſt und verſuchte, ſich eine genaue Kenntnis der verſchiedenen Dichtungarten zu verſchaffen.

In dieſe Zeit fällt die Entſtehung ſeiner erſten, mit künſtleriſcher Selbſtändigkeit gearbeiteten Dichtungen. Von den Gedichten, die Gottſched vor 1718 verfaſſt hatte, wiſſen wir nichts. Erſt mit dem Jahre 1718 tritt der Lyriker Gottſched für die Welt in die Erſcheinung; und zwar iſt es ein Lehrgedicht: ‚Daß der Menſch ſelbſt an ſeiner Verdammung Schuld trägt', welches er „bey Gelegenheit eines Donnerwetters" dichtete, und das bereits durch eine große Schlichtheit der Sprache und eine eben ſo große

[25] Gottſched ſagt einmal von ihm, daſs er „an Schwulſt und ſchwärmendem Witze wohl zehn Lohenſteiner" übertroffen habe und „den Geſchmack von ganz Preußen verderbet haben würde, wenn nicht der ſel. Pietſch ihm das Gegengewichte gehalten hätte". (Beiträge Band VII, S. 154.)

Sicherheit des Ausdruckes überraſcht, aber mehr einen theologiſchen, als einen philoſophiſch gebildeten Dichter verrät. Im Jahre 1718 ſang der junge Muſenſchüler ſodann eine Ode zur Feier des Jahresfeſtes ſeines Paten, des ehemaligen Juditter Amtshauptmannes und ſpäteren königsbergiſchen Tribunalsrats und Konſiſtorialpräſidenten von Röder[26]. Aber „aus Blödigkeit" hatte er „nicht das Herz", bei der Drucklegung des Gedichts ſeinen vollen Namen mitdrucken zu laſſen; vielmehr ließ er es bei den Anfangsbuchſtaben J. C. G. bewenden, um ſo „wie Apelles hinter der Tafel zu lauſchen, was die Vorbeigehenden ſagen würden". Das Werkchen hatte in Königsberg großen Erfolg, und „viele forſchten begierig, wer es gemacht hätte". Als einige dem Verfaſſer auf die Spur kamen, wollten ſie es nicht glauben, daſs der halbwüchſige Student ſo etwas zuſtande gebracht hätte; und da dieſer fürchtete, durch ſolche Äußerungen ſtolz gemacht zu werden, ſo begab er ſich endlich zu Pietſch, um ſeine Leiſtung von dieſem „unſtreitigen Kenner und Meiſter in der Kunſt" beurteilen zu laſſen. Davon, daſs Pietſch die Arbeit gelobt hätte, wiſſen wir nichts; aber Gottſched hat uns Mitteilungen über dieſes Privatiſſimum hinterlaſſen, die ſehr bemerkenswert ſind.

Der unbefangene Jüngling hatte nämlich in dieſem Gedicht etwas gewagt, was vor ihm und nach ihm ſehr oft von kleinen und großen Dichtern ohne viel Umſtände geübt worden iſt: er hatte ſich nämlich eine gut geprägte Zeile aus Neukirchs Gedichten angeeignet, vermutlich nur, weil er das, was in dieſer Zeile zum Ausdruck gebracht war, nicht beſſer glaubte zum Ausdruck bringen zu können. Wie nun Pietſch das Gedicht ſeines Zöglings geprüft und „verſchiedene kleine Anmerkungen, die zur Reinigkeit der Sprache und Poeſie gehörten" gemacht hatte, kam er auf den entlehnten Vers:

„Was wird der ſtolze Mund der ſpäten Enkel ſprechen?"

„Dieſe Zeile iſt von Neukirchen" — ſagte er vorwurfsvoll. Gottſched wurde „blutrot"; denn er „wuſſte es wol", daſs er

[26] J. Reicke hat nachgewieſen, daſs das Gedicht bereits 1718 erſchien; während Gottſched es a. a. O. irrtümlich in das Jahr 1719 ſetzt. Über die Patenſchaft Röders weiſe ich auf das S. 46 in der Anmerkung Geſagte zurück.

dieſe Zeile „gemauſet“ hatte, im Vertrauen darauf, daſs kein Menſch „Neukirchs Gedichte ſo genau kennen würde“. Er „ſchämte ſich alſo herzlich, und verſchwor es, künftig keine Zeile mehr zu ſtehlen“, auch wenn ſie ihm „noch ſo ſehr gefallen möchte“. Pietſch widerriet es ihm denn auch ſehr, weil er es „für eine unerlaubte Dieberey hielt, die einen, der ſelbſt etwas machen könnte, nur beſchimpfte“.

Gottſched hat dieſes kleine Jugenderlebnis[27] als ein Mann von 62 Jahren ſelbſt öffentlich mitgeteilt, nicht zum wenigſten vielleicht zu dem Zweck, um den ſchriftſtellernden Freibeutern, an denen es zu keiner Zeit gefehlt hat und fehlen wird, mit der ſcharfen Äußerung Pietſchens ins Gewiſſen zu reden. Aber wie faſt alles, was Gottſched geſagt und getan hat, ſo iſt auch dieſe, von der treuherzigſten Ehrlichkeit und Selbſtloſigkeit des edlen Mannes zeugende Mitteilung ſeitens der Feinde Gottſcheds zu ſeinem Schaden ausgedeutet und ausgebeutet worden; und ſelbſt Waniek hat es ſich nicht verſagt, den Inhalt dieſer Mitteilung „eine den Charakter Gottſcheds bezeichnende Anekdote“ zu nennen und bei einer ſpäteren Gelegenheit höniſch davon zu ſprechen, daſs Gottſched „die ihm von Pietſch erteilte Lektion über litterariſches Eigentum“ nicht behalten habe! Ich meine nun, daſs dieſe Beurteilung des Falles von ſeiten gewiſſer Leute einzig und allein „bezeichnend“ iſt für den Karakter dieſer Leute. Der Fall an ſich wäre, auch wenn der „Sünder“ ihn nicht ſelbſt zur Kenntnis der Welt gebracht hätte, keineswegs geeignet, Gottſched, den von faſt allen ſeinen Zeitgenoſſen und Nachfolgern ausdauernd geplünderten Schriftſteller, irgendwie zu belaſten. Erſtens war Gottſched, als er den ihm unübertrefflich ſcheinenden

[27] An dem Erlebnis ſelbſt iſt natürlich nicht zu zweifeln; aber einige Irrtümer ſcheinen ſich in die Darſtellung doch eingeſchlichen zu haben. Nach Reickes Forſchungen ergibt es ſich nämlich, daſs das, bereits 1718 gedruckte, Gedicht mit dem vollen Namen des Dichters gezeichnet war, während die 1719 gedruckte Grabrede auf den Pfarrer Biemann nur die Anfangsbuchſtaben J. C. G. aufweiſt. Gottſched dürfte das nach 40 Jahren nicht mehr feſt im Gedächtnis gehabt haben. Möglich iſt es allerdings, daſs das Gedicht zuerſt ohne Nennung des Dichters erſchienen und dann noch einmal mit dem Namen des Dichters veröffentlicht worden wäre.

Vers für sein Gedicht verwertete, 18 Jahre alt; zweitens hat er dieses Gedicht, offenbar um dieses fremden Juwels willen, niemals in die Sammlungen seiner Gedichte aufgenommen; und drittens ist die ganze „Dieberey" wirklich so belanglos, dass man wahrscheinlich bei jedem Dichter und Prosaschriftsteller ganz andere, mehr oder weniger bewusste „Anleihen" entdecken könnte[23].

Aber nicht nur als Gottesgelehrter, als Weltweiser und Dichter strebte der junge Hochschüler nach stolzen Zielen; auch „der Redner edle Kunst", die ihm ebenfalls der Vater „zuerst gewiesen", sich mehr und mehr anzueignen, war er eifrig bemüht. Zunächst übte er sich unter Johann Jacob Rohde und Johann Samuel Strimasius, der „die Zierlichkeit der lateinischen Schreibart vor anderen in seiner Gewalt" hatte (Pisanski), in der lateinischen Rede; dann erhielt er durch Michael Lilienthal vorübergehend homiletische Unterweisung; und seit etwa 1720 wurden zwei vorzügliche Männer der theologischen Fakultät seine Lehrer und Führer in der deutschen Redekunst: Johann Jacob Quandt und Johann Heinrich Kreuschner. Beide waren in Königsberg geboren; der eine 1686, der andere 1695; beide waren gefeierte Kanzelredner; und zu beiden trat er bald in ein herzliches Verhältnis. Zumal die Beziehungen zu Kreuschner, einem geborenen Königsberger, der seit 1717 an der Hochschule lehrte und eine an theologischen, philologischen und philosophischen Büchern, an Seltenheiten, paradoxen und zumal verbotenen Schriften reiche Bibliothek besaß, wurden sehr innig. Als 1722 die Mutter Kreuschners starb, widmete er der Entschlafenen ein Singgedicht, das am 22. März bei der Beerdigung gesungen wurde; und als Kreuschner seine Hochzeit feierte,

[23] Ich möchte hier an einen Ausspruch des Thomasius erinnern, der sich in seinen, 1689 erschienenen ‚Freymüthigen Gedancken' (I, 567) findet: „Dergleichen plagia sind bey der heutigen Welt gantz gemeine, und einieder Stümper gedencket sich durch Zusammenschmierung aus andern ihren gelehrten Schrifften einen Nahmen zu machen; auch dasjenige Laster ist nicht ungemein, daß man gantze Tractat von Wort zu Wort aus andern Büchern außschreibet." Das Laster ist, wie man sieht, von ehrwürdigem Alter; und man darf sich daher kaum wundern, dass es pietätvoll weitergepflegt wird!

dichtete er für ihn „im Namen ſeiner Zuhörer" eine ‚Abendmuſik', in der mit rühmenden Worten ſeiner Lehrtätigkeit gedacht wurde:

„Uns dünkt, wir ſehn die Stunden noch,
Da wir begierig um dich ſaßen,
Und gleichſam Götterſpeiſen aßen.
Dein Lehren war kein Sclavenjoch,
Was ein Pedant auf ſeine Schüler wälzet;
Ach nein! ein Honigthau,
Der auf den Lippen ſchmelzet."

Noch in ſpäteren Jahren hat er dieſer zwei Lieblingslehrer gedacht und keine Gelegenheit verſäumt, ſie zu ehren. Dem „teuren Kreuſchner", der ſeit 1720 (dem Jahre, in welchem Gottſched zu Kreuſchner als Schüler in nähere Beziehung trat) Prediger an der Domkirche geweſen war, rief er 1730 eine von tiefer Empfindung beſeelte Elegie ins Grab nach, in welcher er den „grundgelehrten Geiſt", das „witzerfüllte Weſen", den „tugendvollen Sinn" und das „redlich deutſche Herz" des „ungemeinen Mannes" rühmte, der allezeit mit großer Kraft und Begeiſterung für ein Chriſtentum der Tat eingetreten war. Er nannte ihn den „Schmuck Preußens", das Haupt der Redner Königsbergs und ein „prächtiges Exempel der wahren Rednerkunſt". Von Kreuſchner, dem er „oft ſein ganzes Herz vertraulich vorgetragen" lernte er vor allem eine gründliche Verachtung der üblichen, lebloſen Kanzelrednerei, zu der des gefeierten Dompredigers lebensvoller Vortrag in ſchärfſtem Gegenſatze geſtanden zu haben ſcheint.[29]

[29] In der oben erwähnten Elegie heißt es u. a.:
„Sein unerſchöpfter Geiſt war eine Nektarquelle,
Die von der Zunge ſich in vollen Strömen goß!
Denn wer ward nicht gerührt an der geweihten Stelle,
Wenn ſeiner Reden Kraft in Ohr und Herzen floß?
Da war kein froſtig Spiel weit hergeſuchter Sprüche;
Da war kein leerer Schall, dem Geiſt und Nachdruck fehlt;
Kein thörichter Gebrauch vermeynter Rednerſchliche,
Die nur ein ſchwacher Kopf zu ſeiner Vorſchrift wählt.
Nein! lauter Geiſt und Kraft, ein philoſophiſch Weſen,
Ein unerſchrockner Muth, ein männlich freyer Mund;
Ein Vortrag an Gewalt und Anmuth auserleſen;
Das alles ward an ihm in vollem Maaße kund."

Ähnliche Vorzüge durfte er auch an Quandt verehren, den er 1736 als den „Aaron seines Volkes", als Gamaliel und größten Redner Deutschlands feierte. Aus Gottscheds Äußerungen über ihn zu schließen, war seine, den Pietisten nicht eben geneigte Rechtgläubigkeit, die sichs angelegen seyn ließ, „die Göttlichkeit der Schrift" zu schützen und „der starken Geister Gift" zu bekämpfen, mit Sanftmut gepaart. Statt zelotisch zu eifern liebte er es, die Gegner mit wissenschaftlichen Gründen zu „übermannen". Jedenfalls gehörte Quandt, dessen Name durch das, ihm von Friedrich dem Zweiten erteilte Lob weithin bekannt geworden ist, zu den bewundertsten Lehrern und Kanzelrednern Königsbergs. Hier „drang arm und reich, groß und klein mit brennender Begier in jeden Tempel ein", wo Quandt zu hören war; selbst bis nach Sachsen war sein Ruhm gedrungen; und Leipzigs „größte Lehrer" bewunderten „insgesammt der Wissenschaften Schatz", den sein Verstand besaß, die „Einsicht tiefer Lehren", sein „redlich frommes Herz und die Gelassenheit" seiner Seele. Auch dieses edlen Mannes „hochberedter Mund" hat zweifellos viel dazu beigetragen, Gottsched zu dem großen Redner zu machen, als den ihn später ganz Leipzig, ja man darf sagen, ganz Deutschland bewunderte.

Da Gottsched durch Rohde zugleich eine tüchtige Ausbildung in der Dialektik erhalten hatte, so befähigte ihn seine durch Kreuschner und Quandt ausgebildete Rednerbegabung ganz besonders zur Beteiligung an den auf allen Hochschulen üblichen Disputationen. Er wurde bald einer der tätigsten Respondenten der Albertina — zum Teil aus Neigung, zum Teil aber wol auch, weil das fleißige Disputiren damals (wenigstens in Preußen) eine notwendige Vorbedingung für die Laufbahn eines Hochschullehrers war; wie sich aus einem, 1700 am 10. November aus „Cölln an der Spree" erlassenen „Rescripte" Friedrichs I. ergibt, in welchem es u. a. heißt, dass „Wir inskünftige keinen zum Professore ordinario, in welcher Facultät es auch seyn möchte, bestellen laßen wollen, welcher nicht zuvörderst zum wenigsten 12 Disputationes, oder andere Specimina seiner Erudition und Geschicklichkeit der gelehrten Welt vor

Augen geleget, auch keinen Extraordinarium annehmen wollen, welcher nicht wenigſtens 6 dergleichen ausgehen laßen."[30]

Der angehende Hochſchullehrer hatte alſo guten Grund, ſeiner angeborenen und planvoll ausgebildeten Rednerbegabung nicht nur auf den Kanzeln der Kirchen, ſondern auch in den Hörſälen der Hochſchule Raum zu ſchaffen. Als Kanzelredner ſcheint es der Jüngling ſeinen berühmten Lehrern ſchon damals nahezu gleich getan zu haben; und es wirkt ſeltſam, zu erfahren, daſs der Mann, der Zeit ſeines Lebens „das odium theologicum auf dem Nacken" hatte und ein von allen orthodoxen Vertretern der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche gehaſſter Schriftſteller wurde, einer der beliebteſten Kirchenredner Königsbergs war, etwa hundertmal die Kanzel beſtieg und ſich oft genug ſogar „in fürſtlichen und gräflichen Kabinetten hören laſſen durfte". Aber auch als Reſpondent in theologiſchen und hiſtoriſchen Disputationen genoſs er ein großes Anſehen; wozu ſeine vielſeitige Gelehrſamkeit, ſeine ſiegreiche Schlagfertigkeit und nicht zum wenigſten ſein ſicheres, den zukünftigen Fürſten im Reiche des Geiſtes verratendes, aber zugleich mit beſcheidener Liebenswürdigkeit gepaartes Selbſtgefühl das ihre beitrugen.

So gehörte denn um 1720 der junge Gottſched nicht nur zu den bekannteſten Perſönlichkeiten Königsbergs, ſondern auch zu den beliebteſten und geachtetſten Hochſchulbürgern. Er war der Liebling aller ſeiner Lehrer und zugleich der Vertrauensmann der Studenten. Als Chriſtian Maſecov 1722 am 4. Oktober zum erſten Male das Rektorat übernahm, wurde Gottſched von der Studentenſchaft auserwählt, dem neuen Rektor ihre Glückwünſche zu überbringen; und als im Jahre 1723 das Jubelfeſt „einer vorſtädtiſchen Kirche" gefeiert wurde,[31] beſtellte man bei ihm den Text zu einem Oratorium.

---

[30] Vielleicht hätte Waniek es unterlaſſen, auf S. 9 ſeines Buches halb geringſchätzig zu bemerken: „Das Disputiren ward ihm endlich Bedürfnis", wenn ihm das oben mitgeteilte „Reſcript" aus Arnolds ‚Hiſtorie der Königsbergiſchen Univerſität' (1746) bekannt geworden wäre.

[31] Es handelte ſich wahrſcheinlich um die 1811 niedergebrannte Kirche des St. Georgenhoſpitals.

Im Jahre 1722 fand dann Gottſched vorübergehend Gelegenheit, ſich ein Stückchen Welt außerhalb Königsbergs anzuſehen. Wie Stolle berichtet, „tat er um dieſe Zeit mit einem jungen churländiſchen von Adel, den er auf der Academie als Hofmeiſter führete, eine kurtze Reiſe nach Curland", die aber keinen tiefern Eindruck auf ihn gemacht zu haben ſcheint, da er, ſoviel ich weiß, ihrer niemals gedacht hat.

Mittlerweile war das Jahr 1723 herangekommen (dasſelbe Jahr, in welchem die Halliſchen Gottesgelehrten gegen Wolf und ſeine zur ſelben Zeit in Königsberg laut begrüßte Lehre einen Vernichtungskrieg führten, der dadurch ſein Ende fand, daſs Wolf als Heſſen-Kaſſeliſcher Hofrat und Profeſſor primus der philoſophiſchen Fakultät nach Marburg überſiedelte); und Gottſched bereitete ſich für die Magiſterpromotion vor, zu der er im März durch den Dekan der philoſophiſchen Fakultät, Heinrich von Sanden, eingeladen wurde. Am 2. April fand das feierliche Eräugnis ſtatt; und kein Geringerer als Johann Valentin Pietſch widmete dem neuen Magiſter ein Huldigungsgedicht[32], das bis weit über die Gränzen Königsbergs und Preußens bekannt wurde, wenn es auch erſt in die von Bock veranſtaltete Ausgabe der Pietſchiſchen Gedichte (1740) eine weithin ſichtbare Stelle fand. Für uns hat natürlich ein Gedicht jede Wirkung verloren, das da lautet:

---

[32] Poetiſche Glückwünſche in lateiniſcher und deutſcher Sprache widmeten dem jungen Magiſter, nach J. Reickes Mitteilungen, noch Heinrich von Sanden, Chriſtian Maſecov, Rohde, Kreuſchner, Bock, Arnoldt, ein Student J. B. Tamm, der Bruder Joh. Heinrich und der Vater, der „in höchſter Eyl" folgende Verſe aus Balga geſandt hatte:

„Ich wünſche dir, mein Sohn, zu der erlangten Ehre,
Viel Seegen, Gnad und Heyl und Gottes reiche Gunſt,
Er gebe, daß dein Glück ſich allezeit vermehre,
Und ſchmücke deinen Geiſt mit einer höhern Kunſt.
Er hat dich biß hierher gantz väterlich geführet,
Und mercklich dargethan, daß er dir gnädig iſt,
Drumb hofft mein Hertz zu ihm, ſo wie es ſich gebühret,
Daß ſeiner Gnaden-Strohm noch ferner auf dich fließt."

„Mich reitzt die Poeſie, zu deinem Ruhm zu ſchreiben,
Mein Wille feurt mich an, doch muß ich ſchuldig bleiben,
was ich bezahlen will. Ein halb-erfülltes Blatt,
worauf der Muſen Hand dein Lob verzeichnet hat,
weyht unſer Phöbus dir auf meines Pindus Spitzen;
allein indem er ſieht, daß alle Preſſen ſchwitzen,
daß man auf jeden Brand vermiſchten Weyhrauch ſtreut,
und ein Getümmel hört, weil alles rennt und ſchreyt,
winckt mir der Dichter Fürſt, und ſpricht, du ſolſt nicht ſingen,
wie kan dein mattes Spiel zu lauten Paucken klingen.
Mein Gottſched zürne nicht, dein Ruhm wird doch verehrt,
wenn man gleich nicht mein Lied bey tauſend Schwanen hört,
ich öffne kaum den Mund, denn meine ſtillen Flöten
füllt nicht der ſtarcke Wind der lermenden Trompeten." —

Aber ſelbſt, wenn es auch für jene Zeit künſtleriſch nichts zu bedeuten gehabt hätte, ſo lag ſeine Bedeutung allein ſchon darin, daſs der damals gefeierteſte heroiſche Dichter Deutſchlands[33] für gut fand, einem nur ſoeben dem Schülerſtande entwachſenen unbekannten Manne ſolche Worte zu widmen.

Sechs Wochen nach der Promotion (1723, den 12. Mai) habilitirte ſich dann Gottſched als Magiſter, bei welcher Gelegenheit ihm ſein Bruder Johann Friedrich (1704—1726) als Verteidiger zur Seite ſtand. Auch hier bewies er ſich als ein mutiger Revolutionär, deſſen philoſophiſcher Geiſt gegen grobſinnliche Anſchauungen einer pöbelhaft denkenden Theologie Sturm lief. Im Vorwort zum zweiten Bande der ‚Weltweisheit' berichtet er über dieſe Tat folgendermaßen: „Meine Abhandlung lieferte einen richtigen Begriff der göttlichen Allgegenwart: Genuinam omnipraesentiae divinae notionem[34], den ich weder in den theologiſchen Lehrbüchern noch in Herrn Wolfs deutſcher Metaphyſik gefunden hatte. Die erſten ſchienen mir immer auf eine körperliche Ergießung, oder Ausgießung des göttlichen Weſens, die ſich doch zu einem geiſtlichen Weſen nicht ſchicket, hinauszulaufen, und gleichſam nach den ſtoiſchen Begriffen:

[33] Ich ſage der Einfachheit wegen „Deutſchlands"; denn politiſch gehörte Oſtpreußen, wie man weiß, nicht zu Deutſchland.

[34] Der Titel lautet vollſtändig: „Genuinam omnipraesentiae divinae notionem distincte explicatam et observationibus illustratam."

Jovis omnia plena! zu rufen; gerade, als ob Gott, wie die feinſte Himmelsluft, alle Zwiſchenräumlein der Körper ausfüllete und durchdränge. Der letzte aber hatte der Allgegenwart, unter den göttlichen Eigenſchaften, gar nicht gedacht. Daher verſuchte ichs, mir nach logiſchen Regeln einen deutlichen Begriff davon zu bilden, der mir endlich zeigte: Dieſe Allgegenwart ſey eine zuſammengeſetzte göttliche Eigenſchaft, die aus der Allwiſſenheit und Allmacht entſtünde. Ich habe nach der Zeit mit Vergnügen geſehen, daß auch berühmte Theologen, denen meine Abhandlung in die Hände gefallen, dieſe meine Erklärung angenommen, und, wiewohl ohne mich zu nennen, gebilligt und fortgepflanzet haben."

So ziemlich um dieſelbe Zeit richtete ſich der Revolutionär in Gottſched auch noch gegen eine andere theologiſche Vorausſetzung. Schon ſeit Jahren hatte ihn ſeine, an Carteſius, Thomaſius und Wolf geſchulte, philoſophiſche Art zu denken angetrieben, begieriger nach deutlichen Begriffen in theologiſchen Dingen zu ſuchen, als es ſeinen Lehrern lieb war. Er disputirte mit ihnen „gern und oft", und wenn er opponirte, ſo trug er ſtets „wahre, nicht aber verſtellte Zweifel vor". Dadurch trieb er die ehrenwerten Männer oft in die Enge und muſſte vielfach die Erfahrung machen, daſs ihm Zweifelsknoten „mit unwilligen Antworten mehr durchſchnitten als aufgelöſt wurden". Vor allem quälte ihn — der auch in göttlichen Dingen nach klaren Vorſtellungen und Begriffen ſtrebte und aus einem tiefwurzelnden philoſophiſchen Triebe heraus ſtets mit dem Zweifel begann — die Lehre von der Gnadenwahl. „Ich glaubete, etwas widerſprechendes darin zu finden" — ſchreibt er im Vorwort zum zweiten Bande der ‚Weltweisheit' — „und las alſo alles, was ich von dieſer Materie auf Bibliotheken finden konnte. Die großen Streitigkeiten de auxiliae gratiae, darüber in der römiſchen Kirche eine eigene Congregation von Cardinalen niedergeſetzet worden, konnte mir alſo nicht lange unbekannt bleiben. Die Lehren der Pelagianer und Semipelagianer, der Pajonismus, und die Meinung der Arminianer giengen mir im Kopfe herum: und ich ſuchete allemal die Vorzüge der Lehren unſerer Glaubensgenoſſen ins

Licht zu ſetzen.“ Nachdem er ſich über ſeine eigene Auffaſſung klar geworden war, ſchrieb er eine Diſſertation ‚de conversione hominis, et gratia Dei in eadem efficaci, et sufficiente‘, in welcher er nachzuweiſen verſuchte, daſs die Wirkung der göttlichen Gnade nicht unmittelbar durch einen übernatürlichen Vorgang, ſondern einzig und allein mittelbar durchs Wort geſchehe.[35] Er ſtellte ſich mit dieſer Ketzerei in den ſchroffſten Gegenſatz zur Orthodoxie; und als er die Arbeit ſeinem berühmten Lehrer Quandt übergab und ihn bat, bei der öffentlichen Vertretung der Theſe das Präſidium zu übernehmen, lehnte dieſer nicht nur das Präſidium ab, ſondern lieferte vorſichtigerweiſe die Handſchrift nicht einmal dem Verfaſſer zurück.

Der junge Magiſter begann jetzt „öffentlich die ſtudierende Jugend in den ſchönen Wiſſenſchaften, zumahl in der Rede- und Dichtkunſt zu unterrichten, was um ſo mehr mit Beyfall geſchah, da er ſich vorher ſchon durch den Unterricht einiger jungen vom Adel, ſo ſeiner Aufſicht anvertrauet worden, eine gute Meynung bey jedermann erworben hatte“ (Brucker). Dieſe „gute Meynung“, die auch bei Gelegenheit der beſtandenen Magiſterprüfung ſo vielſtimmig zum Ausdruck gekommen war, ſcheint übrigens ganz allgemein geherrſcht zu haben. Man wird kaum fehl gehen, wenn man annimmt, daſs Gottſched den gelehrten Bürgern Königsbergs bereits für einen Geiſteshelden der Zukunft gegolten habe, für einen Meiſter der Wiſſenſchaft, von dem ſich Großes erwarten ließ, der auserſehen ſchien, eine Leuchte der oſtpreußiſchen Muſenſtadt zu werden. Das Jugendbild, welches wir von Gottſched beſitzen[36], läſſt uns, abgeſehen von allem andern,

[35] Waniek ſetzt dieſe Diſſertation in das Jahr 1718, ohne anzugeben, worauf ſich ſeine Annahme ſtützt. Gottſched ſelbſt nennt kein Jahr; aber er erwähnt ſie erſt, nachdem er der Abhandlung vom Jahre 1723 gedacht hat, ohne merken zu laſſen, daſs die Diſſertation in eine frühere Zeit zurückweiſt; er bezeichnet ſie nur als eine „ungedruckte Schrift“, die er in Königsberg ausgearbeitet habe. — Wolf gibt kein Jahr an. Innerlich ſtehen die Diſſertation und die Abhandlung des Kandidaten jedenfalls in Beziehung zueinander.

[36] Es iſt Eigentum der ‚Pruſſia‘ zu Königsberg. Gottſched dürfte zur Zeit, als das Bild gemalt wurde, 28 oder 30 Jahre alt geweſen ſeyn.

ahnen, wie der jüngste Magiſter der Albertina damals auf ſeine Umgebung gewirkt haben muſs. Man denkt unwillkürlich an den jungen Goethe, wenn man das Haupt mit den gutmütigen blauen Augen, der breiten Stirn und dem ſprechenden Munde betrachtet; nur daſs ein tiefer Ernſt, eine große ſachliche Tiefe aus dem offen in die Welt ſchauenden Antlitz ſpricht, das einer gewiſſen freien Schönheit nicht entbehrt. Frei bis zur Ungebundenheit dachte und fühlte dieſer Magiſter; wenn er auch durch ſeine umfaſſende Gelehrſamkeit, durch ſeinen raſtloſen Fleiß von einem gar zu freien Lebenswandel abgehalten wurde. Er floh die Lebensfreude nicht; und zumal die ſchönen „Nymphen am Pregelufer" ſcheinen ihn vielfach in Verſuchung geführt zu haben, der er jedoch ſtets geſchickt auszuweichen wuſſte. Seine Seele war ſchon zu reich, als daſs ſie bei den Mädchen der Stadt hätte nach Schätzen ſuchen mögen; ſein Geiſt ſah ſchon zu klar, als daſs er ſich hätte von Äußerlichkeiten blenden laſſen können. Wenn er 1726 ſeinem jüngeren Bruder Johann Friedrich ins Grab nachrief:

„Doch ſah der Selige die Nichtigkeit der Welt
Und aller ihrer Luſt mit aufgeklärten Sinnen.
Er war im Ernſt bemüht, die Weisheit zu gewinnen,
Die unſern Leib für nichts, den Geiſt für alles hält"

— ſo haben wir ausreichenden Grund, anzunehmen, daſs dieſe Worte auch auf ihn ſelbſt hätten angewendet werden dürfen; wenn er gleich die „Nichtigkeit der Welt" zu genießen und den wertloſen Leib als ein vernünftiges Weltkind zu hegen verſtand. Seinen „weltgeſinnten Geiſt" haben wir ja bereits kennen gelernt; und nicht zum wenigſten dieſem, aller Frömmelei, alles weltflüchtigen Hochmuts, aller eifrigen Gottſeligkeit baren Geiſte verdankte er ſeine Beliebtheit. Die Freude an der Welt machte ihn eben zu einem Freunde der Menſchen. „Ich finde ſo viel Gutes an einem jeden Menſchen, den ich kennen lerne, daſs ich mich nicht enthalten kann, ihn zu lieben," ſagt er einmal im Jahre 1727 — das iſt ein Bekenntnis aus tiefſter Seele; wir dürfen uns deshalb nicht wundern, daſs auch er viel geliebt wurde; daſs man in der Heimat große Hoffnungen auf dieſen jungen

Gelehrten ſetzte, der zugleich ein Denker, Dichter und Redner und überdies ein wirklich guter, liebevoller Menſch war.

Zu den Gönnern dieſes vielverſprechenden Magiſters und Kanzelredners gehörte nun auch der Statthalter des Königs, Friedrich Ludwig Herzog von Holſtein; gehörten zumal deſſen Damen: die Herzogin Mutter, die Herzogin Luiſe Charlotte, ſeine Gemahlin, und Prinzeſſin Albertine, ſeine Schweſter. Sie hatten ihn des öftern aufs Schloſs befohlen, um vor ihnen zu predigen; und es braucht gar nicht bezweifelt zu werden, daſs die hohen Damen für den feurigen, edel beredten, ſowohl die dunklen Künſteleien der alten Predigerſchule, als auch die Verſtiegenheiten der Pietiſten vermeidenden Kammergeiſtlichen, der ſie „ſo ſchön durch ſeine Predigt" zu „erbauen" verſtand, die herzlichſte Teilnehmung hegten. Dieſer Frauenliebling trug indes kühne Pläne in ſeiner Seele; er ſann auf nichts Geringeres als auf eine Losreißung von der Heimat, an die er, der arme Pfarrerſohn, doch mit hundert Banden gefeſſelt war. Nicht nur die Welt wollte er ſehen, wie mancher andere ſeiner Studiengenoſſen, deren wohlhabende oder reiche Ältern ihnen die Koſten für einen ſolchen teuren, mehrjährigen Aufenthalt in der Fremde gewähren konnten; ſeine Sehnſucht, ſein leidenſchaftliches Wünſchen gieng weiter. Nach allem, was er, trotz ſeiner großen Jugend, hinter ſich hatte, muſſte er ſich klar darüber ſeyn, daſs ihm, wenn er in die Kulturbewegung ſeiner Zeit nicht nur eintreten, ſondern ihr ganz neue Bahnen und Ziele ſchaffen wollte, dies nicht in dem weltfernen Winkel gelingen konnte, bis wohin die Wogen des geiſtigen Lebens Deutſchlands kaum noch reichten; wo und von wo aus größere, wiſſenſchaftliche Arbeiten ſelbſt noch in ſehr viel ſpäteren Jahren keinen Verleger fanden; wo die wertvollſten Handſchriften unverwertet liegen blieben, verſchleudert, zerriſſen wurden, oder verbrannten und auf andere Weiſe zu Grunde giengen.[37] Er muſſte hinaus; er muſſte ſich in dem Mittelpunkte des geiſtigen Lebens ſeiner Zeit eine Stellung ſchaffen; er muſſte nach Leipzig überſiedeln. Das aber war für ihn, den armen, auf Stipendien

[37] Siehe hierüber: Philippi im Vorwort zu Piſanski's ‚Entwurf einer preußiſchen Litterärgeſchichte'.

angewieſenen ehemaligen Alumnus zunächſt ein Ding der Unmöglichkeit. Schwerwiegende, ja ſchwerſtwiegende Gründe muſſten es ſeyn, wenn er auch nur die Bekundung eines ſolchen Wunſches rechtfertigen wollte. Bei den damals herrſchenden, ſehr ſtrengen Pietätrückſichten, war ſo ohne weiteres an eine Entfernung aus der Heimat gar nicht zu denken. Man war damals ohnehin ſeſshaft; und wenn es ſchon den Söhnen wohlhabender Leute geſtattet wurde, nach dem guten Brauche der Zeit für einige Jahre Studienreiſen zu unternehmen; ſo waren das eben Studienreiſen, deren Ergebniſſe der Heimat doch wieder zugute kommen muſſten, wenn die „Beurlaubten" nach Hauſe zurückkehrten. Selbſt der Hamburgiſche ‚Patriot', der ſich als Weltbürger fühlte und in einer Welthandelſtadt lebte, meinte noch 1725, als er vom Wert und Zweck der Reiſen ſprach: „Dencke allemahl, daß dein Vaterland dich wieder zurück, und Nutzen von deinem reiſen haben will." Man erwartete damals eben von jedem jungen Bürger, daſs er ſich für die „Opfer", die ihm von ſeiten der Ältern, der Lehrer und wol auch von ſeiten der Gemeinde gebracht wurden, dankbar erwieſe; daſs er ſeine Kraft der Scholle widmete, auf der er groß geworden war. Die Heimat glaubte damals ein unbeſtreitbares Recht auf jeden ihrer Söhne zu haben; und von allen oſtpreußiſchen Vorgängern Gottſcheds iſt denn auch keiner dem engeren Vaterlande untreu geworden; wenngleich der eine oder andere vorübergehend und ſelbſt für eine Reihe von Jahren, im „Auslande" tätig war.[38] Selbſt der viel jüngere Kant kam nicht über ſeine Vaterſtadt hinaus; und Gottſched wäre, wenn er aus ſich heraus das Verlangen gezeigt hätte, Königsberg und Preußen zu verlaſſen,

[38] Gegen dieſe Tatſache ſcheint zu ſprechen, daſs Chriſtoph Bernhard Gottſched, ein Sohn des wohlhabenden, 1704 geſtorbenen, Johann Gottſched, mit 19 Jahren die Univerſität Leipzig beſuchte und nicht mehr in die Heimat zurückkehrte. Aber dieſer Chriſtoph Bernhard war eben ein älternloſer und wohlhabender, d. h. unabhängiger Mann; und es iſt zudem ſehr wahrſcheinlich, daſs nur der Umſtand, daſs unſer Gottſched ſich den Banden der Heimat ein für allemal entwunden hatte, jenem Gottſched den Mut verlieh, ſich ebenfalls in Sachſen einzubürgern.

zweifellos auf Hinderniſſe geſtoßen, die nicht unterſchätzt werden durften.

In dieſer Bedrängnis kam ihm nun ein Ereignis zu Hilfe, das ein Zufall herbeigeführt haben, das aber auch nach reiflicher Überlegung von ſeiten aller Beteiligten für den beſonderen Zweck zuſtande gekommen ſeyn mochte. Wir verdanken die Darſtellung des äußeren Herganges einem Bekannten Gottſcheds, dem Dr. med. Tilling, der 1752 in Karlsbad die Bekanntſchaft des Generalleutnants von Schwerin gemacht hatte. Dieſe, ſpäter ſo berühmt gewordene Exzellenz war 1724 unter dem Kommando des Herzogs von Holſtein junger Offizier geweſen, und ließ nun dem weltberühmten Leipziger Rektor Grüße beſtellen unter Berufung auf jenen ſo folgenſchweren Zwiſchenfall, bei welchem er die Rolle eines Mithelfers geſpielt hatte. Nach einigen einleitenden Worten, in denen Schwerin der Magnifizenz ſeine „beſondere Achtung vor dero Verdienſte“ liebenswürdiger Weiſe verſichern läſſt, führt Dr. Tilling dann alſo fort: „Gedachter Herr General war zu der Zeit in Königsberg, da Ihro Fürſtliche Durchlaucht der Prinz von Holſtein dieſelben vor Sich predigen zu laſſen Gefallen hatten und, Dero Größe zu wiſſen, einen großen Kronleuchter ſo hängen befahlen, daß es oben 10 Zoll austrug. Da nun dieſelben oben an denſelben anſtießen, ſo hatte dieſer Prinz Befehl an gewitzten Unterofficier gegeben, Dieſelben zu fangen. Die Prinzeſſin Albertine erklärte ſich: ‚Schweringe, denke, was mein Bruder thun will! er gedenkt den Prediger, ſo uns ſo ſchön durch ſeine Predigt erbaut, anzuwerben‘. Dieſer giebt den Rath, der im Bett liegenden fürſtlichen Frau Mutter die Sache zu entdecken, die denn Ew. Magnificentz vors Bett gefodert, die Sache zu verſtehen gegeben und durch eine andre Thüre und Garten entfliehen laſſen, ſo daß der beorderte Unterofficier lange vergebens gepaßt. Auf ſolche Art hat ſich Höchſtgedachter Herr General der Begebenheit mit vielem Vergnügen erinnert und herzlich gefreuet, zu der Rettung eines ſolchen verdienſtvollen Mannes etwas beygetragen zu haben.“

Wenn wir dieſe Darſtellung[39] leſen, ſo fällt uns zweierlei

[39] Bei Stolle wird der Hergang etwas anders geſchildert. Es heißt

auf: Erſtens, daſs der Herzog nicht ſchon lange den doch in ganz Königsberg berühmten, ihm ſeit geraumer Zeit perſönlich gut bekannten baumlangen Mann und Magiſter „angeworben“ hatte — zweitens aber, daſs er erſt den, an geweihter Stätte doch etwas ſeltſam wirkenden Scherz mit dem Kronleuchter ausführen ließ, um, ſo zu reden, vor der ganzen verſammelten andächtigen Schloſskirchengemeinde die Gefahr, die über dem Haupte des allbeliebten Kanzelredners ſchwebte, kenntlich zu machen. Das alles hätte unauffälliger und erfolgreicher bewirkt werden können, wenn der Herzog, der doch wol ohnehin ein Auge für Längenverhältniſſe gehabt haben wird, den „langen Kerl“ kurzer Hand hätte meſſen und ohne weiteres in den bunten Rock ſtecken laſſen. Es iſt doch ſehr auffallend, daſs der Herzog erſt dann die Brauchbarkeit unſeres Rieſen zu entdecken ſchien, als dieſer das Magiſterium erworben hatte und nun ein für allemal dem Lehrkörper der Hochſchule angegliedert werden ſollte. Noch auffallender aber iſt ein zweiter Umſtand. Im Januar 1724, einige Wochen vor der „Flucht“, feierte der Herzog ſein neununddreißigſtes Hochzeitfeſt mit Luiſe Charlotte von Norwegen; und bei dieſer Gelegenheit durfte Gottſched ein Gedicht „in Demuth überreichen“, das auf ein außerordentliches Wohlwollen des hohen Herrn für den Dichter ſchließen läſſt. Das Gedicht, welches auf künſtleriſche Bedeutung heute natürlich keinen Anſpruch mehr erheben kann, das aber doch aus mehr als einem Grunde gekannt zu ſeyn verdient, lautete folgendermaßen:

„Held! deſſen Scheitel kaum von ſo viel Myrthen glänzt,
Als Lorbeerzweige ſonſt dein fürſtlich Haupt umkränzt;
Und deſſen Arm ſowohl die Feder, als den Degen,
Zu dieſes Reiches Wohl bemüht iſt anzulegen;

---

dort: „. . . da er vor dem in Königsberg reſidirenden Königl. General-Feld-Marſchall, dem Hertzoge von Hollſtein in ſeinem Zimmer zu predigen beſtellet wurde, und er dieſes zwey Sonntage nach einander verrichtete, wurde ihm von einem hohen Officier ſeiner Länge halber dergeſtalt nachgeſtellet, daß ihn niemand mehr vor ſicher hielte“ (‚Gantz neue Zuſätze und Ausbeſſerungen der Hiſtorie der philoſophiſchen Gelahrheit‘ S. 174). Aber man wird dem Manne, der ſelbſt bei der Sache beteiligt geweſen war, beſſeren Glauben ſchenken dürfen.

O Held! wenn mich bisher die Ehrfurcht ſchweigen hieß,
Wenn ich zu deinem Ruhm kein Lied erſchallen ließ:
So wollte ſich dein Knecht nicht zweifelhaft bedenken,
Ob er auch ſchuldig ſey, dieß Opfer dir zu ſchenken?
Ach nein! das war der Grund des langen Schweigens nicht,
Ich fand mich noch zu ſchwach zu einem Lobgedicht;
Und mußte mich noch ſtets bey deinem Glanze ſcheuen,
Durch rauher Seyten Klang dein Jauchzen zu entweihen.
So ſchränkte ſich mein Trieb, nach meinen Kräften ein,
So ließ ich meinen Schwung den Flügeln ähnlich ſeyn:
Weit klüger, als wenn ſich Verwegne unterwinden,
Dir, Herr! an Weihrauchs Statt, Wacholdern anzuzünden.
Denn da ich ſelbſt bisher, in der gekrönten Schar
Der Muſen Königsbergs ein junger Lehrling war:
Vertrieb ich mir die Zeit mit kleinen Nebenwerken,
In Hoffnung, daß die Kraft ſich mit den Jahren ſtärken
Und höher ſteigen würd', als bis anher geſchehn.
Indeſſen, wenn man dich, o Fürſtenhaupt! geſehn,
In unſers Königs Dienſt, des Abends, wie am Morgen,
Bey Tage, wie bey Nacht, der Preußen Heil beſorgen,
So daß dich auch dein Feind darum nicht ſchelten kann;
Dann hub ich oftermals die heißen Seufzer an:
Ach! könnte doch die Kunſt den hohen Grad erreichen,
Und meine Poeſie des Herzogs Taten gleichen:
So ſollte künftighin mein Dichten ganz allein
Zu dieſes Helden Lob von mir gewidmet ſeyn.
Ich brannte gleich vor Luſt, den ſchlechten Reim zu adeln,
Ich fieng bald dies, bald das, an andern an zu tadeln,
Und beſſerte dabey der eignen Zither Klang;
Indem ich viel und oft geringe Lieder ſang,
Mein ungeübtes Rohr, durch wiederholtes Singen,
In der belobten Kunſt zur Fertigkeit zu bringen.
Zuletzt beſann ich mich auf ein geſchicktes Blatt,
Das deinen Ruhm, o Held! zu ſeinem Endzweck hat.
Wiewohl der Vorſatz fängt mich plötzlich an zu reuen:
Mein Räuchwerk taugt noch nicht, auf dein Altar zu ſtreuen.
Ja, Herr! ich hätte dieß wohl nimmermehr gethan,
Ich bliebe, wie zuvor, auf der gemeinen Bahn;
Wo heiſchre Sänger ſich mit lahmen Stimmen wagen,
Und doch voll Hoffnung ſind, ein Lob davon zu tragen.
Allein, was war zu thun? Dein Haar iſt längſt beſchneyt,
Dein hohes Alter wächſt, und reifet mit der Zeit;
Und möchte mir vielleicht ins künftige verwehren,

Den demuthvollen Blick auf deinen Glanz zu kehren.
Wer allzulange harrt, verſäumt zuletzt die Pflicht:
Drum wagte ſich dein Knecht (mein Herzog zürne nicht!
Viel andre thun es ja, die nicht viel beſſer ſingen)
Dieß Lied, ſo hart es klingt, vor dein Gehör zu bringen.
Doch, allzuviel gewagt! es reut mich abermal,
Was dringt mein kühner Fuß in deinen Hochzeitſaal?
Mein finſtres Auge ſtarrt, wo tauſend Lampen brennen,
Und kann vor Glanz und Licht und Schimmer nichts erkennen.
Was greift mein heiſrer Mund, der dich kaum nennen kann,
Dein Lob, das rechte Werk der größten Dichter, an?
Wie kann mein matter Arm die ſtumpfe Feder ſchärfen,
Der Anmuth ſeltne Pracht, der Fürſtin zu entwerfen,
Die noch itzund die Spur des Weſens blicken läßt,
Das ſie vor langer Zeit, am erſten Hochzeitfeſt,
Göttinnen gleich gemacht. Wie könnt ich wohl des Helden,
Des großen Fürſtenſohns erworbnen Ruhm vermelden;
Des Sohns, in dem der Geiſt des tapfern Vaters ſitzt,
Auf den mein König ſelbſt mit Gnadenſtralen blitzt.
Wie weis mein blöder Blick mit unverwandten Sinnen,
Das ſternengleiche Licht erlauchter Prinzeſſinnen
Von nahem anzuſehn? Nein, nein! Das iſt zu ſchwer,
Wo nähme wohl mein Geiſt dergleichen Kräfte her?
Drum, Herr! verzeihe mir, ich habe mich vergangen,
Ich will mich niemals mehr ein gleiches unterfangen.
Dein allzuſchweres Lob erſetzt dieß Wunſchgedicht:
Gott trenne noch das Band der feſten Ehe nicht!
Ein immerwährend Glück muß Hollſteins Haus vergnügen!
Mehr kann, mehr darf ich nicht zu dieſen Zeilen fügen."

Nun wird man ohne weiteres zugeben, daſs der hohe Herr, der ja ſelbſt, wie es im Gedicht angedeutet wird, die Feder zu führen liebte und zweifellos zu den gebildeten Vertretern ſeines Standes gehörte, einem ihm perſönlich wohl bekannten, von ihm ſehr geſchätzten Gelehrten, Dichter und Kanzelredner ein ſolches „Wunſchgedicht" anders gedankt haben wird, als damit, daſs er ihn für geeignet hielt, unter die Uniformſklaven geſteckt zu werden. Aber nähmen wir ſelbſt an: dieſer Herzog wäre ein roher Geſelle geweſen, hätte nur daran gedacht, ſeinem Könige durch die „Anwerbung" eines ganz beſonders langen Grenadiers eine Freude zu bereiten; nähmen wir alſo an: der

Herzog hätte ſo böſe Abſichten mit ſeinem Kammerprediger gehabt, denen dieſer nur durch einen, ihn um Heimat und geſichertes Glück bringenden Gewaltſtreich entrinnen konnte: wäre es dann nicht ſelbſtverſtändlich geweſen, daſs der ſo ſchmählich Belohnte den Herzog für ſeinen Feind gehalten, ſich mit dem äußeren Bruch auch innerlich von ihm losgeſagt hätte? Was aber tut Gottſched? Er iſt kaum in der Fremde warm geworden, ſo gibt er eine Sammlung der Gedichte ſeines Meiſters Pietſch heraus und gliedert ihr eine Reihe eigener Arbeiten an, unter denen ſich das dem Herzog gewidmete Huldigungsgedicht befindet! Nichts als Dankbarkeit aber kann Gottſched dazu veranlaſſt haben, dem Manne, deſſen Macht er für immer entrückt war, die ihm vor mehr als Jahresfriſt dargebrachte Gelegenheithuldigung ins volle Licht der Öffentlichkeit zu rücken; und dieſe Dankbarkeit konnte ſich wiederum nur darauf beziehen, daſs die Güte des Herzogs ihm die Brücke gebaut hatte, über die er der Enge des Heimatortes zu entfliehen vermochte.

Die Sache ſcheint mir einfach ſo zu liegen: Gottſched hatte ſich den, ihm beſonders wohlwollenden, Damen des Herzogs anvertraut. Seine hochfliegenden Pläne mochte er ihnen nicht enthüllt haben; denn für dieſe hätten die Damen ſchwerlich ein Verſtändnis gehabt. Wie er auch ſpäter ſtets ſo tat, als ob er am liebſten wieder in die Heimat zurückgekehrt wäre; ſo wird er den Gönnerinnen geſagt haben, daſs er, den Armut hinderte, Studienreiſen zu unternehmen oder gar für einige Jahre Auslandseindrücke auf ſich wirken zu laſſen, in der Heimat den letzten und reichſten Quellen alles Wiſſens zu fern gerückt ſey; daſs er ſich in Königsberg als Dichter und Gelehrter nicht genügend ausleben könne; daſs er aber, von allen Quellen Leipzigs geſpeiſt, nach ſo und ſo viel Jahren heimkehren und die erworbenen Schätze der Heimat zugute kommen laſſen wolle. Unter dieſer Bedingung waren dann die Damen ſchnell bereit, ihm die Möglichkeit zur Überſiedelung nach Leipzig zu ſchaffen, und zogen nun ihrerſeits den Herzog ins Vertrauen, der durch das Hochzeitgedicht ganz beſonders wohlwollend geſtimmt worden war. Dieſer gieng alsbald auf den Wunſch Gottſcheds ein — und die Komödie

kam zur Ausführung. Ein ſo ſtarkes, draſtiſches Mittel war zweifellos nötig, um den mittelloſen Magiſter, der als abhängiger, zu ſpäterer Gegenleiſtung verpflichteter, Alumnus ſo lange von Stipendien gelebt hatte und ihrer noch für Jahre hinaus bedurfte, vor den einflufsreichen, ihn bereits für ſich in Anſpruch nehmenden Landsleuten zu rechtfertigen; und Gottſched, der, als geborener Taktiker, überall da, wo es ſich um Großes handelte, ein großer Diplomat zu ſeyn wuſſte, verſtand es meiſterlich, die „Gefahr", in der ihn ſo zu reden ganz Königsberg ſchweben geſehen hatte, ausgiebigſt zu verwerten. Er hätte ſich, wenn er die Heimat nicht verlaſſen wollte, nur für einige Zeit verſteckt zu halten brauchen; die Univerſität ſelbſt hätte wol auch dafür geſorgt, dafs man ihr den, die größten Hoffnungen erweckenden, jungen Gelehrten nicht entriſs. Denn unabänderlich waren ſolche gelegentlich erfolgte „Anwerbungen" keinesfalls; wenn nur die nötigen Fürſprecher nicht fehlten. Wiſſen wir doch, dafs die Soldaten den älteſten Bruder eines Freundes Gottſcheds, nachdem ſie ihn „von der Straße geworben", ohne wenn und aber „2 Stunden darauf losgeben müſſten".[40] An Vorſchlägen, den anſcheinend unmittelbar Bedrohten zu retten, wird es auch keinesfalls gefehlt haben. Gottſched aber wuſſte die „Gefahr" ſo ernſt, ſo verzweifelt zu ſchildern, dafs keine andere „Rettung" übrig zu bleiben ſchien, als die ſchnellſte Flucht. Vater, Mutter, Zunftgenoſſen und Freunde konnten ihn unter dieſen Umſtänden nicht zurückhalten; ſeine Losreißung von der Heimat konnte nicht als Undankbarkeit und Pietätloſigkeit angeſehen werden — er konnte ſich frei machen, ohne dafs ihm irgend ein Menſch in der Heimat deshalb grollen durfte. Das aber war ſehr wichtig für ihn, der die heimatlichen Unterſtützungen, ſo dürftig ſie ſeyn mochten, noch nicht entbehren konnte; deſſen tiefes Gefühl durch mangelnde Beziehung zu Vaterhaus und Heimat ſchwer verletzt worden wäre.

Wie geſchickt die ganze Komödie durchgeführt wurde, erſehen wir aus dem Gedichte: ‚Als ich aus meinem Vaterlande gieng'. Gottſched ſorgte zeitig dafür, dafs die „Gefahr", in der er an-

[40] Man leſe den Brief, den der Königsberger Arnoldt 1724 am 17. Mai an Gottſched ſchrieb.

geblich ſchwebte, all ſeinen Freunden und Bekannten klar zum Bewuſſtſeyn kam: das weitere folgte dann gewiſſermaßen von ſelbſt.

„Ich hörte hier und da ein warnend Wort erſchallen;
Ein jeder war bemüht und ſehr beſorgt um mich.
Man ſprach: ich würde bald in ſchlaue Hände fallen,
Ja mancher ſtellte ſich faſt allzu jämmerlich.
Bald iſt ein kleiner Brief aus guter Hand erſchienen,
Der, als ein Donnerſchlag, mein blödes Herz zerſchellt.
Bald kam ein lieber Freund mit angſterfüllten Mienen,
Und ſprach: es würde mir betrüglich nachgeſtellt.
Bald drang ein falſcher Ruff in die beſtürzten Ohren:
Ich wäre wirklich ſchon Bellonen unterthan.
Bald hat ein banger Mund den leeren Eid geſchworen:
Man führe mich bereits zur vollen Übungsbahn;
Man habe mich ſchon längſt ins dicke Buch geſchrieben,
Das Freygebohrne ſtracks zu Sclavenkindern macht.
So pflegte Freund und Feind mich ſtündlich zu betrüben;
So ward von jedermann an meinen Fall gedacht.
Zwar anfangs konnte mich kein Warnungsbothe ſchrecken:
Man ſagte dieß und das: ich lachte nur dazu.
Kein Dräuwort konnte mir die mindſte Furcht erwecken;
Ich dachte jederzeit: wer iſt ſo frey, wie du?
Zuletzt beſiegten mich die wohlgemeynten Worte,
Die mancher treue Mund mir in das Ohr geſetzt.
Ich traute mir nicht mehr an dem beliebten Orte,
Der meinen Geiſt bisher mit vieler Luſt ergetzt.
Der unverhoffte Schluß ward plötzlich abgefaſſet,
Der Schluß, der eine Flucht aus Königsberg beſchloß . . .“

Wir ſehen: Gottſched hatte den „Fall“ ſo fein vorbereitet, daſs er von ſeiner Umgebung förmlich dazu gedrängt wurde, den „Entſchluß von ſeiner Flucht“ zu faſſen. Und nun, als er endlich dem wohlmeinenden Drängen ſeiner Freunde nachzugeben gewillt iſt, tritt der bedeutungvolle Kronleuchter in die Handlung ein: und mit ihm ſchwindet auch die ſo lange zur Schau getragene Zagheit des dem Kriegsgott gewiſſermaßen unrettbar Verfallenen. Wol denkt er mit einiger Bangigkeit daran, daſs er ſo mancher „Gönner Haus verlieren“ ſoll, die ſeine „Schwachheit oft durch ihre Huld geſtützt“; daſs er nun eine Zuflucht-

ſtätte ſuchen muſs, wo ihn „kein gleicher Schild beſchützt". Wol wird die Losreißung von allem, was ihm teuer war, ſchmerzvoll genug geweſen ſeyn; und der „warme Tränenguß", der ihm und ſeinem geliebteſten Lehrer Kreuſchner „vor Wehmuth das Angeſicht herab floß" wird nicht nur dieſem aus tiefſtem Herzen gekommen ſeyn. Auch wenn er ſeine Elegie ‚Als ich aus meinem Vaterlande gieng' mit den Worten ſchließt:

„Doch wer aus Preußen zieht, der zieht nicht aus der Welt"

— ſo klingt uns aus ihnen nicht nur der Gram und die Beſorgnis der Seinen, ſondern auch die ſtolz niedergekämpfte Bangigkeit des jungen Helden ſelbſt entgegen. Denn allerdings gehörte ein Heldenmut dazu, ſich dem allerbehaglichſten, die ſchönſte, ſicherſte Zukunft verheißenden heimatlichen Kreiſe zu entreißen, um ſich, aufs Ungewiſſe hin, im fernen Sachſen eine neue Heimat zu ſchaffen. Aber die Art, wie er in einigen Gedichten bei Erinnerung an ſeine Flucht „den Strom verhaltener Klagen" ſich ergießen läſſt, ſcheint mir anzudeuten, daſs dieſen Klagen kein echtes Wehgefühl zu Grunde lag; daſs, weil er „mehrentheils den herben Schmerz verborgen" und ſeinen „Gram nicht völlig merken ließ", ihm „der ſtrenge Riß", der ihn „um Alles brachte, was ihn vergnügt" hatte, das Herz nicht gerade ſchwer verwundete. Sein ſtark betonter Schmerz über die „erzwungene' Losreißung von der Heimat, von Ältern, Gönnern, Lehrern und Freunden, dem er ſelbſt noch im Jahre 1728 in einer ‚Ecloge auf meines lieben Vaters ſechzigſten Geburts-Tag' Ausdruck verlieh, hatte wol nur den Zweck, dieſe Losreißung zu beſchönigen, ihn vor den Zurückbleibenden zu rechtfertigen. Denn ſeine „Flucht" bedurfte allerdings einer ausreichenden Rechtfertigung, wenn ſie nicht aufs ſchärfſte verurteilt werden ſollte; ſie bedurfte ihrer um ſo mehr, da Gottſched die Segnungen des Alumnats genoſſen hatte.[41] Muſſten ſich doch die Alumnen verpflichten,

[41] Die Vermutung, daſs Gottſched Alumnus geweſen, wurde zuerſt von J. Reicke ausgeſprochen, und ſpäter durch eine Stelle aus einem Briefe von J. Birkholtze beſtätigt. Wolf hat, ſoviel ich weiß, auf dieſes Dokument zuerſt (‚Gottſcheds Stellung im deutſchen Bildungsleben' I, 113) hingewieſen. Es lautet: „Anno 1718—1720 logierte ich auf dem Collegio sub Lit. L. und Ev. Hochedeln sub Lit. K."

„die theologiſchen Lectionen fleyßig zu beſuchen, damit ſie dermaleinſt gehörig gebraucht werden können"! In der Tat, wenn man erwägt, wie umſtändlich dieſe ganze Fluchtkomödie ausgeführt wurde: ſo kommt man zu dem Schluſſe, daſs die, ſchon auf dem jungen, der Theologie und allem Gebetchriſtentum innerlich bereits entwachſenen Gelehrten laſtende Feſſel des Alumnats die eigentliche Veranlaſſung zu der „Flucht" und vor allem zu deren romanhafter Vorgeſchichte geweſen war. Allen dieſen Banden muſſte Gottſched ſich entreißen, wenn er die große Sendung, zu der er ſich berufen fühlen durfte, auf ſich nehmen, wenn er ihr mit Erfolg genügen wollte. Um dieſer ſeiner Lebenspflicht willen hatte er ein Recht, alle Pflichten, die ihn an die Heimat feſſelten, beiſeite zu werfen — er entfloh dieſen, um jener ſeine ganze Kraft ungebunden zu weihen.[42] Wahrſcheinlich war auch der Vater rechtzeitig ins Vertrauen gezogen worden; denn dieſer eilte ſofort nach Frauenburg, wohin Gottſched fürs erſte „geflüchtet" war, ſtattete ihn mit Geld und guten Ratſchlägen aus und vertraute ihm ſogar den jüngeren Bruder Johann Heinrich an, der ſeit 3 Jahren ſtudierte und ebenfalls „vor den gewaltſamen Werbungen" nicht mehr ſicher ſeyn zu dürfen glaubte.

[42] Nicht ausgeſchloſſen iſt es übrigens, daſs auch eine unglückliche Liebe mitgewirkt hat, ihm die Heimat zu verleiden. Im 1. Bande der ‚Oden der deutſchen Geſellſchaft' befinden ſich einige kleine Gedichte, welche Gottſched nur als von einem Mitgliede herrührend bezeichnet, der ein Bedenken getragen hätte, ſeine Arbeiten mit ſeinem Namen zu unterzeichnen: die aber allem Anſcheine nach von Gottſched ſelbſt verfaſſt wurden, da ich für dieſe Gedichte keinen andern Verfaſſer aus jener Zeit zu nennen wüſſte; vor allem keinen, auf den die Schilderung, die zumal in dem Gedicht ‚an Cöleſtine' von dem Liebenden entworfen wird, ſo gut paſſen könnte, wie auf Gottſched. In einem dieſer Gedichte ſchildert ſich der Liebende als einen jungen Gelehrten, der Tag und Nacht ſeine Studien betreibt, um der Geliebten, ohne die er nicht mehr glaubt leben zu können, würdig zu werden; wie er jedoch ſein Ziel nicht erreicht und deshalb der Heimat zu entfliehen gedenkt. — Das entſcheidende Motiv wird in dieſer unglücklichen Liebe nicht zu erblicken ſeyn; aber mitgewirkt kann es ſehr wohl haben. Selbſt die Worte, welche ſich in einer Elegie aus dem Jahre 1735 finden: „Cupidens Roſenbande riß damals meine Fauſt ohn alle Müh entzwey. Mich hielt in Preußen nichts" (Ged. I, 500) ſprechen keinesfalls dagegen.

Die Frage, warum gerade „Meißens Kern und Kleinod“ (Ged. II, 142) gewählt wurde, iſt oft aufgeworfen und oft, bald ſo, bald ſo, beantwortet worden. Ich meine, daſs Gottſched dieſe Stadt ſelbſt gewählt hatte, erſtens, um den heimatlichen Verpflichtungen außerhalb der Gränzen Preußens ein für allemal entrückt zu ſeyn; zweitens, um ſich an dem Orte, der den geiſtigen Mittelpunkt Deutſchlands bildete und zumal dem Schriftſteller die freieſte und wirkſamſte Entfaltung ſeiner Begabung ermöglichte, nach wohl überlegtem Plane zu betätigen, ſo ſchnell wie möglich zur Geltung zu bringen; drittens aber, weil ſein Vetter Chriſtoph Bernhard dort bereits ſeit 7 Jahren ſtudierte und weil ſein gelehrter Freund Gottlieb Siegfried Bayer[43] nahe Beziehungen zum Leipziger Verlags-

[43] Über dieſen hervorragenden Mann weiß uns Waniek nichts und auch Wolf, der dem königsberger Gelehrtenkreiſe doch etwas mehr Beachtung ſchenkt, nur Weniges und nicht ganz Richtiges mitzuteilen. Da Bayer unter den Lehrern Gottſcheds nie genannt wird (auch Gottſched erwähnt ihn als ſolchen nie; aber in der Elegie, die er 1744 an „die Häupter und Väter der Königsberger Univerſität“ richtete, heißt es: „Wo bleibt mein Bayer auch, um den die Muſen weinen?“; und in dem großen Gedicht ‚Friedrich der Weiſe‘, das er 1751 „ſeinem werthen Vaterlande“ widmete, nennt er, bei Aufzählung der berühmten Gelehrten Königsbergs, unmittelbar vor Raſt auch Bayer, „der als Prof. in Petersburg ſich in der chineſiſchen Litteratur und den Alterthümern ſo berühmt gemacht“), ſo muſs allerdings angenommen werden, daſs Bayer zu Gottſched nicht, wie Raſt, der andere Studienfreund Gottſcheds, im Verhältnis eines Lehrers geſtanden hat; was dadurch erklärlich wird, daſs Bayer nie an der Albertina lehrte. Bayer war 1694 in Königsberg geboren, 1717 in Leipzig Magiſter und 1718 Bibliothekar an der altſtädtiſchen Bibliothek geworden, während er zugleich als Lehrer an der Domſchule wirkte. Im Jahre 1726 folgte er einem Rufe an die Petersburger Akademie, wo er als Profeſſor der Altertümer und Beiſtand der ruſſiſchen Regierung im politiſchen Verkehr mit China bis 1738 wirkte. Als er 1738 der Heimat einen Beſuch machen wollte, ſtarb er auf der Reiſe nach Königsberg. Er war ein ganz hervorragender Orientaliſt (die chaldäiſche, ſyriſche, arabiſche, koptiſche und chineſiſche Sprache beherrſchte er vollkommen), ein weitblickender Altertumsforſcher und ein ſehr beachtenswerter Hiſtoriker, deſſen geſchichtliches Hauptwerk ‚Monumenta Prussica‘ leider nie ans Licht trat, weil der Leipziger Buchhändler Schuſter, mit dem er 1722 wegen Verlegung unterhandelt hatte, zu guterletzt doch vor dem großen Unternehmen zurückſchreckte. Dafür

buchhandel und zu verſchiedenen angeſehenen Gelehrten Leipzigs, vor allem zu J. J. Mascov und Burkhard Mencke unterhielt.

Mit dem Segen des Vaters und einem, ihm vom Rate zu Königsberg angewieſenen, Stipendium ausgeſtattet, reiſte er in Begleitung Johann Heinrichs am 19. Januar von Frauenburg ab und langte über Elbing[44], Thorn, Breslau, Liegnitz, Görlitz und Bautzen am 18. Februar in Leipzig an.

---

erſchien 1722 bei Schuſter der lateiniſch abgefaſſte Kommentar über die, in oſtpreußiſcher Erde gefundenen, römiſchen Münzen. Bemerkenswert ſind einige ſeiner, eigentlich für die ‚Monumenta Prussica' beſtimmt geweſenen Lebensbeſchreibungen, ſo vor allem die Johann Brißmanns (des Präſidenten des ſamländiſchen Bistums, der, gleich dem ſamländiſchen Biſchof George von Polenz, viel dazu beitrug, daſs Königsberg Univerſitätſtadt wurde), Johann Polianders (eines der erſten Reformatoren Preußens, der 1541 dem Rat der Altſtadt ſeine höchſt wertvolle Bibliothek vermachte) und Simon Dachs. Er weilte längere Zeit in Berlin, wo er in der Königlichen Bibliothek eifrige Studien trieb und mit Lacroze näher befreundet wurde. In naher Beziehung und zumal in regem Briefwechſel ſtand er auch mit dem Humaniſten Joh. Matthias Gesner, durch den er zur Veröffentlichung einiger griechiſcher und lateiniſcher Redner, denen er wertvolle Anmerkungen widmete, angeregt wurde. Im Jahre 1738 gab er ein ‚Museum Sinicum' heraus, deſſen Weiterführung durch ſeinen Tod vereitelt wurde. Die hauptſächlichſten ſeiner zur Veröffentlichung gelangten Schriften ſind Erläuterungen preußiſcher, griechiſcher, ruſſiſcher und chineſiſcher Altertümer. Eine Sammlung ſeiner lateiniſchen Schriften kam 1770 zu Halle heraus. Der, von Leſſing ſo unſanft behandelte Chriſtian Adolf Klotz bemängelte zwar ſein Latein als „non puram"; aber andere Gelehrte von Rang rühmten ſein „recht claßiſch Latein" und ſagten ſeinen Schriften nach, daß ſie „alle Vorzüge von Seiten der Gründlichkeit, Gelehrſamkeit, des Geſchmacks und der Sprache" beſäßen. (Piſanski 634.) — Wie weit Gottſched durch den, 6 Jahre älteren, Freund beeinflußt wurde, läßt ſich natürlich nicht nachweiſen. Aber die lebhafte Teilnehmung, welche Gottſched ſpäter den Altertümern, zumal den preußiſchen, zuwandte, darf doch wol auch auf Bayer zurückgeführt werden, der ihm zugleich als Anhänger der Wolfiſchen Philoſophie ein wertvoller Genoſſe werden mußte.

[44] Nach Stolles Bericht ſoll Gottſched „zu Elbingen ein Abſchieds-Gedichte an ſeine Gönner und Freunde unter dem Nahmen des flüchtigen Ovidii" haben drucken laſſen, „darinn ſeinen Verfolgern etliche Ausdrückungen nicht zum beſten gefallen mochten, daher ihm vollends die Hoffnung, wieder in ſein Vaterland zurücke zu kehren, benommen wurde". Reicke bezweifelt dieſe Tatſache und glaubt, daſs hier wol nur das kleine Gedicht in Frage

Er war jetzt endlich ein freier Mann, der den festen Willen hatte, sich sein Geschick selbst zu bestimmen, den Kampf mit dem Leben, gestützt auf die eigene Kraft, allein durchzuführen. Der bis dahin durch tausend Rücksichten an die Scholle gefesselte Mensch hatte hier endlich den Mut gefunden, seine sorglose Abhängigkeit mit einer Unabhängigkeit zu vertauschen, die freilich zum Untergange, aber auch, bei freudiger Betätigung aller Kräfte, zum höchsten Gipfel des Erfolges, zur ertragreichsten Wirksamkeit führen konnte. Das „verlassene Vaterland", wo er

„an Euterpens Hand
Den Parnaß zuerst bestiegen;
Odoacers Schloß und Brücken,
Albertinens Glanz und Pracht,
Der des Pregels breiter Rücken
Alle Länder zinsbar macht;
Und wo mit geübten Zungen
Dach und Pietsch ihm vorgesungen"

lag ein für allemal hinter ihm; und vielleicht dachte er in diesen Tagen der Aufregung eben so sehr „mit Vergnügen" an die

---

kommen könne, das J. J. Schwabe in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Gedichte mitteilt und also lautet:

„Ich bin dein Ebenbild, mein Freund, Ovidius!
Weil ich so wohl, wie du, mein Land verlassen muß.
Wiewohl wir sind uns nicht in allem zu vergleichen:
Weil du die Flucht verdient, ich ohne Schuld muß weichen."

Reicke weist zugleich auf die, ebenfalls im Jahre 1724 entstandene Elegie ‚Als ich aus meinem Vaterlande gieng' hin und scheint zu glauben, dass Stolle dies Gedicht gemeint habe. Da jedoch in diesem Gedicht nichts enthalten ist, was dem Dichter „vollends alle Hoffnung, wieder in sein Vaterland zurückzukehren" hätte benehmen können, so dürfen wir wol annehmen, dass die obigen 4 Zeilen nur den Anfang eines, später von Gottsched beseitigten Gelegenheitgedichtes gebildet haben, das er in die Heimat sandte, um dort noch einmal auf die ganze Härte des Zwanges hinzudeuten, der ihn vertrieben hatte; das aber auch möglichenfalls Urteile enthielt, die ihm in der Tat eine Heimkehr unmöglich machten. Das wäre dann ein letzter diplomatischer Schachzug gewesen, der die „erzwungene" Losreißung bis auf weiteres endgültig machen sollte und machen musste. — Die Lage, aus der heraus Gottsched handelte, scheint eine solche Schlusshandlung ohne weiteres zu begründen.

enge, dem Leben ſeines Volkes ſo fern gerückte Heimat, als 5 Jahre ſpäter, da er „bey widriger Schiffahrt" auf der Höhe von Bornholm eine Ode für ſeine geliebte Victoria Adelgunde dichtete. Ein ſolches Gefühl wäre nicht nur berechtigt, ſondern auch natürlich geweſen. Denn wie viel der „Flüchtling" auch hinter ſich zurückließ; vor ihm lag trotzdem ſehr viel mehr: eine ganze Zukunft mit ihrem geheimnisvollen Reiz; lag eine Welt voll Hoffnungen; lag vor allem die Freiheit — das höchſte Gut des Mannes, der da „jederzeit dachte, wer iſt ſo frey, wie du"! Geleitet von dem Stern, den er über ſeinem Haupte ſchweben ſah, zog er zwar ins Ungewiſſe, aber doch einem Ziel entgegen, das dem jugendlichen Feuergeiſte wie ein ſonniges Paradies erſcheinen mußte. Mag ſeinen Augen in den Stunden der Trennung von Ältern und Freunden auch manche echte Träne entfloſſen ſeyn; ſo war doch für ſchwächliche Regungen der Empfindſamkeit in der Seele auch des jungen Gottſched kein Raum übrig. Denn dieſe Seele gehörte einem Manne des kühnen Entſchluſſes, der mutigen Tat; ſie war eine ſtählerne Seele, die trotz ihrer tiefen Empfindungfähigkeit ſtets männlich fühlte. Und ſchließlich hatte der nunmehr Heimatloſe ja dafür geſorgt, daſs er ſich auch in der Fremde als einen treuen Sohn ſeiner Ältern, ſeines Vaterlandes, als dankbaren Schüler ſeiner zum Teil in ganz Deutſchland berühmten Lehrer fühlen durfte.

So brauchte denn ſeine mutige Seele nicht zu zagen, weder ſchuldbewußt in die Vergangenheit noch furchtſam in die Zukunft zu ſchauen. Und das war ein Glück nicht nur für den, nach großen Zielen trachtenden Mann ſelbſt, ſondern auch für ſein Volk, das des neuen Reformators wenngleich nicht eigentlich harrte, ſo doch bedurfte; deſſen Geiſtesleben aus dem wüſten Wirrwarr zur geordneten Klarheit geführt werden mußte, wenn es nicht für immer zugrunde gehen ſollte.

Zweites Kapitel

Auf fremdem Boden.

Als Gottſched den Boden Leipzigs betrat, ſtand zwar die Hochſchule nicht mehr auf ihrer früheren Höhe; da ſie durch die von Thomaſius geſchaffene, von einem freieren Geiſte beſeelte Halliſche Lehranſtalt[1] überflügelt worden war, ſich faſt ganz in den Händen der unduldſamſten Orthodoxie befand und ſchon allein deshalb Chriſtian Wolf, den 1723 auf königlichen, mit angedrohter Todesſtrafe verſchärften, Befehl aus Halle und ganz Preußen vertriebenen gefeierteſten Denker jener Zeit, veranlaſſte, eine Berufung nach ‚Pleiß-Athen‘ (wo er 1703 ſeine akademiſche Lehrtätigkeit begonnen hatte) abzulehnen und nach dem ſtillen, ihm volle Lehrfreiheit gewährleiſtenden, Marburg überzuſiedeln. Aber die Stadt ſelbſt gehörte, trotz der faſt unerſchwinglichen Steuerlaſten, welche Friedrich Auguſt I. ſeinem Stammlande, und zumal der Hochburg des ſächſiſchen Handels, für die Unterhaltung des Heeres, des Hofes, der koſtſpieligen Geſandtſchaften u. dgl. m. auferlegte, nach wie vor zu den wichtigſten und meiſt aufgeſuchten Städten Deutſchlands, um nicht zu ſagen: Europas. Sie verdankte das — abgeſehen von der allgemeinen günſtigen Lage, in die ſich Sachſen durch die Erfindung des meißeniſchen Porzellans und die unmittelbare Verbindung mit Polen damals

[1] Im Thomaſiſchen Programm vom Jahre 1694 wird die neue Anſtalt zum erſten Male ‚Churbrandenburgiſche Friedrichs-Univerſität‘ genannt.

verſetzt ſah — ihrem alten Reichtum, der Förderung, welche die Regierung dem leipziger Handel und Gewerbe zuteil werden ließ, um ſich eine nie verſiegende Geldquelle zu erhalten; und nicht zum wenigſten der unermüdlichen Betriebſamkeit und Umgänglichkeit ihrer Bewohner, die zumal den Fremden das Leben angenehm zu machen wuſſten.[2] Vielleicht hätten die Verhältniſſe noch glänzender ſeyn können, wenn das aufgeweckte, regſame Hugonottenvölkchen nicht vor Jahrzehnten von der ſächſiſchen Orthodoxie verhindert worden wäre, in der Heimat des Luthertums feſten Fuß zu faſſen (nur wenigen der aus Frankreich Vertriebenen wurde es geſtattet, in Leipzig Sammt- und Seidefabriken anzulegen); wenn ferner die Baumwollenfabriken des Erzgebirges und Voigtlandes ihre ausländiſchen Rohſtoffe noch, wie ehedem, über Leipzig bezogen hätten; wenn zumal der Handel mit Italien, Frankreich und Holland nicht mehr und mehr franzöſiſchen und italieniſchen Geſchäftsleuten, die keinen feſten Wohnſitz in Leipzig hatten, zugefallen wäre. Trotz alledem durfte die ‚Lindenſtadt‘ mit Recht als „das florierende Leipzig“ gerühmt worden, dem ſelbſt die hohe Sterblichkeitziffer (etwa 4 vom Hundert), derzufolge die Zahl der Todesfälle die der Geburten faſt alljährlich weit überſtieg[3], nicht ernſtlich ſchaden konnte; weil es dem von Lebensluſt

---

[2] Noch im Jahre 1753 ſchrieb Gottſched im ‚Neueſten aus der anmutigen Gelehrſamkeit‘ (III, 149): „Leipzig zieht viel Fremde an ſich; die aber nicht alle heiraten, ſondern ſich größtenteils durch eine unordentliche Lebensart die Jahre kürzen.“ Dem entſpricht es, daſs, wie in andern Fremdenſtädten, ſo auch in Leipzig darüber geklagt wurde, daſs dem Verkehr der Stadtbewohner untereinander der freundſchaftlich-geſellſchaftliche Karakter fehlte.

[3] Um nur ein paar Daten mitzuteilen, ſo ſtehen im Jahre 1719 den 889 Geburten 1317 Sterbefälle gegenüber. 1720 iſt das Verhältnis 790 zu 1264. 1721: 760 zu 1300. 1722: 874 zu 1004. In den Jahren 1723 bis 1725 hebt ſich die Zahl der Geburten ein wenig; aber auch 1724 iſt das Verhältnis immer noch: 913 zu 961; und nach 1725 verſchiebt es ſich wieder ganz gewaltig im ungünſtigen Sinne. Um die Mitte des Jahrhunderts verhalten ſich die Todesfälle zu den Geburten etwa wie 3 zu 2, ſo daſs die Bevölkerungziffer der trotzdem blühenden Stadt unausgeſetzt zurückgieng und erſt im 19. Jahrhundert mehr und mehr anwuchs.

erfüllten Pleiße-Paradies nie an Zuzug aus allen Teilen Deutschlands fehlte.

Nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges war nicht nur der Buchhandel, der sich hier seit Errichtung der ersten Buchdruckerei (1480) bis zum Beginn des mörderischen Krieges unaufhörlich im verhältnismäßig großen Maßstabe fortentwickelt und den Buchhandel Frankfurts in die zweite Stelle hinabgedrückt hatte, schnell wieder auf seine alte Höhe gelangt[4]; auch Industrie und Großhandel standen bereits im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in vollster Blüte; und zumal die, von zahlreichen „Messkünstlern", von Musiker- und Schauspielerbanden, von Schriftstellern und Gelehrten besuchten, in mancher Beziehung den altgriechischen Nationalfesten nicht ganz unähnlichen Leipziger Messen (die sich aus den Oster- und Michaelis-Jahrmärkten entwickelten, welche Markgraf Konrad von Meißen 1134 dem, unter der Herrschaft des Bischofs von Merseburg zu einem Dorf hinabgesunkenen Orte gestiftet hatte, und die seit 1268 — in welchem Jahre Markgraf Dietrich der Feiste dem langsam wieder aufsteigenden Städtchen neue Freiheiten verlieh, so dass fortan nicht nur ausschließlich mit Korn und Salz gehandelt werden durfte — den großen Karakter annahmen) führten aus aller Herren Ländern Menschen[5] und Reichtümer nach „dem Athen der neuen Zeiten" das zu Anfang des Jahrhunderts etwa 36000 Einwohner zählte.

[4] Der Buchhandel befand sich namentlich seit 1700 wieder im Aufsteigen (1713 zählte Leipzig 17, 1720 bereits 19 Buchhändler, die zugleich Buchverleger und Buchverkäufer waren); aber die Buchdruckereien giengen trotzdem und zwar so ziemlich im Verhältnisse zu der steten Abnahme der Bevölkerungzahl zurück. Während 1713 Leipzig noch 18 Druckereien zählte, gab es 1720 deren nur 16; und diese Zahl vergeringerte sich noch im Laufe der nächsten Jahrzehnte, zumal nach den Kriegszeiten. Im Jahre 1784 besaß Leipzig überhaupt nur noch 13 Druckereien — allerdings immer noch mehr als jede andere deutsche Stadt.

[5] „Die Polnischen und Russischen Kaufleute setzen hier ihre Rauchwaaren, Leder, große Leinwand, Wachs und Wolle ab, und nehmen Mannfaktur- und Galanteriewaaren mit zurück. Die Schlesischen Kaufleute bringen polnische Produkte, und vorzüglich ihre Leinwand und Tücher hierher. Die Ungarischen, Siebenbürgischen und Türkischen Kaufleute setzen hier Wein, Saffran, türkischen Saffian und Leder ab, und

Dieſe vorwiegend in ſchönen, raumreichen Häuſern und faſt ausſchließlich in ungeteilten Stockwerken wohnende Stadtgeſellſchaft

---

die Schweitzer ſeidne und Floret-Waaren. Die Engelländer handeln hier mit Leder, Zeugen, Mancheſter, Tüchern und kurzer Engliſcher Waare. Die Franzoſen bringen Wein, ſeidene und wollene Zeuge, und Galanteriewaaren hierher; die Italiener rohe und zubereitete Seide, und ſeidene Zeuge. Die Holländiſchen, Hamburgiſchen und Bremiſchen Kaufleute bringen Spezerey- und Materialwaaren, baumwollene und andere Zeuge hierher. Überdies ſetzen Augsburg, Nürnberg, Iſerlohn und andere Fabrikſtädte ihre Manufakturarbeiten hier ab. Ein ſtarker Verkehr mit inländiſchen Produkten und Manufakturwaaren verſteht ſich von ſelbſt, z. B. Oberlauſitzer Tuch und Leinwand, Schmiedeberger Blech, Altenburger Zinn, Meiſſner Porcellan, Plauenſche Schleier und Cattune, blaue Farbe, Spiegel uſw." So ſchildert J. G. Schulz in ſeiner ‚Beſchreibung der Stadt Leipzig' (S. 352/3) im Jahre 1784 den Leipziger Handelsverkehr; und 1746 ſingt Gottſched in ſeiner Ode auf Leibniz:

„Wie ſich bey voller Frühlingszeit
Ein arbeitſamer Stock voll junger Bienen reget;
Wie alles ſich vor Fleiß beweget,
Wenn Sonn und Luft die Kraft verleiht:
Dieß muntre Volk durchfliegt das Feld,
Und kömmt durchaus beſchwert mit ſüßer Beute wieder;
Es legt der Blumen Balſam nieder,
Und füllt die Zellen an, die es dazu beſtellt:
So pflegen Leipzigs rege Gaſſen
Dreymal im Jahre ſich beſchäfftigt ſehn zu laſſen.

Wo bin ich? zeigt ſich Deutſchland mir?
Seh ich Pannonien und Achmets weite Staaten?
Ja! Siebenbürgen und Sarmaten,
Und Stambols Bürger handeln hier.
Armenien ſchickt Käufer her:
Die aus dem Newaſtrom und aus der Düna trinken,
Erſcheinen auf der Krämer Winken;
Ihr weiter Wagen wird von tauſend Laſten ſchwer.
Der Dän und Schwed im rauhen Norden
Ja Donau, Rhein und Mayn ſind Leipzig zinsbar worden.

Noch mehr! auch Weisheit ſteht hier feil,
Mercur verhandelt ſie in Millionen Bogen,
Apollo ſelbſt kömmt hergezogen,
Und Pallas nimmt am Handel Theil uſw."

wird in einer, 1709 erſchienenen ‚kurtzen Nachricht von der Stadt Leipzig‘ alſo geſchildert: „In ihrem äuſſerlichen Umgange ſind ſie artig und höflich, in Kleydung propre, in der Stellung des Leibes hurtig und geſchickt. Ihr Verſtand iſt wohl epolirt. Durch die Handlung und Erfahrung werden ſie witzig gemacht. Und weil abſonderlich ſo viel berühmte Männer auf der Univerſität zu Ausübung des Verſtandes genügſam Gelegenheit geben: ſo ſiehet man auch, daſs ſie ſich auf allerhand nützliche Wiſſenſchaften legen, obſchon es ihre Profeſſion nicht von ihnen erfordert. Mit einem Worte: Höfflichkeit und guter Verſtand haben bey einem Leipziger gleichſam ihre beſtändige Wohnung genommen.“ Neben den hier anerkannten Vorzügen behaupteten ſich aber auch andere Eigenſchaften im Weſen der Bewohner Leipzigs. Zu allen Jahreszeiten gleich vergnügungſüchtig, ließen ſie (vor allem natürlich die Herren Studenten und ihr Anhang) das Geld rollen; und faſt modern großſtädtiſch gieng es damals in ‚Klein Paris‘ namentlich im Winter zu, während deſſen Dauer nicht nur das etwas äußerlich betriebene geſellſchaftliche Leben hoch aufwogte, ſondern auch das Schlittſchuhlaufen und Schlittenfahren nahezu ſportmäßig betrieben wurde. In einem ‚Schreiben‘, das Gottſched 1724 im November namens der ‚deutſchübenden poetiſchen Geſellſchaft‘ dem Juriſten Joh. Jakob Dornfeld widmete, ſpielt er offenbar auf dieſe Winterneigung der Leipziger an, wenn er (Ged. I, 405) ſagt:

„Noch eins, der erſte Schnee hat in verwichner Nacht,
Die harten Felder weiß, die Straßen licht gemacht.
So ſcheint der Himmel ſelbſt durch ſeine Silberflocken,
Das Volk der ganzen Stadt zu eurer Luſt zu locken.“

Das Stadtvölkchen ließ ſich gern zu ſolcher „Luſt“ locken; noch im Februar 1755 ſchreibt ein Chroniſt, daſs man „öfters wegen klingender Schellen um 11 Uhr noch nicht zur Ruhe kommen“ könne; und er fügt hinzu: „Ob es nun aber allemal in den Beuteln der fahrenden eben ſo klinget, ſtehet dahin.“ Alſo: man freute ſich des Lebens, ohne ſich nach der Decke zu ſtrecken; man gab leichtgeſinnt aus, weil es nie an Gelegenheiten, einzunehmen, fehlte. Dafür, wie freilich auch für die ſtetig an-

wachſende Teuerung aller Lebensmittel ſorgten ſchon die Fremden, denen damals nicht weniger als 87 Gaſthöfe in der Stadt[6] und 16 in den Vorſtädten zur Verfügung ſtanden. Und wenn auch die Wirte der zahlreichen Vergnügungsgärten zu Anfang des 18. Jahrhunderts das Unterhaltungbedürfnis der Bewohner und Fremden offenbar zu hoch anſchlugen (auf je 1000 Köpfe kam damals ein, dem öffentlichen Sommervergnügen gewidmeter Biergarten), ſo daſs die Zahl dieſer Stätten der Luſt zu Anfang der zwanziger Jahre auf 21 hinabſank: ſo zeugten doch auch dieſe Lokale in Verbindung mit den vielen Bier- und Weinſchänken[7] davon, daſs Leipzig ein recht luſtiges Menſchenhäuflein beherbergte, in deſſen Mitte ſichs gar vergnüglich leben ließ.

Hinter dieſem ebenſo leichtlebigen wie tüchtigen und betriebſamen, von einer unduldſamen Geiſtlichkeit ſorgfältig gegängelten Völkchen aber ſtand eine Gruppe von Gelehrten, die, ſoweit ſie nicht der Orthodoxie verfallen, oder in die, ſpäter von Gottſched ſo laut gegeißelte gelehrte Trägheit verſunken waren, wiſſenſchaftlich ſehr ernſt arbeiteten und einen feſtgeſchloſſenen Kreis bildeten, der für alle, die nicht zur ‚Gilde‘ gehörten, unzugänglich blieb. Für das Haupt dieſer Gelehrtenrepublik, in der die ſteifen Formen der mittelalterlichen Hochſchulverfaſſung ſtreng gehütet wurden, durfte der Königlich Polniſche und Kurfürſtlich Sächſiſche Rat, Hofhiſtoriograph, Kollegiat des großen Fürſtenkollegs und Mit-

---

[6] Die beliebteſten dieſer Gaſthöfe waren: Der weiße Löwe, das weiße Roſs, das braune Roſs, der ſchwarze Bär, der ſchwarze Bock, das ſchwarze Rind, das ſchwarze Kreuz, der goldene Adler, der goldene Bär, die goldene Eule, die goldene Gans, der goldene Haſe, der goldene Arm, das goldene Beil, die goldene Glocke, die goldene Hand, der goldene Helm, das goldene Herz, das goldene Horn, der goldene Hut, der goldene Mann, die goldene Krone, der goldene Ring, die goldene Roſe, das goldene Schiff, das goldene Sieb, der blaue Engel, der blaue Hecht, der graue Wolf, das grüne Schild, die grüne Tanne, der rote Adler, der rote Hirſch, der rote Krebs, der rote Löwe, der rote Ochſe, der rote Stiefel, der wilde Mann, das Einhorn, der Pelikan, der Schwan, der Walfiſch, die Säge, das Poſthorn und der Poſtſtall.

[7] Das Kaffeehausleben ſtand noch in ſeinen Anfängen; es beſchränkte ſich auf 7 kleine Kaffeeſchänken; und Konditoreien in unſerem Sinne ſcheint es damals in Leipzig noch nicht gegeben zu haben.

glied der Königlichen Sozietät zu London, Johann Burkhard Mencke gelten, der seit 1713 im eigenen, am Nikolai-Kirchhof gelegenen, Hause wohnte; und ein Glücksfall ersten Ranges war es für den, von seinem Freunde Bayer zunächst mit seinem Bruder Heinrich an den aus Thorn stammenden Geschichtforscher J. J. Mascou gewiesenen jungen Gottsched, dass er, von Bayer und Mascou empfohlen, wenige Wochen nach seiner Ankunft in Leipzig zu dem in ganz Deutschland berühmten, in der „Residenz aller freyen Künste und Wissenschaften“[8] eine außerordentliche Vorzugsstellung genießenden Ehrenvorsitzenden der ‚Deutschübenden poetischen Gesellschaft‘ und Herausgeber der ‚Acta Eruditorum‘, in Beziehung treten durfte.

Mencke war 1674, am 8. April in Leipzig geboren, als (soviel man weiß) einziger Sohn Otto Menckes, des Begründers der ‚Acta Eruditorum‘, der 1707 als Professor der Philosophie und Moral starb. Mit 17 Jahren bezog Johann Burkhard die Hochschule der Vaterstadt; hörte zunächst philosophische Kollegia, wurde mit 18 Jahren Baccalaureus philosophiae, mit 20 Jahren Magister und habilitirte sich 1694 auf dem philosophischen Katheder. Zwei Jahre lang trieb er dann noch ernste theologische Studien und bildete sich nebenbei, als Mitglied der ‚vertrauten Rednergesellschaft‘, zum lateinischen Redner aus, als der er später in so hohem Ansehen bei den Zunftgenossen stand. Das Jahr 1698 führte ihn nach Holland, Frankreich und England, wo er fast alle hervorragenden Geister seiner Zeit, unter ihnen vor allen Bayle und Bentley, persönlich kennen lernte. In England zumal bereitete sich die große Wandlung vor, die ihn der Theologie und Philosophie abwendig machen und der Geschichte zuführen sollte. Zwar ließ er sich in London noch einmal als öffentlicher Prediger hören; aber nach Leipzig zurückgekehrt, legte er den Talar und das Magisterium endgültig nieder und übernahm 1699, an Stelle des in den Ruhestand getretenen staatsrechtlichen Historikers O. Rechenberg, die ordentliche historische Professur. Geschichte, zumal Litterärgeschichte, blieb fortan das Gebiet, dem

[8] So nennt Gottsched 1740 in seiner Rede auf die Buchdruckerkunst das „gelehrte Pleißathen“ (Ged. I, 433).

er seine Kraft nahezu ausschließlich widmete; und wenn er als Geschichtschreiber auch nichts eigentlich Hervorragendes leistete und nur in einigen kleineren lateinisch geschriebenen, vorwiegend archäologischen Arbeiten sich als einen Meister des Vortrags und schüchternen Bahnbrecher einer deutschen Geschichtschreibekunst bewährte: so wirkte er doch durch sein unabhängiges Eintreten für freiheitliche Ideen vielfach wohltätig. Europäische Berühmtheit errang er durch seine, 1713 und 1715 erschienenen, von rücksichtloser Wahrheitliebe beseelten, alle Scheingelehrsamkeit, allen gelehrten Dünkel, alle Kleinkrämerei mittelmäßiger Philologen und Philosophen, die Aufgeblasenheit der Versmacher und die Fälschungen der Geschichtschreiber, die Gesetzverdrehung der Rechtskundigen und die heuchlerischen Volksverdummungskünste der Theologen geißelnden Reden ‚De charlataneria eruditorum', die in fast alle europäischen Sprachen, dreimal sogar ins Deutsche, übersetzt wurden. Nicht weniger bedeutsam waren andere Reden und Abhandlungen, so: ‚De gravitate eruditorum' (1717) — ‚De praecipuis rei litterariae hoc tempore impedimentis' (1724) und ‚De origine et causis bellorum inter eruditos' (1725); in denen er die falsche Feierlichkeit der Perückenträger brandmarkte, den Mangel an kunstsinnigen und kunstverständigen Fürsten in Europa beklagte und mit besonderer Schonungslosigkeit die sechs Wurzeln aller gelehrten Streitigkeiten aufdeckte. Verdient machte er sich ferner durch sein großes Sammelwerk ‚Scriptores rerum Germanicarum'; vor allem jedoch durch die Fortführung der ‚Acta Eruditorum' und Begründung der Leipziger ‚Neuen Zeitung von gelehrten Sachen' (1715). Als Herausgeber dieser Zeitschriften leistete er zweifellos sein Bestes. Dank seiner Wohlhabendheit[9] durfte er sich eine sehr unabhängige Gesinnung bewahren; und wenn er es natürlich auch nie wagte, lebenden deutschen Fürsten die Wahrheit zu sagen: so ließ er sich doch wenigstens die Mühe nicht verdrießen, aus allen Ecken und Winkeln der Geschichte Beispiele fürstlicher Freveltaten, fürstlicher

[9] Er besaß nicht nur, wie schon erwähnt, sein eigenes Haus sondern auch das Rittergut Görnitz bei Leipzig; und seine Tochter wurde die Stammmutter der sächsischen Freiherrn von Hohenthal.

Gewiſſen- und Zuchtloſigkeit zuſammenzutragen, von denen der, ſein Land zerſtückelnde, und die beſten Jugendkräfte ſeines Volkes verſchachernde, Kurfürſt Friedrich Auguſt[10] ſehr viel hätte lernen können, wenn er für dergleichen überhaupt zugänglich geweſen wäre. In der Neigung, ſich auf allen Gebieten umzuſchauen und über alles ihm bedeutſam Scheinende kleine Aufſätze (leider ſtets in lateiniſcher Sprache, die er meiſterlich handhabte) zu ſchreiben, erinnert er an Lichtenberg, der überhaupt viel Berührungpunkte mit ihm hat. Seit dem Jahre 1702 glücklich mit einer Tochter des reichen Buchhändlers Joh. Friedrich Gleditſch verheiratet, ſtarb er 1732 am 1. April; und ſeinem Sohn Otto, dem feinſinnigen Juriſten, fiel die Fortführung der ‚Acta Eruditorum‘ zu, die erſt gegen das Ende des 18. Jahrhunderts zu erſcheinen aufhörten.

In Johann Burkhard Mencke ſtellt ſich uns das Bild des deutſchen Gelehrten jener noch recht „mittelalterlichen“ Zeit in ſeiner ſchönſten Vollendung dar. Sein Geiſt war von heiterer Klarheit; ſeine tiefe Bildung vielſeitig und von nahezu kunſtvoller Einheitlichkeit. Seine Vorliebe für altklaſſiſche Litteratur machte ihn nicht gleichgültig gegen die geiſtigen Beſtrebungen der Zeit- und Landesgenoſſen; ſeine Meiſterſchaft in der Behandlung der lateiniſchen Schrift und Rede hinderte ihn nicht, der deutſchen Mutterſprache, die er ſelbſt kaum beſſer, als etwa Thomaſius und Leibniz zu ſchreiben verſtand, namentlich in ſeinen Zeitſchriften wertvollſte, wenn auch nur auf einen engen Kreis beſchränkte, Dienſte zu leiſten. Seiner zuverläſſigen Gelehrſamkeit war eine Feindſchaft gegen alles pedantiſche Gelehrtenweſen geſellt. Obwol er die Vorzüge franzöſiſchen und zumal engliſchen Lebens und Wirkens nach ihrem ganzen Werte zu ſchätzen wuſſte: ſo war er doch ein treuer, einſichtvoller Freund guter deutſcher Art, der ſeinem politiſchen Franzoſenhaſs wol auch einmal die

[10] Wie Böttiger in ſeiner Geſchichte Kurſachſens (II, 345) berichtet, trieb dieſer, den Muſen in mancher Beziehung holdgeſinnte, Fürſt den Menſchenhandel im größten Maßſtabe. Im Jahre 1707 allein verkaufte er 9000 zum Dienſt gepreſſte Landeskinder für etwa 1½ Millionen Taler an die Niederlande.

Zügel ſchießen ließ. Er war überzeugter Monarchiſt und zugleich ein Mann von freier politiſcher Geſinnung, zu der er ſich beſonders in England erzogen hatte. Sein Karakter war ſanft, beſcheiden und neidlos. Er liebte es, im ſtillen wohl zu tun; und ſeine Religioſität war ebenſo echt wie friedfertig. Höher als alles andere ſtand ihm ſein Lehrberuf; und wenn es galt, der Hochſchule ſeiner Vaterſtadt die äußere Würde zu ſichern und zu mehren, ſo ſchreckte er ſelbſt vor Abſonderlichkeiten nicht zurück. Als ihm 1715 zum zweiten Male das Rektorat übertragen wurde, ſetzte er es durch, daſs die Stadtſoldaten ihn mit dem Gewehr grüßten. Er war wol nicht ganz ohne gelehrte Feierlichkeit, aber zugleich ein launiger, feinſinniger Geſellſchafter; hielt gern, wenn auch ohne beſondern Prunk, Haus, und erwies ſich nicht nur in ſeiner glücklichen Ehe als ein ritterlicher Freund des weiblichen Geſchlechtes. Alles in allem darf man ſeinem Biographen Treitſchke wol Recht geben, wenn er in ihm „den vielſeitigſten, den am meiſten mit dem Leben vertrauten und ins Leben wirkenden, und geſchmackvollſten unter ſeinen Zeitgenoſſen“ erblickt und behauptet, daſs Menckes „Verdienſte, namentlich ſein weitausgreifendes Wirken für das Journalweſen ihm bey allen Denen ein Andenken ſichern, die nicht ſo blödſichtig ſind, bey Betrachtung vollendeter Werke das zu verkennen, was zu ihrer Vollendung mitgeholfen.“

Dieſer große Gelehrte war aber in ſeinen Mußeſtunden zugleich auch Dichter; und als Philander von der Linde hat er ſeine Mitwelt ſo vielfach gefeſſelt, daſs es der Nachwelt nicht ganz unwürdig ſeyn dürfte, ſich auch einmal mit dieſer Seite der Menckiſchen Lebensarbeit zu beſchäftigen. Treitſchke meint zwar: „Die Exiſtenz ſeiner Gedichte“ ſey für Mencke „von um ſo größerer Bedeutung, je weniger dieſelben an und für ſich bedeuten“; aber „wenig zu bedeuten“ haben ja meiſtens auch ſolche Gedichte, denen man in den Litteraturgeſchichten nach wie vor ihren Platz einräumt; und Gedichte eines hervorragenden Mannes, die zu ihrer Zeit von allen urteilsfähigen Köpfen geſchätzt wurden, müſſen immerhin einen nicht gewöhnlichen Wert für die Zeitgenoſſen gehabt haben. Kein Geringerer als

Gottſched ſelbſt lieh denn auch dem zeitgenöſſiſchen Urteil an der Bahre des Entſchlafenen (1732) ſehr beredte Worte. Er rühmte die vorbildliche Bedeutung der „nach dem Muſter der Natur“ geſungenen Lieder und ließ ſich, nach kurzer Schilderung des Tiefſtandes der deutſchen, zumal der ſächſiſchen Lyrik in den, dem Auftreten Philanders vorhergehenden Jahrzehnten, alſo vernehmen:

„Hier wies Philanders Seitenſpiel
Den Meißner-Muſen neue Wege;
Sein Kiel verließ die alten Stege,
Darauf man ſonſt aus Irrthum fiel.
Vernunft und Wahrheit und Natur
Entdeckten Ihm die rechte Spur,
Den wahren Pindus zu erſteigen:
Er ſang, und Leipzig hörte zu;
Darauf gieng Ziegler auch zur Ruh,
Und ließ die wilden Seiten ſchweigen.

Wie ſehr hat ſich Geſchmack und Witz
Nach Seinen Muſtern nicht geläutert!
Wie ward nicht Philuris erheitert,
Der deutſchen Muſen ſchönſter Sitz!
Die Spree ſtund ſtill, als Kanitz ſang,
Und als ſich Beſſers reiner Klang
Um ihre ſtillen Ufer regte;
Die Oder lobte Neukirchs Ton;
Und Meißen pries nur ſeinen Sohn,
Der alles durch Sein Lied bewegte.

Bald war Er, wie dort Juvenal,
Ein ſtrenger Richter böſer Sitten;
Bald, wie Owenus bey den Britten,
Durch Scherz und Salz ein Martial.
An Zärtlichkeit war Er Catull,
An Anmuth ſüßer als Tibull,
Und als Ovid in Heldenſchreiben;
Doch wenn Er Aſſaphs Harfe nahm
Und gar auf Zions Höhen kam,
Schien Aſſaph ſelbſt entzückt zu bleiben.

Nun folgten ihm viel andre nach,
Die gleichen Trieb zum Dichten ſpürten . .

Und ſo ward auch dieß deutſche Chor
Zur wahren Dichtkunſt angeleitet uſw."

Es kann hier natürlich nicht meine Abſicht ſeyn, umſtändlich auf den Dichter Mencke einzugehen; nur ſoviel ſey erwähnt, daſs die Gedichte Philanders einen treuen Spiegel der damals auf deutſchem Boden herrſchenden Unſelbſtändigkeit bilden. Die meiſten Stücke ſind nämlich Übertragungen; und es fehlt in keiner der verſchiedenen Sammlungen an genauen Angaben, der griechiſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Quellen, denen die „poetiſchen Erfindungen" entlehnt ſind. Noch bemerkenswerter iſt es, daſs alle dieſe deutſch ſeyn ſollenden Gedichte gerade ſo reichlich mit Fremdwörtern durchſetzt ſind, wie etwa die „deutſche" Proſa eines Thomaſius und anderer „deutſcher Skribenten" jener Zeit. Mit Worten wie: abandoniren, acceptiren, Accuratesse, aestimiren, Affectation, affrontiren, agreable, allarmiren, allegiren, Ambassadeur, Ambition, annectiren, appliciren, armiren, authentique, calculiren, canailleux, capable, Caressen, cassiren, changiren, charmant, charmiren, citiren, commode, communiciren, concipiren, condamnieren, Condition, Conduite, conferiren, Confident, Consorte, contrair (gern als Reim auf „her" verwendet), contribuiren, Contribution, Contrepart, conveniren, Courtisan, courtisiren, criminaliter, curios, debauchante, declariren, dementiren, demoliren, desperiren, discuriren, divertiren, ediren, effectuiren, Entro, Equippage (für Ausſtattung), Excesse, expression, exprimiren, extra, Extraction, Faiblesse, Faute, Fiction, fingiren, flattiren, formiren, galante, Galanterie, en general, imitiren, Inclination, incliniren, informiren, ingeniös, interessirt, jaloux, judiciren, Meditation, menagiren, meritiren, mocquiren, moderat, monströs, naturel, Obligation, obligiren, observiren, opponiren, Ornat, Pardon, pardonniren, pariren, parliren, Parole, partagiren, particulier, pauvre, paysan, picquant, picquiren, prätendiren, Profil, promoviren, public, qualificiren, rangiren, raisonniren, remarquable, Remarquen, repräsentiren, Reserve, reserviren, Ressentiment, reussiren, revengiren, ridicul, Satisfaction, secundiren,

touchant, touchiren, Trait, veritable, vertiren, Vocation, voltigiren u. a. m. wird bei jeder Gelegenheit Staat gemacht; und es ist selbstverständlich, dass landläufige Fremdwörter wie: Absurdität, Affect, affectiren, Bagatelle, Concept, confirmiren, Declaration, delicat, Esprit, Ignorant, ignoriren, illuminiren, indifferent, Invention, Portrait, practiciren, Praesent, quittiren, Raison, recitiren, recommandiren, referiren, Rendez-vous, Renommeé, Sentenz, spendiren, Version u. dgl. m. nicht fehlen. Die Versprache ist, trotz aller Fremdwörter, meistens hart und ungelenk; und an Wendungen, die uns heute ein Lächeln abnötigen, ist nirgend ein Mangel. Mit einem Worte: Die Menckischen Gedichte stehen so ziemlich auf gleicher Höhe mit den bessern lyrischen Versuchen aller seiner Zeitgenossen; sie haben weniger Schwung, als etwa die Gedichte von Hofmannswaldau, und weniger Empfindung als die besten Gedichte von Flemming, Neukirch und Günther: aber in Beziehung auf Vortrag und künstlerische Mache, ist er den besten Dichtern aus der Zeit vor dem Auftreten Gottscheds nahezu ebenbürtig. Nur in seiner, von ihm selbst eingestandenen, Nachahmung Hofmannswaldaus ist er dem Vorbilde, geschmackvoller Weise, nicht ganz gleich gekommen. Allerdings fehlt es auch bei ihm nicht an „viel unrichtigen Gedancken, so die Frantzosen Galimatias und die Engländer Nonsense zu nennen pflegen", zu deren Verbesserung es ihm „so wohl an dem Willen als an der Zeit ermangelt" hatte; sein ruhiger Gelehrtenkopf aber hinderte ihn daran, diesen Galimatias ins Große wachsen zu lassen. So machen seine Gedichte, trotz aller Mängel und zeitgemäßen Seltsamkeiten, einen verhältnismäßig guten Eindruck; einige von ihnen dürfen sogar für anmutig gelten. In den vielen Hochzeitgedichten herrscht manchmal eine freundliche Laune vor, die gelegentlich einen Zug von altväterlicher Leichtfertigkeit aufweist; eine Neigung, mit Dingen zu spielen, denen wir heutzutage nicht gern in gedruckten Büchern begegnen; eine harmlose Unzüchtigkeit ohne Verfolgung niederer Absichten. Die unbefangene Freude an den Natürlichkeiten des Liebelebens war ja jener Zeit eigentümlich; und wenn auch der französische

Einfluſs hier vielfach wirkſam geweſen iſt: ſo darf doch den Menckiſchen Gedichten, im Gegenſatz zu denen anderer zeitgenöſſiſcher, zumal ſächſiſcher Lyriker, im allgemeinen nachgerühmt werden, daſs ſie das Anſtandsgefühl nie eigentlich verletzen.

Ein Geſammturteil über dieſe Gedichte ließe ſich, vom geſchichtlichen Standpunkt aus, mit wenigen Worten vielleicht ſo geben: feinſinnige, in der erſten Zeit, d. h. um 1700, für die meißniſchen Dichter tonangebend wirkende, vorwiegend an Opitz und Dach geſchulte Mitläuferlyrik, mit Bevorzugung des Lehrhaften und Satiriſchen. Katull, Horaz und Boileau im Gewande des deutſchen, fremdſprachlich befleckten Perückenſtils.

Ich habe mit Abſicht der geiſtigen Perſönlichkeit Menckes eine größere Aufmerkſamkeit geſchenkt, als es der Zweck meines Werkes zu verlangen ſcheint. Denn Gottſcheds Eintreten in den geſellſchaftlichen Kreis dieſes außerordentlichen, ſtaatliche, akademiſche und allgemein litterariſche Ehren in ſich vereinigenden, Mannes war nicht nur äußerlich von der größten Bedeutung für den jungen oſtpreußiſchen Magiſter; es veranlaſſte ihn auch vielfach, in geiſtiger Beziehung ſich an den ſehr viel älteren ſtandesgenöſſiſchen Schirmherrn anzuſchließen, und auf dieſe Weiſe ſchon frühzeitig ſeinen eigenen Beſtrebungen eine recht gewichtvoll beſtimmte Gültigkeit zu verſchaffen.

Jetzt aber wird es vor allem nötig ſeyn, uns die Lage, in die Gottſched durch ſeine ſelbſtwillige Überſiedelung nach Leipzig (wohin auch der damals achtunddreißigjährige Johann Sebaſtian Bach, als dürftig beſoldeter Kantor der Thomasſchule, vor kurzem berufen worden war) verſetzt wurde, zu vergegenwärtigen; uns darüber klar zu werden, in welchen Verhältniſſen Gottſched innerlich und äußerlich zu der neuen Heimat ſtand, von der aus er ſeine großartige national-reformatoriſche Lebenstätigkeit beginnen und vollenden ſollte.

Daſs er nicht aufs Geratewol nach Leipzig „geflüchtet" war, iſt ohne weiteres ſelbſtverſtändlich. Es gab damals keine andere Stadt in Deutſchland, von der aus ein ehrgeiziger, ſich zu reformatoriſcher Arbeit berufen fühlender Schriftſteller etwas Rechtes

wirken, von der aus er hoffen konnte, in ganz Deutſchland gehört zu werden. Die Hochſchulſtadt brauchte er, um die Laufbahn des Hochſchullehrers einzuſchlagen, auf die viel, wenn nicht nahezu alles, für ihn ankam. Denn ein frei lebender, nicht zum akademiſchen ‚Bau‘ gehörender Schriftſteller wäre außerſtande geweſen, eine maßgebende Stellung zu erringen, Reformen irgend welcher Art durchzuſetzen; auch entſprach die Lehrtätigkeit durchaus ſeiner Neigung. Mindeſtens ebenſo nötig war ihm die Hochburg des Buchhandels: weil er nicht nur Akademiker, ſondern auch Schriftſteller, die Schranken der Gelehrtenzunft durchbrechender Volksaufklärer ſeyn wollte; weil ihm nur von dieſer Hochburg aus ein verhältnismäßig müheloſer Überblick über das ganze geiſtige Leben in Deutſchland ermöglicht werden; weil er nur in ihrer Mitte eine beſſere Geſtaltung ſeiner ganz kümmerlichen Vermögensverhältniſſe erzielen konnte. Denn zu einer leidlichen, über die üblichen Gelehrteneinkünfte hinausreichenden Wohlhabendheit muſſte er es bringen; ſollte er nicht, trotz alledem, doch nur eine wenig einflusſreiche Perſönlichkeit bleiben. War es aus dieſen Gründen allein ſchon ganz natürlich, daſs er nach Leipzig überſiedelte, wo er allen für ihn unerfüllbar gewordenen Zwangsverpflichtungen, welche den ehemaligen Alumnus an den preußiſchen Staat, insbeſondere an die engere Heimat knüpften, entrückt blieb — ſo kamen zwei andere Umſtände dazu, welche ihn veranlaſſen muſſten, Leipzig zu wählen, auch wenn es noch eine zweite, ihm gleich günſtige Lebensbedingungen bietende, Stadt in Deutſchland gegeben hätte: er konnte wichtige Empfehlungen an den, nächſt Wolf, berühmteſten Gelehrten und einflusſreichſten Leiter der wichtigſten Gelehrtenzeitungen erhalten und zugleich ſich des Umganges mit einem ihm freundſchaftlich geſinnten Vetter, dem jüngeren Sohne ſeines vor zwei Jahrzehnten verſtorbenen Lieblingsoheims Johann, des Arztes und Naturforſchers, erfreuen. Chriſtoph Bernhard Gottſched ſcheint zwar kein übermäßig begabter aber ein liebenswürdiger Menſch geweſen zu ſeyn. Obwol anderthalb Jahre älter als Johann Chriſtoph, bezog er doch erſt 1715 die Albertina, die ihn nur bis Oſtern 1717 feſthielt. Seine günſtigen Vermögensverhältniſſe erlaubten

es ihm, ſich nach Leipzig zu wenden, wo er ſeine theologiſchen Studien fortſetzte, 1721 am 20. Februar unter Menckes Dekanat Magiſter wurde, als Angehöriger der philoſophiſchen Fakultät wenig beſuchte Vorleſungen hielt und bis gegen den Ausgang des Jahres 1724 blieb.

Bei dieſem Vetter fanden Gottſched und ſein Bruder Heinrich, der allerdings ſchon im Herbſt 1724 Leipzig mit Halle vertauſchte, die heimatliche Anknüpfung, die in der Fremde doppelt erfreulich war und ihm das Sicheinleben in die neuen Verhältniſſe erleichtern mußte; ſo vertraut auch den Königsberger vieles in Leipzig anmuten mochte. Denn die Handels- und Univerſitätſtadt an der Pleiße war für den juditter Pfarrersſohn keineswegs eine von Grund aus neue Welt. Im Gegenteil: Gottſched kam aus einer Stadt, die in vielen Beziehungen große Ähnlichkeit mit Leipzig hatte. Auch in Königsberg bildeten Gelehrte, Schriftſteller, vielfältig unterrichtete Beamte, Kaufleute, Buchhändler, Buchdrucker und Induſtrielle eine zwar nicht eigentlich reiche aber doch tüchtige Oberbevölkerung, die, gleich dem Meſſepublikum und einem Teile der ſtändigen Bewohner Leipzigs, aus allen Teilen des Vaterlandes und aus der nichtdeutſchen Fremde zuſammengefloſſen war. Auch in Königsberg herrſchte ein lebensluſtiger, faſt leichtſinniger Geiſt, dem nur weniger Anmut eignete, als man ſie dem Leipziger Geſellſchaftverkehr nachrühmte. Auch Königsberg war, wie Leipzig in Meißen, der geiſtige und geſchäftliche Mittelpunkt des, dem Reiche ferngerückten aber trotzdem von Grund aus deutſchen Nordoſtlandes. Auch in Königsberg hatten jahrzehntelang Orthodoxie und religiöſer Freiſinn hart miteinander geſtritten und ſtritten noch lange nach Gottſcheds Flucht miteinander fort. Auch in Königsberg waren die geſchmack- und zuchtloſen Ausſchreitungen der zweiten Schleſiſchen Dichterſchule mächtig geweſen, bis Pietſch dem Unweſen mit Erfolg entgegentrat. Auch in Königsberg war der Kampf gegen die ſcholaſtiſche Philoſophie entbrannt; und ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daſs, als Gottſched die Heimat verließ, die Philoſophie Wolfs in Königsberg entſcheidende Siege feierte — kurz: Gottſched, der zu einer treudeutſchen Geſinnung, zu einer

ſchlichten, geſetzmäßigen Dicht- und Redekunſt, ſowie zu klarem Denken erzogene, von kraftvollſtem, ſtolzeſtem Lebens- und Betätigungdrange erfüllte Oſtpreuße, fand in der ſächſiſchen Hochſchulſtadt ſo viel ihn unmittelbar Anheimelndes vor, daſs er ſich in der Fremde ſchnell heimiſch fühlen muſſte; wie ſehr dieſe dem Fremden, und zumal ſeiner harten Sprache gegenüber zunächſt auch ein kühles, überlegen-ablehnendes Weſen zeigte und ihn merken ließ, daſs es „nichts leichtes ſey, an einem fremden Orte empor zu kommen“ (Ausführl. Redek. 493). Wol ſang er fünf Jahre ſpäter, als er den Weg zur Höhe bereits vor ſich geebnet ſah und in der „frohen Lindenſtadt“ beſſere Freunde, als er ſie je gehabt (Gedichte I, 205), gefunden hatte:

„Sahſt du mich nicht freundlich an?
Haſt du nicht, als ich gekommen,
Mich ſo liebreich aufgenommen,
Daß ich es kaum ſagen kann?“

— aber da lagen eben die Tage der Ungewiſsheit und Sorge hinter ihm, und vergeſſen waren die Nöte, welche die erſte Zeit gebracht hatte; welche den, immerhin ſehr ſchnell eintretenden, Erfolgen des jungen Schriftſtellers gegenüber, bei einer rückwärts gewandten Betrachtung auch vielleicht gar nicht ins Gewicht fallen konnten. Wol hatten die Stadtväter Königsbergs dem „geflüchteten“ Magiſter für kurze Friſt ein beſcheidenes Stipendium gewährt; aber man lebte in der anſpruchvollen Fremdenſtadt Meißens erheblich teurer als in der einfachen Heimat; und ſo gab es für den ſtolzen Jüngling genug ſchwere Stunden der Not, an denen es ſelbſt in ſpäteren, beſſeren Tagen nicht immer fehlte. Trotzdem ließ ſich der junge Denker und Dichter nicht niederdrücken. Im Gegenteil: er war feſt entſchloſſen, ſich zu behaupten; den, das Oſtpreußentum gering ſchätzenden Sachſen eine beſſere, von Hochachtung getragene Meinung über das ferne Preußenland beizubringen; und vor allem, ſeinen geiſtigen Fähigkeiten zum Siege zu verhelfen.

Darüber, daſs das alles nicht leicht ſeyn würde, durfte er ſich allerdings keinen Augenblick täuſchen; und wenn ihm am Ende das alles doch leicht wurde; wenn der, nur eben in Leipzig,

dem, auf ſein „galantes“ Meißnertum ſehr eingebildeten Großſtädtchen, warm gewordene „Ausländer“ ſo überraſchend ſchnell zu Erfolg und Einfluſs kam: ſo verdankte er das, neben ſeiner eigenen Tüchtigkeit, nicht zum wenigſten ungewöhnlichen Glücksumſtänden, die er freilich mit ungewöhnlicher Geſchicklichkeit zu verwerten wuſſte. Nie hat ſich eben das Wort des Mephiſtopheles[11]

„Wie ſich Verdienſt und Glück verketten,
Das fällt den Toren niemals ein“

glänzender bewahrheitet als in den Jahren, da der junge Gottſched ſich in dem „frohen Pleißathen“ den Boden für die Zukunft bereitete.

Nun darf man aber nicht glauben, daſs Gottſched, als er „die ſchönen Auen, wo die ſanfte Pleiße rauſcht“ betrat, ſchon genau wuſſte, was er wollte; daſs er als ein in ſich fertiger Mann dem klar erkannten Ziele zuſtrebte. Davon konnte ſchon deshalb keine Rede ſeyn, weil vieles von dem, was im Laufe der Jahre als ein zuſammenhängendes großes Lebenswerk in die Erſcheinung trat, erſt in Leipzig ſeine Teilnehmung zu erregen begann: wie z. B. die Schaubühne, zu der er in Oſtpreußen nicht die leiſeſte Beziehung unterhalten, die ſein Bewuſſtſeyn wol überhaupt in der Heimat nie auch nur geſtreift hatte. Wenn man mit mir annehmen will, daſs dem jungen Gottſched ein beſtimmtes ideales Ziel, neben dem realen, ſich unter allen Umſtänden als Hochſchullehrer und Schriftſteller durchzuſetzen, vorſchwebte, ſo kann dieſes kein anderes geweſen ſeyn als: Eintreten für die deutſche wolfiſche Philoſophie, der in Leipzig zum mindeſten ein wertvoller und einfluſsreicher Freund lebte — und Eintreten für eine reine deutſche Sprache, für eine geſchmackvolle, inhaltreiche, dem zuchtloſen Individualismus entrückte Dichtkunſt und Schriftſtellerei. Alles andere muſſte ihm die Welt erſt entgegenbringen; und ſeine Größe beſtand vor allem darin, daſs er ſeine beſten, fruchtbarſten Gedanken von der lebensvollen Wirklichkeit zu empfangen, ſein beſtes Wollen von ihr abhängig zu machen lernte; daſs er, als ein geborener Taktiker erſten Ranges, die

[11] Gottſched ſchreibt: Mephiſtophiles („Vorübungen d. Beredſamkeit“ S. 167).

Strömungen zu finden wusste, auf denen er am sichersten und schnellsten zu seinem Ziele gelangen konnte. Danzel nimmt zwar an, dass Gottsched schon mit der Idee von einer deutschen Gesammtlitteratur und mit der Absicht, eine litterarische Diktatur zu erringen, nach Leipzig gekommen sey; aber ich vermag diese Meinung, der eine einseitig-beschränkte, wenn auch in sich große Auffassung von der Lebensarbeit Gottscheds zugrunde liegt, nicht zu teilen. Königsberg war keineswegs eine so litterarische Stadt, dass Gottsched sich dort schon, und obenein in so jungen Jahren, zu einer solchen Anschauung hätte emporringen können. Selbst die Anregung, die er von Pietsch über das Fehlen eines, das Wesen der Dichtkunst klarlegenden, Gesetzbuches empfangen hatte, konnte kaum zu einer so weitgreifenden Idee führen. Nicht als ein nach Diktatur strebender litterarischer Napoleon kam der junge Magister nach Leipzig; sondern nur als ein Mann, der einen großen Ehrgeiz als Schriftsteller hatte und entschlossen war, vom Mittelpunkte des deutschen litterarischen Lebens aus für die neue deutsche Philosophie, für Aufklärung und für die unbeschränkte Herrschaft seiner geliebten deutschen Sprache, für eine edle, über Opitz hinaus fortschreitende Dichtkunst zu wirken[12]. — Ja, selbst

[12] Davon, dass Gottsched seinen Aufenthalt in Leipzig „nur als vorübergehend angesehen" habe, wie selbst noch Ernst Kroker in seiner wertvollen Studie ‚Gottscheds Austritt aus der deutschen Gesellschaft' (Mitteilungen der deutschen Gesellschaft IX. Band, 2. Heft S. 12 ff.) meint, kann gar keine Rede seyn; wenn auch Gottsched noch 1728 in einer, dem Vater gewidmeten Ekloge, so tat, als ob er nur widerwillig so lange in Leipzig geblieben wäre und eigentlich gehofft hätte, innerhalb eines Jahres wieder in die Heimat zurückkehren zu können, anstatt „Hab und Gut in fremder Luft erwerben, ein Fremdling lebend seyn und als ein Fremdling sterben" zu müssen. Das war doch nur Vorspiegelung einer Seelenstimmung, die ihm recht fern lag; das war in der Hauptsache nur für die zu Hause auf ihn Wartenden bestimmt, die ihn ja 1724 wahrscheinlich gar nicht fortgelassen, ihm jedenfalls keine Unterstützung gewährt hätten, wenn er nicht eine baldige Heimkehr in Aussicht gestellt hätte. Das Heimweh, das ihn in späteren Jahren zu erfüllen begann, hatte seinen Grund in gewissen unerquicklichen Verhältnissen, die ihm das Leben in Leipzig vielfach verleideten. Der junge Gottsched war mit vollster Besonnenheit nach Leipzig „geflüchtet" und dachte nicht daran, wieder in die Enge der Heimat zurückzukehren; was er vielleicht selbst dann nicht getan hätte, wenn es ihm in

dieſes zweite Ziel kann ihm erſt in Leipzig ganz klar geworden ſeyn; da er in Königsberg, wo die deutſche Sprache ſelbſt auf der Hochſchule in Ehren und möglichſt rein gehalten wurde[13], kaum eine deutliche Vorſtellung von der Verwahrloſung der Heimatſprache und von dem Tiefſtande des zeitgenöſſiſchen Schrifttums im „Reiche" gewonnen haben konnte.

Die Gelegenheit, zu zeigen, was er als oſtpreußiſcher „Fremdling" wollte und konnte, fand ſich ſchnell. Gleich in den erſten Wochen muſſte er die Wahrnehmung machen, daſs die am Pregel durch den Schleſier Neidhart vertreten geweſene Unſinnslyrik an der Pleiße gleichfalls blühte, hier aber, vom leichtfertigen Meſſetreiben und dem überall in der Stille wuchernden Haſs gegen die ſtarre Orthodoxie begünſtigt, zu einer ſchmutzigen Unzucht- und frechen Schmählyrik ausgeartet war. Ohne zu zaudern zog er deshalb mutvoll, wenn auch unter der Schutzdecke eines deutſchen Perſius, gegen dieſe, ganz Leipzig überſchwemmende Gaſſen- und Rinnſteinlyrik und deren beliebteſten Vertreter, den Studenten Chriſtian Friedrich Henrici (Picander), zu Felde in einer ‚Die Reimſucht' überſchriebenen flott gereimten Satire,[14] die wegen ihrer zielſicheren Kraft und großen ſprachlichen Flüſſigkeit ſofort Aufſehen erregte, weil ſich in ihr zweifellos ein neues, ſelbſtändiges, ehrliches und karaktervolles Talent ankündigte.

Schon die großen Geſichtspunkte, von denen aus der junge Satiriker den ernſten Gegenſtand behandelte, muſſten auf die hervorragenden, dem widerlichen Treiben „des ungehirnten Chors" ablehnend gegenüberſtehenden Köpfe Leipzigs Eindruck machen. Aus-

---

der Lindenſtadt nicht ſo überraſchend ſchnell geglückt wäre, feſten Fuß zu faſſen.

[13] Man vergleiche die faſt ganz von Fremdwörtern reine Verſsprache Dachs, Pietſchs und anderer oſtpreußiſcher Dichter jener Zeit mit der Verſsprache faſt aller, im erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts tätigen Lyriker des „Reichs".

[14] Erſte, aus dem Jahre 1724 ſtammende Drucke des Gedichts ſind wol nicht mehr vorhanden. Ein Neudruck erſchien 1730 in der erſten Auflage der ‚kritiſchen Dichtkunſt'; ich habe es in der ‚Gottſched-Halle' (I, Heft 1, S. 22/26) und im 5. Bande der geſammelten Schriften Gottſcheds (Ausgabe der Gottſched-Geſellſchaft) neu veröffentlicht.

gehend davon, daſs er Germanien über die ſcharenweiſe in Deutſchland herumſchwärmenden Dichterlinge klagen läſſt, die, ſo ganz unähnlich den wenigen Dichtern Griechenlands und Roms, heulen, brummen, ihre „Leyern kreiſchen" laſſen und ſich anmaßenderweiſe „zu Phöbus Söhnen zählen"; ſchildert er die Armut Deutſchlands an edlen Talenten, ſeit Opitz, Flemming, Dach, Tſchernig, Amthor, Canitz, Günther, Beſſer und Neukirch teils geſtorben, teils verſtummt ſind. Er läſſt den „ehrlichen Hans Sachs" im Grabe „das Geſchrey der Stümper, davon der beſte kaum mein Schüler heißen mag", verlachen; er ſtellt dem Ernſt der Anſprüche, die noch zu des Nürnbergers Zeit herrſchten, die Zucht- und Anſpruchloſigkeit der Gegenwart zur Vergleichung an die Seite; er geißelt die, von „Geilheit, Spott, Verläumden Läſtern, Schmähen" erfüllten Verſe des entweder ſich gegenſeitig „beißenden" oder ſich gegenſeitig lobenden „Dichterchors" und ruft feierlich-ſpöttiſch:

„O du belobtes Volk! Du Zierde dieſer Zeit,
Du, du verdienſt mit Recht die Unvergeßlichkeit!
Du wirſt der Deutſchen Schimpf an welſchen Zungen rächen,
Und den geſchwollnen Mut der ſtolzen Franzen brechen,
Die voller Sprödigkeit auf unſre Sprache ſehn,
Und deutſcher Lieder Thon als rauh und grob verſchmähn."

Ohne Rückſicht auf die Gedichte Philanders zu nehmen, verurteilt er die Sucht der zeitgenöſſiſchen Reimſchmiede, ihrer „knarrenden und ziſchenden" deutſchen Verſsprache alle möglichen Fremdworte beizumiſchen; und äußert zugleich ſeine bittere Freude darüber, daſs die Franzoſen dieſer ganzen „Poeſie" keine Beachtung ſchenken, weil ſie ſonſt, „durch ſtolzen Witz bethört", denken würden

„Ein Deutſcher könne nichts, als ſudeln, raſpeln, flicken,
Und müſſe Mund und Reim in fremde Falten rücken."

Während er einerſeits den ſächſiſchen Helikon ein „Narrenhaus" und insbeſondere die Leipziger Muſenhalle ein Bordell ſchilt, brandmarkt er anderſeits die „ſchmutzige" Aufführung der „neuen Muſen", die „Kot und Schlamm" ſammeln, um „ſtankerfüllte" Schlöſſer darauf zu bauen; fordert er für die

Dichtkunſt reine Form und bedeutenden, ſowol ſittlich als geiſtig edlen Gehalt. Ein flammender Zorn weht durch die ganze, ſchon vielfach auf einen bisher in Deutſchland nicht vernommenen Ton geſtimmte Satire, in der er zugleich ſeinem offenen Karakter folgenden, auch in allen zukünftigen Tagen für ihn zutreffend gebliebenen Paſs ausſtellt:

„Ich bin dem Heucheln feind, ich muß es nur bekennen,
Ich muß ein jedes Kind bey ſeinem Namen nennen."

Als Gottſched dieſes erfolgreiche Streitgedicht in die Welt ſandte, war er bereits Mitglied der ‚Deutſchübenden poetiſchen Geſellſchaft', in der ſich der Schüler Pietſchens, des auch in Leipzig hochangeſehenen Heldendichters[15], ſchnell eine ſo bedeutende Stellung zu erobern wuſſte, daſs er bereits zum fünfzigſten Geburtstage Menckes (8. April) im Namen der Geſellſchaft eine Ode zu dichten[16], und im Oktober das hundertjährige Beſtehen des montägigen Predigerkollegiums ebenfalls in einer Ode zu feiern beauftragt wurde; während er im Juni, wie es ſcheint aus eigener Entſchließung, als Mitglied der ‚gelehrten Brüderſchaft', deren hundertjährigem Jubelfeſt ein Gedicht widmete, in welchem er nicht nur deutſche Kunſt, deutſche Wiſſenſchaft und deutſchen Erfindungsgeiſt, ſondern überhaupt die neuzeitlichen Kulturbeſtrebungen der „grauen Welt" des Altertums als etwas Beſſeres gegenüberſtellte[17]; in welchem er aber auch deutſche

[15] In dem Jubelgedicht, welches die Geſellſchaft 1722 drucken ließ heißt es unter anderem:

„Wer ſteht nicht halb entzückt . . .,
Wenn Pietſchens Heldenlied durch Phöbus Laute ſchallet?"

[16] Gottſched äußert ſich über dieſe Arbeit in der geſchichtlichen Vorrede zum 2. Bande der Weltweisheit recht abfällig: „Weil mir aber das Thema dazu von der Geſellſchaft aufgegeben worden, und ich genöthiget ward, mich an allerley altfränkiſche Regeln der Dispoſitionen zu binden: ſo dünket mich dieß Stück eines von meinen allerſchlechteſten zu ſeyn."

[17] Es heißt hier u. a.:

„Man übergeht mit Fleiß, was unſre Zeit entdeckt,
Wie man in dieſer Welt noch eine Welt erfunden;
Indem die Schifferkunſt ſich ſelber überwunden,
Sobald ihr der Kompaß den Pharus aufgeſteckt.

Poeſie und Beredſamkeit, über die er wenige Jahre ſpäter recht rückſichtlos, d. h. den Tatſachen entſprechend, urteilte, der franzöſiſchen gleich ſetzte und nicht übel Luſt zeigte, ihr ſogar den Vorrang vor Athen und Rom zuzuerkennen.

Hatte ſich Gottſched mit all' dieſen Gedichten als ein geiſtig-hochſtehender, vor allem aber als ein vorwärtsblickender, das darniederliegende Selbſtgefühl ſeiner Volksgenoſſen befeuernder Mann offenbart, der gewillt und befähigt ſchien, entſchloſſen für die Ehre der deutſchen Sprache, für eine edle deutſche Dichtkunſt einzutreten — ſo ſchien ſich ihm nun die ‚Deutſchübende poetiſche Geſellſchaft' als ein Werkzeug darzubieten, das in der Hand einer willensſtarken, vor keiner Erweiterung ihres Wirkungskreiſes zurückſchreckenden Perſönlichkeit wertvollſte Dienſte leiſten konnte. Und weil dieſe bisher ſo ganz ruhmloſe kleine Geſellſchaft unter der Führung Gottſcheds, und dadurch zugleich für ihn, wirklich zu einer, von ihren Gründern und bisherigen Leitern nie geahnten Bedeutung gelangte; weil ſie unter ihrem weitblickenden, mit wahrhaft übermenſchlichen Arbeitkräften ausgeſtatteten Senior zu dem wichtigſten Mittelpunkte aller auf die Vervollkommnung der deutſchen Sprache und Litteratur hinarbeitenden Beſtrebungen des 18. Jahrhunderts emporwuchs: ſo darf ihre oft geſchilderte Vorgeſchichte auch an dieſer Stelle nicht unberückſichtigt bleiben.

Es war vielleicht kein Zufall, daſs gerade in dem Jahre (1697), in welchem Deutſchland den hundertſten Geburtstag des Begründers der erſten ſchleſiſchen Dichterſchule hätte feiern können,

---

Man übergeht die Kunſt, die Wunderkunſt im Drucken;
Das Fernrohr, und das Glas, was kleines zu begucken,
Und was die neue Welt für Dinge mehr gethan.
Dieß alles iſt bekannt: ſo können wir indeſſen
Gar leicht des Alterthums verlohrne Kunſt vergeſſen"

und einige Zeilen darauf:

„Ganz recht; die neue Welt vergleicht man einem Zwerge,
Der aber ziemlich hoch auf Rieſenſchultern geht:
Und gleicht das Alterthum dem hohen Atlasberge,
So ſind wir als ein Thurm, der oben drüber ſteht,
Der kleine Zwerg ſieht mehr als ſeines Rieſen Augen;
Der Thurm kann mehr zur Wacht, als Atlas ſelber, taugen."

ſich vier aus Görlitz ſtammende Studenten, die bei Johann Burkhard Mencke ein Collegium poeticum gehört hatten: Johann Chriſtoph Urban, Johann Chriſtoph Haßfurth, Johann Adam Schön und Johann Heinrich Krauſe, am 3. Januar zu einem Kreiſe zuſammenſchloſſen, um, auf Anregung Menckes hin, ſich zwar vorzugsweiſe in griechiſchen und lateiniſchen, aber doch auch zugleich in deutſchen Verſen zu üben. Da zunächſt für den Eintritt neuer Mitglieder die lauſitziſche oder ſchleſiſche Landsmannſchaft und das Reifezeugnis des Görlitziſchen Gymnaſiums Bedingung blieben, ſo nannten die Gründer ihre Vereinigung das ‚Vertraute Görlitzer collegium poeticum‘ oder ‚Görlitziſche poetiſche Geſellſchaft‘, in der nach kurzer Zeit die ausſchließliche Herſtellung deutſcher „allemahl nach der Schleſiſchen Pronunciation gereimter“ Verſe Platz griff. An dieſe landsmannſchaftliche Schranke blieb die ſtille Tätigkeit der kleinen Genoſſenſchaft ſelbſt dann noch gebunden, als man ſich entſchloſſen hatte, in beſcheidenem Umfange auch reimtüchtige Meißner und Märker aufzunehmen; weil andernfalls die Geſellſchaft, deren Mitglieder ſelten länger als ein Jahr, vielfach nur wenige Monate, dem Bunde treu blieben[17], wahrſcheinlich ſehr bald aus dem Leben geſchieden wäre.

Dieſe, der deutſchen Reimſucht verfallenen, jungen Herren ſchafften in ihrem, an und für ſich durchaus lobenswerten, ernſten Eifer ſo viel, wie ſie nur irgend konnten, ohne ihre Studien zu vernachläſſigen. Allwöchentlich zweimal verſammelten ſie ſich auf der Stube des ‚hospes‘, des eigentlichen Leiters; laſen einander ihre Gedichte vor, beurteilten ſie gemeinſam, verbeſſerten feſtgeſtellte Mängel und ſammelten die für gut befundenen Ver-

[17] Von den vier Gründern blieb nur Krauſe bis zum 17. September 1707 Mitglied; Urban und Haßfurth ſchieden Anfang 1698 und Schön ſogar ſchon 1697. am 10. April, (nach einem Vierteljahr!) aus. Auch von den ſpäteren Mitgliedern blieben bis etwa 1730 nur jene der Geſellſchaft anhaltender treu, die in Leipzig längere Zeit ſtudierten oder dort anſäſſig waren. — Ich entnehme dieſe, und andere, ſich auf die ſpätere ‚Deutſche Geſellſchaft‘ beziehende Angaben, größtenteils der höchſt verdienſtvollen Arbeit von E. Kroker: ‚Gottſcheds Austritt aus der Deutſchen Geſellſchaft‘ (‚Mitteilungen der Deutſchen Geſellſchaft‘ IX. Band, 2. Heft S. 2 ff.).

ſuche ſorgfältig; bis 1702 die damals vorhandenen 15 Mitglieder den Mut fanden, das aufgeſammelte Gut einbinden zu laſſen und den Folianten „der Ruhmwürdigen Bibliothec bey dem Welt-Bekandten Gymnasio in Görlitz“ zu „conſecrieren“. Auf dieſe Weiſe entſtanden im Laufe der Jahre (bis 1724) acht Foliobände. Die vier erſten Bände gelangten nach Görlitz; von wo ſie, zugleich mit den vier anderen, im Beſitze der Geſellſchaft verbliebenen, 1727 an die Leipziger Stadtbibliothek übergiengen; deren litteraturgeſchichtlich immerhin nicht ganz wertloſen Schmuck ſie noch heute bilden. Arbeiteten die Herrſchaften anfangs vorwiegend geiſtliche ‚carmina‘: ſo legten ſie ſich ſpäterhin, dem Zuge der Zeit folgend, auf die Verfertigung von weltlichen Gelegenheitgedichten, welche ſie in das Kleid der Ode, des Madrigals oder Sonetts hüllten; auch an den üblichen Epigrammen, Satiren, Epiſteln und Lehrgedichten fehlte es nicht. Kurz: die „Poeterey“ blühte bei ihnen; und wenn ſie ſich auch vorzugsweiſe als Schüler Menckes, des Meißners, fühlten, in elf Fällen Söhne Meißens und ſogar einen Sohn der Mark bei ſich aufnahmen: ſo verleugneten ſie doch ihre engen Beziehungen zur ſchleſiſchen Heimat nicht; und die „ſchleſiſche Pronunciation“ blieb nach wie vor die oberſte Richtſchnur ihrer Reimkunſt.

Zwanzig Jahre lang hatte dieſes ‚Vertraute Görlitzer collegium poeticum‘ in beſcheidener Stille geblüht, in währender Zeit 120 Mitglieder beſeſſen und ſich zu einer Körperſchaft von 29 oder 30 ordentlichen Geſellſchaftern entwickelt: als man den Mut fand, aus dem örtlich und, von wenigen Ausnahmen abgeſehen, landsmannſchaftlich begränzten Dunkel hervorzutreten, die Satzungen zu ändern und den Eintritt in die Geſellſchaft nicht nur Görlitzern und Lauſitzern, ſowie den benachbarten Märkern und Meißnern, ſondern allen, mit der nötigen „Geſchicklichkeit“ zum Schmieden von mehr oder weniger ſorgfältig abgezählten Verſen behafteten, akademiſch gebildeten Deutſchen zu gewähren. Den neuen Verhältniſſen entſprechend und wol auch aus Erkenntlichkeit für viele Anregungen, welche man von der 1715 gegründeten hamburgiſchen ‚teutſchübenden Geſellſchaft‘ empfangen hatte, wurde das collegium poeticum ſeit 1717 in

eine ‚Deutschübende poetische Gesellschaft‘ umgewandelt und allwöchentlich eine volle, geschlagene Stunde der Übung in ungebundener deutscher Sprache gewidmet — eine Neuerung, die nicht streng durchgeführt wurde, weil die ‚Poesie‘ den jungen Herren immerhin näher lag und wichtiger schien als die Prosa, mit der man damals ja doch keine allzugroße Ehre gewinnen konnte.

Johann Burkhard Mencke war inzwischen Ehrenvorsitzender geworden; und seine Berühmtheit trug natürlich viel zur Ansehenserweiterung der Gesellschaft bei, deren Mitglieder sich allmonatlich einmal im Hause des Präsidenten versammelten, um eine Kritik über ihre, ihm vorher eingesandten, Dichtungen entgegenzunehmen. Es kam jetzt viel darauf an, daſs eine Autorität über die Schaffensfreudigkeit der Gesellschafter wachte; denn den Herren war mittlerweile der Ehrgeiz gewachsen; und sie ließen keine Gelegenheit vorübergehen, ohne durchlauchten, hoch- und hochedelgeborenen Herrschaften, hochlöblichen Magistraten und sonstigen Körperschaften von Bedeutung umständliche Dichtungen zu widmen. Seit 1719 wurden übrigens auf Menckes Wunsch auch deutsche Altertumsstudien getrieben; wodurch die Gesellschaft allgemach einen anspruchvolleren national-akademischen Karakter bekam; um so mehr, als es den Bemühungen des im Jahre 1717 eingetretenen, tüchtigen, wenn auch pedantischen Philologen Christian Clodius gelang, der Gesellschaft eine wertvolle, größtenteils aus Geschenken von leipziger Verlegern, Gelehrten und auswärtigen Mitgliedern zusammengeflossene Bibliothek zu schaffen, die bis 1724 auf 1000 Bände angewachsen war und unausgesetzt planmäßig erweitert wurde.

Als man sich 1722 anschickte, das Fest des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Gesellschaft zu feiern, erhielt der soeben erwähnte Clodius den Auftrag, eine Jubiläumsschrift zu verfassen; die er denn auch in sehr schlechtem Latein und so trocken wie möglich zustande brachte; die aber wenigstens, neben einer kurzen Betrachtung über die Sprachgesellschaften des 16. Jahrhunderts, eine dankenswerte Darstellung der Entwickelungsgeschichte des Kollegiums und eine Art von Programm für die

nächſte Zukunft enthielt. Dies Programm nun iſt inſofern bemerkenswert, als ſich in ihm ſchon ſchüchtern gewiſſe Beſtrebungen kundgeben[18], die wenige Jahre ſpäter von Gottſched mit weitſchauender Kraft und großzügiger Beharrlichkeit ſowol im Rahmen der ‚Deutſchen Geſellſchaft‘ und geſtützt auf ihr, allerdings durch ihn erſt geſchaffenes Anſehen, als auch in ſeinen eigenen Büchern und Zeitſchriften, und nicht zum wenigſten in ſeiner Eigenſchaft als Hochſchullehrer, mit ſo großem Erfolge durchgeführt wurden.

Übrigens trat die Geſellſchaft auch um 1722 noch keineswegs aus ihrem, im weſentlichen doch immer noch landsmannſchaftlich begränzten, Dunkel hinaus an die breite Öffentlichkeit. Selbſt die Feſtſchrift wurde nur den Senatoren der ſechs oberlauſitziſchen Städte Bautzen, Görlitz, Zittau, Lauban, Camenz und Löbau mit einer bombaſtiſchen Zuſchrift gewidmet; und auch die erſte öffentliche Handlung, welche in Überreichung einer Ode an die, 1722 während ihrer Anweſenheit in Leipzig zur Meſſe gehende Königin und Kurfürſtin von Sachſen von ſeiten eines allergnädigſt zugelaſſenen, alleruntertänigſten Mitgliederausſchuſſes beſtand, blieb durchaus örtlich beſchränkt.

So lagen die Verhältniſſe, als der oſtpreußiſche ‚Fremdling‘ 1724, am 1. März in die Geſellſchaft eintrat.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daſs Gottſched, wenn er als ein Mann von Beſitz nach Leipzig gekommen wäre, ſofort verſucht hätte, innerhalb der Geſellſchaft eine maßgebende, auch nach außen hin bemerkbare Rolle zu ſpielen. Aber der arme, litterariſch noch kaum erprobte Mann muſſte zunächſt an anderes denken — vor allem daran: ſich in der Fremde eine bürgerliche Stellung zu ſchaffen, die ihn ernähren, ihm die Möglichkeit bieten konnte, ſeine geiſtigen Kräfte im großen Umfange zu betätigen.

Die Stellung fand er nach wenigen Monaten bei Mencke; der den jungen, gleich ihm von Begeiſterung für die wolfiſche

[18] Man plante die Veröffentlichung eines poetiſchen Wörterbuchs für die Schuljugend, das Johann Georg Hamann etwas ſpäter auch herausgab; einen Neudruck der Leibniziſchen ‚Unvorgreifflichen Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der Teutſchen Sprache‘ (1697), und einige Schriften von Neumeiſter, Heräus und Clauberg.

Weltweisheit erfüllten, Gelehrten zum Lehrer seines Sohnes und zum Aufseher seiner Bücherei machte; ihm aber auch zugleich im eigenen Hause ein behagliches Heim bot. Hier fand Gottsched nicht nur den gesellschaftlichen Halt, sondern auch Gelegenheit, sein schon sehr großes Wissen planmäßig zu erweitern; während ihm durch Einführung in die ‚Vertraute Rednergesellschaft' die Möglichkeit geboten wurde, seine große Rednerbegabung zu zeigen und zu vervollkommnen.

Das Alles war für den Anfang viel genug; nun galt es, weiterzustreben, sich, wenn irgend möglich, an der Hochschule zur Geltung zu bringen. Und über Erwarten schnell kam ihm auch hier der „Zufall" entgegen: Die preußische Kollegiatur im ‚Collegium unsrer lieben Frauen' war frei geworden; wenn er sie erhielt, so hatte er festen Boden unter den Füßen. Um als Bewerber auftreten zu können, musste der königsbergische Magister allerdings ein ‚Magister noster' geworden seyn. So schickte er sich denn an, das Magisterium an der Leipziger Universität zu erlangen und zwar auf Grund einer Dissertation über den Ursprung des moralischen Übels, in der er sich, zum Entsetzen aller orthodoxen Theologen und Aristoteliker Leipzigs, rückhaltlos als einen Geistesgenossen Wolfs und Verfechter seiner Lehre zu erkennen gab.

Der Name ‚Wolf' wirkte damals auf den größten Teil der sächsischen Gelehrtenwelt, wie das Gebell des Hundes auf die Katze zu wirken pflegt: er brachte das Nervengeflecht der Herren in Erregung. Sie fürchteten und hassten den Mann, der zwar fest und fromm an Gott glaubte, wie jeder Andere, dem sein Leben und seine Ehre lieb waren; der aber die Wirksamkeit des Weltschöpfers in mancher Beziehung eingeschränkt wissen wollte und über vieles von der hohen Geistlichkeit und zumal von den Aristotelikern mit heiligem Eifer Gelehrte seine ganz besonderen Ansichten hatte. Nur durch Zufall war es diesen Herren erspart geblieben, den, laut eines königlichen Kabinettsbefehls vom 8. November 1723, aus Halle und Preußen vertriebenen, gehasstesten Denker der Zeit als Hochschulgenossen dulden zu müssen: der einflussreiche sächsische Kabinettsminister Graf Manteuffel,

ein Verehrer der wolfiſchen Weltweisheit, hatte gerade an dem Tage, da die Nachricht von Wolfs Vertreibung in Dresden bekannt wurde, beim Könige geſpeiſt und dieſen für die Berufung des Flüchtlings an die Leipziger Hochſchule günſtig geſtimmt; auch das Miniſterium wurde, dank des Entgegenkommens des Miniſters von Seebach und des Grafen Flemming, für den Plan gewonnen — und ſchon ſollte der, 1706 vor dem Schwedenkönig Karl XII. aus Leipzig gewichene Verfaſſer der ‚Vernünfftigen Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menſchen‘ eine Zierde des „Muſenſitzes am Pleißenſtrom“ werden: als er es vorzog, der ‚Philuris‘ zu entſagen und in Marburg Ruhe zu finden.

Kaum hatten ſich die orthodoxen Herrſchaften und alle Peripathetiker Leipzigs von dem, glücklich an ihnen vorübergegangenen Schrecken erholt: als der preußiſche Fremdling den dreiſten Entſchluſs faſſte, in der Hochburg der damaligen ſächſiſchen Glaubensfinſternis die Wolfiſche Philoſophie zur Geltung zu bringen, und dieſen Entſchluſs auch wirklich durchſetzte.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daſs der „treue Sohn der klugen Albertine“ ſich bereits in Königsberg für dieſen Fall vorbereitet; daſs er ſeine Diſſertation ‚Hamartigenia sive de fonte vitiorum humanorum quaestio philosophice soluta‘, in der er die Kühnheit beſaß, das moraliſche Übel aus der Unvollkommenheit des menſchlichen Verſtandes herzuleiten und die verſittlichende Macht der Bildung zu behaupten, ſchon vor ſeiner Flucht in den Hauptzügen fertig geſtellt hatte. Denn obgleich er ſich ſeiner ganzen damaligen Geiſtesverfaſſung nach, ungewöhnlich ſtark zur Philoſophie[19] hingezogen fühlen muſſte:

[19] Danzel zeigt uns den Gottſched der erſten Leipziger Zeit als einen faſt ausſchließlich von philoſophiſchen Neigungen beherrſchten, zielbewuſſten Streber nach litterariſcher Macht; Waniek ſtreitet ſehr entſchieden dagegen, ohne jedoch ſchwer wiegende Gründe für ſeine Meinung, daſs Gottſched in dieſer Zeit nur litterariſche, von Philoſophie nicht berührte Ziele verfolgt habe, beizubringen. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Daſs Gottſched es vor allem ſeiner Philoſophie verdankte, wenn Mencke ihn in ſein Haus aufnahm und ihn beauftragte, ſeinem Sohne Vorträge über Wolfiſche Logik und Metaphyſik zu halten, iſt eine, jedem Streit entrückte,

ſo wird er in der Unruhe und in den Aufregungen, welche die erſten Monate ihm notwendigerweiſe bringen muſſten, kaum ſo viel Sammlung gefunden haben, eine ſo wichtige Arbeit von Grund aus zu erledigen. Sehr wahrſcheinlich gehörte der, dem Geiſtesleben jener Zeit eine ganz neue Ausſicht ſchaffende, Traktat zu der Reiſeausrüſtung, die der ‚Flüchtling‘ nach Sachſen mitnahm; und das wenige, was Gottſched in der geſchichtlichen Vorrede zum 2. Bande der ‚Weltweisheit‘ über die Beweggründe, aus denen heraus er zu ſeiner Diſſertation gekommen war, mitteilt, ſcheint mir Recht zu geben. Er ſagt dort nämlich: „Ich hatte das Gedicht des Prudentius, welches den erſten Titel führete, geleſen, und glaubete, keine genugſame Beantwortung der ſchweren Frage: vom Urſprunge des moraliſchen Uebels, darinn gefunden zu haben. Baylens manichäiſche und marcionitiſche Scrupel hatten mich noch zweifelhafter gemachet, und meine theologiſchen Lehrer in Königsberg, denen ich ſie oft im Diſputiren vorgetragen, hatten mir keine Genüge darinn gethan; indem ſie auch hier den Knoten mehr zu durchſchneiden, als aufzulöſen pflegten. Es ſchien mir immer noch eine Schuld des Böſen in der Welt, auf den Schöpfer zurückzufallen, bis ich die Leibnitziſche Theodicee zu leſen bekommen. Dieſe hatte mir nun alle vorige Scrupel benommen, und mich in der Lehre der evangeliſchen Theologie befeſtiget. Daher ſuchete ich nun dieſelbe, zu meiner und anderer Beſtätigung, auf eine philoſophiſche kurze und bündige Art vorzutragen . . .“

Tatſache. Daſs Gottſched ſich das neue Magiſterium als Philoſoph erwarb, iſt ebenſo unbeſtreitbar. Aber genau ſo unbeſtreitbar iſt es, daſs der, nach akademiſchen Würden, nach dem, für ſeine Lebensarbeit notwendigen, akademiſchen Anſehen ſtrebende Philoſoph zugleich Dichter blieb, wie er es in der Heimat geweſen war — daſs er alle Hebel in Bewegung ſetzte, um ſich als Schriftſteller ſchlechtweg eine Stellung zu ſchaffen. Den Mittelpunkt ſeines intellektuellen Lebens bildete natürlich die Philoſophie, von der, ſeiner tiefen Meinung nach, alle geiſtige Tätigkeit befruchtet ſeyn muſſte. Sie blieb auch bis ans Ende ſeines Lebens der Hauptinhalt ſeines geiſtigen Weſens; nur daſs mit dem Jahre 1725 der Kreis ſeiner Zwecke ins Große zu wachſen begann, wodurch die, ihn bis dahin faſt ausſchließlich beherrſchende Neigung zur Weltweisheit, etwas eingeſchränkt wurde.

Dies geſchah 1724 am 18. Oktober; und Gottſched berichtet auch über die Vorgänge bei dieſen denkwürdigen zwei Sitzungen ſo feſſelnd, daſs ich es für das Beſte halte, ſeine eigenen Worte, ſtatt eines Echos, anzuführen: „Ich vertheidigte dieſe Diſſertation nach hieſigen Statuten, als ein fremder Magiſter, Vormittags ohne Reſpondenten, gegen fünf Gegner, deren erſter der ſel. Hofr. Joh. Burch. Menke, der letzte aber D. Johann Philipp Olearius war. Dieſer hatte zwar gegen die Diſſertation ſelbſt nicht viel einzuwenden; allein deſto hitziger hatte ihn ein angehängtes Corollarium von der vorherbeſtimmten Harmonie gemachet, welche ich für eine, zur Erklärung der Vereinigung zwiſchen Seele und Leib, ſehr bequeme, und ſonſt unſchädliche Hypotheſe, ausgab. Er ereiferte ſich ſehr darüber, daß ſolche ſchädliche Meynungen auf die leipziger Katheder gebracht würden, und redete ſo ängſtlich davon, als ob die ganze Kirche und Univerſität dabey in Gefahr wäre: ſo, daß er auch endlich Thränen vergoß, die bey der ſtudierenden Jugend großen Eindruck macheten. Als ich erwiederte, daß meine Corollaria mit Bewilligung des Decani der philoſophiſchen Facultät, welches damals Hofrath Menke war, gedrucket worden, brach er nur deſtomehr in Klagen aus: das wäre eben um ſovielmehr zu bedauren, daß ſolche ſchädliche Paradoxa geduldet würden, uſw. Dieß erfuhr nun Hofrath Menke gar bald, befragte mich auch Nachmittage ſelbſt darum, als ich ihn zu der geſetzten Stunde wiederum abholete, indem ich von neuem mit einem Reſpondenten die Katheder betreten ſollte. Und weil er mich abermal in den Hörſaal führen, und zum Diſputiren den Anfang machen mußte: ſo nahm er Gelegenheit, die vormittäglichen Klagen eines Viri summe reverendi, über mich, und über ihn ſelbſt, öffentlich zu beantworten, und ihren Ungrund zu zeigen. Das Auditorium war, wegen des vormittäglichen Lärmens, überaus voll; und alſo machete auch Hofrath Menkes Apologie für mich, und die Lehre von der vorherbeſtimmten Harmonie überhaupt, keinen geringen Eindruck, und zwar deſto mehr, weil Hofrath Wolf nur am Ende des vorigen Jahres, bey Strafe des Stranges, aus Halle war vertrieben worden: der aber hier gleichſam öffentlich wieder ehrlich gemachet

ward. Meine Diſſertation dauerte von 2 Uhr bis um 6 Uhr, ſo daß ich bey den kurzen Tagen des Octobers endlich meinen letzten Gegner, den ſel. D. Weiſen allhier, der noch ein junger Magiſter war, nicht mehr ſehen konnte . . ."

Mit beendigter Verteidigung der Diſſertation, bei der ihm während des Nachmittags Bruder Johann Heinrich als Reſpondent zur Seite geſtanden hatte, war das erſte große Ziel erreicht: das neu gewonnene Magiſterium öffnete dem jungen Dichter und Denker, den Preußen

„zwar geboren,
Doch nur für andre reif, nicht für ſich ſelbſt gemacht",

die Bahn für eine Wirkſamkeit als Hochſchullehrer, und bot ihm, dem von der Heimat aus „kaum auf ein Jahr der Unterhalt in Händen war", eine Grundlage, die ihm dem hofrätlichen Gönner gegenüber immerhin einige Selbſtändigkeit gab. Wenn ihn „des Schickſals Wink auf eine größere Bühne, in Deutſchlands Mittelpunkt, in Meißens Flur geſetzt" hatte: ſo war es jetzt an ihm, zu zeigen, daſs er auf dieſer Bühne einen Heldenſpieler und zugleich einen Spielleiter abgeben konnte.

Als ein ſelbſtändiger Denker hatte er ſich in ſeiner Diſſertation bewährt; denn wie offen er ſich auch als einen Jünger Leibnizens und des verhaſſten Wolf zu erkennen gegeben: der Schritt, den er mit ſeiner Theſe (daſs Laſter und Sünde keinen Mangel an göttlicher Begnadigung zur Tugend und Engelhaftigkeit vorſtellen, ſondern einzig und allein die Beſchränktheit des menſchlichen Verſtandes zur Urſache haben) über Leibniz und ſelbſt über Wolf hinaus getan, ſprach doch zu klar, als daſs man die nötigen Folgerungen nicht hätte ziehen ſollen. Die Scholaſtiker Leipzigs wuſſten jedenfalls, woran ſie mit dem kühnen Rationaliſten waren; und „das odium theologicum", das Gottſched Zeit ſeines Lebens „auf dem Nacken hatte", nahm ſchon an dem Tage, da er ſich die Magiſterwürde für Leipzig erwarb, ſeinen Anfang. Es nützte ihm wenig, daſs er einige Monate früher (am 27. April) in einem Lehrgedicht geſungen hatte:

„Des Chriſtenglaubens Grund iſt feſt und ſicher gnung:
Man darf die Spötterey und das vergebne Dräuen
Verwegner Läſterer in Ewigkeit nicht ſcheuen"

— dort galt es eben, einem Lizentiaten der heiligen Schrift zur erlangten Doktorwürde einige der Lage angepaſſte Artigkeiten zu ſagen; da ſprach zudem ein Dichter, der, einem Pindar gleich, ſich in den Gedankenkreis des von ihm Beſungenen ſchickte. In der Diſſertation aber lag ein klares, rückſichtlos zum Ausdruck gebrachtes Bekenntnis vor; und das merkte man ſich; wie ſehr auch Gottſched ſpäter alles tat, um nicht ſich als Freigeiſt unmöglich zu machen und ſeine Lebensarbeit ernſtlich zu gefährden.

Das eben erwähnte Lehrgedicht ſoll uns übrigens aufs neue daran erinnern, daſs das junge Mitglied der ‚Deutſchübenden poetiſchen Geſellſchaft' ſich in dieſem erſten Jahre des Kampfes um Brot und Anſehen nicht nur als Denker ſondern auch, und ſehr fleißig, als Gelegenheitsdichter bewährte; in manchen Fällen allerdings wol nur, um ſich eine Nebeneinnahme zu verſchaffen: da ſolche Dichtungen damals noch wirklich bezahlt wurden. In allen dieſen Gedichten, ſoweit ſie uns erhalten geblieben ſind, lieferte der junge Gottſched den Beweis, daſs er ſchon damals den erſten Dichtern ſeiner Zeit ebenbürtig war[20]; bekundete ſich aber zugleich auch als ein Mann, der überaus beſcheiden von ſeiner Kunſt dachte, die ja freilich allezeit nur einen Nebenzweig der weitausgreifenden Lebensarbeit des Schriftſtellers und Gelehrten bilden ſollte. So gibt es nichts, was den, von Gottſcheds eitlen, hochmütigen und verdienſtloſen Feinden immer aufs neue gegen ihn ausgeſpielten Vorwurf der Anmaßung bündiger widerlegen könnte, als etliche Verſe, die ſich in einem Gedicht vorfinden, das er 1724 ſeinem Freunde Weber nach Halle ſandte, als dieſer ſich dort die Magiſterwürde erworben hatte. Ausgehend von der Beſorgnis, daſs Weber annehmen könnte, er habe nur aus Hochmut bisher noch nichts zu des Freundes Lob und Ruhme geſchrieben, fährt er alſo fort:

[20] Die Bewunderung für den Lyriker Gottſched regte ſich ſchon früh; und gleich dem Königsberger D. H. Arnold, der ſich „herzlich gefreuet", als er „die Ehre hatte", die, auch in der Heimat bekannt gewordenen „netten und unverbeßerlichen Gedichte zu leſen", wünſchten gewiſs viele, als Dichter „nur einen Nachfolger Ihrer (d. i. Gottſcheds) ſchlechteſten Zeile abzugeben".

„ . . . Dein Argwohn trüget ſich;
Mein Hochmuth hat nicht Schuld, ein Zweifel ſchreckte mich.
Ich wollte mich nicht gern auf den Parnaſſus dringen,
Und durch ein hartes Lied von deiner Ehre ſingen.
Ich kenne meine Kraft und meine Schwäche ſchon;
Ich bin nicht ſo beglückt, als mancher Muſenſohn,
Der ungezweifelt glaubt, daß ſeiner Cyther Seyten
Mit aller Alten Kunſt um Rang und Vorzug ſtreiten;
Der in Gedanken ſteht, Homerus und Virgil,
Die Wunder der Natur, beneiden ihm ſein Spiel:
Weil Midas und ſein Chor, die ſeine Lieder hören,
Aus lauter Unverſtand den harten Ton verehren.

Ach nein, gelehrter Freund! ſo glücklich bin ich nicht:
So bald ich dichten ſoll, erröthet mein Geſicht.
Ich muß mich vor mir ſelbſt und meinen Verſen ſchämen;
Drum mag ich auch den Kiel nicht in die Hände nehmen.
Man ſieht ja mit Verdruß, daß Squenz, der Sylbenheld,
Wenn Pallas ihrer Schaar die Kränze zugeſtellt,
An ſtatt das Pegaſus ſich auf ein Maulthier ſchwinget,
Und dann mit aller Kraft gezwungne Lieder ſinget.
Daher kömmt mancher Vers, wo alles mager ſieht,
Wo lauter Aberwitz die Blätter überzieht;
Wo unverſtändlich Zeug die leeren Zeilen füllet;
Wo manche Redensart von falſcher Hoheit ſchwillet;
Wo faſt kein einzig Wort ſich recht zur Sache ſchickt;
Wo man den deutſchen Rock mit wälſchen Lumpen flickt;
Ja, wo die Reime ſelbſt nicht auf einander treffen,
So, daß auch Kinder oft den dummen Dichter äffen.

Ein ſolch Exempel hat mich ſo verzagt gemacht,
Daß ich bisher geſäumt. Ich habe mich bedacht,
Ob meine Finger auch, bey deinen Freudentagen,
Vermögend würden ſeyn, ein reines Lied zu ſchlagen.
Ich ſprach: Wo dein Geſang nicht recht gelingen will:
So ſchweige, mattes Rohr! ſo ſchweige lieber ſtill:
Was nützt, was hilft es dir, von fremdem Ruhme dichten,
Und bey des Freundes Glück dein eigen Lob vernichten:
Weil jeder harte Reim, den deine Kunſt erzwingt,
Von ſeines Meiſters Schimpf ein wahres Zeugniß ſingt.
Mein Freund darf immerhin mit neuen Würden prangen;
Ich mag mein Antlitz nicht vor Scham herunter hangen.

So ſprach ich bey mir ſelbſt, und die geſtörte Hand
Warf Blatt und Feder weg.“

Dieſe Beſcheidenheit war nicht gekünſtelt; ſie floſs auch kaum aus Unterſchätzung der eigenen ſtarken Kraft, ſondern kennzeichnete nur die hohen Anſprüche, die Gottſched an ſich, an die Kunſt überhaupt ſtellte[21] — wenn damals von Kunſt, insbeſondere von

[21] Noch entſchiedener ſchildert der Dichter Gottſched ſein Ringen um Vollendung in einer ebenfalls im Sommer 1724 an Neukirch gerichteten, dem Boileau nachgebildeten Satire, aus der an dieſer Stelle einiges mitgeteilt zu werden verdient. — Nachdem er Neukirch wegen der Leichtigkeit ſeines Schaffens bewundert hat, fährt er fort:

„Weit anders geht es mir, den ein ergrimmt Geſchicke
Zu dieſer Thorheit treibt, daß ich an Reimen flicke;
Dem ein verborgner Trieb, der uns zu leiten pflegt,
Zur Strafe dieſen Zug zur Dichtkunſt aufgelegt.
Ich weis, wie ſehr ich oft, bey dieſer Arbeit, ſchwitze,
Wenn ich, um einen Vers, wohl halbe Stunden ſitze;
Ich weis, wie oft ich matt und überdrüßig bin,
Wenn ich das Elend ſeh, da mein bemühter Sinn
Sich ganze Tage lang zermartert, quält und kränket,
Und doch am Ende kaum ein Wort zum Reim erdenket.
Denn fällt mir Sara ein, ſo reimt ſich Jeſabel,
An des Mäcenas ſtatt, reimt nur Ahitophel.
Ich ſinn auf Mosheims Lob, doch ſpricht der Reim von Pfaffen:
Und alſo weis ich mir faſt niemals Rath zu ſchaffen . . .
Ich mache, was ich will, es geht mir niemals an,
Die Reime ſtören mich, daß ich nicht dichten kann:
Was ich bejahen will, das wird der Vers verneinen,
Und wenn ich lachen ſoll, ſo reimt ſich nur das Weinen.
Drum hab ich auch ſchon oft ſo vieler Jahre Frucht,
Mein ganzes Dichterwerk, verwünſchet und verflucht.
Ich habe mich bemüht, die Seile zu verbannen,
Die meinen freyen Geiſt ins Joch der Muſen ſpannen.
Ich ſchwöre tauſendmal, daß ich nicht dichten will,
Jedoch der Mund iſt kaum von ſeinem Eyde ſtill,
Kaum bin ich etwas froh, daß Phöbus mich verlaſſen:
So fangen unbemerkt die Wörter an zu paſſen.
Mein Feuer zündet ſich, auch wieder Willen, an,
So, daß ich Kiel und Blatt nicht länger miſſen kann;
Mein eitler Schwur geräth allmählich ins Vergeſſen,
Und ich fang eilends an die Sylben abzumeſſen.
Doch weiſt du, was mich oft am heftigſten verdrießt?
Daß mein gewöhnter Kiel ſo eigenſinnig iſt,
Und kein vergeblich Wort in ſeinen Verſen leidet,

Dichtkunſt, ſchon anſpruchvoll geredet werden durfte. Denn allerdings konnte weniges von dem, was damals in Deutſchland gedichtet wurde und ſeit etwa hundert Jahren gedichtet worden war, für lyriſche Kunſt gelten; und auch Gottſched

---

Ja den geringſten Zwang mit ſtrengem Ernſte meidet.
Der kleinſte Fehler macht die blöden Wangen roth:
Geſchähe dieſes nicht, was hätt es denn für Noth?
Ich wollte ja ſo gut, als andre Stümper, flicken,
Und was ſich gar nicht ſchickt, in meine Zeilen rücken.
Die Wörter rum und raus, die Sylben rab und rein,
Die ſollten oft ein Troſt in meinem Kummer ſeyn.
Wollt ich die kluge Welt mit Büchern übereilen:
So ſchrieb ich allezeit in ungleich langen Zeilen.
Wie mancher hat das nicht zu dieſer Zeit gethan!
Allein, ich ſcheue mich vor ſolcher Stümper Wahn;
Denn könnte ſich mein Geiſt bey allen Lumpenſachen,
Nach unſrer Pfuſcher Art, ein gut Gewiſſen machen:
So wäre mir gewiß ein ganzer Band ſo leicht,
Als ein geſchicktes Lied mir itzo mühſam deucht . . .
Ich pflege meinen Vers wohl zehnmal durchzuleſen,
Und zwanzigmal zu ſehn, ob alles recht geweſen?
Das allerſchönſte Wort erwecket mir Verdruß,
Dafern es nur ein Loch im Verſe füllen muß:
Und wenn ich öfters ſchon ſechs Zeilen aufgeſchrieben,
Iſt doch zuletzt davon kaum eine ſtehn geblieben."

Er beklagt es dann, daſs er ſich mit der Dichtkunſt eingelaſſen, und bedenkt, um wie viel ſchöner ſein Leben ſeyn könnte, wenn er nicht immer getrieben würde, Verſe zu machen:

„Ich wüſte meine Zeit mit angenehmern Dingen,
Als dieſer Marterkunſt des Dichtens hinzubringen.
Ich bin vor Tauſenden, von Gram und Sorgen frey:
Ich weis in Wahrheit nicht, was ſchnöde Wolluſt ſey:
Ich weis den kleinen Stolz, der in mir wohnt, zu dämpfen,
Und werde nimmermehr um hohe Titel kämpfen.
Ich bete nicht das Glück an Fürſtenhöfen an,
Und da mir auch der Geiz das Herz nicht feſſeln kann:
So wett ich, daß ich ſtets ein Glückskind bleiben ſollte,
Wenn Phöbus mich nur nicht zum Dichten zwingen wollte."

Dann folgen einige Seitenhiebe auf Picander und den damals vielgenannten Reimpaſtor Schönemann, von dem geſagt wird, er werde

„noch zuletzt die Gaſſen
Des prächtigen Berlins mit Verſen pflaſtern laſſen"

war ſich wol noch kaum darüber klar geworden, daſs, wie er 1730 in ſeiner ‚Dichtkunſt‘ erklärte, ein Dichter, wenn er „poetiſch ſchreiben“ wollte, „zuvor poetiſch denken lernen“ müſſte. Was den Vierundzwanzigjährigen vor andern deutſchen Dichtern auszeichnete, war weniger ein Weſens- als ein Gradunterſchied; wenngleich er tatſächlich eine viel bedeutendere Perſönlichkeit für ſeine Kunſt einzuſetzen vermochte, als ſie je zuvor in Deutſchland dichteriſch tätig geweſen war: Er empfand, er dachte klarer als die andern; er hatte ein feineres rhythmiſches Gefühl, vielleicht auch eine muſikaliſchere Seele als ſie; er beherrſchte die Sprache ſichrer als die Reimer Brandenburgs, Meißens und Schleſiens, und beſaß einen gut erzogenen Geſchmack. Das waren ſchwerwiegende Vorzüge, deren er ſich zu jener Zeit wol noch nicht bewuſſt geworden war; die ihm aber doch ſchon jetzt ein unbefangenes Selbſtgefühl gaben und zu einem Schritt ermutigten, der von großer Bedeutung für ſeine nächſte Zukunft werden ſollte.

Wir erinnern uns, wie nahe Gottſched ſeinem, durch einige Heldengedichte weit über die Gränzen Oſtpreußens hinaus berühmt gewordenen Lehrer Johann Valentin Pietſch geſtanden hatte. Als ein Schüler und jugendlicher Freund dieſes auch in Sachſen hochgeſchätzten Dichters hatte der Flüchtling aus Königsberg mindeſtens ebenſo viel Entgegenkommen in Leipzig gefunden,

---

und nach einigen geringſchätzigen Worten über die Stümper, die ſich in ſich ſelbſt und ihre hingepfuſchten Verſe verlieben, fährt er fort:

„Allein ein ſtrenger Geiſt iſt niemals recht vergnügt,
Weil Pegaſus ihm nie nach ſeinem Sinne fliegt;
Er dünkt ſich ſelbſt zu ſchwach, vor andern ſeines gleichen,
Den vorgeſetzten Grad der Höhe zu erreichen.
Er tadelt und verwirft ſein herrlichſtes Gedicht;
Was aller Welt gefällt, gefällt ihm ſelber nicht:
Und wenn die Klügſten ſich an ſeiner Schrift vergnügen,
Beklagt er tauſendmal, daß er nicht gar geſchwiegen . . .“

Das wichtige Bekenntnisgedicht, das uns den jungen Dichter gerade ſo ernſt nach künſtleriſcher Vollendung ringen ſehen läſſt, wie der junge Denker in Königsberg nach Erkenntnis gerungen hatte, iſt nur in der erſten, einbändigen Ausgabe der ‚Gedichte‘ (1736) erſchienen; ich habe es im 5. Bande der geſammelten Schriften neu veröffentlicht.

denn als Verehrer Wolfs. Nicht zum wenigsten dieſen Beziehungen zu Pietſch, wenn auch natürlich vor allem ſeinen bereits ſehr großen Kenntniſſen, ſeinem Eifer und ſeinem ſichren Auftreten[22], verdankte er es, daſs Johann Gottlieb Krauſe, der Redakteur der ‚Leipziger gelehrten Zeitungen‘, ihm von vornherein großes Wohlwollen bezeigte; daſs er in der ‚deutſchübenden poetiſchen Geſellſchaft‘ ſofort zu einem, für Fremde ſchwer erreichbaren, Anſehen gelangte.

So war es denn begreiflich, daſs er einen großen Teil des erſten, in der neuen Heimat verlebten Jahres dazu benutzte, die zerſtreuten Gedichte ſeines berühmten aber, wie das häufig der Fall zu ſeyn pflegt, im Grunde wenig gekannten Landsmannes zu ſammeln und deren Veröffentlichung vorzubereiten. Der Zwecke, die er mit dieſer Arbeit verfolgte, waren jedenfalls mehre. Zunächſt durfte er hoffen, ſeinem in litteris etwas ſchwerfälligen, um nicht zu ſagen nachläſſigen, Lehrer einen Gefallen damit zu erweiſen; des ferneren durfte er ohne weiteres darauf rechnen, daſs eine ſolche Sammlung Pietſchiſcher Gedichte das Anſehen der oſtpreußiſchen Heimat im Reiche und dadurch zugleich des Herausgebers eigenes Anſehen, zumal in Leipzig, ſteigern würde; und ſchließlich konnte er ſich ſeinen Gönner Mencke herzlichſt verpflichten, wenn er, wie er es beabſichtigte und auch ausführte, die Sammlung der Gedichte des „Preußiſchen Poeten“ dem Manne, dem es „unter allen Meißniſchen Poeten noch keiner zuvor gethan“, widmete; ganz abgeſehen davon, daſs dem, noch kaum bekannt gewordenen Herausgeber, der mit zwei ſo berühmten Zeitgenoſſen gewiſſermaßen Hand in Hand vor aller Welt erſchien, dadurch eine ganz außerordentlich bevorzugte, weithin ſichtbare Stellung geſchaffen werden muſſte.

Als Pietſch die erſte Mitteilung von dem Plane erhielt, war er durchaus entgegenkommend. Er liebte den fern weilenden Schüler und ſagte in ſeinem Antwortſchreiben vom 16. März u. a.: „Ich glaube nicht, daß es einer Perſohn von Ihren Qualitäten, unglücklich gehen kan; es ſey denn, daß auch unſere

[22] Es iſt bemerkenswert, daſs auch Kroker einen beſonderen Nachdruck auf dieſe bisher nie eigentlich gewürdigten Vorzüge G.'s legt.

Fatalitäten ungewöhnliche Staffeln zu unſerm, ſonſt nicht zu erreichenden Glücke ſeyn müſten"; er verſäumte es nicht einmal, dem ſo ſehr viel jüngeren Manne eine überaus ſchwerwiegende Schmeichelei zu ſagen, indem er folgendes Bekenntnis ablegte: „Ich meines Theils ſuche und hoffe auch nicht der Nachwelt unvergeßlich zu bleiben, und kömmt mir die gantze Unſterblichkeit nach dem Tode nicht ſo angenehm vor, als wenn ich bey lebendigem Leibe ſehe, daß meine mittelmäßige Gedichte mich bey einem Freunde gegenwärtiger Zeiten, nicht gantz aus dem Gedächtniß fallen laſſen." Dies Bekenntnis war zweifellos um ſo ehrlicher gemeint, als Gottſched dem verehrten Meiſter vor kurzem einen großen Gefallen erwieſen hatte: ein Buchhändler Namens Schuſter, derſelbe Schuſter, zu dem Gottſcheds gelehrter Freund Gottlieb Siegfried Bayer (ſiehe S. 103/4) in geſchäftlicher Beziehung ſtand, war mit der Abſicht umgegangen, auf Grund der in den Leipziger ‚Neueſten Zeitungen von gelehrten Sachen' und in dem Sammelbuch ‚Die Poeſie der Niederſachſen' veröffentlichten Nachdrucke einiger Gedichte von Pietſch eine Geſammtausgabe dieſer Dichtungen erſcheinen zu laſſen; und Gottſched hatte eine Sinnesänderung des Verlegers in ſo weit durchgeſetzt, daſs er von dieſem ermächtigt wurde, den Dichter für das geplante Unternehmen zu gewinnen. Pietſch erklärte, daſs Herr Schuſter ſich freuen dürfte, den „Kinder-Raub" nicht ausgeführt zu haben; denn da die Gedichte „das Mahl noch nicht ſo geputzet" wären, daſs ſie „mit ihres Vaters Ehre in die Welt reiſen" könnten; da er ohnedies „weder Feder noch Unkoſten geſcheuet hätte", um den Raubdrucker „ſeines unbefugten Unternehmens gereuen zu machen": ſo hätte natürlich eine von Pietſch ſelbſt beſorgte Geſammtausgabe ſeiner Gedichte die Ausgabe Schuſters um alles Anſehen gebracht. Nun aber ſtellte Pietſch ſeine Forderungen; und die waren für jene Zeit nicht beſcheiden. Honorare für Gedichte zu zahlen, fällt ſelbſt heute noch den meiſten Verlegern ſchwer; damals muſſten es die Lyriker meiſtens ſchon für eine Ehre halten, wenn die Verleger ihre Gedichte druckten und ihnen einige Abdrücke zur Verteilung an Freunde „ſchenkten". Pietſch jedoch verlangte eine Gegenleiſtung von mindeſtens 3 Talern

für den Bogen und wollte, daſs der Preis des Buches ſo hoch feſtgeſetzt würde, daſs er „ein Zeugnis von der Hochachtung des Verlegers“ für ſeinen Dichter geben könnte. Drei Taler hatten damals einen andern Wert als heute — kein Wunder, daſs Schuſter ablehnte; daſs auch kein andrer Buchhändler um dieſen Preis den Verlag der Sammlung übernehmen wollte. Da unter ſolchen Umſtänden nicht daran zu denken war, daſs die Gedichte jemals erſchienen; um ſo weniger, als Pietſch in litteris ein läſſiger Mann war und ſich einzig und allein durch ein hohes Honorar dazu beſtimmen laſſen konnte, der „einträglichen Praxi Medicin“ ſo viel Zeit zu entziehen, als zur Zuſammenſtellung und etwaigen „Polirung“ der Gedichte, und obenein zur Druckprüfung nötig geweſen wäre — ſo gieng nun Gottſched, von Johann Gottlieb Krauſe „kräftig ermuntert“, daran, ſelbſt eine Ausgabe zuſammenzuſtellen. Schon in Königsberg hatte er alles, was von Pietſchens Gedichten bis dahin vereinzelt erſchienen war, geſammelt; jetzt verſchaffte ihm ſein Freund Arnold noch einige neuere Stücke; und als er bei „Großens Erben“ Neigung fand, den Verlag ſeiner, durch eine Überſetzung der ‚Parrhaſianen‘ des Le Clerc und einige von ihm ſelbſt verfaſſte Gedichte bereicherten, Sammlung zu übernehmen, gieng er an die Drucklegung, die ihn bis zum Frühjahr 1725 beſchäftigte.

Über „das allerbeſte deutſche Buch“, das Gottſched „um dieſe Zeit“ für die Veröffentlichung vorbereitete, könnte vielleicht an dieſer Stelle manches geſagt werden; denn die, uns heute zum Teil ſehr trocken, zum Teil recht ſchwülſtig erſcheinenden, im ſteifen Opitzſtil durchgeführten, aber faſt fremdwörterreinen Gedichte des „deutſchen Phöbus“ jener Tage, enthalten mehr als eine kraftvolle Wendung, etliche bildkräftige Versreihen, und ſollten, wenn ſie der Nachwelt auch für veraltet gelten dürfen, ſchon deshalb ihre feſte Stellung in unſerer Litteraturgeſchichte angewieſen bekommen, weil ſie geſchichtlich zweifellos eine nicht wegzuleugnende Bedeutung haben und in Dieſem und Jenem auch für den Lyriker Gottſched vorbildlich geweſen ſind. Aber wichtiger als eine Betrachtung dieſer Gedichte, die im Rahmen meines Werkes doch nur flüchtig ausfallen könnte, ſcheint mir eine

Prüfung der Umstände zu seyn, unter denen ihre Veröffentlichung erfolgte. Denn auch diese ‚Pietschausgabe‘ hat zu so ungerechten schweren Beschuldigungen unseres Helden Veranlassung bieten müssen, dass, um der Gerechtigkeit willen, die mich von Anfang an in meinem Kampfe für Gottsched geleitet hat, ein näheres Eingehen auf den Fall unerlässlich ist.

Waniek, der ja in falscher Beurteilung Gottscheds, zumal der Beweggründe seines Handelns, alles nur irgend mögliche leistet und schon allein durch diese, von jeder Seelenforschung weit abgekehrte, oberflächliche, um nicht zu sagen absichtlich unwahre, Brandmarkungen seines „Helden“ dem Andenken des großen Ostpreußen aufs neue schwer geschadet hat — Waniek erblickt in dem oben kurz geschilderten Vorgehen Gottscheds geradezu eine „Brutalität“, einen Beweis „von roher sittlicher Gemütsanlage“, und spricht recht beweglich davon, dass auch Pietsch „den an seinem geistigen Eigentum verübten Diebstahl niemals ganz verwinden konnte und trotz mancher Vermittelungen seitens Kreuschners, Bocks, Königs u. A. jede nähere Verbindung mit ihm abbrach“.

Wer die, nicht zum Bedenken und Nachdenken befähigte, Welt gegen den ohnehin in schlechtem Rufe stehenden Mann einzunehmen wünschte, konnte nicht geschickter handeln, als indem er ihn, dem er wenige Seiten vorher hämisch nachgesagt hatte, dass er „die ihm von Pietsch erteilte Lektion über litterarisches Eigentum vergessen“ hätte, jetzt abermals, und in einem anscheinend viel ernsteren Falle, des brutalen Diebstahls bezichtigte. Jetzt wusste man mehr als genug von den sittlichen Mängeln des später, wahrscheinlich ebenfalls durch unlautere Mittel, zu Ansehn und Einfluss gelangten Strebers; und es war leicht, von dem so gewonnenen Standpunkt aus, sein ganzes Wesen, seine ganze Lebensarbeit „richtig“ zu beurteilen.

Aber wie lagen die Dinge?

Gottsched hatte einen rücksichtlosen Verleger davon abgehalten, eine unberechtigte, schlechte, unvollständige Sammlung der Pietschischen Gedichte zu veröffentlichen. Dafür musste Pietsch ihm schon deshalb dankbar sein, weil er dadurch vor einer, ihm

offenbar ſehr unbequemen und koſtſpieligen Arbeit (der Zuſammenſtellung und Drucklegung einer guten Ausgabe) bewahrt worden war. Nun erklärte ſich wol Pietſch bereit, für Schuſter ſelbſt eine Sammlung herzuſtellen; aber er knüpfte dieſes Entgegenkommen an eine Bedingung, die für jeden Verleger, der ſeinen Verdienſt zuerſt im Auge hatte, unannehmbar bleiben muſſte. Um ein Honorar im wahren Sinne des Wortes, um ein „Geſchäft", war es Pietſch allerdings nicht zu tun. Seine Gedichte waren ja zum größten Teil bereits in (mehrfach nachgedruckten) Einzeldrucken erſchienen und hatten ihm die gewünſchten Einnahmen gebracht. Wenn er Geldforderungen ſtellte, ſo geſchah es wol hauptſächlich deshalb, weil er die zeitraubende Mühe, die mit einer Zuſammenſtellung der Gedichte und vor allem mit den nötig werdenden Druckprüfungen verknüpft war, nicht ohne entſprechende Gegenleiſtung auf ſich laden wollte; um ſo weniger, als er die dazu erforderliche Zeit der „einträglichen Praxi Medicin entziehen" muſſte. Pietſch verlangte, um es kurz zu ſagen, eine Entſchädigung für die Herausgeberarbeit und war vielleicht ganz froh, als der Verleger die Taſche geſchloſſen hielt: er brauchte ſich nun aus der geliebten Profeſſorenruhe nicht ſtören, in ſeiner „einträglichen" Praxis nicht beeinträchtigen zu laſſen.

Damit war der Fall für Pietſch erledigt. Für Gottſched aber fieng er jetzt erſt an, Bedeutung zu gewinnen. Es war von großer Wichtigkeit für ihn, ſich durch eine auffällige, vornehme litterariſche Tat eine Stellung zu ſchaffen; es war ihm zugleich eine, ihn auch ſpäterhin ſehr ernſthaft beſchäftigende Herzensſache, das Anſehen ſeiner oſtpreußiſchen Landsleute zu heben (dachte er doch ſogar daran, eine preußiſche Anthologie zuſtande zu bringen; von welchem Plan er erſt abließ, als ſich ſein tief wurzelndes Stammesbewuſſtſeyn[23] zu dem großen allgemeindeutſchen Volksbewuſſtſeyn erweiterte); und das konnte gar nicht wirkſamer geſchehen, als wenn er dem deutſchen Publikum das

[23] Noch 1726 fühlte er ſich nicht eigentlich als Deutſchen, ſondern als ein Glied der „Preußiſchen Nation" (V. T. II, 108), entſprechend dem Umſtande, daſs die Meißner, Schleſier uſw. ſich als meißniſches, ſchleſiſches uſw. Volk, nicht als Glieder eines großen deutſchen Volkes fühlten.

dichteriſche Lebenswerk des berühmteſten oſtpreußiſchen Dichters, der „unter den teutſchen Tichtern noch wenige ſeines gleichen, über ſich aber vielleicht gar keinen gehabt", als ein geſchloſſenes Ganzes vermittelte; das jedoch, wie Gottſched in der Vorrede offen erklärte, nur „ein Vorſchmack ſeyn" ſollte, da „die völlige Vergnügung niemand anders als der Herr Hof-Rath ſelber geben" konnte.[24]

Das „Geſchäft" (um mit Waniek zu reden) war ihm dabei ſicherlich ebenſo Nebenſache, wie es Pietſch ohne Zweifel Nebenſache geweſen war (für einen ſo wohlhabenden Mann wie Pietſch durfte die doch immerhin kleine Summe wirklich keine Rolle ſpielen). Es iſt ſogar fraglich, ob er von Großens Erben überhaupt irgend eine Entſchädigung erhielt; denn für die von ihm veröffentlichten Gedichte, ſofern ſie nicht als Gelegenheitgedichte ihren beſtimmten, zur Gegenleiſtung verpflichtenden Zweck erfüllten, hatte er bisher noch nie ein Honorar bekommen; ſelbſt für ſeine, zu Anfang des Jahres 1725 (alſo lange nach den, der Drucklegung des Bandes doch wol vorangegangenen Abmachungen) gedichtete Ode auf den Tod Peters des Großen, die ſo reißenden Abſatz fand, daſs der Buchdrucker Tietz ſie dreimal auflegen muſſte, erhielt er „keinen Häller"; es war ihm nicht einmal eingefallen, dergleichen Anſprüche zu ſtellen, weil er, wie er in der geſchichtlichen Vorrede zum 2. Bande der ‚Weltweisheit' ſagt, es „damals noch nicht überſchlagen konnte, wie viel ein Verleger an einer Schrift, die gut abgeht, verdienen kann". Auf einen großen Umſatz durfte der Verleger bei einem Bändchen Gedichte damals ohnehin nicht rechnen; wenn Gottſched alſo wirklich eine Entſchädigung erhalten haben ſollte, ſo wäre mit ihr nur etwa die Mühe bezahlt worden, welche der Herausgeber mit dem Ordnen und der Drucklegung einer ſolchen Gedichtſammlung notwendigerweiſe haben muſſte; ganz abgeſehen davon,

[24] Im gleichen Sinne meinten die Leipziger ‚Neueſten Zeitungen von gelehrten Sachen', welche das Buch ſchon am 19. April 1725 anzeigten, daſs man „dem Herausgeber um ſo viel mehrern Danck ſchuldig ſeyn werde, wo ſich der Herr Autor dabey hätte bewegen laſſen, eine beſſere und vollkommnere Edition aller ſeiner Gedichte ans Licht zu ſtellen".

daſs den Gedichten einige Bogen Proſa vorangeſtellt waren, die doch Gottſched ſelbſt zum Verfaſſer und ihren beſonderen Wert hatten. Hierüber braucht man alſo kein Wort zu verlieren. Die Vorteile, welche für Gottſched aus dem Unternehmen fließen konnten, waren durchaus idealer Natur. Aber auch Pietſch hatte natürlich ſeine ſehr großen idealen Vorteile von dem eigenmächtigen Handeln ſeines jungen Verehrers. Welch ein Dichter wünſchte ſich nicht eine Geſammtausgabe ſeiner Dichtungen! Pietſch hatte ſie jetzt, ohne daſs er genötigt worden war, einen Finger zu rühren.[25] Aber noch mehr: was ſich für ihn, als den Herausgeber ſeiner eigenen Gedichte, verboten hätte, das leiſtete ihm der fremde Herausgeber im reichſten Maße: huldigende Anerkennung; laute Bewunderung, die in allen deutſchen Landen Widerhall weckte.[26] Es lag alſo wirklich für Pietſch kein Grund vor, über

[25] Man lächle nicht über dieſe Auffaſſung. Heute, da ſelbſt Lyriker zuweilen für ihre Gedichtſammlungen Honorare erhalten, könnte man es vielleicht ſeltſam finden, wenn man einen, ſozureden beſtohlenen, Dichter damit tröſten wollte, daſs er ſich freuen könnte, eine Sammlung ſeiner Gedichte zu erleben. Damals lagen die Dinge anders. Honorare gab es allenfalls für einzelne „aktuelle", billig herzuſtellende und verhältnismäßig viel einbringende Gedichte; für koſtſpielige, nur auf ein kleines Publikum angewieſene Sammlungen gab es kein Geld; es gehörte meiſtens ſogar noch die Fürſprechung einflusſreicher Mittelsperſonen dazu, einen Verleger zu bewegen, ſein Geld an die Drucklegung einer ſolchen Gedichtſammlung zu ſetzen. Pietſch hatte alſo tatſächlich allen Grund, ſich der Veröffentlichung ſeiner Gedichte, von ſeiten eines andern, die ganze Mühe auf ſich nehmenden, Herausgebers zu freuen.

[26] Gottſched verſtand es meiſterhaft, dieſe Huldigungen ſo anzubringen, daſs ſie auch dem Empfindlichſten erträglich ſeyn muſſten. Er lobt nicht geradezu. Er ſpricht zuerſt davon, daſs ihn die Liebe zu ſeiner Heimat, und die Ehre, die er für ſich gewinnen müſſte, „dieſes groſſen Mannes Landsmann zu ſeyn", dazu getrieben habe, die Sammlung zu veranſtalten; dann fährt er fort: wenn er wollte, ſo würde er „auf das deutlichſte zeigen, daß ſein Dichter an feurigem Geiſte, an Hoheit und Richtigkeit der Gedancken, an Reinheit der Sprache, an glücklichen Erfindungen und an Lieblichkeit ſeiner leicht-flüſſenden Schreib-Art, allen andern, die jemals teutſche Verſe gemacht, überaus weit vorzuziehen ſey". Aber „er weiß, mit was vor Behutſamkeit, Leute, die noch am Leben ſind, gerühmt werden müſſen"; auch iſt ihm „die Beſcheidenheit ſeines Poeten gar zu bekannt, von welchem gewiß kein ſpöttiſcher Tadler iemals ſo ſchroff geurtheilet

Gottſched bis zur Unverſöhnlichkeit entrüſtet zu ſeyn; und wenn er auch vielleicht einige Zeitlang über ſeines Verehrers ſelbſtherrliche Entſchloſſenheit, die ſich durch nichts von einem für nötig, nützlich und gut erkannten Unternehmen abhalten ließ, verſtimmt geweſen ſeyn mag (wie Gottſched aus ſeinen Schweigen ſchließen zu müſſen glaubte): ſo beweiſen doch, ganz im Gegenſatze zu Wanieks Behauptung, die Briefe Kreuſchners, Bocks und Anderer,[27] daſs er dem ſo tatkräftig für ihn eingetretenen Landsmanne nach wie vor wohlgewogen blieb.[28] Dem Verleger Schuſter hatte er mit einem Gegenunternehmen gedroht; dem

---

hat, als er ſelbſt"; ſo beruft er ſich denn nur „auf das, was bereits das gantze Teutſchland mit allgemeiner und unpartheyiſcher Stimme von ihm geurtheilet hat", und ſtellt dann die Vorzüge ſeines Dichters, der „auch bey den gemeinſten Dingen edle Gedancken hat" ins volle Licht.

[27] Kreuſchner ſchreibt 1725 am 1. Oktober an Gottſched: „. . . Von beſagtem Herrn Hofrath Pietſch habe noch nicht bemerket, daß er auf Ew. Hochwohlgeboren ſolte übel zu ſprechen ſeyn; dahero nicht nöthig gehabt, Ihm gute Gedancken von Ihnen beyzubringen, welche er noch allezeit gegen Sie hat." Und 1728 läſſt Pietſch, der ſich inzwiſchen entſchloſſen hat, „einige von ſeinen ungedruckten poesien heraus zu geben", ihn ſogar durch Bock „auf das freundlichſte erſuchen, ihm einige raisonnable Verleger in Leipzig zuzuwenden, und ihm die Erklärung hierauf mit nächſtem wißen zu laßen". Man ſieht: weder Pietſch, noch die anderen Königsberger Freunde waren irgendwie aufgebracht über die „Brutalität" und die „Sittenroheit" des litterariſchen „Diebes", zu dem erſt Waniek ſeinen „Helden" zu ſtämpeln beliebte! — Es ehrt Kroker, daſs auch er ſchon die falſche Beurteilung von ſeiten des hoffentlich ſehr gewiſſenhaften Herrn Gottſched-Biographen zurückweiſt, wenn er es auch unterlaſſen hat, ſeine Gegenmeinung näher zu begründen.

[28] Wie wenig Pietſch Grund zu haben glauben konnte, Gottſched zürnen zu müſſen, geht wol auch daraus hervor, daſs er, der ja nicht eigentlich Dichter oder Schriftſteller von Beruf war, ſich an dergleichen längſt gewöhnt hatte. Schon ſein erſtes berühmtes, viel nachgedrucktes Gedicht auf den Feldzug des Prinzen Eugen in Ungarn (1715) war „durch gute Federn ohne ſein Wiſſen der Preſſe untergeben worden"; und dieſe Freunde wurden von der ‚Leipziger neuen Zeitungen von gelehrten Sachen' gebeten, „auch um die übrigen Wercke eines ſo geſchickten Poeten gute Vorſorge zu tragen". Auch das unvollendete Gedicht auf Carl VI wurde 1724 in den ‚Leipziger n. Z. etc.' ohne Wiſſen Pietſchs veröffentlicht — ob durch Vermittelung Gottſcheds, wie Einige glauben, läſſt ſich nicht nachweiſen.

Geſchäftsmanne, der ihn „wider ſeinen Willen zum Autori machen“ wollte, hätte er möglichenfalls den Raub abzujagen verſucht: Gottſched gegenüber verhält er ſich ſtill; ihm bleibt er nach wie vor freundlich geſinnt; er denkt auch nicht daran, nun ein von ihm ſelbſt zuſammengeſtelltes Gedichtbuch herauszugeben, ſondern beabſichtigt nur, dem der Welt vorliegenden Sammelbande „einige von ſeinen ungedruckten poesien“ folgen zu laſſen. Wahrſcheinlich ſcheiterte auch dieſer Plan an zu „hohen“ Honorarforderungen; jedenfalls erſchienen die „ungedruckten poesien“ zunächſt nicht; und erſt 1740, acht Jahre nach Pietſchs Tode, veranſtaltete Johann Georg Bock eine Geſammtausgabe der ‚ungebundenen Schriften‘ des „Kleinods der Poeten“, welche den Ruhm dieſes von ſeiner Zeit ſo bewunderten Heldendichters[29] noch einige Jahrzehnte aufrecht hielten.

Aber kehren wir zum Jahre 1724 zurück!

Die Vorarbeiten für die Drucklegung der Pietſchiſchen Gedichte waren erledigt; Gottſched hatte ſich im Oktober das Magiſterium für die Leipziger Hochſchule erworben und ſah nun wol nach einem Unternehmen aus, das ihm nicht nur Ehren ſondern auch Geld einbringen konnte.

Hier ſchien ihm nun die große Aufklärungsbewegung, die von England ausgegangen war und in Deutſchland beſonders durch Thomaſius und Wolf in Fluſs gehalten wurde, zuſtatten zu kommen. Seit Anfang des Jahrhunderts waren in England verſchiedene moraliſche Zeitſchriften erſchienen, in denen die Aufklärungsidee einen zeitgemäßen und volkstümlichen Ausdruck fand; zumal die Wirkung der Wochenſchriften ‚The Tatler‘ (1709 bis 1711), ‚The Spectator‘ (1711—1712) und ‚The Guardian‘ (1713) war groß geweſen, hatte ſogar in Deutſchland ſehr merkliche Spuren zurückgelaſſen. Auch an Nachahmungen der eng-

[29] Auch Gottſched blieb Zeit ſeines Lebens ein Verehrer ſeines berühmten Landsmannes; obwol er ſchon 1726 ſehr ſcharfe Kritik an den Mängeln und Ungeſchicklichkeiten der Verſprache Pietſchs zu üben wuſste. Im Jahre 1730 nennt er ihn den ‚Preis des Vaterlandes‘ und „der Deutſchen Phöbus“; und noch 1750 preiſt er ihn als den Dichter „der durch erhabne Glut auch wälſche Geiſter beugt“.

liſchen Vorbilder fehlte es nicht. So hatte Friedrich Mattheſon 1713—1714 in Hamburg ſeinen ‚Vernünftler‘ herausgegeben, der nach Erſcheinen des hundertſten Stückes von der Hamburgiſchen hohen Obrigkeit unterdrückt wurde; ſo erſchien 1718 die ‚luſtige Fama‘, die ſich einer großen Beliebtheit erfreute; dann beteiligte ſich die Schweiz an dieſer ſo kräftig in die Halme ſchießenden Zeitſchriftenlitteratur: die ‚Discourſe der Mahlern‘ (1721—1723), von Bodmer und Breitinger in Zürich herausgegeben, ſtellten vorwiegend ſchöngeiſtige Betrachtungen an; und ſeit Anfang des Jahres 1724 ſandte das regſame, dem engliſchen Einfluſſe ganz beſonders ausgeſetzte Hamburg ſeinen ‚Patrioten‘ in die deutſche Welt hinaus, der an Wirkung alle ſeine deutſchen Vorgänger weit übertraf und von B. H. Brockes, D. W. Triller und Chr. Friedr. Weichmann (denen ſich ſpäterhin noch Friedrich von Hagedorn und J. A. Hoffmann als Gelegenheitmitarbeiter anſchloſſen) auch ganz vortrefflich verſorgt wurde. In dieſem ‚Patrioten‘ wehte bereits etwas von dem Geiſte, deſſen Gottſched voll war. Er trat für ein vernünftiges Erziehungweſen, für Abſchaffung der ſo verderblichen Ammenwirtſchaft ein; brachte, wenn auch noch ſehr ſchüchtern, „Akademien für Frauenzimmer“ in Anregung; wandte ſich gegen die Edelleute, die nicht danach fragen, ob jemand ein Menſch, ob er vernünftig, ob er ein Chriſt, ſondern bloß danach, ob er ein Edelmann ſey; empfahl bürgerliche Heiraten für den Adel; behauptete, daſs „ein Handelsmann, der in ſeinen Sachen aufrichtig iſt und in allen Verrichtungen punctuel, zweifelsohne weit größere Ehre habe und viel mehr vom wahren Adel beſitze, als ein wilder, verſchwenderiſcher Junker“; und hielt über faſt alles, was in jenen Tagen einem verſtändigen, die Welt auch außerhalb Deutſchlands kennenden Manne für ſchlecht oder verbeſſerungbedürftig gelten mochte, ein mildes Gericht. Vor allem beklagte auch er das Umſichgreifen der „Frantzöſiſchen Mode“; verurteilte gelegentlich die wüſte „Sprachenmengung“, den „gelehrten Miſchmaſch“, den er „die Peſt unſerer Sprache“ nannte, und gab ſelbſt ein, für jene Zeit ſehr bemerkenswertes, Beiſpiel reindeutſcher Proſa, die in ihm allerdings nur einen lehrhaften, trockenen,

ſchlicht ſachlich aber reizlos ſchreibenden Vertreter hatte. Vom Theater wollte er, als ein frommer Chriſt, nichts wiſſen; überhaupt ſtanden ihm geiſtige und künſtleriſche Angelegenheiten ferner; ihm galt „ein fleißiger Handwerker" mehr, „als zehn nichtsnutzige Gelehrte"; und zumal die falſchen Gelehrten, die ſich „mit allen Kräften bemühen, durch ihre ſeltſame Aufführung, und durch ihr gantzes, der Unwiſſenheit gewiedmetes Leben" die Gelehrſamkeit „in äußerſte Verachtung zu bringen", ſowie auch die „gantz verkehrten" Studien der „gar zu groſſen Menge" der Studierenden, wuſſte er derb zu tadeln. Zwar kam dies alles und noch manches Andere[30] nur gelegentlich zur Sprache, ohne in Zuſammenhang mit einer großen und freien Weltanſchauung gebracht zu werden; aber in ſeiner tüchtigen, ſchlichten Art gehörte auch der ‚Patriot' (wenigſtens in ſeinen erſten 2 Jahrgängen) zu den johanneiſchen Erſcheinungen aus der Zeit vor dem Auftreten Gottſcheds; und es ließe ſich ohne Schwierigkeit nachweiſen, daſs Gottſched, als er den Entſchluſs faſſte, ebenfalls Herausgeber einer Wochenſchrift zu werden, ſich gerade dieſen, von ihm ſehr geſchätzten, Vorgänger zum Muſter nahm, wenn er uns nicht ſelbſt davon unterrichtet hätte, daſs ſeine ‚Vernünfftigen Tadlerinnen' eine „moraliſche Schrift" nach Art des ‚Patrioten' werden ſollten.

Aber dieſes erſte große, die Schriftſtellerlaufbahn Gottſcheds eigentlich einleitende Unternehmen, das ſchnell weitreichende Berühmtheit erlangte, wurde doch etwas weſentlich anderes, als nur ein zweiter ‚Patriot'; und ſchon in dieſem Falle zeigte ſich die geiſtige Überlegenheit des geborenen Organiſators und Reformators, der allem, was er in die Hand nahm, eine ungewöhnliche Bedeutung zu geben wuſſte; für den zugleich jedes erreichte Ziel zum Ausgangspunkt für ein neues, höher geſtecktes Ziel wurde.

[30] Ausführliches über den ‚Patrioten' findet man in der ‚Gottſched-Halle', dem Organ der Gottſched-Geſellſchaft, wo im 1. Heft des 1. Jahrganges alles Nötige zur Sprache gebracht auch ein ſehr leſenswertes Zitaten-Brevier geliefert wird.

Drittes Kapitel

Der Kämpfer für Aufklärung und Volksbildung

Wenn ich dieſes Kapitel dem Kämpfer für Aufklärung und Volksbildung widme, ſo geſchieht es aus dem Grunde, weil Gottſched, deſſen Lebensarbeit zum größten Teil einzig und allein dem Kampfe für Aufklärung und Volksbildung diente, dieſen Kampf nie wieder mit ſo jugendlicher Leidenſchaft und ſo nahezu ausſchließlich führte, wie in den Jahren 1725—1728, in den Jahren, da er als Herausgeber der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ und des ‚Biedermanns‘ zum erſten Male das Glück genoſs, an der Spitze vielgeleſener, von ihm allein beſeelter Wochenſchriften ſich als den Erzieher und Sittenrichter ſeiner Zeit, insbeſondere Sachſens, fühlen zu dürfen.

Um 1725 ſah es in Deutſchland, zumal in den, von einer unduldſamen, enggeiſtigen und engherzigen Geiſtlichkeit beherrſchten meißniſchen Landen, noch recht finſter aus. Trotz aller dankenswerten, wenn auch des volkstümlichen Karakters entbehrenden Aufklärungsbeſtrebungen hervorragender Männer wie Thomaſius und Wolf, hielten unheilvolle Wächter des Glaubens alle Tore, durch welche der neue Geiſt des Fortſchrittes hätte einziehen können, ſorgfältig beſetzt; und es gehörten viel Mut, viel Kraft, viel Selbſtbewuſſtſeyn und Selbſtvertrauen dazu, mit volkstümlichen Mitteln einen Kampf zu beginnen, der den Mächten des Lichtes, dem Geiſte einer neuen, edleren Zeit zum Siege verhelfen ſollte.

Hatten ähnliche Beſtrebungen bisher keinen rechten Erfolg gehabt: ſo lag das wol einenteils an den Schwierigkeiten, denen das Neue zu jeder Zeit begegnet, weil es unbequem und gewohnheitfeindlich iſt; andernteils aber und wol vorzugsweiſe daran, daſs ihnen der volkstümliche Zug, mehr noch der große, völkiſch bedingte Hochſchwung vorenthalten geblieben war. Weder in Thomaſius noch in Wolf loderte das Feuer des Dichters und Redners. Ihrer Sprache fehlte das anmutende perſönliche Gepräge; ihre Beredſamkeit war kalt; und ihr ganzes Weſen eignete ſie faſt ausſchließlich zu Gelehrten, nicht aber zugleich zu Volksmännern und Volksanregern, die von der Einſicht beſeelt ſind, daſs jede Volksaufklärung- und Volksbildungarbeit mit echter Vaterlands- und Volksliebe, vor allem jedoch mit echter, heißer Liebe zur Volksfreiheit und dem Willen, das ganze Kulturleben eines Volks, einer Zeit auf eine höhere Stufe zu heben, verſchwiſtert ſeyn muſs. Denn in der Tat können Bemühungen um Volksaufklärung und Volksbildung nur dort fruchtbar und von tiefgreifendem Erfolge begleitet ſeyn, wo das ganze Gebiet geiſtigen Lebens eines Volkes in Pflege genommen, die ganze Daſeynsbetätigung eines Volkes von einem einheitlichen Mittelpunkte aus in das mildglühende Licht der Aufklärung und Allgemeinbildung gerückt wird.

Von einer ſolchen Einſicht war in den deutſchen Vaterländern, wo das geiſtige Leben ſich immer noch vorzugsweiſe nur religiös bedingt zeigte, bisher kaum etwas bemerkbar geworden. Erſt in Gottſched wurde ſie groß und zu einer tatkräftigen Macht, weil der, durch echte Gelehrtenbildung vertiefte, Geiſt des Vaterlandsfreundes und die edel gehobene Leidenſchaft des freidenkenden Volksmannes in ihm lebendig waren. Dieſer Geiſt, dieſe Leidenſchaft machten ihn denn auch zum geborenen Volksſchriftſteller, der ſeine bildungfähigen und bildunghungrigen Volksgenoſſen zu höheren Daſeynsformen zu führen verſuchte, indem er ſich ihrer Faſſungskraft anpaſſte und Neigungen in ihnen erweckte und groß zog, die bis dahin mehr oder weniger feſt in ihnen geſchlummert hatten.

Aus dieſem Volkserziehungdrange heraus und geleitet von

dem Wunſche, ſich als Schriftſteller einen geachteten Namen und eine beſcheidene Wohlhabendheit zu erringen, trat nun Gottſched dem Gedanken nahe, für Sachſen, wenn möglich für ganz Norddeutſchland, eine Zeitſchrift zu ſchaffen, die weder zu anſpruchvoll noch zu anſpruchlos gehalten ſeyn ſollte, zugleich aber von höheren Geſichtspunkten aus und mit reicheren geiſtigen Mitteln etwas ähnliches leiſten konnte, als der ‚Patriot‘ in Hamburg zu leiſten beſtrebt war.

So entſtand der Plan, gemeinſchaftlich mit ſeinen Freunden und „deutſchübenden“ Genoſſen Johann Georg Hamann und Johann Friedrich May die ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ herauszugeben; und er entſtand ſchwerlich, wie Gottſched es, lange nach Hamanns Tode, aus Beſcheidenheit vorzugeben liebte, im Kopfe des durchaus mittelmäßig begabten Hamann; ſondern war ohne Zweifel ſein ganz beſonderes Eigentum; was ſich allein ſchon daraus erkennen läſſt, daſs er den Vertrag mit dem Verleger Spörl in Halle abſchloſs, und daſs ſowol Hamann wie auch May bereits nach wenigen Wochen die Mitarbeiterſchaft niederlegten und es Gottſched allein überließen, den kontraktlichen Verpflichtungen gegen Spörl gerecht zu werden.[1] Jedenfalls ſind die ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ in allem Weſentlichen einzig und allein Gottſcheds Werk; und vor allem der Titel ſelbſt, der an und für ſich ſchon eine Genieeingebung vorſtellt, iſt echt gottſchediſch.

In der Tat: dieſer Titel iſt von genialer Kühnheit, deren Größe man erſt ganz zu begreifen vermag, wenn man über den geiſtigen und in gewiſſer Beziehung auch über den geſellſchaftlichen Tiefſtand der Frau, zumal der deutſchen Frau, jener Zeit unterrichtet iſt. Alles geiſtige und ſchöngeiſtige Leben ruhte damals auf den Schultern des Mannes. Daran, daſs die Frau zu einer höheren Bildung befähigt, daſs ſie berufen ſeyn könnte, über den beſcheidenen Wirkungskreis des Hauſes hinaus, am geiſtigen Leben des Volkes, an der Erziehung des jungen Ge-

[1] Ausführliches über das oben nur Angedeutete findet man in der Einleitung zum 1. Bande der ‚Geſammelten Schriften von Gottſched‘, Ausgabe der Gottſched-Geſellſchaft.

ſchlechtes im höheren Sinne des Wortes Teil zu nehmen, dachte niemand; oder man dachte doch höchſtens daran, wie etwa Brockes im ‚Patrioten‘. Da das Weib damals in Deutſchland noch vielfach für ein untergeordnetes, geiſtig und ſittlich minderwertiges, dem eigentlichen Menſchen, d. h. dem Manne, in keiner Weiſe zu vergleichendes Weſen galt: ſo wurde die Erziehung der Mädchen noch mehr vernachläſſigt als im allgemeinen die Erziehung der Knaben. Die jungen Mädchen wuchſen, wenn ſie nicht zufällig einen gelehrten Vater hatten und Begierde nach Wiſſen zeigten, tatſächlich auf wie die Gänſe. Weder ihre ſittlichen noch ihre geiſtigen Kräfte wurden gebildet; ihre ſchlechten Eigenſchaften dagegen (Putzſucht, Eitelkeit, Anmaßung, Schwatzhaftigkeit, Oberflächlichkeit, Hang zum Kartenſpiel, zur Verleumdung, zur gedankenloſen Splitterrichterei, zum liederlichen Liebesleben u. dgl. m.) durften ſich ins Unbegränzte auswachſen. Mit einem Worte: das Weib wurde nicht ernſt genommen, und zeigte aus ſich heraus auch keine Neigung, ſich eine achtunggebietende, dem Manne mehr oder weniger ebenbürtige, Stellung zu erkämpfen.

Wol hatte Fénelon ſchon 1687 ein, für jene Zeit recht bedeutſames, Werk über Mädchenerziehung veröffentlicht; aber ganz abgeſehen davon, daſs Fénelon mehr nur die Erziehung der jungen „Damen“ im Auge gehabt hatte: ſo war von ſeinen Anregungen doch wenig oder gar nichts nach Deutſchland hinübergefloſſen. Als Gottſched zu Ende des Jahres 1724 den Entſchluſs faſſte, eine Zeitſchrift zu gründen, die nicht nur anſcheinend von zwar ungelehrten aber doch gebildeten, tüchtigen und klardenkenden Frauen geleitet und verſorgt ſeyn, ſondern auch ſehr entſchieden für die Bildung der Frauen, für ihre Befähigung, am geiſtigen, künſtleriſchen, überhaupt am ganzen öffentlichen Leben des Volkes Teil zu nehmen, eintreten ſollte: da ſtand, von wenigen, ganz vereinzelten Ausnahmen abgeſehen, die deutſche Frau, das deutſche Mädchen, ſtand vor allem ihre Schätzung von ſeiten des deutſchen Mannes, zumal der Gelehrten, noch auf einer ſo tiefen Stufe, daſs wirklich kein gewöhnlicher Mut, keine gewöhnliche geiſtige Selbſtändigkeit dazu gehörte, mit einem

ſolchen Unternehmen, das nur zu leicht dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen konnte, hervorzutreten.

Gottſched beſaß dieſen Mut, dieſe geiſtige Selbſtändigkeit; er befand ſich ſogar auf ſeinem eigentlichſten Boden, als er daran gieng, unbekümmert um die herrſchende Geringſchätzung des Weibes, auf eine größere Verſtandes- und Geſchmacksbildung, auf eine höhere geiſtige Betätigung der Frauenwelt hinzuarbeiten.

Im Oktober hatte er, als ein kühn revolutionierender Denker und ſozureden vom Katheder aus, behauptet: daſs die Laſter und Sünden der Menſchen nicht in einem Mangel an göttlicher Begnadigung zur Tugend, ſondern allein in der Beſchränktheit und geringen Ausbildung des menſchlichen Verſtandes ihren Grund hätten; daſs einzig und allein die Bildung, die vernunftgemäße Erziehung, zu einer höheren und feineren Sittlichkeit führen könnten. Jetzt vertrat er die Lehre: auch die Minderwertigkeit und Laſterhaftigkeit des Weibes, ihre Untüchtigkeit einenteils als Hausfrau und Mutter, andernteils als geiſtiges Weſen — das alles rührt nicht daher, daſs das Weib ein unzulänglicher Menſch iſt, daſs Gott ihr die Fähigkeiten verſagt hat, dem Manne, d. h. dem, doch auch nicht allzu häufigen, tüchtigen, gebildeten und ſittlichen Manne, ebenbürtig zu werden; ſondern einzig und allein daher, daſs ihre Erziehung ſo vollſtändig vernachläſſigt wird.

Hatte Gottſched in ſeiner Diſſertation erklärt: ſchafft gebildete, richtig denkende, ſich und ihr Verhältnis zu den andern Weltbürgern überblickende Menſchen: und ihr werdet gute Menſchen ſchaffen — ſo wollte er in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ erklären: ſchafft gebildete, richtig denkende, überhaupt zum Denken erzogene, ihren Kräften etwas zutrauende, nach ihren Fähigkeiten am rechten Platz beſchäftigte Frauen: und ihr werdet gute, tüchtige, auch auf geiſtigem Gebiete leiſtungfähige und dadurch ihrem ganzen Volke nützende Frauen ſchaffen.

Das war zweifellos etwas Kühnes und Großes; und ich halte es nicht für ausgeſchloſſen, daſs nur dieſe, ganz unzeitgemäß ſcheinende Kühnheit der, ihnen anfangs vielleicht nicht klar geweſenen, Abſichten Gottſcheds, für ſeine zwei Mitarbeiter

der Hauptgrund wurde, ſich ſo ſchnell wie möglich von ſeinem Unternehmen abzuwenden.

Vielleicht wäre es richtiger geweſen, wenn Gottſched ſich von Hauſe aus auf ſich allein geſtellt hätte. Aber einerſeits iſt es nicht unmöglich, daſs Hamann ihn, der den Plan ſeiner fortſchrittlichen Zeitſchrift bereits mit ſich herumtrug, eines ſchönen Herbſttages fragte, ob er nicht Luſt hätte, mit ihm eine, dem ‚Patrioten' ähnliche Wochenſchrift für Sachſen zu ſchaffen: ſodaſs Gottſched ſich anſtandshalber und gutmütigerweiſe für verpflichtet hielt, dem „Anreger" die Mitarbeiterſchaft anzutragen; und andrerſeits glaubte Gottſched mit einigem Rechte, daſs, wie er im 52. Stücke des II. Teils der ‚Vernünftigen Tadlerinnen' erklärte, man „dreyen Perſonen mit gutem Grunde mehr zutrauet, als einer einzigen". So kam denn das Drei-Frauenkollegium zu Stande, das, weil die ebenſo bewegliche wie kraftvolle Hand eines überlegenen, auf allen Gebieten gut, ja bis zur Gelehrſamkeit unterrichteten Mannes in ihm tätig war, ſchnell großes Aufſehen erregte und alle Welt nach den „lieben Momusſchweſtern" forſchen ließ, die da erklärten, daſs ſie „die Vermittlung gelehrter Mannsperſonen" nicht nötig hätten; ſich auch „keiner männlichen Aufſicht" bei der Verfertigung ihrer Blätter zu „unterwerfen", ſondern dieſe nach ihrem „eigenen Gutdünken" ans Licht treten zu laſſen wünſchten.

Es iſt erſtaunlich, daſs Gottſched, der dem Zeitſchriftenweſen bisher nahezu vollſtändig fern geſtanden, auch keine irgendwie geartete Schulung für dieſen Beruf durchgemacht hatte[2], in

[2] Wol war Gottſched ſeit Monaten Mitarbeiter an den, von Mencke herausgegebenen und von J. G. Krauſe geleiteten ‚Leipziger neuen Zeitungen für gelehrte Sachen' und den ‚Actis eruditorum'; er verſtand es ſogar, den akademiſch eingeengten ‚Zeitungen' die bisher nur litterariſch-wiſſenſchaftliche Fachangelegenheiten vertreten hatten, allgemach eine mehr nationale Richtung zu geben, d. h. Krauſe ſo zu beeinfluſſen, daſs der Geſichtskreis des Blattes weiter und, wenn auch ſchüchtern, auf den allgemein-deutſchen Standpunkt gerichtet wurde. Aber eine ſolche Mitarbeiterſchaft von Fall zu Fall konnte doch keine Schule für den ſelbſtändig tätigen Journaliſten bilden. Gottſched trat die Leitung ſeiner Zeitſchrift tatſächlich als ein, auf dieſem Gebiete ganz unerfahrener, Neuling an.

ſo jungen Jahren ſich ſofort als ein überaus gewandter, ſeine Zwecke richtig verfolgender Journaliſt und Zeitſchriftleiter bewährte. Aber die Leidenſchaft für das neuerfaſſte Ziel war augenſcheinlich ſo groß in ihm; er gab ſich ſo ganz mit all ſeinen nach Betätigung drängenden Kräften an die Arbeit des Aufklärers, des Volkserziehers und Frauenförderers hin: daſs ihm die ungewohnte Wochenſchriftſtellerei und alle, notwendigerweiſe an ſie geknüpfte, ſorgfältige Berechnung auf ein zu erziehendes und zugleich zahlendes Publikum, das um ſeiner gern geſpendeten Groſchen willen richtig behandelt ſeyn wollte, offenbar leicht von der Hand gieng. Allerdings widmete ſich ihr der neue ‚Collegiat am Colleg Unſrer Lieben Frauen‘ in den erſten Monaten faſt ausſchließlich; wenn er auch Zeit fand, zum Jahreswechſel „in fremdem Namen“ ein poetiſches ‚Schreiben‘ für den Generalleutnant von Schulenburg (einen Bruder des vielgefeierten Johann Matthias, Grafen von der Schulenburg, der namentlich als Feldmarſchall der Republik Venedig ſo Großes leiſtete, daſs man ihm in Korfu ein ehernes Standbild errichtete) zu verfaſſen[3], wenige Wochen ſpäter den ſo jähgeſtorbenen Peter den Großen in einer gehaltvollen, Aufſehen erregenden Ode zu beſingen[4], und acht Tage darauf ſeinem Freunde Adrian

[3] In dieſem, an ſich belangloſen, Gelegenheitgedicht finden ſich die Verſe:

„Wer arm an Thaten iſt, ſchmäht fremde Tapferkeit:
Allein wer ſo, wie du, dem großen Bruder gleichet,
Und wem ſein eigner Muth den Palmenkranz gereichet;
Sieht mit Gelaſſenheit die fremde Tugend an.
Er ſelbſt erfreuet ſich, wenn andre was gethan;
Er ſelber faßt den Schluß: man muß die That belohnen!“

— die ich deshalb hier in den Geſichtskreis des Leſers rücke, weil ſie beweiſen, daſs Gottſcheds Widerwillen gegen die, damals und ſpäter in Deutſchland nur allzu verbreitete Neigung, den „eigenen Ruhm auf die Schande Anderer zu bauen“, und ſeine Freude an der Anerkennung jeder tüchtigen oder doch ehrlichen Leiſtung Anderer, ſchon frühzeitig dem Seelenſchatze des Mannes, der ſich ſeiner eigenen Tüchtigkeit allzeit bewuſſt ſeyen durfte, angehörten.

[4] Gottſched hatte als ſechszehnjähriger Jüngling den großen Kaiſer, der damals „mit ſeiner Galeerenflotte durch Königsberg gieng“, von An-

Steger zur Magiſterpromotion einen von gemütlicher, doch auch der ſatiriſchen Schärfe nicht ganz entbehrender Laune er-

---

geſicht zu Angeſicht geſehen, „und überaus hochſchätzen gelernet“. Dieſe Bewunderung kam denn auch in der, drei Foliobogen füllenden Ode zum Ausdruck, die „einen unerwarteten Beifall fand, und nicht nur in gelehrten Zeitungen gerühmet, ſondern auch in Monathſchriften und andern poetiſchen Sammlungen ganz eingerücket und nachgedrucket ward“ und allen Dichtern von Traueroden für lange Zeit hinaus vorbildlich blieb. Hier ſeyen wenigſtens die bedeutſamſten Strophen des breit ausladenden, für unſern Geſchmack nicht mehr in Allem genießbaren Jugendwerkes mitgeteilt:

„Ihr Völker klagt! denn Moſcau weinet,
Europa, komm, verhülle dich!
Ihr Länder, denen itzt faſt keine Sonne ſcheinet,
Seht! euer Glantz verfinſtert ſich.
Verdunkelt euch ihr hellen Lichter,
Womit der Norden-Himmel blitzt;
Der Held, den Rußlands Thron beſitzt,
Umflohrt durch ſeinen Fall viel tauſend Angeſichter:
Der Augenmerck der gantzen Welt,
Der Moſcowiter Haupt, der große Petrus fällt.
. . . . . .

Er hat die halbe Welt durchzogen,
Und jedes kluge Volk beſucht,
Doch nicht aus eitler Luſt, nach ſtoltzen Ehren-Bogen,
Die das gedrückte Land verflucht.
Er wirfft den Scepter aus den Händen
Und wehlt ſich einen Wander-Stab,
Er legt wohl gar den Degen ab,
Ein Seil umgürtet offt die Kayſerlichen Lenden.
So ſchifft er durch den weiten Belt,
Und ſchauet unerkannt den beſten Theil der Welt.

Er ſieht mit Adler-ſcharffen Augen,
Der Nationen Wohlfahrt an.
Sein Witz wird bald gewahr, was ihm zum Vortheil taugen.
Was ſeinem Reiche nützen kan
Er ſuchet aller Künſte Meiſter,
Er tritt in ihre Werkſtatt ein,
Der Kayſer will ihr Schüler ſeyn,
Er lernt, und was er lernt, ergötzet ſeine Geiſter,

füllten ‚Geſang‘ anzuſtimmen[5]: und die Wirkung dieſer ausſchließlichen Beſchäftigung mit der, für den jungen Dichter und Philoſophen ganz neuen Art von Schriftſtellerei äußerte ſich nicht zum wenigſten in der flotten, kräftigen Sicherheit, mit der Gottſched ſein Unternehmen einführte und ſchnell zur Höhe eines

---

Dann kehret er vergnügt zurück,
Er langt in Moſcau an und bringt ihm neues Glück.

Er fängt die Völker an zu lehren,
Er zähmet ſie, wie Orpheus that.
Die Weißheit läſt ſich ſelbſt von ſeinen Lippen hören,
Er ordnet, er verneut den Staat.
Und wie Prometheus dort aus Erden,
Ein Heer beſeelter Menſchen ſchuff,
So läſt ſein Krafft-erfüllter Ruff,
Ein unbelebtes Volck ſo gleich begeiſtert werden:
Das fremde Länder ſelbſt geſtehn:
Seht! Rußland kann mit uns in einem Paare gehn . . .“

Bei dieſer Gelegenheit ſey übrigens gleich ein Irrtum berichtigt, der ſich ſogar noch bei Waniek findet und beweiſt, daſs Waniek die Ode auf Peter den Großen nie auch nur flüchtig angeſehen haben kann, weil man ihm ſonſt jede Fähigkeit, über Gedichte zu urteilen, abſprechen müſſte. Die oft angeführten (von Waniek übrigens auch noch falſch angeführten) Verſe:

„Deines hohen Geiſtes Feuer
Schmelzte Rußlands tiefſten Schnee. . .“

ſollen ſich nämlich zuerſt in der Ode auf den ruſſiſchen Kaiſer befunden haben; dann „in den ſpäteren Abdrücken“ beſeitigt und 1729 in der ‚Ode bey widriger Schiffahrt‘ als beſondere Perle der Welt aufs neue dargeboten worden ſeyn. Wie auch nur ein flüchtiger Blick auf beide Oden lehrt, iſt der Strophenbau, der ſich obenein in der Trauerode auf den Jambus, in der ſpäteren Ode auf den Trochäus gründet, in den Gedichten ſo verſchieden, daſs wirklich viel dazu gehört, anzunehmen, die Trauerode ſey bereits mit den ſpäteren Verſen geſchmückt geweſen.

[5] In dieſem Geſange finden ſich u. A. die Verſe:

„Man ſieht, wie ſchwer es iſt, den Leuten zu gefallen,
Wer vielen wohlgefällt, gefällt darum nicht allen.
Wer ſchätzt indeſſen wohl den Menſchen nicht beglückt,
Der ſich zu rechter Zeit zum Scherz und Ernſte ſchickt,
Das rechte Mittel trifft, und mitten in dem Lachen,
Der allzugroßen Luſt ein Ende weis zu machen.“

litterariſchen Erzeugniſſes emporarbeitete. Die ‚Aufmachung‘, wie man heute ſagen würde, war, trotz aller dürftigen Schlichtheit der äußeren Erſcheinung, glänzend; war vor allem echt journaliſtiſch in jenem beſten und höchſten Sinne des Wortes, der ebenſo ſehr die Gediegenheit und ſachliche Zuverläſſigkeit, wie die weit ausgreifende Beweglichkeit des Geiſtes und die anmutige Flüſſigkeit der Darſtellung in ſich begreift.

Gleich im 1. Stücke verſteht Gottſched es meiſterlich, Teilnehmung für die Sache zu wecken. Was das für eine neue Hirngeburt wäre; ob nicht ſchon Mannsperſonen genug moraliſche Schriften veröffentlicht hätten; und mit welchem Rechte ſich „das weibliche Geſchlecht auch noch ins Spiel miſchte“ — ſo läſſt er die Leute fragen, um ſogleich ihre „Übereilung“ in die nötigen Schranken zurückzuweiſen. „Es iſt allerdings was ungewöhnliches, daß ſich ſchwache Werkzeuge zu öffentlichen Richterinnen aufwerfen“, meint er; denn obwol „die lebhafften Engelländerinnen, und ſogar die Schweitzerinnen, den Ruhm erlanget, daß ſie zu einigen bekannten Sittenſchrifften nicht wenig beygetragen haben: ſo ſind doch ihre Arbeiten der neugierigen Welt nicht anders als durch die Vermittelung gelehrter Mannsperſonen, mitgetheilet worden“ — hier aber wollen einige ungelehrte Frauen nicht nur verſuchen, „die Larve vom Geſicht des Laſters abzureißen“; ſie wollen auch mit aller Entſchiedenheit für die Rechte und natürlichen Vorzüge des weiblichen Geſchlechts eintreten und zugleich recht ernſtlich völkiſche Kulturpolitik treiben. Und nun ſchildert er das Zuſtandekommen des Unternehmens und die Perſönlichkeiten der drei Herausgeberinnen. Calliſte (Gottſched) war gerade „in Leſung einer gewiſſen moraliſchen Betrachtung beſchäfftiget“ als Phyllis (Haman) zu ihr ins Zimmer trat und nach dem Inhalte des von Calliſte geleſenen Buches fragte. Calliſte tat Beſcheid; und als die Freundinnen ſich „kaum geſetzet“ hatten, kamen ſie „faſt beyde zugleich auf die Gedanken: ob es denn nicht möglich wäre, nach dem Exempel der Mannsperſonen, eine beſondere Schrift zu verfertigen, darinnen von mancherley Fehlern der Menſchen überhaupt, inſonderheit aber von den Schwachheiten des weiblichen Geſchlechts, gehandelt

würde? Es fielen uns verſchiedene Materien ein, die nicht von geringem Nutzen zu ſeyn ſchienen, und, ſoviel uns wiſſend war, noch von keinem gebührend waren abgehandelt worden. Wir ſahen beyde in dieſem Vorhaben keine Unmöglichkeit, und der Beyſtand, den ſich eine von der andern verſprach, machte uns einen Muth, unſere Abſicht ins Werk zu richten. Nur dieſes ſchien uns rathſam, daß wir noch eine Gehülfinn ſuchen und dadurch unſere Zahl verſtärcken möchten. Eine dreyfache Schnur reiſſet ſo leicht nicht, dachten wir: ja wir vermutheten mit gutem Grunde, daß wir alsdann neue Einſichten, eine neue Lebhafftigkeit, und mit einem Worte, ein größeres Vermögen bekommen würden, der Welt etwas Tüchtiges vor Augen zu legen." Calliſte ſchlägt nun der „eifrigſtnachſinnenden Phyllis" die nicht nur des Franzöſiſchen, ſondern auch des Lateiniſchen mächtige Iris (May) vor; die zwei Freundinnen begeben ſich andern Tages zu Iris; dieſe will anfangs nichts mit dem Unternehmen zu tun haben, weil ſie ſich „viel zu ſchwach" findet; weil ſie vor allem befürchtet, daſs man ſchnell ihre wahren Namen erkundſchaften und ſie „zum allgemeinen Gelächter machen" werde. Schließlich aber lenkt ſie doch ein und iſt bald „eben ſo eifrig" beſtrebt, das „Vorhaben eheſtens zum Stande zu bringen", wie Calliſte und Phyllis es ſind[6]. Bei der erſten eigentlichen Zuſammenkunft

[6] Dieſe ganze Darſtellung macht es offenbar, daſs Gottſched ſich 1755 nur aus Beſcheidenheit und um ſeinen ſtets auf der Lauer liegenden Feinden keine Gelegenheit zu geben, über ihn herzufallen, abſichtlich in den Hintergrund rückte. Er iſt mit der moraliſchen Schrift beſchäftigt, alſo in Gedanken bei dem neuen Plane; dann kommt Hamann hinzu; ſie geraten „faſt beide zugleich auf den Gedanken", eine neue Wochenſchrift herauszugeben — das heißt: Gottſched hatte den Gedanken bereits erwogen und wuſſte, da er ſich nach Mitarbeitern umſah, in Hamann eine, ſeinem Plane günſtige, Neigung zu erwecken, ſodaſs er ſchnell zuſtimmte — und begeben ſich dann zu May, der ſich anfangs „viel zu ſchwach" für ſolch eine anſpruchvolle Schriftſtellerei findet, dann aber ebenfalls gewonnen wird. Alſo nicht Gottſched lehnte anfangs ab, weil er ſich etwas derartiges nicht zutraute; ſondern May, dem die Sache unverhofft über den Hals kam, war, wie ohne weiteres begreiflich, der zunächſt ablehnende Teil. Vielleicht hätte Gottſched dieſe Tatſachen bei der ſpäteren Darſtellung in ihrem geſchichtlichen Rechte beſtehen laſſen, wenn Hamann noch am Leben und in

wird dann der Titel des Blattes feſtgeſtellt und das Feld der Betätigung abgeſteckt: ausgeſchloſſen ſollen ſeyn die, namentlich unter dem weiblichen Geſchlechte, weit verbreiteten „verwerflichen Gattungen des Tadels"; nur an ſolche Fehler wollen die ‚Tadlerinnen' rühren, die den Menſchen wirklich angerechnet werden können, die alſo unter gewiſſen Bedingungen abſtellbar ſind. Dafür ſoll ihr Tadeln „beſcheiden, wohlgemeynt und liebreich" ſeyn; und ihre Hauptaufgabe erblicken ſie darinn, „die Mittel vorzuſchlagen, die zu deſto leichterer Abſchaffung mancher Schwachheiten behülflich und dienlich ſeyn können". Und nun wird der neue große Gedanke der Oktoberdiſſertation auch für dieſen Zweck in Anſpruch genommen: „Der Menſch iſt ohne Zweifel ſo erſchaffen, daß er unzählige Vollkommenheiten erlangen kann, die er noch nicht beſitzt. Daher ſchließet man, Gott habe ihm dieſe Fähigkeit in keiner andern Abſicht gegeben, als daß er ſie wirklich gebrauchen, und von Tage zu Tage vollkommener zu werden trachten ſoll." Dieſer Idee von der Vervollkommnung, von der geiſtig-ſittlichen Entwickelungsfähigkeit des Menſchen, die ſpäterhin bei Lichtenberg und Goethe als „Perfektibilität" auftritt, ſollen die ſchlichten Wochenblättchen gewidmet ſeyn; und ihre „Verfaſſerinnen" wollen ſich in der Durchführung ihres Planes auch dann nicht ſtören laſſen, wenn die Welt glauben ſollte, daſs „von etlichen unſtudierten Weibsbildern nichts leſenswürdiges, nichts tüchtiges zu hoffen ſey". Nachdem dann noch erklärt wird, daſs ſich die ‚Tadlerinnen' durch Niemand, auch nicht durch etwaige, von „heldenmüthiger Gelehrſamkeit" erfüllte Gegner, „zum Zanken und Streiten" hinreißen laſſen werden, folgt ſchließlich eine klug zuſammengeſtellte Liſte aller der Gattungen von Menſchen, welche „vermuthlich unſere Blätter ins künfftige leſen" werden; und Stück 2 beginnt und liefert ſofort den Beweis, daſs die ‚Tadlerinnen' den großen Begriff der Vervollkommnung

---

der Lage geweſen wäre, ſie zu beſtätigen. Unter den obwaltenden Umſtänden aber mochte Gottſched, mit gutem Grunde, fürchten, daſs der feindſelige Pöbel ſchreien würde: „Jetzt, da Hamann nicht mehr am Leben iſt, maßt er ſich auch noch die Urheberſchaft der „V. T." an! So ein Halunke!"

nicht nur auf die Einzelmenſchen oder auch auf das weibliche Geſchlecht, ſondern auf ihr ganzes Volk in Anwendung zu bringen wünſchen.

Es gehört zu den Unmöglichkeiten, im engen Rahmen eines Kapitelbruchteils den Inhalt des ganzen, mehr als hundert ſtattliche Stücke umfaſſenden Werkes unter Betrachtung zu ſtellen; das iſt auch nicht nötig. Zur Erreichung meiner ſorgfältig bedachten Abſichten wird und kann es genügen, wenn ich die Haupt- und einige hervorſtechende Nebenzwecke der Wochenſchrift ſo ſcharf beleuchte, daſs ſie ſich dem Bewuſſtſeyn der Nachwelt feſt, unvergeſslich feſt einprägen[7]. Dies iſt allerdings um ſo nötiger, als die ‚vernünftigen Tadlerinnen‘ bereits die grundlegenden Einzelſtücke faſt der ganzen ſpäteren Lebensarbeit Gottſcheds, des Kämpfers für perſönliche und allgemein-völkiſche Gemütsverfeinerung, Verſtandesbildung und Sittenveredlung, des Bahnbrechers einer völkiſch-bedingten Litteratur und Kultur, enthalten;

---

[7] Wenn ich im Raum nicht ſo beſchränkt wäre (meine Gottſched-Biographie war auf 5 Bände geplant, man wird alſo gern glauben, daſs ich mich in dem zweibändigen Werke auf das Allernotwendigſte beſchränken muſs), ſo würde ich die Betrachtung der ‚V. T.‘ gern mit einer Betrachtung der ‚Diſcurſen von Mahlern‘ eingeleitet haben, deren „geringe (oder auch „ſklaviſche“) Kopie ſowohl in der Schilderung der Sitten, wie in der litterariſchen Kritik und der Theorie der Dichtkunſt“ ſie nach Friedrich Braitmaiers, des durch Danzels großen „Irrtum“ auf Irrpfade Geleiteten, Anſicht (Geſch. der poet. Theorie und Kritik von den Diskurſen der Maler bis auf Leſſing, 1, 24 u. 51) ſind. Aber ſeit 1888 iſt ja der „Wert“ der ſchweizeriſchen Wochenſchrift ſo vielfach nach Gebühr abgeſchätzt worden; ſelbſt Waniek, der Braitmaiers Abneigung gegen Gottſched im Großen und Ganzen teilt und ſich deſſen, auf Unwiſſenheit geſtützte, Urteile in den entſcheidenden Fällen kurzweg angeeignet hat, bekennt ganz offen, daſs Gottſched nicht nötig gehabt habe, von den, ihm an Wiſſen, an Einſichten und Reife des Urteils weit unterlegenen Schweizern zu lernen: daſs ich es mir in dem engen Rahmen meines Werkes glaube erſparen zu dürfen, die lächerliche Überſchätzung der ‚Diskurſe‘ von ſeiten Braitmaiers und deſſen, an ſie geknüpfte, allerdings der entſchiedenſten Abfertigung würdige, Verunglimpfungen Gottſcheds ad absurdum zu führen. Ich will allem Polemiſchen ſo viel wie möglich aus dem Wege gehen — deshalb vermeide ich es, mich hier mit Braitmaiers Oberflächlichkeiten, die er als „geſicherte Reſultate“ auszugeben liebt, zu befaſſen.

ſozureden den Bauriſs liefern für den großartigen Tempel der Volksaufklärung und Daſeynserhöhung, den der kühne und ſtarkwillige Erneuerer des geiſtigen und völkiſchen Lebens in Deutſchland, der Umſchöpfer des noch nie eigentlich lebendig geweſenen Begriffs eines einheitlichen deutſchen Volkes, in edelſter Abſicht für ſeine geliebten Deutſchen in jahrzehntelanger, ſchwerer, weit ausgreifender Arbeit aufrichtete.

Jede geiſtige, ſittliche oder geſellſchaftliche Erneuerungsarbeit gliedert ſich naturgemäß in drei Stufen: in die Darſtellung des der Erneuerung bedürftigen Vorhandenen, in die Be- oder auch Verurteilung des Vorhandenen und in die eigentliche Erneuerungs- d. i. Erziehungsarbeit. Nur wer ſich ſelbſt kennt oder durch einen Andern über ſich und ſeine bedenklichen Eigenheiten zur Klarheit gebracht wird und nun über ſich zu Gericht ſitzt, oder das Urteil über ſich ergehen laſſen muſs, kann daran denken, ſich zu beſſern oder einem Führer zum Beſſeren, Höheren zu folgen; nur wer ſich über das Vorhandene und ſeinen Wert klar geworden iſt, kann daran denken, einen Beſſerungverſuch vorzunehmen. So tritt uns denn der junge Reformator entgegen: erſtens als Sittenſchilderer, zweitens als Sittenrichter und drittens als Wegweiſer und Erzieher; der jedoch nicht nur, wie es bisher bei aller Erziehung zur Gotteskindſchaft oder zur tätigen Werktagstauglichkeit üblich geweſen war, alle Erziehungsarbeit darauf gerichtet hält, die gefallenen oder läſſig geweſenen Menſchen zur urſprünglichen angeblichen Sündenloſigkeit und zu einer in feſte Gränzen geſpannten Leiſtungfähigkeit wieder hinaufzuheben: ſondern vielmehr, von dem neuen Begriff der Entwickelung-, der bis auf weiteres unbeſchränkten Vervollkommnungfähigkeit ausgehend, die Menſchen zu einer höheren, nur irgend möglichen Bildung-, Gemüts-, Geſchmacks-, Sitten- und Sittlichkeitverfeinerung emporarbeiten will, und hierbei nur gelegentlich als ein Bewunderer vergangener, angeblich beſſerer Zeiten auftritt, um aus der Hinweiſung auf Geweſenes (und vor dem großen Religionskriege war ja tatſächlich im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation Vieles, waren ſowol die Verhältniſſe als auch die Menſchen in mancher Beziehung beſſer

gewesen) eine schärfere Ansporung für die neuen, untüchtigen Geschlechter zu schaffen.

Rein schriftstellerisch oder auch geschichtlich betrachtet, könnte die eigentliche Sittenschilderung für den wertvollsten Teil einer solchen reformatorischen Arbeit gelten; und so erklärte denn auch Gustav Wustmann in seinem 1885 erschienenen höchst wertvollen Buche ‚Aus Leipzigs Vergangenheit', dass die ‚Vernünftigen Tadlerinnen', in denen „die zahllosen gesellschaftlichen Untugenden, Geschmacklosigkeiten und Narrheiten jener Zeit verspottet und in charakteristischen Typen vorgeführt werden", vor allem „eine wichtige Quelle" für die Erkenntnis der „gesellschaftlichen Zustände aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bilden". Andrerseits aber bleibt natürlich in einer Schrift, die von „Tadlerinnen" geschrieben wird, das Tadeln, d. h. die Kritik, die Be- und Verurteilung des Geschilderten, eine große Hauptsache; die jedoch nur dadurch ihren hohen Wert erhält, dass ihr die eigentliche Hauptarbeit der ganzen Unternehmung unmittelbar gesellt ist: die Erziehungsarbeit. Ich habe die ‚Vernünftigen Tadlerinnen' einmal „eine große Lebenspädagogik" genannt[8]; jedenfalls bilden sie und der ‚Biedermann', dem wir ja auch noch unsere Aufmerksamkeit zuwenden werden, gemeinsam und sich vielfach ergänzend, ein großes Lebenserziehungbuch, das noch heute lesenswert ist und selbst heute noch viel Gutes bewirken könnte; das aber den Zeitgenossen die ungewöhnlichsten und segensreichsten Anregungen bieten musste.

Dieses vorausgeschickt, wollen wir nun dem Werke selbst eine, wenn auch nur kurze, so doch möglichst erschöpfende, Betrachtung widmen.

Was zunächst die Sittenschilderungen anbetrifft, so müssen sie als ungewöhnlich reich und lebendig bezeichnet werden, wenn man bedenkt, dass es sich in ihnen um deutsche Kleinstadtverhältnisse aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts handelt. Eine starke, sichere Künstlerhand, welche bald an die Meisterhand Jean Baptiste Greuzes (geb. 1725), bald an die Daniel

[8] Gottsched als Pädagog, im ‚Deutschen Schulmann' 1901, Heft 10.

Chodowieckis (geb. 1726), aber auch an die rückſichtlos zupackende Fauſt William Hogarths erinnert, der 1726 mit ſeinen Stichen zu Buttlers ‚Hudibras‘ den erſten großen Erfolg feierte, greift ſich einige, das Trachten und Treiben zweier deutſcher Hochſchulſtädte kennzeichnende Begebenheiten und Zuſtände heraus, um ſie mit einer Kraft, welche der Moſcheroſchs, ja vielleicht ſogar der des derben Simpliciſſimus-Schöpfers in vieler Beziehung ebenbürtig erſcheint, zur Darſtellung zu bringen. Nicht immer ſind es ausgeführte Darſtellungen; oft genügen dem Sittenſchilderer ein paar Zeilen, um dem Leſer ein ganzes Stück Leben vor Augen zu ſtellen; aber ſtets weiß er gewandt das Entſcheidende zu treffen; und die Friſche ſeiner Erzählungskunſt feſſelt Leſer, die nicht vom langjährigen Genießen überpfefferter Speiſen abgeſtumpft ſind, auch heute noch.

Welch eine Fülle von Menſchen und Vorgängen, von abgeſchmackten Gebräuchen und noch abgeſchmackteren Kleidermoden lernen wir kennen! Wir ſehen die bis zur Narrheit höflichen ſächſiſchen Herrſchaften ſich am Neujahrstage und bei andern Gelegenheiten auf die abgeſchmackteſte Weiſe bekomplimentieren (natürlich mit franzöſiſchen Floskeln!). Wir lernen das Sonntagstreiben deutſcher Jungfrauen und Jünglinge vor und in der Kirche kennen, das für übertrieben, wol gar für erfunden gelten müſſte, wenn nicht angenommen werden dürfte, daſs gegen gewiſſe Schilderungen (ſo z. B. jene, in der ‚Licentioſa‘ ſich Blumen von der Bruſt reißt, um ſie ihren Liebhabern zuzuwerfen; oder jene, in der uns die ‚Jungfer Frechſtirnin‘ gezeigt wird, wie ſie während der Predigt „wol zehnmahl“ die Tabacksdoſe hervorzieht, unter die Naſe hält und ſie darauf den „um ſie ſtehenden Mannsperſonen“ ebenfalls anbietet) doch wol heftiger Widerſpruch laut geworden wäre, wenn ihnen keine, aller Welt bekannte, Tatſachen zu Grunde gelegen hätten. Wir ſehen in eine ganze Reihe von Häuſern hinein; erleben kleine Tiſchgeſellſchaften, ganz intime Vorgänge des Familiendaſeyns, und werden mitten in den geſelligen Verkehr geführt, von deſſen philiſtröſen und zugleich zwangloſen Formen (ſo zwanglos, daſs vielfach ſelbſt ungeladene Herren ſich ohne weiteres in den Ge-

ſellſchaftkreis drängen, um ihren Göttinnen zu huldigen) wir in recht weitem Umfange Kenntnis erhalten. Wir werden Zeugen ſeltſamer Vorgänge, die aber durchaus das Gepräge der Wahrheit an ſich tragen; wie z. B. jener ſehr draſtiſche Auftritt, der ſich zwiſchen einer verwöhnten jungen Dame, einem bürgerlichen Offizier und einem Herrn von Adel abſpielt und damit endet, daſs der, mit ſeiner Bitte um einen Tanz abgewieſene, Offizier der jungen Dame, die gleich nach ſeiner Abweiſung mit dem adligen Herrn getanzt hat, eine ſchallende Ohrfeige verſetzt, ohne daſs der feige Herr von Adel ihn dafür zur Rechenſchaft zu ziehen wagt[9]. Wir machen die Bekanntſchaft einer ganzen Reihe von jungen Männern, die in ihrer Geſammtheit ein lebendiges Bild der Hallenſer und Leipziger „goldenen Jugend" jener Zeit vorſtellen. Da ſind die Gecken, die ſich laut mit ihren wirklichen oder eingebildeten Erfolgen bei den Weibern brüſten; da ſind die Herren, die in ihrer verliebten Aufdringlichkeit ſo weit gehen, ihre Schönen in Geſellſchaft mit abgeſchmackter Ausſchließlichkeit anzuſtarren, ihnen frech den Hof zu machen und ſich, falls ihre Neigung ſich gemeinſam auf irgend eine „Schönſte" der Geſellſchaft richtet, albern und ungeſchickt zugleich zu benehmen[10]. Da ſind die Studenten, denen wir auf dem Fechtboden, im Theater, in der Kirche, in der Kneipe und auf

[9] Hier, wie in andern Einzelheiten, macht ſich übrigens der demokratiſche Zug bemerkbar, der ſich durch das ganze Werk verfolgen läſſt und freylich, aller ehrlichen monarchiſchen Überzeugung G.'s ungeachtet, die ganze Lebensarbeit des Volksaufklärers beherrſchte.

[10] Einer dieſer ſeltſamen Auftritte ſey hier, zur Kennzeichnung, mitgeteilt. Calliſte erzählt: „Ich befand mich vor einiger Zeit, an einem großen Feſttage, in einer Zuſammenkunft naher Freunde und Verwandter, wo ſich auch einige junge Herren, vielleicht als ungebethene Gäſte, eingefunden hatten. Man trank Caffee, und dieſe Ceremonienmeiſter meynten eine gute Gelegenheit gefunden zu haben, ſich bey mir einzuſchmeicheln. Ein jeder zapfete ein Schälchen voll, füllte es mit Zucker bis oben an, und eilte, mir daſſelbe zu überreichen. Sie wurden alle zugleich fertig; doch weil keiner die Ehre der Geſchwindigkeit einem andern überlaſſen wolte: ſo kamen ſie mit ſolchem Ungeſtüme auf mich zugelauffen, daß ſie aneinanderſtießen, und mir drey volle Taſſen auf mein neues Kleid ſchütteten, welches ich eben zum erſtenmale angezogen hatte." (I, St. 30.)

der Straße begegnen. Wir ſehen ſie auf einem „Valetſchmauſe“ ſpät Nachts mit Muſik, und mehr oder weniger betrunken, im ganzen Chore durch die finſtern Straßen ziehen; hören ſie beim Klang der Waldhörner Geſundheiten ausbringen und an allen Häuſern, wo der eine oder andere der jungen Herren „eine Schöne zu kennen vorgibt“, lärmende Ständchen ausführen. Wir ſehen ſie mit ihren Degen das Steinpflaſter wetzen und bei jeder Gelegenheit Händel anfangen; ſehen und hören die Leipziger Muſenſöhne in dem, damals allerdings noch durch nichts geweihten, Theaterſaale ſich wie die Rüpel benehmen: den Lichtputzer „mit unendlichen ganz niederträchtigen und abgeſchmackten Schmähworten bewillkommen“, in geſchloſſener Reihe den Zuſchauern den Blick auf die Bühne ſperren, die Bühne beſteigen und „die Zahl der Comödianten wieder ihren Willen vermehren“; oder in den Zwiſchenakten „mit den Füßen ein Donnerwetter nach dem andern erregen“. Wir ſehen ſie „aus der Hörſtube des einen Lehrers in den Lehrſaal des andern laufen“; hören ſie über die akademiſchen Lehrer mit jugendlicher Unvernunft und anmaßender Frechheit urteilen. — Da ſind die Auslandsnarren, welche von ihren Reiſen nach Frankreich oder Italien nichts, außer „etlichen fremden Gebärden und einem hüpfenden Gange“, nach Hauſe bringen, als eine verderbte Sprache. — Da ſind die verheirateten Philiſter, die jede freie Stunde mit Kartenſpielen verbringen und bei dieſem Vergnügen ſich mit Vorliebe franzöſiſcher Sprachbrocken bedienen; ferner die unverheirateten Lebemänner, deren einige ſo ſehr in ſich verliebt ſind, daſs ſie bei jeder Gelegenheit in den Spiegel blicken und ſelbſt in Geſellſchaften ihren Platz immer einem Spiegel gegenüber wählen, um zu jeder Zeit „ihr Ebenbild im Geſichte zu haben“; während andere, zur Wolluſt geneigte, Herren ihre Zimmer „mit lauter verliebten Bildern, beſonders mit Abbildungen nackter und halbnackter Weibsperſonen auszieren, in ihrer Tabaksdoſe, in ihrer Uhr, ja ſogar im Knopf ihres Stockes Bilder von allen möglichen Liebesgöttinnen mit ſich herumtragen, um ihre Blicke zu jeder Zeit an dieſen kleinen, meiſt unzüchtigen Malereien weiden zu können. Ihnen gefellt ſind Leute, die ſich „ſo ſtark balſamieren, daß man es riechen kan, wenn ſie durch die Straßen gehen“;

die sich falsche Waden in die Strümpfe stecken u. dgl. m. — Da sind die „Pedanten" aller Arten und Jahrgänge, gelehrte und ungelehrte: hier wandern sie im Regen mit einem Rockelore über die Straße und halten dabei den Hut in der Hand, um die schön gepuderte Perrücke, die oft gar als ein richtiges „Stirn-Gebüsch" gen Himmel ragt, nicht zu zerdrücken; dort stapfen sie durch den dicht fallenden Schnee, und tragen dabei „den verbrämten Filz" unterm Arm, um das zierlich gekräuselte Haar nicht aus der Form zu bringen. Hier stolzieren sie Tag und Nacht gestiefelt und gespornt umher, obgleich sie in acht Tagen kein Reitpferd auch nur gesehen, geschweige denn bestiegen haben; dort gehen sie mit offener Weste, die aber „mitten auf dem Bauche" durch einen Knopf zusammengehalten werden muss, damit Jedermann die heraushängende Uhrkette „gleich von vorne sehen kann". Diese gehen bey jedem, auch dem kotigsten, Wetter mit weißen Strümpfen durch die Straßen; jene lieben es, „den Bauch vorherzustrecken, und den Kopf auf dem Rücken zu tragen"; noch andere beschmieren sich das Gesicht mit Schnupftabak, um „galant" auszusehen; wieder andere tragen Haarbeutel, die nach beiden Seiten weit über die Schultern hinausreichen; und auch an solchen fehlt es nicht, die gleich Taler und Dukaten aus der Tasche ziehen, wenn sie ein paar Pfennige zu zahlen haben. Wir sehen „galante" Stutzer und „galante" Damen beim An- und Auskleiden; sehen jene über die Straße tänzeln, den Fechtboden, die Reitbahn, das Kaffee- oder Weinhaus besuchen, Billard spielen und Karten klopfen; sehen diese, teils schamlos, teils nach den neuesten, unsinnigsten Moden gekleidet, ihre Zeit mit einer Fülle von Nichtigkeiten gedankenlos vergeuden oder sich durch klug berechnete Hingebung an adlige „Zimmerherren" zu „gnädigen Frauen" hinaufarbeiten — und neben diesen mehr oder weniger ausschließlich der Liebe lebenden Gesellschaftpuppen lernen wir dann die Frauen des guten Bürgerstandes, ihre Kleinlichkeiten und ihr eben so inhalt- wie würdeloses, gesellschaftliches Treiben kennen. Da sind Frauen, die in zweckloser Vielgeschäftigkeit mit ihren nie fertig werdenden Strickstrümpfen von Besuch zu Besuch taumeln, und in nichtsnutziger

Weiſe, vorwiegend lärmvoll, ihre Zungen dreſchen laſſen, anſtatt in der Küche, in der Kinderſtube, überhaupt im Hauſe nach dem Rechten zu ſehen. Da ſind andere, die ihre Tage faſt mit nichts als mit dem Herumtragen von Klatſchereien; noch andere, die ſie mit Kartenſpielen zubringen und bei dieſer Gelegenheit gern den Männern das Geld abgewinnen, die ſich dann ihrerſeits den Gewinnerinnen gegenüber alles Erdenkliche herausnehmen. Da ſind wieder andere, die ſelbſt in dieſen Scheintätigkeiten ihrer Geſchlechtsſchweſtern ein Laſter erblicken, weil der Menſch „ein viel zu edles Geſchöpf iſt, als daß er arbeiten ſolte“; weshalb ſie denn aus lauter Faulheit nicht einmal den Mund weit genug auftun oder die Zunge ausreichend bewegen, um deutlich zu ſprechen. Da ſind ferner „ſparſame“ Närrinnen, die kindiſch geſchäftig unausgeſetzt Knötchen knüpfen und Schnürchen drehen, keine Zeit gewinnen können, ſich um ihr Hausweſen zu bekümmern, aber zugleich ſtolz darauf ſind, durch „eigene Arbeit“ ein paar Groſchen im Monat erſpart zu haben, während in ihrem unbeaufſichtigten Hauſe für viele Taler Schaden geſchehen iſt. Da ſind Weiber, die ſich wegen einer Haubenfalte, einer ſchlechtſitzenden Stecknadel, eines, ihrer Meinung nach, nicht unbedingt vollkommenen Paares Schuhe mit ihrer Näterin, ihrer Magd und ihrem Schuſter in der widerlichſten Weiſe herumzanken, oder ihrem Geſinde die lauteſten Strafpredigten halten und es in die Nachbarſchaft hinausſchreien, daſs ſie „in einer ſäuiſchen Unflätigkeit leben müſſen“, wenn ſie irgendwo in ihrer Wohnung ein wenig Staub finden. Auch an ſolchen fehlt es nicht, die jeden für ihren Todfeind halten, der ſie nicht unausgeſetzt mit ihren vollen Titeln, als: Ihro Gnaden, Frau Rätin, Frau Doktorin uſw. beehrt, und gereizt ſind, wenn man nicht ihre Schönheit, ihre ſchönen Kleider zumal, bewundert; die im Notfalle die Blicke der Umgebung dadurch auf ihre nicht ohne weiteres in die Augen fallenden Koſtbarkeiten zu lenken wiſſen, daſs ſie die Röcke hoch heben oder, im Sitzen, ein Knie über das andere ſchlagen. Ihnen geſellen ſich andere, die vor Geziertheit berſten, bei jeder Gelegenheit „die Augen verdrehen, mit dem Kopfe ſchlenkern, mit den Händen predigen“;

und den oben erwähnten, am Reinlichkeitwahnsinn leidenden Hausdrachen stehen Schmutzliesen gegenüber, denen die Pomade fingerdick am Halse klebt, die ihrer Haarpyramide durch einen alten Pantoffel zu Hülfe kommen, denen die schmutzige Wäsche durch die feinsten Spitzen blickt, denen die Kleye, mit der sie sich waschen, an den Fingern sitzt, die bei Tische die Speise „mit blosser Hand angreifen: in der festen Meynung, es werde den gegenwärtigen Manns-Personen alles besser schmecken, wenn sie es zuvor mit ihren Alabaster Pfötchen angefasset", deren Röcke stets „von trockenen Kotflecken verbrämet" sind, deren Schuhbänder fast immer „hanfene Bindfäden" sind und deren angeblich weiße Handschuhe alle Schmutzfarben auf sich vereinigen. Natürlich fehlen die hochmütigen Zierpuppen ebensowenig wie die, allen Männern nachstellenden, Koketten. Kurz: eine wahre Prachtgalerie von Männern und Frauen, jungen Burschen und Mädchen wird uns im Rahmen des Leipziger Lebens (denn in den meisten Fällen handelt es sich auch dann um Leipziger Verhältnisse[11], wenn angeblich Halle den Schauplatz vorstellt) mit einer geradezu erstaunlichen Deutlichkeit, mit einer überreichen Fülle von feinen und feinsten Einzelzügen vor Augen geführt; und es lässt sich ohne weiteres begreifen, dass die „vernünftigen Tadlerinnen", sobald sie an ihr sittenrichterisches Amt gehen, nicht in Verlegenheit geraten darüber, wo sie ihre Kritik ansetzen sollen. Diese Kritik hat natürlich fast in jedem Falle einen satirischen Zug, hält sich aber zugleich vornehmer Weise von allen Lästerungen und Schmähungen, von allem Frau-Basen-Klatsch vollständig fern; vermeidet alles unmittelbar Kränkende und gibt sich als Urteil „wohl-gesitteter Moralisten", die „aus innerlichem Unwillen über alles, was thöricht, lasterhafft und abgeschmackt ist, und aus eifrigem Verlangen alles unanständige Wesen ab-

[11] „Nicht lange, so gerieten die ‚Tadlerinnen' auch mit der Zensurbehörde in Konflikt. Sie hatten sich nicht damit begnügt, ihre moralischen Abhandlungen mit hypothetischen Beispielen zu illustrieren, sondern hatten wiederholt ihre Figuren direkt aus der Leipziger Gesellschaft entlehnt, so deutlich, daß man mit Fingern auf sie weisen konnte", schreibt Wustmann (a. a. O. 212/13).

geſchaffet, und die allgemeine Glückſeligkeit befördert zu ſehen, ſich bemühen, die irrigen Meynungen, böſen Sitten und niederträchtigen Gebräuche ihrer Zeit zu entdecken, und ſo abſcheulich, oder auch wohl lächerlich abzumahlen, daß ſelbſt die Freunde desſelben anfangen müſſen ſich darüber inskünfftige zu ſchämen" (II, 234).

Es würde mich viel zu weit führen und in keinem Verhältnis zu dem Zwecke dieſes Kapitels ſtehen, wenn ich hier noch von dem Sittenrichter und Satiriker, der faſt immer eng mit dem Sittenſchilderer verbunden iſt und nur ſelten anders als durch die Darſtellung oder Erwähnung des die Satire, das Urteil Herausfordernden ſich kund gibt, beſondere Proben liefern wollte: wichtiger iſt es jetzt, den Inhalt und Umfang der, in den zwei Bänden geleiſteten Aufklärungs-, Erneuerungs- und Erziehungsarbeit feſtzuſtellen; ſich die geiſtige Perſönlichkeit des jungen Schriftſtellers, der hier zwei Jahre lang vorwiegend unabhängig und mit größter, kühnſter Selbſtändigkeit, aber auch mit gelegentlicher Anlehnung an ältere Vorbilder, eine bereits ungewöhnlich weitgeſpannte Kulturarbeit leiſtete, zu vergegenwärtigen.

Sechs Hauptzwecke ſind es nun, die Gottſched in ſeiner Wochenſchrift verfolgt:

1. Aufklärung des Volkes im weiten Sinne des Wortes.
2. Kindererziehung.
3. Erziehung der Studenten zu größerer Tüchtigkeit und Sittlichkeit.
4. Aufklärung des weiblichen Geſchle[illegible]es über ſich ſelbſt; Eintreten für Erziehung der Mädchen zur Sittlichkeit, zur Betätigung eines edlen Ehrgeizes; Betonung ihrer Bildungsbedürftigkeit; Bildung ihres Geſchmackes, Anregung und Anleitung zur dichteriſchen Betätigung.
5. Eintreten für eine reine hochdeutſche Sprache auf allen Gebieten des geſellſchaftlichen, öffentlichen und wiſſenſchaftlichen Lebens, für ein urſprünglich deutſches Schrifttum (zunächſt noch mit vielfacher Anlehnung an das des Nachbarvolkes); aufkeimende Gedanken über die große Wichtigkeit einer edlen Schaubühne für das geſammte Volksleben; und

6. Kräftigung des ganz darniederliegenden Nationalbewusstseyns in allen Teilen der Gesellschaft.

Was nun zunächst die eigentlichen Aufklärungsbestrebungen, den Kampf gegen Unduldsamkeit und alle Arten des Aberglaubens, betrifft, so treten sie zwar in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen' noch nicht so kräftig hervor, wie später im ‚Biedermann' — denn diese erste Wochenschrift sollte in der Hauptsache doch dem völkischen Gedanken, den Frauen und der Bildung ihres Geschmackes gewidmet bleiben —; aber der Herausgeber dieses völkisch bedingten Frauenblattes stand deshalb doch bereits fest im Dienste der Aufklärung und bewies das glänzend, als er zu Anfang des Jahres in der ‚Vertrauten Rednergesellschaft' seine große Rede ‚Von dem verderblichen Religionseifer' hielt[12]. In dieser Rede steht Gottsched nicht nur auf der Höhe seiner Zeit, sondern hoch über ihr; und man braucht keinesfalls nur an die damals in Sachsen herrschende Finsternis zu denken, um „Gottsched gerecht zu werden und ihm nicht vorzuwerfen, er habe gegen Windmühlen gekämpft", wie Waniek meint. In ganz Deutschland sah es nicht viel anders aus, als in Sachsen; auch in der Zufluchtstätte reformierter Ketzer, in Brandenburg-Preußen (wo zumal Friedrich Wilhelm I. die Besserung der vollständig zerrütteten Lebensverhältnisse durch eine sehr weitgehende, aber zugleich sehr orthodox gefärbte, Duldung aller christlichen Bekenntnisse glaubte befördern zu können), hatte noch kein Friedrich offen erklärt, dass in seinem Staate jeder nach seiner Façon selig werden dürfte. Der dreißigjährige Voltaire hatte die Köpfe Europas noch nicht erleuchtet (die ‚Henriade' war wol bereits 1723 erschienen, aber kaum über Paris hinausgedrungen) und der von den einflussreichsten Denkern des „freien" Englands mit einer an Fanatismus gränzenden Härte vertretene

[12] Als Einzeldruck scheint diese Rede nicht erschienen zu seyn, wol auch nicht in einem, von der ‚Vertrauten Rednergesellschaft' möglichenfalls herausgegebenen Sammelbande. Erst 1736 erschien sie in der ‚Ausführlichen Redekunst' und 1749 zum zweiten Male in den ‚gesammelten Reden'. Ich habe sie im 6. Bande der gesammelten Schriften (Ausgabe der Gottsched-Gesellschaft) neu zur Veröffentlichung gebracht.

Grundſatz, daſs das Volk ſich willenlos unter das Joch der Staatsreligion zu beugen habe, daſs jede Auflehnung gegen die herrſchende Religion ein ſchweres, kaum zu ſühnendes Verbrechen ſey, galt ſtillſchweigend ſo ziemlich in ganz Europa, Holland ausgenommen. Wol hatte es ſeit den Tagen der Reformation nicht an Männern gefehlt, die geiſtliche Duldſamkeit gefordert und gefördert hatten[13]; ſchon deshalb, weil ſich die „ketzeriſchen" Chriſten der Duldung im hohen Grade bedürftig fühlten: aber niemals war der Duldſamkeit anders das Wort geredet worden, als inſoweit es praktiſch und vernünftig ſchien, wenn innerhalb der Chriſtenheit die nun einmal getrennten verſchiedenen Bekenntniſſe ſich gegen die übermächtige römiſche Kirche behaupten ſollten. Über die Gränzen des Chriſtentums hatte man kaum jemals hinausgedacht; und vorſichtiger Weiſe gab denn auch Gottſched ſeiner Rede ‚Von dem verderblichen Religionseifer' den Untertitel ‚und der heilſamen Duldung aller chriſtlichen Religionen', gleich als wenn er über die Chriſtenheit nicht hinaus dächte. An geeigneter Stelle erklärte er jedoch, ganz unbekümmert um chriſtliche Beſchränktheit, daſs auch des Mohamedaners Glaube geduldet werden müſſte; ja mehr: daſs ſelbſt der Chineſe (der Heide!) ein unantaſtbares Recht hätte, ſeine Religion für gut, ſeinen Glauben für begründete Wahrheit zu halten[14]. Demgemäß

[13] Zu den Förderern gehörte auch vor allen der pfälziſche Kurfürſt Karl Ludwig, der um 1660 in Mannheim den drei chriſtlichen Bekenntniſſen einen Tempel der Eintracht errichtet hatte.

[14] Dieſe weitherzige weltbürgerliche Geſinnung, welche den Menſchen überall nur auf ſein Menſchentum, nicht auf ſein Glaubensbekenntnis hin, gelten ließ und Duldung für jedes Glauben und Wähnen forderte, gehörte nicht etwa nur dem jungen Gottſched an, ſondern beherrſchte den Mann bis an ſein Ende. So findet ſich auch in dem Gedicht an Karl VI. aus dem Jahre 1736 eine ſehr bedeutſame Hinweiſung auf die „Heiden". Anknüpfend an die Verfolgungen, denen die „Ketzer" namentlich auch in Öſterreich zu jener Zeit noch vielfach ausgeſetzt waren, heißt es in einer der letzten Strophen der Ode:

„Ach! träf auch die bedrängten Heerden,
O Kaiſer! einſt dein Gnadenſtral;
Die oft auch unter dir ein Raub der Feinde werden:
Wie prieſe dich auch dieſe Zahl!

deutete er zugleich mit großer Unerschrockenheit an, daſs er das ganze Miſſionswesen, welches den Zweck verfolgt, Heiden und Bekenner anderer Religionen mit Feuer und Schwert oder auch nur mit friedlichen Künſten zu irgend einem „wahren Glauben“ zu bekehren, für ungehörig hielte. So heißt es hier u. A.: „Die Vernunft ſelbſt lehrt uns ja, ſpricht man, daß die Wahrheit über alles zu ſchätzen ſey, und daß man zu ihrer Vertheidigung und Ausbreitung, Gut und Blut, Leib und Leben zu wagen verbunden ſey. Ganz recht: dieſes zu leugnen, iſt mir niemals in den Sinn gekommen. Allein ſage mir, du hitziger Religionseiferer, was iſt Wahrheit? Und welches iſt diejenige glückliche Partey, die hierinn allen übrigen den Vortheil abgewinnen kann? Sage nicht, die römiſch-katholiſche Kirche ſey der Mittelpunkt der Wahrheit, und die einzige Religion, darinnen man ſeiner Seligkeit halber ſicher ſeyn könne. Ich weis, du biſt davon feſt überredet, und die ganze Kirche, wie du ſprichſt, oder deutlicher zu ſagen, alle deine Religionsverwandte ſtimmen mit dir überein. Was dünkt dich aber? Ein Türk hält ſich auch für einen Muſelmann, für einen Rechtgläubigen. Ein Chineſer glaubt auch, daß er die älteſte und beſte Religion habe. Wer hat von euch dreyen recht? Wer ſoll Macht haben, die andern zu verfolgen? Confucius gilt bey der einen Partey ſo viel, als Mahomet bey der andern. Und der Mufti hat eben ſo viel Anſehen bey ſeinen Glaubensgenoſſen, als der Pabſt bey euch Römiſchkatholiſchen. Wer wird nun dieſen ewigen Streit beylegen?“ . . . „Doch geſetzt, die römiſche Kirche, oder irgend eine andere, wäre dasjenige, wofür man ſie ausgiebt: wäre es denn deswegen vernünftig, alle andere Religionen zu unter-

Ach! ſchütze doch auch die Gewiſſen,
Und thu wie Gott, der alles gleich ernährt!
Der auch die Heiden nicht in ſeinem Grimm verzehrt,
Die ſich doch ſeinem Dienſt entriſſen.“

Gottſched im Jahre 1736 als einen leibhaftigen Marquis Poſa von einem lebenden Kaiſer Gewiſſensfreiheit fordern zu hören, mit der Begründung, daſs doch ſogar die Heiden von Gott ohne Haſs betrachtet werden — das iſt immerhin bemerkenswert und nicht ohne Reiz für den nachdenklichen Geſchichtkenner und Litteraturfreund.

drücken, und ihre Anhänger zu ihrer Partey zu zwingen? Wird denn die Religion den Seelen durch Waffen und Feuerflammen eingepräget? Keineswegs. Denn was iſt es, warum ſie miteinander ſtreiten? Lehren und Meynungen ſind es; Meynungen, die ſich gewiß mit Stahl und Flammen nicht einflößen laſſen. Es gehören weit andere Mittel dazu, wenn man Irrthümer widerlegen, und den Gemüthern der Menſchen Wahrheiten beybringen will. Die ſpaniſchen Henkersknechte, und die franzöſiſchen Dragoner haben zwar unzählige Heuchler; aber keinen einzigen wahrhaftigen Katholiſchen gemachet. Die Seele des Menſchen iſt ein freyes Weſen, und der Verſtand läßt ſich nicht zwingen. Je mehr man ihn nöthigen will, etwas für wahr anzunehmen, was er für falſch hält, deſto mehr empöret er ſich. Und wenn gleich der Mund endlich nachgiebt: ſo bleibt doch das Herz noch immer unbeſieget."

Seiner ganzen Geiſtesrichtung nach muſſte es dem kühnen, weitherzigen Freidenker (der kein oberflächlicher „Freigeiſt" war und es nie wurde) zuwider ſeyn, die „Wahrheit" auf eine Gruppe von Menſchen beſchränkt zu ſehen. Wie er für ſich ein freies, rückſichtloſes Ringen um Erkenntnis in Anſpruch nahm, ſo wollte er es auch jedem Anderen geſichert wiſſen. Er hielt es denn auch für ganz ſelbſtverſtändlich, daſs es eine „ungezählte Menge von Religionen" geben müſſte: weil „nicht nur die äußerlichen Ceremonien, nicht nur die Gewohnheiten in Verrichtung des Gottesdienſtes; ſelbſt die innerlichen Gedanken und Meynungen von Gott, bey den Einwohnern der Erde auf eine wunderbare Weiſe unterſchieden ſind". Und nun ſchildert er, wie der beſchränkte, unduldſame Menſchengeiſt zu allen Zeiten aus dem, welches von rechts wegen „für das menſchliche Geſchlecht eine Quelle aller Glückſeligkeit ſeyn ſollte, einen überfließenden Brunn tauſendfaches Unglückes" gemacht hat.

„Das meiſte Blut, ſo jemals die Erde in ſich getrunken hat, iſt durch die Religion vergoſſen worden." — ruft er aus und fährt fort: „Ich ſage noch mehr! Die Religion hat mehr Menſchen gefreſſen, als das Schwert jemals ermordet hat, als das Waſſer jemals erſeufet, als das Feuer jemals verzehret hat . . .

Die Juden haben mit den Heiden, die Heiden mit den Chriſten, die Chriſten mit den Türken, von allen Zeiten her, um nichts ſo ſehr, als um den Glauben geſtritten. Eine Religion iſt ſehr oft wider alle, und alle wider eine geweſen. Und was für Blut iſt dabey nicht verſprützet worden. Ich führe ſie mit mir durch alle vier Welttheile . . . Was erblicken ſie daſelbſt anders, als verwüſtete Städte, verheerte Länder, und von Blut aufgeſchwollene Ströme? Alle Nationen treten faſt mit verwundeten Häuptern vor unſre Augen: und ſobald wir ſie nach der Urſache ihrer Beſchädigung fragen, geben ſie einhellig zur Antwort: daß ſie ſich dieſelben bloß um der Religion halber ſo blutig geſtoßen." Und nun weiſt er auf die Opfer hin, welche der Glaubensdummheit in Aſien, Afrika und Amerika gebracht worden, um dann ſchließlich auf den „unſeligen Welttheil" Europa, der „vor allen andern, allezeit ein Sitz und Schauplatz des allergrauſamſten Religionseifers geweſen", der gerade in jenen Tagen (1724, d. 7. Dezember) durch das ‚Thorner Blutbad' neu befleckt worden war, überzugehen und zu ſchildern, wie in Spanien, in Frankreich, in Deutſchland und den Niederlanden der katholiſche Religionshaſs gewütet, und wieviel Köpfe es in England und Schottland gekoſtet hat, „ehe die proteſtierende Religion in den Schwang gebracht" werden konnte. Alle Greuel der Religionsgeſchichte trägt er zuſammen, damit die Welt klar erkenne, was ſie „von einer allgemeinen Duldung der Religionen zu hoffen hätte". Und feierlich erhebt er die Stimme und ruft: „O wie ſelig! o wie glücklich würden die Sterblichen in der Welt leben: wenn entweder allenthalben eine völlige Uebereinſtimmung der Meynungen, und eine Gleichförmigkeit der äußerlichen Ceremonien im Gottesdienſte herrſchen möchte; oder doch zum wenigſten eine allgemeine Religionsfreyheit eingeführet wäre. Wenn der Religionseifer in den Herzen der Menſchen einmal gedämpfet wäre, wenn man einen jeden den Trieben ſeiner Andacht folgen, und einer ungeſtörten Gewiſſensfreyheit genießen ließe."

Solche Worte begegnen uns nun zwar in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen' nicht — wol ſchon deshalb nicht, weil man ihrem Herausgeber bald das Handwerk gelegt hätte, wenn er dergleichen

in einem vorwiegend der Unterhaltung und ſchöngeiſtigen Unterweiſung gewidmeten Blatte, das in 2000 Abdrücken erſchien und von zwanzigtauſend Menſchen geleſen wurde, hätte vorbringen wollen. Dafür wird im 16. Stück des zweiten Jahrganges ein Herr von Spötterberg, der „alle Religionen aus der gantzen Welt mit einerley Ehrerbietung“ anſieht und behauptet, daſs „in allen Religionen der Aberglaube herrſche“, von einem Herrn Wahrlieb zur Rede geſtellt und belehrt, daſs von den „drey Haupt-Religionen in der Welt“, als welche die Heidniſche, die Chriſtliche und die Mahomedaniſche zu gelten haben, „maßen die Jüdiſche nur vor eine unvollkommene Chriſtliche zu halten iſt“ [15], die chriſtliche „die vernünftigſte und beſte ſey“, viel beſſer als die mahomedaniſche, die hinwiederum den götzendieneriſchen Heidniſchen Religionen aus verſchiedenen Gründen überlegen erſcheine. Die Begründung dieſes Satzes iſt allerdings weit entfernt von dem üblichen geiſtlichen Gerede damaliger Zeit und wird den Orthodoxen ſchwerlich ſehr gefallen haben; aber auch ſie konnten kaum leugnen, daſs der chriſtliche Glaube „in den erſten Zeiten nicht mit Gewalt, ſondern durch Unterricht und Lehre fortgepflantzet“ worden; daſs „die Apoſtel nicht tyranniſche Soldaten: ſondern ſtille friedfertige Leute waren, die nichts als die Wahrheit auf ihrer Seite hatten“. Wenn es dann weiter heißt: „Unſer göttlicher Lehrer war der weiſeſte und tugendhafteſte, den je die Sonne beſchienen. Seine Sanfftmuth, ſeine Liebe, ſeine Mäßigkeit, ſeine Gedult, ja ſein unauslöſchlicher Eifer, womit er ſich angelegen ſeyn ließ, den Willen GOttes zu erfüllen, haben niemahls ihres gleichen gehabt“, und ſchließlich hinzugefügt wird, daſs er „zur Bekräfftigung ſeiner Lehre ſein Leben gelaſſen, und doch durch ſeinen Tod der von ihm ge-

[15] Es bedeutete immerhin recht viel, wenn die jüdiſche Religion zu einer chriſtlichen, wenn auch zu einer „unvollkommenen“, geſtämpelt, wenn alſo auch ihr innerhalb der europäiſchen chriſtlichen Bekenntniſſe ein Platz eingeräumt wurde. Aus dieſem Gedanken heraus entwickelte ſich wol ſpäter die Neigung, darauf hinzuweiſen, daſs Chriſtus doch auch nur ein Jude geweſen — eine Wendung, die ſelbſt noch im ‚Nathan‘ eine Rolle ſpielt.

ſtifften Religion mehr genützet, als Mahomet oder ſonſt jemand durch die Erhaltung ſeines Lebens thun können" — ſo durfte wol auch gegen dieſe Sätze kein glaubenseifriger Chriſt etwas einwenden; aber im Stillen mochte er ſich trotzdem dabei denken, daſs dieſer „göttliche" Lehrer, von deſſen Leben und Tode zwar ſo Bedeutſames geſprochen, von deſſen „Auferſtehung und Himmelfahrt" jedoch „vor itzo" nicht die Rede ſeyn ſollte, verzweifelt „menſchlich" in die Erſcheinung trat.

So beſchränken ſich denn die eigentlichen Aufklärungsbeſtrebungen in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen' auf die, auch damals noch ſehr nötige Bekämpfung und Lächerlichmachung verſchiedener Arten des Aberglaubens, vornehmlich der Traumſucht, der Traumdeuterei und aller der anderen, aus dem Heidentum noch im Bewuſſtſeyn der Einfältigen lebendig gebliebenen, mit dem Glauben an böſe Geiſter verknüpften, Torheiten und Gebräuche.

„Träume ſind Träume: das iſt unordentliche Vorſtellungen unſerer Gemüther, welche entſtehen: wenn die Phantaſie ſich im Schlafe an keine Regeln der Vernunft bindet. Nichts iſt ſo ungereimt, was uns nicht zuweilen träumen könnte" — ſo leitet er das 33. Stück ein, um nach einigen allgemein gehaltenen Betrachtungen dem Unfug der Traumgläubigkeit entgegenzutreten: „Niemand iſt unter uns ſo einfältig, daß er dieſes nicht wiſſen ſollte. Dem ohngeachtet kan es unter den Chaldäern, Egyptiern und andern abergläubiſchen Völkern unmöglich ſoviel Träumer und Traumdeuter gegeben haben, als itzo. Der Pöbel ſchleppt ſich nicht nur mit eigenen Auslegungen ſeiner nächtlichen Einfälle. Sondern man hat auch eine unzählige Menge von Traumbüchern, darauf die Unverſtändigen mehr bauen, als auf die Bibel ſelbſt. Was gedruckt iſt, hat ohnedem bey ſolchen viehiſchen Gemüthern ein großes Anſehen. Ich habe es oft gehöret, daß man die in Lieder verfaſſete Wundergeſchichte[16], bloß deswegen geglaubet, weil ſie doch gleichwohl

[16] Wo wir heute in der Mehrzahl von Geſchichten ſprechen, da braucht Gottſched auch in ſpäteren Jahren Geſchichte, während er andrerſeits für den Einheitbegriff Geſchichte gern Geſchichten ſagt.

gedruckt wären. Wobey ich nur zufälliger Weiſe erinnern will, wie unverantwortlich es ſey, die Buchdruckerkunſt, ſo GOtt zu einem Mittel der Erleuchtung erſehen, zu einem gantz wiedrigen Endzwecke, nehmlich zur Ausbreitung des Unverſtandes, und Aberglaubens, mißbrauchen zu laſſen. Unſre Obrigkeiten haben ja die Türckiſche Staatsregel nicht, den Pöbel fein in der Tummheit zu erhalten. Warum verhindert man denn nicht, daß ſolche ungereimte Mißgeburten aberwitziger Köpfe, als Glücksrädlein, Traumbücher, Hocuspocuskünſte, Wundergeſchichte und dergleichen Fratzen mehr, gedrucket und unter das gemeine Volk geſtreuet werden?" Dann führt er uns umſtändlicher in die „Rockenphiloſophie der alten Weiber" ein, brandmarkt die Leute, die „ſich gerne für Propheten ausgeben möchten", vor allem aber die „gelehrten Träumer", die „tiefſinnigen Philoſophen", die da behaupten, daſs die Seele eine Kraft zu prophezeihen habe, wenn ſie im Schlafe nicht „von den Einwirkungen der äuſſerlichen Sinne gehemmet und erſticket" werde.

Mit viel Humor werden ferner im 41. Stücke die Begleiterſcheinungen „einer gewiſſen Erbkranckheit", die als „Schwindſucht des Verſtandes" näher gekennzeichnet wird, unter die Hechel genommen; freilich auch manche, aus der deutſchen Urväter- und Heidenzeit ſtammende, der tiefen Naturſymbolik nicht entbehrende Bräuche, deren einige ſich bis auf unſere Tage erhalten haben, ſoweit ſie nicht von Staatswegen als grober Unfug unterdrückt worden ſind. In den meiſten Fällen aber handelt es ſich in der Tat um alberne Vorurteile des Aberglaubens, um „abgeſchmackte Irrthümer" die es verdienten, beſeitigt zu werden.

Während er aber auf der einen Seite Verderbliches, einer aufgeklärten Menſchheit Unwürdiges bald ernſt, bald ſpöttiſch bekämpft, tritt er zugleich auf der andern Seite für eine Reinigung des Verſtandes durch naturwiſſenſchaftliche Mittel ein. „Ich wolte, daß unſre Herrn Calendermacher, an ſtatt andrer Alfanzereyen vom Wetter, Aderlaſſen, Haarabſchneiden, Holtzfällen, purgieren, Kinderentwöhnen, zuweilen ſchreiben möchten: Gebt acht auf den Himmel!" — meint er auf Seite 77 des 2. Jahr-

ganges und erzählt dann von seinen Himmelsbeobachtungen — so fesselnd, dass ohne Zweifel viele Leser und Leserinnen Lust bekommen haben werden, den kleinen und großen Naturvorgängen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Viel bedeutsamer als diese dem Kampfe gegen den Aberglauben dienenden Stücke heben sich jene Teile der Zeitschrift hervor, welche den Zweck verfolgen, einer vernünftigen Kindererziehung das Wort zu reden. Wenn man bedenkt, dass nicht etwa eine erfahrene Mutter oder wenigstens ein in der Erziehungskunst bewanderter Vater, sondern ein fünfundzwanzigjähriger Junggeselle diese allerdings vielfach von Ratichius, Comenius, Francke, Locke und Anderen abhängigen, Betrachtungen niederschrieb, mit so hochsinniger Entschiedenheit für die ernstesten Erziehungsaufgaben eintrat: so hat man immerhin Grund, überrascht zu seyn. Diese Überraschung steigert sich, wenn man entdeckt, dass hier das Kindererziehen nicht nur als pädagogischer Selbstzweck, sondern zugleich als eine politische Pflicht und Aufgabe hingestellt wird. „Wodurch kommen Republicken empor, als durch eine gute; und wodurch gehen sie wieder zu Grunde, als durch eine schlimme Kinderzucht?“ heißt es im 43. Stücke des 2. Bandes — wir sehen: nicht nur auf die zu erziehenden Kinder kommt es den ‚Tadlerinnen‘ an, sondern vor allem auf den Staat, den die jetzt noch der Erziehung bedürftigen jungen Menschen dereinst als Erwachsene bilden sollen. Der Gründe, warum ‚Deutschland‘ um 1725 so tief darniederlag, waren mehr als genug; einer der entscheidendsten aber war zweifellos die schlechte Erzogenheit, um nicht zu sagen die Unerzogenheit des allergrößten Teils seiner männlichen und weiblichen Bewohner. Sollte das deutsche Volk auf eine höhere Kulturstufe gehoben, sollte es dazu gebracht werden, eine würdigere Rolle im europäischen Staatenleben zu spielen, so musste vor allem für ein guterzogenes, tüchtiges Geschlecht gesorgt werden. Die Grundlage aller Erziehung aber bildete, wie für Comenius, so auch für Gottsched die Mutterschule im Hause, der freilich Comenius, eben so wenig wie sein Vorgänger Plato (die beide in der Mutter eigentlich nur die Wärterin und

Märchenerzählerin ſahen), eine tiefere Bedeutung zuerkannt hatte. Erſt Gottſched gab, allerdings auf Locke geſtützt, aber doch ſelbſtändig durchdacht, dem Begriff der „Schola materna“ die große Vertiefung, dadurch, daſs er für eine beſſere Geiſtes- und Karakterbildung der Mädchen eintrat und verlangte, daſs den zukünftigen Müttern die, zur Erziehung ihrer Kinder nötige, Geiſtes- und Gemütsbildung rechtzeitig mit allem Ernſt anerzogen würde. Dementſprechend iſt ihm die Mädchenerziehung genau ſo wichtig wie die Knabenerziehung; und er will, daſs man beiden Geſchlechtern ſchon in der früheſten Kindheit die gleiche Aufmerkſamkeit zuwende. Die erſten Eindrücke ſind die wichtigſten; die erſten Lehren und Beiſpiele vielfach die entſcheidenden: das auszuſprechen wird er nicht müde. Nichts empört ihn mehr, als die Meinung, man könne vor den Augen und Ohren der Kinder tun und reden was man wolle, weil die Kleinen das ja „nicht verſtünden“. Im Gegenteil: ſie verſtehen, ſie bemerken Alles und werden ſchlecht, „ehe ſie wiſſen, was gut ſeyn heiſſt“, wenn ſie immer wieder ſchlechte Eindrücke empfangen. Deshalb „rührt“ ihn „kein Anblick empfindlicher“, als wenn er ſieht, „daß ein Kind von guter Art und großer Fähigkeit, unter der Aufſicht unvernünftiger Eltern verwahrloſet wird“ — und viel herrliche Worte ſpricht zumal der Sechsundzwanzigjährige im zweiten Jahrgange über die großen Erziehungmöglichkeiten, die leider wenig oder gar nicht angeſtrebt werden aus Dummheit oder Unwiſſenheit der Ältern, denen ſelbſt die Lehrer in dieſer Beziehung ſelten überlegen ſind. „Eine jede vernünftige Creatur bringt den Saamen zu vielem guten und böſen mit ſich ans Licht: und obwohl man nicht ſagen kan, daß ſie zu beydem gantz gleichgültig ſey, weil ſich das Böſe viel leichter lernet, als das Gute: ſo iſt es doch gewiß, daß ſie zum Guten nicht gantz und gar ungeſchickt ſey“ — beginnt eine längere Betrachtung im 48. Stück des 2. Bandes; und nachdem er nun die erſten Entwickelungſtufen des Neugeborenen geſchildert und gezeigt hat, wie „ein menſchlicher Cörper aus einer Pflantze ein Thier“ wird, fährt er dann fort: „In dieſer Morgenröthe unſeres Lebens, iſt meines Erachtens, von unzehlichen Eigen-

ſchaften unſers Gemüthes und Cörpers, der Grund zu ſuchen. Hier formirt ſich diejenige Beſchaffenheit unſeres Weſens, welche man das Naturell zu nennen pflegt. Hier leget man den Grund zu allen Gemüthsneigungen und Begierden; zu Geſundheit und Kranckheit; zu Tugenden und Laſtern. Die Seele weiß ſich noch ſelbſt nicht zu helfen: Darum läßt ſie ſich ganz durch äußerliche Dinge lenken, die vermittelſt der Sinne in ſie würcken . . . Und hieraus flieſſen die ſo genannten angebohrnen Fehler und Schwachheiten. Meines Erachtens iſt uns nichts angebohren, als eine große Schwachheit des Verſtandes; ein Mangel alles Erkenntniſſes; eine Unwiſſenheit aller Wahrheiten, und eine Fähigkeit leichter falſche als wahre Begriffe zu faſſen; leichter übel als gut urtheilen zu lernen; leichter unrichtige als richtige Schlüſſe zu machen. Wenn ſich alſo in anwachſenden Jahren mehr böſes als gutes an uns blicken läſt; ſo rührt ſolches alles von der erſten Auferziehung her: das iſt von den Fertigkeiten, die wir in den zärteſten Jahren erlanget, und von den Gewohnheiten, die ſchon vor dem Gebrauche der Vernunfft in uns Wurtzel gefaſſet haben. Ein jeder ſiehet hieraus wohl, daß ein Kind ſelber am wenigſten; diejenigen aber am meiſten daran Schuld haben, die es aus Unverſtand oder Unfürſichtigkeit in diejenige Verderbniß ſtürtzen, daraus es ſich offtmahls ſeine gantze Lebenszeit nicht wieder reißen kan[17]. Sehen wir indeſſen, wie nachläßig mit dieſen armen Creaturen umgegangen wird; ja wie ſorgfältig man gleichſam iſt, die zärteſten Kinder zu verderben: ſo hat man Urſache ſich zu verwundern, wie es darunter noch bißweilen wohlgearthete Gemüther geben könne, die ſich ſo leicht

---

17 Derſelbe Gedanke wird ſchon auf S. 52 des 2. Bandes ausgeſprochen: „Man hat vorlängſt geſagt, die Hertzen junger Kinder wären ein zartes Wachs, dem man mit leichter Mühe allerley Bilder eindrücken könne. Nichts iſt ſo gewiß als dieſer Satz: wenn man nur hinzuſetzet, daß dieſes zarte Wachs ſich in zunehmenden Jahren in einen harten Stein verwandele, aus welchem man die einmal eingedruckten Bilder entweder gar nicht; oder doch nicht ohne unglaubliche Mühe austilgen kan. Wie wenig aber die allermeiſten Eltern dieſes bey ihrer Kinderzucht vor Augen haben: lehret die tägliche Erfahrung."

zum Guten ziehen laſſen. Man vertrauet das höchſtwichtige Werck der erſten Auferziehung den unverſtändigſten und laſterhafteſten Perſonen an. Die Ammen ſind mehrentheils die wollüſtigſten; und die Kindermuhmen die einfältigſten Weibsbilder. Dieſe gehen mit uns nach ihrem unverſtändigen Eigenſinne um. Sie kützeln unſere Sinnen zu viel; ſie ſtraffen, ſie ſchmeicheln uns auch zur Unzeit: Wenn wir wachen ſollten, zwingen ſie uns zum Schlafen; und wenn es uns gut wäre zu faſten, ſo füllen ſie uns mit den leckerhaffteſten Speiſen an. Was thut eine thörichte Wärterin nicht, ein weinendes Kind zu ſtillen? Was vor närriſches Zeug ſchwatzet man uns nicht vor? Mit was vor ungereimten Poſſen erfüllet man uns nicht die Gedancken? Ja, wenn das alles keinen Eindruck im Gemüthe machte! Wenn unſere Hertzen nicht wächſern wären alle Bilder anzunehmen, die ihnen zuerſt eingepräget werden! Wenn wir in früher Jugend gutes und böſes zu unterſcheiden und uns vor dem letzten zu hüten wüſten! Nun aber müſſen wir mit uns handeln und umgehen laſſen, wie es das unbedachtſame Geſindel gut befindet. Wir werden verdorben und verwahrloſet, ehe man ſichs einbildet, daß wir fähig ſind, verderbet und verwahrloſet zu werden." An anderen Stellen brandmarkt er dann das ungleiche Verhalten der Ältern zu den verſchiedenen Kindern, das Neid, Erbitterung in den Vernachläſſigten, Hochmut, Eitelkeit und andere ſchlechte Eigenſchaften in den Bevorzugten großziehen müſſe. Er tadelt es, daſs man die Mädchen zur Putzſucht, zur Gefallſucht, zur Selbſtgefälligkeit heranbildet; daſs man den Knaben Trotz, Störrigkeit und noch ſchlimmere Untugenden durch falſche Behandlung anzüchtet. Er verurteilt den üblichen Kindererziehungsgrundſatz: „Gebet ihm alles, was es haben will, damit es nur ſtille werde," und die künſtliche Entwickelung der Rachgier, welche ſo frühzeitig verzogene Buben dazu treibt, tätlich gegen Vater, Mutter und Geſchwiſter vorzugehen, wenn ſie ihre Wünſche nicht erfüllen, oder alles, was ſie ärgert, in Stücke zu ſchlagen. Um hier Wandel zu ſchaffen, dringt er immer wieder darauf, daſs die Ältern, daſs Vater und Mutter ſich für den Erziehungberuf gründlich vorbereiten, oder eigentlich

dazu schon frühzeitig erzogen werden müssten; dringt er vor allem auch darauf, dass die gutartigen und liebevollen Mütter ihre Kinder selbst nähren, weil die Kinder andernfalls schon mit der Milch ihrer lüderlichen, verdorbenen Ammen alles Schlechte in sich hineinsögen.

Darüber, dass seine großen Forderungen die herrschenden Zustände nicht in einem Jahrzehnte umgestalten könnten, musste sich Gottsched natürlich klar seyn; allerdings aber auch darüber, dass sie trotz alledem einmal den Sieg erringen würden; und den ersten leuchtenden Beweis dafür dürfen wir Nachgeborene wol in der ‚Mutterschule' erblicken, die einen Pestalozzi (geb. 1746) zu dem vorbildlichen Menschen erzog, als den die Nachwelt ihn kennt und verehrt.

Wie Gottsched auf diese Weise die Kindererziehung zu beeinflussen versucht und goldene Anweisungen zur Besserung so vieler unvernünftiger und gefährlicher Missstände im Erziehungwesen erteilt: so wendet er sich mit gleicher Entschiedenheit gegen die Entartungen jener Jugend, die auf den Hochschulen für die wichtigsten Ämter und Berufe des Staates herangebildet wird: der sorgfältigen Kindererziehung soll sich die Erziehung der Studenten zu größerer Tüchtigkeit und Sittlichkeit anschließen.

Auch beim Verfolgen dieses erzieherischen Zweckes geht vielfach die Schilderung der verbesserungbedürftigen Zustände mit der vorwiegend satirischen Kritik Hand in Hand, sodass es kaum nötig ist, den oben gebotenen Mitteilungen über das Treiben der Studenten Eingehendes hinzuzufügen.

Um 1725 hatte sich im Wandel der Musensöhne Leipzigs und Halles schon Manches gegen früher gebessert. Noch zu Anfang des Jahrhunderts pflegten die Herren Studenten den „Philistern" gegenüber so viel Geringschätzung wie möglich an den Tag zu legen, und ihrer anmaßenden Raufluft eine „Zwanglosigkeit" im äußeren Gebahren zu gesellen, die nicht einmal die geringste Rücksicht auf das weibliche Geschlecht zu nehmen liebte. Sich vernünftig anzuziehen, galt den Meisten dieser, von der Sucht nach Wissen nicht gerade angekränkelten, Hochschuljünger für ein Vergehen wider ihre persönliche Würde; sie giengen mit

Vorliebe in Schlafröcken und Pantoffeln über die Straße, trugen ihre langen Pfeifen im Munde, ließen, wenn sie auf ihrer ‚Bude' waren, die Beine zu den Fenstern hinaushängen, lärmten bei Tage, störten die friedlichen Bürger bei Nacht und mishandelten Jeden, der sich ihren Launen und Rohheiten nicht mit lachendem Gesicht fügte. Dann schaffte die oberste Hochschulbehörde wenigstens in sofern Wandel, als den Studenten verboten wurde, im Schlafrock, in Pantoffeln und mit langen Pfeifen spazieren zu gehen; und auch in Diesem und Jenem wurden Besserungen wenigstens angebahnt, in Leipzig so gut wie in Halle, in Jena und Wittenberg. Trotzdem gab es, namentlich in Halle und Jena, der Ärgernisse immer noch mehr als genug; und wenn des Abends und Nachts die Degenklingen über das Gassenpflaster fegten, dass die Funken stoben; wenn der tobende Lärm halbverrückt gewordener Kneipgesellen die tüchtigen, ehrsamen Bürger aus dem Schlafe weckte: so konnte man das höchstens in der Weise, wie es die vernünftige Calliste tat, entschuldigen, dass man „das starcke Getränke" für die Ausschreitungen der Bursche, deren „hochvernünfftiger Geist die weiblichen Seelen so wie die Sonne den Mond übertrifft", verantwortlich machte. Natürlich kamen sich diese Herren Trunkenbolde, ob ihrer „Leistungfähigkeit" ganz besonders erhaben vor; und wer nicht so und so oft „eine gantze Gesellschafft zu Boden gesoffen" hatte, galt in ihren Augen nicht für einen „rechtschaffenen Kerl", am wenigsten für einen „Menschen". Hier setzt nun im 13. Stücke des 2. Jahrganges Gottsched (Calliste) ein: „Das sind freylich ausnehmende Proben der Menschheit! kein unvernünfftiges Thier ist jemahls des übermässigen Sauffens halber angeklaget worden; also ist der Satz unstreitig: Daß alle Säuffer Menschen sind. Fressern kan man noch einen Vielfraß zum Bruder anweisen; aber ein Säuffer hat in der gantzen Natur seines gleichen nicht . . . Ich frage aber nunmehro ferner, ob denn Herr Bibo auch wisse, was ein Mensch vor ein Thier sey? Ich will nicht hoffen, daß er sagen werde, ein solches, welches sein höchstes Gut im Wein-Hause, in der Schencke, oder gar in Passendorff[18] suchet. Er wird sich

[18] Wahrscheinlich ein Ort bei Halle, wo sich käufliche Dirnen aufhielten.

doch vermuthlich der Vernunfft beſinnen, die uns von allen übrigen irrdiſchen Geſchöpffen unterſcheidet. Iſt nun die Vernunfft unſer Vorzug; ſo kan es ja die Zunge oder eine weite Kehle nicht ſeyn. Wie kan ſich aber ein Geſchöpffe der Vernunfft rühmen, welches weit unvernünfftiger handelt als diejenigen Thiere, die wir ihrer Unvernunfft halber ſo ſehr geringe achten? Iſt denn das vernünfftig, wenn man ſeinen Cörper zu einem Bier-Faſſe, oder gar nur zu einer Röhre machet, da das ſtarcke Getränck unaufhörlich durchſtrömen muß? Iſt denn das vernünfftig, wenn er ſich ſelbſt freywillig ſeines Verſtandes beraubet; ſo daß er ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig iſt; volle Wein-Flaſchen durch die Fenſter-Scheiben auf die Straße wirfft, unzehliche Gläſer an die Wand ſchmeiſſet; ja mit ſeinem eigenen Kopffe durch das Fenſter in der Stuben-Thüre läuffet, daß ihm das zerbrochene Glas in dem Geſichte ſtecken bleibt? Iſt denn das vernünfftig, wenn man ſeine beſten Freunde mit Worten und Schlägen beleidiget, und deswegen entweder ſelbſt verletzet, oder doch in die Hände der Obrigkeit geliefert wird? Iſt denn das vernünfftig, wenn man nicht drey Schritte ohne Taumeln gehen kan, ſich auf der Straße in allen Pfützen badet, und endlich mit blutigem Kopffe oder ſchlammigten Kleidern ein Raub der Häſcher wird? Iſt denn das vernünfftig, wenn man ſich des folgenden Tages genöthiget ſieht, den verurſachten Schaden zu erſetzen; und vor Schaam wegen der begangenen Thorheiten keinem ehrlichen Menſchen vor Augen kommen darf? Ich ſchweige von dem Gelde, welches ſo unnöthig verſchwendet wird. Ich übergehe die Schwächung der Geſundheit, die auch den ſtärkſten Naturen mit der Zeit mercklich wird. Ich will auch der edlen Zeit nicht gedencken, die von keinem mehr als von Trunckenbolden verderbet wird; angeſehen der Nachmittag biß um Mitternacht in Geſellſchafften, der Morgen mit Schnarchen, und der Tag mit Kopffſchmerzen dahin gehet. Ich will ihnen nur die Folgen dieſes wüſten Lebens zu erwegen anheim ſtellen. Zu was vor einer Lebens-Art bereiten ſie ſich durch dieſe Übung im Sauffen? Weder bey Hofe, noch in der Kirche, noch auch im gemeinen Weſen bedarff man ſolche Gläſer-Helden. Sie ſind

durchgehends ein Schandfleck aller Stände." Er weiſt ſodann auf das Beiſpiel eines ehemaligen Trunkenboldes hin, der ſich ſo weit mäßigen lernte, daſs er täglich an drei Kannen Bier (!) genug hatte, gibt auch noch bei andern Gelegenheiten verſchiedene gute Lehren, welche den „Liebhabern der Völlerey" zu einer beſſeren Lebensart verhelfen ſollen; und wendet ſich ſpäterhin mit beſonderer Entſchiedenheit den, zumal in Halle und Jena[19] maſſenhaft vorhandenen, Raufbolden zu, den „Steinhauern", die jeden, der ihnen „etwan begegnen möchte, zum Wiederſtande aufgefordert und zum Zweykampfe eingeladen haben wollen". Die kräftigſte Sprache führt er in Beziehung auf dieſe „Verbrecher wieder den Staat", die „windigten Federfechter", die „mit lauter Heldenthaten ſchwanger gehen", im 22. Stück des 2. Jahrganges. „Es iſt nichts übrig" — heißt es hier am Ende einer längeren Schilderung, der es an draſtiſchen Zügen nicht fehlt — „als daſs ich jungen Leuten, die auf Academien kommen, den Wahn benehme; als könnten ſie nicht vor rechtſchaffene Purſche paßiren, dafern ſie ſich nicht mit einem jeden, der ihnen ein wenig zu nahe kommt, herumſchlügen. . . Iſt es denn eine wahrhafftige Schande, wenn etliche wilde und ungezogene Leute einen beſcheidenen und vernünfftigen Menſchen vor verzagt ausruffen? Geht deßwegen der Hochachtung etwas ab, die alle vernünfftige vor einen wohlgearteten Studenten haben? Iſt es nicht ein größerer Ruhm, ſich vor allen Halßbrechenden Händeln gehütet zu haben; als ein paar lahme Finger und durchbohrte Arme von der Univerſität nach Hauſe zu bringen? Wird endlich der Senior von einer Academiſchen Landsmannſchafft, oder ſonſt ein

[19] In dem „galanten" Leipzig gieng es damals ſchon weſentlich geſitteter zu, als in den andern Hochſchulſtädten Mitteldeutſchlands; und wenn ſo ein „artiger Leipziger" mit ſeinem kleinen „Galanterie-Degen" bewaffnet, den Hut unterm Arm, und ein „Affections-Bändchen in ſeinem kleinen Gewehrchen habend", einem halliſchen oder jenenſiſchen Klopffechter zu Geſichte kam, ſo konnte er darauf rechnen, zur Zielſcheibe des roheſten Spottes gemacht zu werden. Trotzdem gab es natürlich auch in Leipzig der Burſche genug, die das akademiſche Leben durch wüſtes Treiben ſchändeten; und vieles von Dem, was Gottſched in den ‚V. T.' zur Sprache bringt, mochte er in unmittelbarer Nähe erlebt haben.

tapferer Renommiſte wohl eher befördert, als ein Friedliebender Menſch, der anſtatt des Fechtbodens ſeine Studier-Stube abgewartet hat?"

Mit dieſen und ähnlichen Betrachtungen, Anregungen und Ermahnungen wird die gute Calliſte natürlich den „Academiſchen Trunkenbolden" ſo wenig die Luſt am Zechen, wie den händelſüchtigen „Purſchen" die Freude an Schlägereien verdorben haben — was hätten ſich auch die Herren Studenten von ungelehrten Frauenzimmern ſagen laſſen mögen! Aber ohne Wirkung blieben dieſe erſten, der zwingenden Begründung nicht entbehrenden öffentlichen Verurteilungen ſtudentiſchen Treibens trotzdem nicht; und wenn heute auf allen deutſchen Univerſitäten ein edleres Verbindungsleben herrſcht, vielfach ſogar das, faſt ausſchließlich höheren Beſtrebungen zugewandte, freie Studententum vorherrſcht: ſo darf das wol nicht zum wenigſten auf die Anregungen zurückgeführt werden, die Gottſched in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen' gegeben hatte.

Von ganz unmittelbarer Wirkung waren dagegen zweifellos und nachweisbar die, den Frauen gewidmeten Stücke beider Jahrgänge. „Eine Hauptabſicht unſerer wöchentlichen Schriften iſt die Aufmunterung des weiblichen Geſchlechtes zur Verbeſſerung ihres Verſtandes und Willens: und eine andere, die Rettung unſrer (d. h. der Frauen) Ehre gegen die unverſtändigen Verächter des Frauenzimmers" — erklärte ‚Phyllis', nachdem die ‚vernünftigen Tadlerinnen' faſt dreiviertel Jahre lang ihre bedeutſame Arbeit verrichtet hatten; und niemand hätte dieſe ſtolzen Worte für anmaßende Großtuerei halten dürfen. Denn wie ſehr auch alle Mittel, die Gottſched in ſeiner erſten Wochenſchrift anwendete, von der ernſteſten philoſophiſchen Betrachtung, der milden gütigen Unterweiſung an bis zum Spott, bis zur Ironie hinunter, dazu dienten, die, eigentlich noch gar nicht vorhandene, deutſche Geſellſchaft, das deutſche Bürgertum in allen ſeinen Teilen, zu einer edleren Lebensauffaſſung und Lebensführung[20],

[20] Bedeutſamerweiſe kämpft Gottſched in den ‚V. T.' auch ſehr entſchieden gegen die damals im deutſchen Vaterlande nur allzu verbreite Unſitte, die jungen Leute in die Ehe hineinzukuppeln, hineinzureden oder

zu völkiſchem Selbſtbewuſſtſeyn und zu einer beſſeren Betätigung ihrer geiſtigen Kräfte zu erziehen: der Frauenerziehung, der geiſtigen und geſellſchaftlichen Hebung des weiblichen Geſchlechtes galten ſeine Bemühungen doch zuerſt und zuletzt; weil ſein tiefdringender Geiſt eingeſehen hatte, daſs alle wahrhaftige Volkserziehungsarbeit ſich notwendigerweiſe auf richtig und ſorgfältig erzogene Mütter gründen müſſe. Die Neugeborenen von heute werden nach einem Menſchenalter und Jahrzente darüber hinaus das Volk der nächſten Zukunft bilden. Soll daher das Volk der Zukunft ein tüchtiges Volk ſeyn, ſo muſs es zur Tüchtigkeit erzogen werden; denn das Kind iſt nun einmal hier des Mannes Vater, dort des Weibes Mutter. Die erſten Jahre der Pflege und Erziehung ſind demnach die wichtigſten, ſind vielfach die eigentlich entſcheidenden. Die Tüchtigkeit jeder zukünftigen Geſchlechterreihe eines Volkes liegt alſo in den Händen der erſten Kindererzieherinnen, liegt in den Händen der Mütter. Somit iſt es die weſentlichſte Vorbedingung aller Volkserziehung: für leiblich geſunde, gut erzogene, mit geübten Verſtandeskräften, richtig entwickelten Gemüts- und Geſchmacksanlagen ausgerüſtete Mütter zu ſorgen. Kurz: die Erziehung unſerer weiblichen Kinder zu tüchtigen Frauen, und die Erweiterung des Geſichtskreiſes dieſer Frauen iſt unſere vornehmſte Pflicht unſerm Volke gegenüber. Dieſer Gedankenkreis tritt in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ deutlich, faſt überdeutlich zu Tage; ſelbſt die kleinſten, anſcheinend nur niedrigen Unterhaltungzwecken dienenden Plaudereien und Scherze ſtehen zu ihm in einer gewiſſen Beziehung; und gerade dieſe Einheitlichkeit in der bunten Vielgeſtaltigkeit des Inhaltes, dieſes immer wiederkehrende Hinarbeiten, auf den einen Hauptzweck; dieſe immer aufs neue laut werdende Forderung: ſorgt für gebildete, zur Erfüllung ihrer höchſten Pflichten geeignete, den Männern gleichberechtigte, ihrer Würde ſich in aller Beſcheidenheit klar bewuſſte Frauen:

gar hineinzuzwingen. Immer wieder weiſt er auf dieſes traurige Stück deutſcher Entartung hin, weil man, wie er (I, 408) ſagt, über die „gezwungenen Ehen niemals zu viel reden oder ſchreiben“ könne; „indem ſo unzehlbares Unheil“ aus ihnen entſtehe.

ſie heben die ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ nicht nur über alle, ähnliche Zwecke verfolgenden, Schriften einer früheren Zeit, ſondern auch über alle die zahlreichen, faſt auf ein Jahrhundert verteilten Nachahmungen hinaus; ſie ſind die Quelle alles deſſen, was, ein ſchmales Jahrhundert ſpäter, die ‚Nationalerziehung‘ Fichtes umfaſſte.

In hohem Grade feſſelnd iſt es nun, den Weg zu verfolgen, auf dem Gottſched ſeinem Zwecke, die Bildung und allgemeine Hebung des weiblichen Geſchlechtes zu fördern, entgegenſtrebt. Die Lage, die er ſich durch die Aufrichtung ſeines vorgeblichen Drei-Frauenkollegiums geſchaffen, war keineswegs leicht. Er durfte ſich nicht als Mann, noch weniger als Gelehrten verraten; er muſſte ſich, ſo gut er nur konnte, auf den Rahmen eines zwar gut beleſenen und richtig urteilenden, aber doch durchaus ungelehrten Weibes beſchränken: weil die beabſichtigte Wirkung verſagt, weil vor allem die Vorbildlichkeit der drei Tadlerinnen für die übrige Frauenwelt nicht mehr zugereicht hätte, falls es bekannt geworden wäre, daſs hinter den drei klugen Frauen ein junger Magiſter von 25 oder 26 Jahren ſtand. Deshalb nimmt Gottſched jede Gelegenheit wahr, um die dort und hier laut werdende Behauptung, daſs die Tadlerinnen gar keine Frauen ſeyen, mit kecker Entſchiedenheit zurückzuweiſen. Deshalb läſſt er noch Ende Dezember, in der Widmung des als Buch erſcheinenden erſten Jahrganges, der preußiſchen Prinzeſſin Friederica Sophia Wilhelmina von Seiten des Verlegers die Verſicherung geben, daſs „die vernünftigen Tadlerinnen geborene Unterthanen[21] Eurer Königl. Hoheit ſind“. Deshalb ſchickt er im März 1726, als man ihn ſchon offen für den Verfaſſer der ſo viel Staub aufwirbelnden Wochenſchrift erklärte, in eigenem Namen ein Schreiben an die „geehrteſten Tadlerinnen“, bittet ſie, offen zu bekennen, daſs „kein andrer“ als ſie, ein in Frage ſtehendes Stück verfaſſt haben, und meldet zugleich an,

[21] Dieſe, wenn auf Halle bezogene, falſche Angabe beruhte trotzdem auf Wahrheit; da Gottſched ja tatſächlich „geborener Untertan“ des Hauſes Hohenzollern war und zunächſt auch noch als ſolcher zu gelten hatte.

daſs er ihnen demnächſt ſeine Ausgabe der Pietſchiſchen Gedichte zur Beurteilung zugehen laſſen werde[22]. Deshalb iſt er bemüht, nie und durch nichts merken zu laſſen, über was für ein gelehrtes Wiſſen er bereits damals verfügte; deshalb nennt er als Quellen ſeines Wiſſens gern ſolche Schriften, die jedem Ungelehrten, nach der Neigung jener Zeit höchſtens in der franzöſiſchen Sprache mehr oder weniger Bewanderten, ohne weiteres zugänglich waren: etwa die ‚Europäiſche Fama', die ‚Diſcourſe von Mahlern', den ‚Patrioten', einige deutſche Schriften von Thomaſius, Francke u. dgl. m. Natürlich kennt ‚Calliſte' auch den Homer nur aus der, von Madame Dacier herrührenden, franzöſiſchen Überſetzung[23]; und auf dieſe Weiſe wird in der Tat bei nicht ſehr ſcharfſinnigen Leſern, zumal bei den meiſten Leſerinnen, der Glaube geweckt oder vielmehr befeſtigt worden ſeyn, daſs die ‚Vernünfftigen Tadlerinnen' wirklich von ungelehrten Frauen verfaſſt wurden[24]. Und wie ſelbſtbewuſſt machen ſich nun dieſe drei „Weibsbilder" an die Arbeit!

---

[22] Erſt im Schluſsſtück des Ganzen, als das Verſteckſpiel nicht mehr aufrecht zu erhalten war und kaum noch einen Sinn hatte, gibt er den „Ubelgeſinnten, die der Welt große Geheimniſſe zu entdecken vermeynet: wenn ſie ſich bemühet, kund zu thun, daß die Verfaſſerinnen nicht wahrhaffte Frauenzimmer, ſondern Mannsperſonen wären" das Geheimnis halbenweges preis. Ironiſch fragt er: „Wird etwa die Wahrheit nicht Wahrheit, und die Tugend keine Tugend bleiben: wenn ein Blatt von einer männlichen Feder herkommt?" Und er fährt fort: „Eine ſolche Verſtellung, als in dieſen Schrifften geſchehen iſt, kan zu vielem guten dienen: und ich glaube auch, daß die meinige mehr genützet als geſchadet habe. Dieſe Blätter ſind von unzehlichem Frauenzimmer geleſen worden, die ſich vielleicht keine Mühe darum gemacht hätten, wenn ſie unter männlichen Nahmen herausgekommen wären. Dieſes iſt mit eine Abſicht bey Verfertigung derſelben geweſen, und dieſelbe hat man durch ein ſo unſchuldiges Mittel erreichet."

[23] Waniek, der ja ſtets nur die Oberflächen der Dinge ſtreift, nie wirklich nachdenkt oder, wenigſtens in Beziehung auf Gottſched, nachdenken will, ſetzt natürlich ohne weiteres voraus, daſs Gottſched ſich tatſächlich erſt aus der ‚Europäiſchen Fama' ſeinen Geſchmack befeſtigt, daſs er kein Griechiſch gekonnt habe und deshalb auf die franzöſiſche Überſetzung des Homer angewieſen geweſen ſey!

[24] Manchmal iſt Gottſched übrigens doch nahe daran, ſein Geſchlecht

Gleich im zweiten, dem eigentlich ersten Stücke (da das erste Stück nur die Entstehungsgeschichte und den Plan der Zeit-

und seinen gelehrten Stand zu verraten. Für eine Frau jener Tage musste es z. B. verdächtig erscheinen, wenn sie, wie etwa im 23. Stücke, dem Verzeichnis einer ‚teutschen Frauenzimmer-Bibliothec', die nur solche Bücher enthalten sollte, aus denen „man nicht gelehrt, sondern klug und vernünftig werden" könnte, folgende bedeutsame, dem Gesichtskreise einer deutschen Frau des 18. Jahrhunderts ganz fernliegende Betrachtung vorausschickte: „Man findet dieselbe (gute Bücher der oben erwähnten Art) fürwahr nicht in allen Buchladen. Die wenigsten Scribenten setzen sich diesen Endzweck vor: indem sie ihre Sachen anfertigen. Die allermeisten entschütten sich nur der Bürde, womit sie ihr Gedächtnis beschweret haben. Ihre Vernunft haben sie niemals gebessert. Sie stecken biß über die Ohren in alten Vorurtheilen. Sie wissen ihren Verstand nicht auf gehörige Weise zu gebrauchen: daher bleiben sie ewige Copisten und Papagoyen. Sie sagen nichts von sich selbst, schreiben auch nichts von ihrem eigenen: sie sagens nur nach, was sie von andern gehöret, und schreiben dasjenige ab, was schon unzehlige vor ihnen geschrieben haben. Sie sind im übrigen unbekümmert, ob dasselbe wahr oder falsch, vernünftig, ungereimt, läppisch oder abgeschmackt gewesen. Dieser Gattung Leute haben den Wahlspruch: Nihil dicitur, quod non dictum sit prius. Man könne nichts sagen, was nicht bereits von andern gesagt worden. Daher sind ihre Bücher so voller Anführungen alter und neuer Scribenten, aus deren gesammelten Lappen sie ihre bundscheckichte Harlequinskleider zusammen stücken. Daher können sie auch jeden Monat eine neue Schrift in die Welt schicken. Dieses ist bey ihnen in der That keine grosse Sache. Sie brauchen sonst nichts mehr als eine kleine Gedult, die bereits vorhandenen Bücher abzuschreiben: oder wenn es hoch kommt mit Nadel und Zwirn die erbettelten Lappen zusammen zu hängen, und aus 12 Philosophien, Theologien, ꝛc. die dreyzehente zu machen. Sie arbeiten nur mit den Augen, mit den Fingern, und mit dem Gedächtnisse. Bißweilen thut die Einbildungskraft auch was dabey. Diese ist flüchtig und nimmt sich keine Zeit: daher sind sie in der Geschwindigkeit mit ihren Sachen fertig. Wenn hingegen andre mit dem Verstande alles reifflich überlegen, ehe sie es schreiben; und wenn sie es geschrieben haben, wohl zehnmal nach den Regeln der Vernunft untersuchen: so haben sie auch weit mehr Zeit nöthig . . ." Diese und einige andere „Entgleisungen" der Art bewirkten denn wol auch, dass man sehr bald hinter den drei „hällischen Weibern" gelehrte Männer, d. h. eigentlich halbgelehrte, akademisch entartete Männer vermutete. Im Großen und Ganzen aber gelang es Gottsched sehr gut, die „Vorspiegelung falscher Tatsachen" aufrecht zu erhalten. — Des Spaßes halber erwähne ich bei dieser Gelegenheit noch, dass der, in seiner Unwissenheit und Verständnis-

ſchrift enthält) richten ſie ihren Spott gegen den überhand genommenen Fremdwörterunfug, gegen das, im täglichen Verkehr und im Schrifttum herrſchende undeutſche Weſen; ja, ſie gründen mit einigen Freundinnen eine ‚Geſellſchaft der teutſchen Muſen‘, um ſich ſelbſt „in der Reinigkeit ihrer Mutter-Sprache zu üben“ und zugleich „eine Vernunfftmäßige Art des Ausdrucks der Gedancken einzuführen“. Wer in dieſe Geſellſchaft aufgenommen ſeyn will, der muſs „durch einen reinen teutſchen Brieff, um eine ſolche Stelle Anſuchung thun“ und wird dann, falls er für würdig befunden worden, von der Vorſitzenden „mit einer ebenfalls reinen teutſchen Bewillkommnung empfangen“. In den Verſammlungen werden natürlich nur deutſche Bücher geleſen: Sonntags „nach geendeter Nachmittags-Predigt“ Bücher religiöſen Inhalts, etwas aus Franckens ‚kleiner Poſtille‘, aus Müllers ‚Liebes-Kuß und Erquickſtunden‘, aus Laſſenius’ ‚Perlen-Schatz‘ oder auch größere Teile aus dem ‚irdiſchen Vergnügen in Gott‘ des ‚Patrioten‘ Brockes; Mittwochs wird Weltliches bevorzugt; zumal Beſſers ‚gebundene und ungebundene Schriften‘ werden gern geleſen, „inſonderheit die Lobrede, die er auf ſeine unvergleichliche Kühleweinin geſchrieben“, wird immer wieder „mit groſſen Nutzen durchgegangen“. In den Unterhaltungen wird ſtreng darauf geachtet, daſs „kein fremdes Wort noch eine unverſtändliche Redens-Art“ zur Anwendung komme; wer gegen die Vorſchrift verſtößt, muſs einige Verſe aus Spottgedichten auf das weibliche Geſchlecht auswendig lernen und „in der nechſten Zuſammenkunfft herſagen“. Wer dabei „ertappt“ wird, daſs er Bücher lieſt, in denen der Fremdwörtermiſchmaſch herrſcht, darf der Geſellſchaft nicht länger angehören. Empfohlen werden nur ſolche Bücher, die in fremdwörterreinem Deutſch geſchrieben ſind; und obwol die ‚Tadlerinnen‘ ſehr bald gegen allen Schwulſt, gegen alle Verſtiegenheit ankämpfen, ſo iſt es den Mitgliedern der Geſellſchaft zunächſt doch noch geſtattet, wenigſtens Lohenſteins ‚Armenius‘

loſigkeit glückliche Friedrich Braitmaier in der „Fiktion der weiblichen Verfaſſerinnen“ nichts anderes erblickte, als „eine unglückliche Übertreibung der wirklichen oder angeblichen weiblichen Mitarbeiterſchaft am Spektator und an den Diskurſen“!

und ‚Octavia‘ und Zieglers ‚Aſiatiſche Baniſe‘ zu leſen. Zum Anzünden der Lampe und Beſtecken der Nähtahmen dürfen nur die Blätter ſolcher Schriften verwendet werden, in denen „viel lateiniſche oder frantzöſiſche Wörter eingemiſcht ſind“; und ein Hauptſtück der Satzungen bildet die Beſtimmung, daſs keine der Geſellſchafterinnen „befugt iſt einer Manns-Perſon freundlich zu begegnen, die in ihren Höfflichkeiten ein Sprachen-Gemenge macht, oder in andern Geſprächen viel fremde unteutſche Wörter einmiſchet.“ Im fünften Stück wird dann auch bereits davon geſprochen, daſs der kaum begonnene Kampf gegen das Fremdwörterunweſen „die Würckung gehabt, daß ſich verſchiedene Perſonen beyderley Geſchlechtes nunmehro auszulachen anfangen, wenn ſie ſich in ihren Geſprächen vieler frantzöſiſcher Wörter bedienen“. Aber ſchon hier wird, angeblich von einem Herrn Meliorantes aus Dresden, auf den eigentlichſten Zweck der Wochenſchrift und deren angeſtrebten Erfolg hingedeutet: „Was ſollen gelehrte Manns-Perſonen ſchreiben, wenn weibliche Federn ſolche untadeliche Blätter ans Licht ſtellen könten?“ — fragt Meliorantes, der ſeine lauteſten Zweifel gegen die Weiblichkeit der ‚Tadlerinnen‘ äußert. „Seyd ihr ſo genannte Tadlerinnen nun in der That Manns-Bilder, warum wollt ihr denn ohne Urſache euer wahrhafftes Geſchlecht verhelen? Euer Ruhm wird keinen Abbruch leiden, wenn ihr gleich die Wahrheit geſtehen werdet. Allein man ſiehets wohl, daß ihr durch dieſe Verſtellung dem Frauenzimmer ſchmeicheln wollet, indem ihr ſie überredet, daß es unter ihnen dergleichen geſchickte und gelehrte Perſonen gäbe, die tauſend Männern Trotz bieten könten. Iſt das aber wohl bedächtig gehandelt?“ Und nun erzählt ‚Meliorantes‘, wie ihn, dem es leider unmöglich ſey, in ſeinen Reden „frantzöſiſche Redens-Arten zu vermeiden“, kürzlich ſeine Pulcheria „hart ablauffen laſſen“, weil er ihr, wie gewöhnlich, einige franzöſiſche Schmeicheleien vorgeſagt hatte. Mit einem Worte: verſtändige Mädchen und Frauen ſollten den Einfluſs ihrer Reize benutzen, um die verliebten Männer zu einem untadeligen Gebrauch ihrer Mutterſprache zu zwingen; ſollten aber zugleich aus dem Beyſpiel der drei Tadlerinnen erſehen, daſs es auch dem weiblichen Ge-

ſchlechte möglich ſey, in geiſtiger Beziehung und als Schrift-ſtellerinnen es den Männern gleich, tauſenden aber wol gar zuvor zu tun. Deshalb führt ‚Phyllis‘ die Andeutungen des ‚Meliorantes‘ noch weiter aus und meint u. A.: „Unſre Mit-Schweſtern aber, das ſämtliche Frauenzimmer mag indeſſen wieder das wenige Vertrauen, das man zu unſerm Geſchlecht hat, mit Nachdruck eifern, biß wir . . . die Urſache entdecken werden, warum man gemeiniglich ein ſo groſſes Mißtrauen gegen das weibliche Geſchlechte im Abſehen auf die Gelartheit zu bezeigen pfleget, weil nehmlich daſſelbe von Jugend auf in der unverantwortlichſten Unwiſſenheit gelaſſen wird“.

Im nächſten, dem ſechsten, Stücke tritt nun Gottſched der ernſten Angelegenheit unmittelbar nahe. Die ‚Tadlerinnen‘ haben beſchloſſen, verſchiedene Frauen aufzuſuchen, um deren Meinung über ihre Beſtrebungen zu erkunden. ‚Phyllis‘ wird veranlaſſt, unter anderen „einer gewiſſen ſehr verſtändigen Dame aufzuwarten“; und dieſe äußert ſich, nachdem ſie ihre Zweifel an dem Erfolge der Wochenſchrift gerade beim weiblichen Geſchlechte vorgebracht hat, folgendermaßen: „Die gemeine Auferziehung, da man Perſonen von unſern[25] Geſchlechte in der äuſſerſten Unwiſſenheit ſtecken läſſet, hat den Sitten-Lehren der vernünfftigen Tadlerinnen wenig Leſerinnen zubereitet. Der gröſte Teil unſers Frauenzimmers wird in der Jugend hierinnen verwahrloſet. Bedenket nur, wie übel man mit unſern Gemüths-Kräfften umgehet. Man ſtehet in den Gedancken, es ſey zu unſerm Unterricht genung, wenn man uns die Buchſtaben zuſammen ſetzen und dieſelben, zuweilen ſchlecht genung, nachmahlen lehre. Darauf hält man uns eine Frantzöſin, um eine fremde Sprache in das Gedächtnis zu faſſen, da wir doch die

[25] Wie der Leſer ſchon gemerkt haben wird, gebe ich die Anführungen genau nach den Urſchriften, mit all ihren Mängeln und Eigentümlichkeiten; er bekommt dadurch eine Vorſtellung von der Unſicherheit des Sprachgebrauchs, wie ſie bis in die erſten Mannesjahre Gottſcheds hinauf in Deutſchland herrſchte. Übrigens iſt es unwiſſenſchaftlich, die Anführungen in der heute üblichen Rechtſchreibung zu machen, wie dies leider meiſtenteils von Waniek und Wolf getan worden iſt.

Mutter-Sprache nicht recht verſtehen. Unſer Verſtand wird durch keine Wiſſenſchafften geübt, und man bringet uns, auſſer einigen offt übel genung an einanderhangenden Grund-Lehren der Religion, nichts bey; ja dieſelben werden dazu noch meiſtentheils mehr dem Gedächtnüſſe als dem Verſtande eingeprägt. Wenn man nun die Schule verläßt, ſo verläßt man, wofern ich etwan ein Gebet-Buch ausnehme, zugleich alle Bücher. Oder ſo man ja etwas ließt, ſo iſt es ein läppiſcher und närriſcher Roman, wodurch die vorhin eiteln Perſonen unſers Geſchlechtes noch mehr in ihrer Eitelkeit verſtärckt werden. Die Schrifften, ſo zu Verbeſſerung des Verſtandes und Willens etwas beytragen könten, düncken uns zu ſchwer, zu unverſtändlich, zu trocken, zu ernſthafft und zu verdrüßlich. Und da man unſre Seele niemahls zum Nachdencken gewöhnt hat, ſo wird uns das Verſtehen ſolcher Bücher zu ſauer, welche mit Uberlegung geleſen ſeyn wollen, ſo daß wir ſie wieder von uns werffen, wenn wir ſie kaum in die Hände genommen haben." Als die Dame „ihre ziemlich weitläufftige Rede" beſchloſſen hat und Phyllis, wieder mit ſich allein, die trefflichen Worte noch einmal überdenkt, kommt auch ſie zu der Überzeugung, daſs die Zahl der Leſerinnen ihrer Wochenſchrift noch ſehr viel größer ſeyn könnte, als ſie tatſächlich iſt, wenn „die erbarmenswürdige Unwiſſenheit, in welcher ſich der gröſte Theil unſeres Geſchlechtes befindet, ſolches nicht verhinderte". Dann heißt es weiter: „Ich bin itzt nicht in Begriffe, die abgedroſchene Streitigkeit zu erneuern, welche über der abgeſchmackten Frage entſtanden: Ob das weibliche Geſchlechte auch zum Studieren geſchickt ſey? Wir ſind Menſchen ſo wohl wie die Manns-Perſonen, und dieſes wird niemand im Ernſte leugnen, er wäre denn ein Narr. Wir haben eben die Kräffte des Gemüthes, ſo die Manns-Perſonen beſitzen, ja eben die Fähigkeiten, in der Gelehrſamkeit etwas zu thun. Wer das Gegentheil vertheydigen wolte, müſte niemahls von den ſo vielen Perſonen unſers Geſchlechtes etwas geleſen haben; die ſo tieff in die Geheimniſſe der Gelehrſamkeit eingedrungen, als nur immer von Manns-Perſonen geſchehen können." Hieran ſchließt ſich eine Hinweiſung auf die „in den Händen aller Ge-

lehrten" ſich befindenden Schriften einiger berühmter Frauen; und nun folgen ernſte, alle Seiten des herrſchenden Unweſens hell beleuchtende Sätze, die es wol wert ſind, hier in ihrem vollen Umfange mitgeteilt zu werden: „Ich fordre . . . von dem Frauenzimmer nicht, daß ſie ſich alle befleißigen ſollen, Heldinnen in der Gelehrſamkeit zu werden. Denn ich weiß gar wohl, daß die gelehrten Frauens-Perſonen nicht allemahl die beſten Haußhalterinnen ſind. Ich begehre nicht, daß ſie ſich in ſolche Wiſſenſchafften und Künſte einlaſſen ſollen, welche entweder gantz in keiner Ubung, ſondern in bloſſer Betrachtung beſtehen, oder aber zu ihrer Selbſt-Erkenntniß wenig beytragen, vielmehr aber das Gemüthe davon abziehen. Dasjenige Frauenzimmer, ſo ſich damit verwirret, wird meiſtens pedantiſch, hochmüthig und eigenſinnig. Allein, da wir ſo wohl, als die Manns-Perſonen, einige Pflichten gegen uns ſelber haben, die uns verbinden, unſere Kräffte des Gemüthes ſo wohl als des Leibes[26] in guten Stand zu ſetzen; ſo ſehe ich nicht, wie man ſich auf die Anklage, daß wir dieſen Pflichten ſchlechte Genüge thun, verantworten oder entſchuldigen wolle. Diejenigen Vorurtheile, womit unſer Verſtand in der Jugend angefüllet worden, bleiben Lebenslang unausgerottet. Die Schmeicheleyen und Unwahrheiten, die man uns, ſo bald wir zu erwachſen anfangen, von unſern Vortrefflichkeiten vorſagt, verderben unſern vorhin verderbten Willen noch mehr, daß es alſo faſt unmöglich iſt, jemahls zu einer rechtſchaffenen Selbſt-Erkänntnüß zu gelangen. Warum waffnet man uns nicht mit einer guten Vernunfft- und Sitten-Lehre dawieder? Warum ſagt man uns nichts von den Pflichten, ſo nach den Sätzen des Natur-Rechts von uns erfordert werden? Zwar iſt dieſes gewiß, daß dieſes Wiſſen nicht alles Frauenzimmer verſtändig und tugendhafft machen werde. Denn die Wiſſenſchafft bleibt gar öffters ein bloſſes und todtes Gedächtniß-Werck ohne Übung. Dem ohngeachtet iſt dieſe Un-

[26] Es iſt bedeutſam, daſs G. die Entwickelung der Leibeskräfte auch für das weibliche Geſchlecht als eine Pflicht hinſtellt; während man damals kaum die männliche Jugend zur Leibespflege anhielt und Leibesübungen für die Mädchen ſogar erſt in ſehr neuer Zeit zur Geltung gelangt ſind.

wiſſenheit des Frauenzimmers gleichwohl Schuld daran, daß viele die natürliche Fähigkeit ſammt der Neigung zum guten erlöſchen laſſen, welche doch vielleicht verſtändig und tugendhafft geweſen wären, wenn ſie von der Ausbeſſerung des Willens und den dazu nöthigen Mitteln Unterricht gehabt hätten. Wir würden vielleicht nicht ſo viel ausſchweiffende oder eigenſinnige Ehe-Weiber; tyranniſche oder verzärtelnde Mütter, oder unverſtändige oder liederliche und ſorgloſe Frauen in der Aufführung gegen das Geſinde haben, wenn nicht dieſe Unwiſſenheit faſt durchgängig unter den Perſonen unſers Geſchlechtes herrſchte. Unſere Geſellſchafften und Zuſammenkünffte, welche verſtändigen Manns-Perſonen ſo offt zum Gelächter, ja gar zum Aergerniß worden ſind, kommen ihnen aus keiner andern Urſache lächerlich oder eckelhafft vor, als weil wir uns in denſelben die Zeit[27] mit nichtswürdigen oder auch wohl gar ſündlichen Dingen vertreiben. Ich habe angemerckt, daß die Geſpräche des Frauenzimmers in ihren Geſellſchafften meiſtentheils von abweſenden Perſonen handeln, die mit allen ihren Verrichtungen ſo abſcheulich und liebloß durchgezogen werden, daß ein ehrliches Gemüthe, welches ſolche Läſterungen gezwungen anhören muß, den ärgſten Wiederwillen empfindet. Oder man ſchertzet ſo anzüglich unter einander, daß nicht ſelten die gröſten Verbitterungen und Feindſchafften daraus entſtehen. Ja ſo gar die ärgerlichſten und pöbelhafftеſten Ausdrückungen ſind nicht ungewöhnlich in ſolchen Geſellſchafften; welches man von ſolchen Leuten kaum glauben ſollte, die ſich weit über den Pöbel zu ſeyn dünckеn, wofern uns die tägliche Erfahrung nicht verſtattete über dieſes Capitel beſtändig neue Anmerckungen zu machen. Oder man geräth auf Hauß-Geſchäffte, welche man die Materie der Geſpräche ſeyn läſſet; obgleich die Anweſenden gröſten Theils dabey verdrüßliche Zuhörer abgeben müſſen. Oder man fället endlich auf das Spielen. In Betrachtung der ſündlichen Geſpräche wäre dieſes faſt der unſchuldigſte Zeit-Vertreib. Wiewohl wer den unſchätz-

[27] Die Worte „die Zeit“ fehlen in der erſten Ausgabe, was natürlich nur als Druckfehler gelten kann. In den ſpäteren Auflagen iſt der Fehler beſeitigt.

baren Werth der Zeit erkennet, der wird von ſich ſelber urtheilen, ob man ſie ſo unverantwortlich verſchwenden und mißbrauchen möge. Von ſolcher Beſchaffenheit ſind die Zeit-Verkürtzungen unſerer Geſellſchafften. Unſre Unwiſſenheit iſt allein Schuld, daß wir uns nicht beſſer zu unterhalten wiſſen, und daß wir die Zeit ſo liederlich und ſündlich verderben, die wir mit artigen, geiſtreichen und erbaulichen Unterredungen zubringen könnten. Uber dieſes würde manche Ehe, welche unglücklich und unvergnügt iſt, weit glücklicher und vergnügter ſeyn, wenn die Frau die Gemüths-Beſchaffenheit ihres Mannes einzuſehen vermöchte und die Mittel wüſte, ihre Aufführung nach derſelben einzurichten. Auf was beſſern Fuß würde nicht die Kinder-Zucht geſetzt werden, wenn die Mütter, als welchen ſie gröſtentheils oblieget, Geſchicklichkeit genung beſäſſen, die Beſchaffenheit des Verſtandes und die Gemüths-Neigungen ihrer Kinder in den zarten Jahren, da ſie noch ohne Verſtellung ſind, auszuforſchen und zu unterſuchen. Dieſes alles aber läſſet ſich ohne ein gutes Einſehen in die Vernunfft- und Sitten-Lehre nicht wohl thun. Woraus man aufs neue erkennen kan, wie ſchädlich es ſey, das weibliche Geſchlecht gantz und gar von Erlernung der Wiſſenſchafften abzuhalten."

Mit dieſen Ausführungen war der Kreis deſſen, was in den Wochenblättern zu Gunſten oder zwecks Erziehung des weiblichen Geſchlechtes verlangt und geleiſtet werden ſollte und in einer ganzen Reihe von bedeutſamen, bald ernſthaften bald ſatiriſchen Artikeln auch wirklich geleiſtet wurde, zwar keineswegs erſchöpft; aber der Grundplan war doch gegeben; und was ſpäterhin noch gegen verſchiedene andere Mängel und Schwachheiten des ‚Frauenzimmers' (ihre Putzſucht, ihre Eitelkeit, ihre Gefallſucht, ihre geheime Trunkſucht, ihr Jagen nach Liebhabern, ihr Trachten nach wohlhabenden oder reichen Männern, ihr vielfach freches und unzüchtiges Betragen, ihre leichtfertige Art, ſich zu kleiden und ihre Reize zur Schau zu ſtellen, ihre Flüchtigkeit, Fahrigkeit, Ungeduld, ihre Herrſchſucht u. dgl. m.) vorgebracht[28],

[28] Wol wird auch den Männern kaum etwas geſchenkt; aber ſie

was ſonſt noch als der Abſtellung bedürftig gekennzeichnet wird, gliedert ſich zwanglos dem eigentlichen Kampfe für die Erziehung und Gleichberechtigung des weiblichen Geſchlechtes an. Natürlich fehlt es auch nicht an kräftigen Hinweiſungen auf viele Vorzüge der ſo ſcharf Getadelten; denn gerade dieſe guten Eigenſchaften und Neigungen müſſen ja dazu dienen, die Möglichkeit der Erziehung zum Beſſern und Höhern darzulegen: und hier ſetzt nun auch das, in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ einen recht breiten Raum einnehmende Beſtreben ein, die Frauen für die Dichtkunſt zu gewinnen. „Anfänglich ſcheinet die Dicht-Kunſt eine dem weiblichen Geſchlechte nicht unanſtändige Beſchäfftigung zu geben“ — heißt es bereits im 12. Stücke — „Ein Frauenzimmer iſt mehrentheils von Natur mit derjenigen Eigenſchafft verſehen, die hauptſächlich zur Poeſie gehöret, nemlich mit einer lebhafften Einbildungs-Krafft, die ſie reich an Einfällen machet.“ Aus dieſem Grunde möchte ‚Calliſte‘, daſs ſich namentlich die Mädchen und Frauen wohlhabender Stände mit der Dichtkunſt beſchäftigten, um dadurch von eitlen Zerſtreuungen abgehalten zu werden. „Manche würde nicht ſo viele Stunden mit Melancholiſchen Gedancken, mit den Eitelkeiten ihres Putzes, mit dem Charten-Spiele, oder dem überflüßigen Beſuche ihrer Anverwandten zubringen, wenn ſie einmal empfunden hätte, wie angenehm es ſeye, wenn man ſeine Gedancken in einer gebundenen Rede auslaſſen kan.“ Daher wird denn der Wunſch ausgeſprochen, daſs dieſe ideale Tätigkeit „ein allgemeiner Zeit-Vertreib des Frauenzimmers“ werde; und es iſt feſſelnd zu beobachten, wie geſchickt Gottſched auch hier ſeinen Plan verfolgt. Um in den Frauen die Liebe zur dichteriſchen Betätigung zu erwecken, bekämpft er nämlich zunächſt „die falſche Einbildung, daß es was überaus ſchweres ſey, Verſe zu machen“. Sowol die richtige Sylbenmeſſung wie die „Kunſt zu reimen“, mit der ſich, wie wir wiſſen, der junge Dichter ſo ſehr herumquälen muſſte, werden als „gantz was leichtes“ hingeſtellt, was „eine Perſon

---

ſtehen nicht im Vordergrunde der Betrachtung; es dreht ſich eben in den ‚V. T.‘ alles oder doch faſt alles um das ‚Frauenzimmer‘.

von mittelmäßigen Begriffe" mühelos, gleichſam „ſpielend und ohne Lehr-Meiſter erlernen" könne. Erſt ſpäter bringt er den Ermutigten nach und nach höhere Begriffe von der Poeſie bei; bis er ſchließlich zu Forderungen gelangt, die ſich ſchon nahezu mit den, in der ‚Critiſchen Dichtkunſt' und ſpäterhin an anderen Orten vertretenen, decken. Namentlich im 8. Stücke des zweiten Jahrganges werden die ernſten Schwierigkeiten der Dichtkunſt rückhaltlos dargelegt und Anſprüche an den Dichter geſtellt, vor denen ſich wol die guten Leſerinnen dieſer Blätter entſetzt haben mögen. Schon um auch nur die Dichtkunſt[29] „nach ihrer Würde hochzuſchätzen" bedürfe es eines Verſtandes, der „nicht von gemeiner Gattung iſt", meint ‚Phyllis'; und ohne Zögern wird ihr der erſte Rang „unter allen freyen Künſten" angewieſen. „Alle andre Künſte ſind eingeſchränckt: die Poeſie aber hat gar keine Gräntzen; wer in derſelben fortkommen will, muß faſt alles wiſſen." Dementſprechend gehört „zu einem rechtſchaffenen Poeten" ungemein viel: „Eine mehr als gemeine Geſchicklichkeit, ein ſonderbares Naturell, ein richtiger, durchdringender, gründlicher und allgemeiner Verſtand: eine fruchtbare, lebhafte und lautere Einbildungskraft. Dieſe hohe Gabe wird weder durch die Kunſt, noch das Studiren zu wege gebracht. Sie iſt ſchlechterdings ein Geſchenck des Himmels, und zeiget einen groſſen Geiſt an. Groß iſt er in der Beurtheilungskraft, welche ſich alles vernünftig, das iſt der Wahrheit und Natur gemäß, vorſtellet: groß iſt er auch wegen der Lebhaftigkeit, welche alles mit einem groſſen Reichthume der annehmlichſten Gedancken vorſtellet, und ihren Wercken dadurch eine beſondere Schönheit mittheilet. Mit einem Worte zu einem vollkommenen Poeten gehört eine gleiche Miſchung von Vernunft und Einbildungskraft, von Nachdruck und Lieblichkeit, von Einſicht und Zärtlichkeit; eine allgemeine Beredſamkeit und beſondre Tiefſinnigkeit." Das klang anders! Und nun wurde auch den „kleinen Geiſtern", denen das Silben-

[29] Nur ſelten wird in den ‚V. T.' von Dichtkunſt oder Tichtkunſt geſprochen; das Wort „Poeſie" herrſcht eben ſo vor wie das Wort „Poet", das erſt ſpäterhin dem „Dichter" weichen muſs.

maaß „eine unsägliche Marter“ verursacht, geraten, unter allen Umständen „das Versemachen bleiben zu lassen“ —. Wie sollten sich da die armen Wesen für die Dichtkunst geschickt fühlen, die noch nicht einmal einen vernünftigen deutschen Satz zu Stande bringen konnten? War doch bereits im 23. Stücke des ersten Jahrganges unter Anderem zu lesen gewesen: „Schämet man sich bißweilen nicht: wenn man einige Zettel zu sehen bekommt, die von manchem überaus artigen Frauenzimmer von Wäsche, Hauß- und Küchensachen geschrieben werden? Wie elend sind da alle Wörter verstümmelt? wie lange muß man rathen, ehe man begreift, was sie haben wollen?“; wurde doch deshalb dringend gefordert, daſs „ein Mägdgen vom vierten biß zum 12ten Jahre in allerhand nützlichen Dingen, als im teutschen, lateinischen und französischen Lesen, in den Anfangsgründen der Grammatic, im rechtschreiben, im rechnen, im Christenthume, und endlich in Verfertigung eines teutschen Briefes unterwiesen würde“. So müssen denn die ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ allgemach die Erfahrung machen, daſs sie mit ihren hohen Forderungen, mit ihrem Bestreben, das weibliche Geschlecht „zu einer eifrigen Nachfolge“ so rühmlicher Vorbilder, wie sie etwa die Schurmann, das Fräulein Madeleine de Scudery und Frau Dacier boten, die Kleinmütigkeit ihrer Leserinnen noch bedeutend gesteigert, ja in ihnen erst das klare Bewusstseyn ihrer Unfähigkeit geweckt hatten. Aber das war ja gerade eine der Hauptabsichten Gottscheds: zum Bewusstseyn ihres Tiefstandes, ihrer geistigen Gebundenheit wollte er seine Leserinnen bringen; zur demütigenden Erkenntnis der großen, auf Unbildung beruhenden Schranken ihres Könnens. Die Mittel zur Abhülfe hatte er bereit. Wenn die Frauen meinten, es sey „vor sie eine unmögliche Sache“, einer der vier oder fünf berühmten Schriftstellerinnen es gleich zu tun; so erwiderte ‚Phyllis‘ (II, Stück 26), daſs es zwar „bey erwachsenen Jahren, wo nicht unmöglich, doch gewiß sehr schwer sey, zu einer so hohen Fertigkeit in der Lateinischen und Griechischen Sprache zu gelangen, als die erwehnte Frau Dacier“, überhaupt sich aus den Niederungen eines alltäglichen deutschen Frauendaseyns emporzuarbeiten; daſs zumal wirkliche Gelehrsamkeit

nur dann von Frauen gewonnen werden könnte, wenn ſich gelehrte Väter ihrer im zarteſten Kindesalter ſtehenden Töchter annähmen, daſs aber trotzdem „unſer Geſchlecht den Muth nicht gar ſincken laßen ſollte.“ Sie gibt zu bedenken, daſs es verſchiedene Stufen der Gelehrſamkeit gebe; ſie ſagt: „Wer die Oberſte (Stufe) zu beſteigen ſich nicht getrauet, darf deswegen nicht gar zurücke bleiben. Es iſt doch beſſer ein wenig als gar nicht gelehrt zu ſeyn, und wenn man es gleich denen Rieſen in der Gelehrſamkeit nicht gleich thut, ſo iſt doch möglich, ſich aus der Zahl der Zwerge zu erheben.“ Vor allem ſollen ſie nicht verzagen, es in der Dichtkunſt zu etwas zu bringen; ſie ſollen die immer aufs neue von den ‚Tadlerinnen‘ vorgenommenen Verſuche, ihren Geſchmack zu reinigen, fruchtbar werden laſſen und nicht aufhören, ſich „in der Poeſie, als einem Theile der galanten Gelehrſamkeit“, hervorzutun. Als ein ſehr wohl zu erreichendes Vorbild wird ihnen deshalb die Königsbergerin Gertraud Moller, eine Tochter des Philoſophieprofeſſors Eifler, vor Augen geſtellt; denn dieſe brachte, im Wetteifer allerdings mit einigen Brüdern, ihre Kinderjahre „mit Erlernung der freyen Künſte zu; verſäumte aber indeſſen nicht, von ihrer Frau Mutter die Haushaltungs-Kunſt, und andre ihrem Geſchlechte anſtändige Dinge zu erlernen“; wurde mit 14 Jahren die Gattin eines Doktors und Profeſſors der Arzneikunſt; gebar 15 Kinder, von denen allerdings nur 3 ein höheres Alter erreichten; war allen eine zärtliche, ſorgſame Mutter; ihrem Gatten eine treffliche Stütze und fand bei alledem „doch noch allezeit müßige Stunden, ihre Neigung zu freyen Künſten zu vergnügen . . . that ſich bey allen vorfallenden Gelegenheiten durch ihre ſinnreiche Schrifften in gebundener und ungebundener Rede hervor“ und bewies durch ihr Beiſpiel, wie „herrlich“ es auch „vor ein Frauenzimmer iſt, ſeinen Namen zu verewigen, und ſich durch eigene Verdienſte einen unſterblichen Nachruhm zu erwerben“. Dieſe Hinweiſung auf die ‚Mollerin‘ iſt übrigens in ſofern bezeichnend, als dieſe „unſterbliche“ Dichterin zugleich für eine ausgezeichnete Gattin, Mutter und Hausfrau gelten durfte, mithin Tugenden beſaß, welche auch von Gottſched für die vornehmſten

weiblichen Eigenſchaften gehalten wurden. Immer wieder weiſt er, wenn er die Frauen zu einer beſſeren Geiſtes- und Geſchmacksbildung erziehen will, darauf hin, daſs ſie über dergleichen ihre häuslichen Pflichten nicht vernachläſſigen dürfen[30]; und wie er in einer der, den Lucianiſchen Totengeſprächen nachgebildeten ‚Unterredungen‘ die „Bürgersfrau“ Lukretia, die ſich auf nichts als auf ihre „Keuſchheit und Tugend“ zu berufen vermag, in die Gefilde der Seligen führen, die unkeuſche Königin Kleopatra jedoch den Furien übergeben läſſt: ſo wird in einer andern auch nur jener weibliche „Geiſt“ ſelig geſprochen, der auf Erden „Sechs Söhne und 4. Töchter; hernach noch 5. Kindeskinder“ auferzogen und es deshalb verdient hat, für ſeine mühſame Arbeit „reichlich erquicket“ zu werden; wohingegen ſechs andere Geiſter, die ſich im Leben entweder nur „aus- und angekleidet, gegeſſen, getruncken und geſchlaffen“, oder „unvergleichlich getantzet, und als Meiſterinnen Lombre geſpielt“, oder nichtsnutzigen Firlefanz getrieben oder „complimentieret“ oder nur wertloſe Romane, „lauter Fabeln, die nirgends als in dem Gehirne einiger Romanſchreiber entſtanden ſind“ geleſen, oder gar „mehr als hundert Mannsperſonen vergnüget“ haben, kurzerhand den Furien und allen Höllenqualen überantwortet werden.

Es läſſt ſich nun vielleicht darüber ſtreiten, ob Gottſched im Rechte war, wenn er glaubte, daſs die Frau durch vertiefte Bildung „eine vernünfftige Mutter werden“ könnte; daſs ſie,

---

[30] Im 24. Stück des 1. Bandes führt z. B. ‚Calliſte‘ ihre Baſe Cynthia als ein Frauenzimmer nach ihrem Herzen vor. Dieſes junge Mädchen, das ſchon „im dritten Jahre teutſch leſen konte“, ſpricht Franzöſiſch, kann „im Lateiniſchen einen leichten Scribenten verſtehen“, lieſt in ſeinen Nebenſtunden nur gute Bücher, treibt aber auch Muſik und Zeichenkunſt, ſpielt Klavier, näht und ſtrickt und weiß bei alledem zugleich „die Hausgeſchäffte ſo wohl zu verwalten, daß ihre Mutter ſich faſt um nichts mehr bekümmern darf“. In dieſer Cynthia haben wir ohne Zweifel das gottſchediſche Ideal eines jungen Weibes zu erblicken, das auch ſelbſtändig genug denkt und fühlt, um die damals ſo üblichen Verkuppelungen der Töchter von Seiten ihrer Mütter oder Ältern zu verurteilen, und offen bekennt: „Ich werde mich niemals entſchlieſſen jemanden zu heyrathen, den ich nicht zuvor wohl kenne.“

kraft dieſer durch Kunſtübung erweiterten Bildung, „alle ihre andere Pflichten, als Ehe-Gattin, Hauß-Frau, Nachbarin, Freundin und Bluts-Verwandtin, auf eine tugendhaffte Weiſe erfüllen lernen“ würde (II, 344); denn wir machen ja heute die Erfahrung, daſs junge Mädchen und Frauen, die viel Muſik oder Malerei treiben, viel Romane leſen, dem Sport huldigen, ſchriftſtellern, oder gar die Hörſäle der Hochſchulen beſuchen und ſozureden „in freier Schönheit“ oder auch „in ſchöner Freiheit“ leben, für das Hausweſen ſo gut wie verloren zu ſeyn pflegen; und daſs nur ſehr ausnahmsweiſe eine tüchtig gebildete, oder wol gar gelehrte beziehungweiſe als Künſtlerin Hervorragendes leiſtende Frau zugleich eine tadelloſe Gattin, Mutter und Hausfrau iſt. Daſs jedoch Gottſched, als er dieſen Standpunkt vertrat, ideell das Richtige anſtrebte, wird kaum jemand beſtreiten können. Denn das ſcheint einzuleuchten: Wenn (worüber man ja heute kaum noch einen Zweifel, Frauen gegenüber, laut werden laſſen darf) Mann und Frau mit denſelben geiſtigen Kräften ausgeſtattet ſind, ſo müſſen ſie auch dasſelbe leiſten können. Muſs nun jeder, auch der gebildetſte und gelehrteſte, Mann ſeinen Beruf ausfüllen (vielfach ſogar noch ſeinen Nebenberuf als Soldat und Reſerveoffizier, als Stadtverordneter u. dgl. m.); müſſen allgemeine höhere Bildung oder Gelehrſamkeit im weſentlichen einzig und allein dazu dienen, den Mann für ſeinen Beruf tüchtiger, leiſtungfähiger zu machen: ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daſs auch die Frau ihre Bildung oder auch Gelehrſamkeit nur zu dem Zwecke erwerben ſollte, um für ihren natürlichen, ihren eigentlichſten Beruf, d. i. für den Mutterberuf, der den Hausfrauenberuf in ſich ſchließt, tüchtiger zu werden. Konnten ſelbſt angeblich tiefgelehrte Frauen wie Theano, die Gattin des Pythagoras, oder Frau Dacier, trotz all' ihrer echten Gelehrſamkeit, vortreffliche Frauen und Mütter bleiben, ja allen andern guten Durchſchnittsmüttern es in dieſer Beziehung weit zuvortun — mit welchem Rechte dürften mittelmäßig begabte Frauen es beanſpruchen, daſs ihnen die mehr oder weniger eingehende Beſchäftigung mit Künſten und Wiſſenſchaften Selbſtzweck ſeyn dürfte? Dieſe Wahrheit wird hoffentlich allezeit Geltung behalten; wenn auch

das, jetzt immer weiter um sich greifende, Fachstudium der Mädchen, diese notwendigerweise dem Hause entfremden muss. Aber eine solche Entwickelung, die ja zweifellos ungesund, ja geradezu volksverderblich ist (denn das Volksbedürfnis fordert wol gebildete, mit klaren Einsichten ausgestattete, karaktervolle Mütter; nicht aber schriftstellernde, malende, bildhauernde, zahnziehende, oder den gelehrten Denkern und Forschern ins Werk pfuschende und mit Vorliebe dem freyen Geschlechtsgenuss huldigende Damen), konnte Gottsched nicht vorhersehen; wenngleich er selbst im 44. Stücke des 1. Jahrganges der ‚Vernünfftigen Tadlerinnen' das Beispiel einer „seltsamen" Kindererziehung anführt, das uns ein in jeder Beziehung gleichmäßig erzogenes Geschwisterpaar zeigt, und den Vater dieser zwei, bald bei den Büchern, bald bei den Nähtahmen sitzenden, bald gestiefelt und gespornt ausreitenden, bald kochenden, bald fechtenden, heute als Mädchen, morgen als Knaben gekleideten jungen Leute sagen lässt: er wisse nicht, warum „eine eifrige Predigerin, eine muntere Küraßreuterin, eine ansehnliche Bürgermeisterin, eine geübte Bombenwerferin, eine erfahrene Steuermännin u. s. w. nicht eben so gute Dienste verrichten solte, als das Mannsvolk bißhero verrichtet hätte". Immerhin würde Gottsched, der ja bereits einen eigentlichen Unterschied zwischen Gelehrsamkeit und höherer Bildung festgestellt hatte[31], einer deutschen Theano oder Dacier

[31] Wolf meint zwar, dass diese „grundsätzliche Scheidung zwischen Gelehrsamkeit im engeren Sinne und allgemeiner Bildung" erst „dem späteren Eingreifen der Frau Gottsched vorbehalten blieb", und weist auf die zwei, für die zweite Auflage der ‚V. T.' von der Gottschedin gelieferten Ersatzstücke hin, wo, ganz in Gottscheds Sinne und wahrscheinlich unter seinem Beistande, für eine, durch Bildung geadelte häusliche Tätigkeit der Frau eingetreten, das weibliche Geschlecht „das glückliche Werkzeug, wodurch die weise Vorsicht das Leben, die Bequemlichkeit und das Vergnügen des männlichen Geschlechtes befördern wollen" genannt und einseitige große Gelehrsamkeit als für die Frau nicht erreichbar und nicht erstrebenswert erklärt wird. Aber es gehört viel Oberflächlichkeit dazu, dergleichen falsche Behauptungen auszusprechen, und wäre nur erklärlich, wenn auch nicht verzeihlich, falls man annehmen dürfte, dass Wolf in den ‚V. T.' nur flüchtig geblättert, also keinen richtigen Einblick in die dort (am entschiedensten

die Berechtigung, nur ihrer Wiſſenſchaft, ihrer ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit zu leben, kaum abgeſprochen haben, obwol ſeine eigene gelehrte Frau ſtets auch eine vortreffliche Hausfrau blieb. Er wollte ja, wie wir bei kurzer Betrachtung des ‚Biedermannes' noch näher erfahren werden, ſogar Frauenzimmerhochſchulen gegründet und weiblichen Profeſſoren das Recht zugeſtanden wiſſen, den vielen ſchläfrigen, untüchtigen männlichen Hochſchullehrern (deren es damals an jeder Univerſität mehr als zuviele gab) das Leben ſchwer zu machen. Doch in allen ſolchen Fällen dachte Gottſched eben an ungewöhnlich begabte Frauen, die hochbegabten Männern (die wirklich großen Männer kommen ja überhaupt nicht in Frage) nicht ganz unebenbürtig wären. Mittelmäßig befähigten Frauen dagegen ſollte nur die Möglichkeit geboten werden, ihre Geiſteskräfte richtig zu entwickeln, ſich zu ſelbſtändig denkenden, die Würde, aber auch die hohen Pflichten des natürlichen Frauenberufs[32] klar erkennenden Stützen ihres Volkes herauszubilden. Mit den Müttern vor allem ſtieg oder ſank, ſeiner tiefen und richtigen Meinung nach, ein Volk — die gelehrten oder ſchriftſtellernden, malenden und andere Künſte berufsmäßig treibenden Frauen brauchte ein Volk um ſo weniger, als ja Männer genug, und in den meiſten Fällen ohnehin

---

im 26. Stück des II. Teils, aber auch an vielen anderen Stellen) vertretenen Anſchauungen gewonnen hätte. Es iſt ja bei vielen Litteratoren Brauch geweſen, die Gottſchedin, die doch eigentlich nur ein Geſchöpf ihres Gatten, ſeine Schülerin und genieloſe Mitarbeiterin war, als ein, Gottſched überlegenes, Genieweib hinzuſtellen; weil das ſo hübſch in den Rahmen der Gottſchedverachtung hineinpaſſte. Aber man wird dieſer falſchen, irreführenden Meinung ſo lange entgegentreten dürfen, ſo lange man ſie mühelos auf Grund der Lebensarbeit Gottſcheds widerlegen kann.

[32] Es iſt hier nicht der Ort, auf die Frauenfrage einzugehen und darüber zu reden, was aus den Mädchen, die nicht heiraten, weil ſie entweder zu unliebenswürdig, zu häſslich, zu arm, zu lüderlich oder — zu anſpruchvoll ſind, werden ſoll. Daſs auch ſolche Mädchen, zumal wenn ſie eine beſſere Bildung beſitzen, nicht unbedingt gezwungen ſind, den Männern und Familienvätern das Brod wegzunehmen oder auch nur zu ſchmälern, wird ſich leicht nachweiſen laſſen, ſolange viel wichtige, nur vielleicht gewiſſen überſpannten Anſprüchen an „Freiheit" nicht ganz genügende Frauenberufe empfindlichen Mangel an Arbeitkräften leiden.

ſtümperhaft, für dergleichen ſorgten. Die Zahl der Stümper, der oberflächlich nachahmenden oder nachäffenden Halbtalente ſollte nicht vermehrt werden. Wiſſenſchaften und Künſte ſollten nur auch die Mädchen und Frauen pflegen, damit ſie von ſchlechteren Beſchäftigungen abgehalten, für edlere geiſtige Genüſſe empfänglich gemacht, einem edlen, auch auf die ſchöpferiſche Tätigkeit der Männer im guten Sinne wirkenden Geſchmacke zugeführt und befähigt würden, ihren weiblichen Berufspflichten ſelbſtändig und vernünftig genügen zu können. Daſs Gottſched in jungen Jahren dabei zugleich den Zweck verfolgte, die Frauen wenigſtens für die Dichtkunſt zur eigentlich ſchöpferiſchen Tätigkeit heranzubilden, läſſt ſich allerdings nicht beſtreiten; in reiferem Alter ſcheint er auch hierüber weſentlich anders gedacht zu haben[33].

[33] Wie hoch Gottſched um 1725 den etwaigen Wert ſchöpferiſcher Frauenarbeit geſchätzt, ob er ihn wol gar überſchätzt habe, läſſt ſich leider nicht feſtſtellen. In den ‚V. T.‘ werden jedenfalls nie Dichterinnen von mehr oder weniger berühmtem Namen an berühmten Dichtern und Schriftſtellern gemeſſen; er läſſt nur gelegentlich (wie wir oben erfahren haben) durchblicken, daſs auch Frauen es unter Umſtänden wol hervorragenden Männern gleichtun könnten. Dagegen liegt eine Meinungäußerung aus dem Jahre 1729 vor, die an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig läſſt und keinesfalls unberückſichtigt bleiben darf. Die Worte finden ſich in einem ‚Schreiben‘ an die dresdeniſche Hofmalerin Anna Maria Werner, die Waniek ſeltſamer Weiſe „die bildende Künſtlerin der Gottſched'ſchen Schule“ nennt; obgleich dieſe, bereits 1689 geborene, Danzigerin als Künſtlerin zu Gottſched in keiner anderen Beziehung ſtand, als daſs ſie 1729, wahrſcheinlich durch die Vermittelung ihres Landsmanns, des jungen Doktors Kulmus, ſeine Bekanntſchaft machte, ihm herzlich befreundet wurde und ihn mehrmals, zugleich mit ſeiner Gattin, malte. Das ‚Schreiben‘ iſt natürlich ein Huldigungsgedicht, das zweifellos um ſo ehrlicher gemeint war, als Gottſched damals von hervorragenden deutſchen und ausländiſchen Gemälden der Vergangenheit noch ſo gut wie nichts kannte und ſomit leicht in den Glauben geraten konnte, die Wernerin entzöge „den Meiſtern ſelbſt die herrlichſten Gewinnſte“, und würde dereinſt „als zehnte Muſe“ gefeiert werden. Nun aber heißt es in dem Gedicht weiter:

„Du biſt der Ehre werth, weil Du die erſte biſt,
Dadurch der Männerzunft der Preis entzogen iſt,
Der Preis in Deiner Kunſt. Man ehret zwar mit Rechte
Den ungemeinen Werth am weiblichen Geſchlechte.

Hatten doch all' ſeine Bemühungen eigentlich nur Marianne von Ziegler und Luiſe Adelgunde Kulmus ſo weit gefördert, daſs ſie für ſelbſtändige Schriftſtellerinnen von einiger Bedeutung gelten konnten. Denn was ſeine lauten Weckrufe ſonſt noch gewirkt hatten, war nicht der Rede wert. Die, vornehmlich durch ihn, den Herausgeber der zwei verbreitetſten Wochenſchriften, in Fluſs gebrachte Frauenzimmerlitteratur blieb nicht nur ganz unbedeutend, ſondern überbot auch ſogar nach der ſchlechten, der von Gottſched leidenſchaftlich bekämpften Seite hin die Männerlitteratur um ein Beträchtliches[34]. Doch

---

Sie haben Geiſt und Witz, Verſtand, Beleſenheit,
Kunſt, Sprachen, Wiſſenſchaft, ja Muth und Tapferkeit,
Und noch weit mehr gezeigt. Wird Sappho nicht geprieſen?
Wie hat Theano ſich vor grauer Zeit gewieſen?
Wer kennt Aſpaſien und ihre Weisheit nicht,
Von welcher Griechenland mit ſolchem Ruhme ſpricht?
Wer will Cornelien, der Mutter jener Grachen,
In dem gepriesnen Rom, ihr Lob zu Schanden machen?
Wo bleibt die Scudery, die edle Schurmannin,
Die kluge Dacier und Preußens Möllerinn?
Und ſoviel andre mehr, die wir noch lebend ehren?
Allein, wo wird ein Menſch von dieſen Frauen hören,
Daß ſie den höchſten Grad in ihrer Kunſt erreicht,
Und daß der Männer Hand vor ihren Künſten weicht?
So hoch ſie es gebracht, in allem, was wir leſen,
So iſt es freylich wohl, für Weiber, viel geweſen;
Für Männer aber nicht. Fürwahr, Anakreon
Trägt vor der Sappho doch den Lorbeerkranz davon.
Und ſo geht's überall."

Es iſt anzunehmen, daſs dieſe unabänderliche Wahrheit auch ſchon 1725 von Gottſched erkannt worden war, daſs er alſo nur die Frauen zu der höchſten, von ihnen erreichbaren Stufe der Bildung und geiſtig-künſtleriſchen Betätigung emporgeführt wiſſen, nicht aber in ihnen den Dünkel großgezogen wiſſen wollte: auch die beſten von ihnen könnten es je den größten Meiſtern, überhaupt den eigentlichen Meiſtern in jeder Art von Kunſt, gleich tun.

[34] Es iſt ſehr lehrreich, heute, da wir ja wieder mit einer zuchtloſen, dirnenhaften Frauenzimmerlitteratur überreich geſegnet ſind, zu leſen, was die Gottſchedin in dem, 15 Jahre nach dem erſten Erſcheinen der ‚N. T.', der zweiten Auflage des Werkes eingefügten Zuſatzſtück (29) über die

das konnte der hoffnungselige Vaterlandsfreund nicht vorhersehen; und so werden seine großherzigen Bestrebungen zu Gunsten des weiblichen Geschlechtes[35] immerdar die Ehrfurcht der Nachwelt verdienen.

Was nun schließlich die zwei letzten Hauptzwecke der ‚Vernünfftigen Tadlerinnen' anbetrifft: das Eintreten für eine, den höchsten Ansprüchen gewachsene, fremdwörterreine hochdeutsche Sprache (ihre mundartliche Befleckung stand noch nicht in Frage) auf allen Gebieten des gesellschaftlichen, öffentlichen und wissenschaftlichen Lebens, für ein ursprünglich deutsches Schrifttum, für eine der Volkskultur dienende Schaubühne, und für eine Kräftigung des ganz darniederliegenden Nationalbewusstseyns in allen Teilen der Gesellschaft — so darf und muss ich das

---

kräftig in die Halme geschossene Damenpoesie ihrer Zeit sagte: „Nun kömmt das beste: sie machen Verse! Aber was für welche? Sind sie rein? Sind sie regelmäßig? Sind sie voller edlen, erhabenen, tugendhaften und vernünftigen Ausdrückungen? Was sind es für Gattungen? Sind es Heldengedichte? Sind es dogmatische Gedichte? Sind es edle, neue und sinnreiche Erfindungen? Ich mag diese Fragen nicht beantworten. Man frage die im Drucke vorhandenen Werke meiner Mitschwestern selbst darum. Ich wünsche aber, daß niemand die großen Mängel im äußerlichen, und die gemeinen, schwülstigen, nichtssagenden, frechen, pöbelhaften, groben und unzüchtigen Stellen, des innerlichen Wesens ihrer Gedichte, gewahr werden möge, worüber ich schon oftmals in meinem Herzen geseufzet. Wie viel fehlt nicht noch daran, ehe wir eine einzige Deshouliers in der Poesie, eine einzige de Sevigné in Briefen, eine einzige Gomez in der Beredsamkeit, und eine einzige Barbier in Trauerspielen aufzuweisen haben." Auch von der „bisherigen Gelehrsamkeit unseres Frauenzimmers" hält sie nichts — kurz: wenn, wie ohne weiteres angenommen werden darf, die Gottschedin hier zugleich im Sinne des Gatten sprach, so war die Enttäuschung des idealistischen Frauenanwalts vollkommen.

[35] Noch 1736 machte sich Gottsched in den nur für Freunde gedruckten „Neufränkischen Zeitungen' (so genannt, weil der Herausgeber dadurch seine Stellung zu so viel ‚Altfränkischem' in Deutschland kennzeichnen wollte) über die Meinung vieler Deutschen, zumal auf der weiblichen Seite, lustig, dass „das Frauenzimmer nichts lernen sollte, was über den Horizont ihrer Küche oder ihres Putzwesens stiege". Seinen Anschauungen blieb er also treu, wenn er auch nicht mehr gehofft haben dürfte, ein tüchtigeres, gebildeteres Frauengeschlecht zu erleben.

Alles an dieſer Stelle kurz abtun, weil es in den zuſammenfaſſenden Darſtellungen der völkiſchen, ſprachlichen, litterariſchen und dramaturgiſchen Beſtrebungen Gottſcheds gründlich behandelt werden ſoll. Hier wird es genügen, die verſchiedenen Leitſätze flüchtig anklingen zu laſſen.

Gleich im 2. Stücke wird innerhalb einer lauten Klage über die Entartung deutſchen Weſens auch die der Sprache erwähnt: „Unſere Sprache ſelbſt iſt nicht mehr natürlich, oder rein, wie vor Zeiten, ſondern entweder voller gekünſtelten und ſchwülſtigen Redens-Arten, oder voller lateiniſchen, jtalieniſchen und frantzöſiſchen vermeinten Zierlichkeiten"; weshalb die ‚Tadlerinnen' denn auch die ‚Geſellſchafft der teutſchen Muſen' gründen, von der bereits oben die Rede geweſen iſt. Im Großen und Ganzen konnte der Kämpfer für eine „von allem ausländiſchen Sauer-Teige gäntzlich geſauberte" (II, Anhang 22) deutſche Sprache zwar zunächſt nicht viel mehr tun, als „die unnützen Sprachenmiſcher, die ohne Noth dergleichen ausländiſche Lumpen auf ihren teutſchen Rock hängen, und ſich einbilden, recht galant zu reden und zu ſchreiben, wenn ſie dasjenige mit einem verſtümmelten Frantzöſiſchen Worte übel ausdrücken; was ſie mit einer guten teutſchen Redens-Art weit beſſer hätten vortragen können", auszulachen (II, Anhang 177). Aber umſtändliche Betrachtungen und Anweiſungen zur Abſtellung dieſes Unheils laſſen ſich durch die ganze Wochenſchrift verfolgen; und gelegentlich nehmen ſie einen ſehr breiten Raum ein, wie etwa im 2. Stück des 2. Jahrganges, wo eine Marilis von ihrem Vater erzählt, der ſich bemühte, ſie frühzeitig gegen die Einflüſſe der ſchlechten Umgangsſprache und der ſchlechtgeſchriebenen Bücher zu ſchützen. Bödickers ‚Grundſätze der teutſchen Sprache' ſind dieſem trefflichen Manne Führer durch das Labyrinth der Sprache; zugleich aber iſt er (ganz im Sinne Gottſcheds) der Meinung, daſs man „bey Erlernung der Sprachen wenig Regeln nöthig habe: daß hingegen die Ubung derſelben, deſto öfter und fleißiger geſchehen müſſe". Wenn er mit ſeiner Tochter deutſche Bücher lieſt, ſo verſäumt er nie, das Mädchen auf die Fehler hinzuweiſen, welche „die Verfaſſer derſelben wider die Reinigkeit und Richtigkeit der hochteutſchen

Mundart begangen hatten; wobey er allezeit zu bedauern pflegte, daß die Teutſchen ſo wenig Zeit und Sorge auf die Verbeſſeruug ihrer Sprache wendeten". Hier wird denn auch bereits die Errichtung von Geſellſchaften, die es ſich zur Aufgabe ſtellen ſollen, die deutſche Sprache „zu gröſſerer Richtigkeit und Zierlichkeit zu bringen", empfohlen und mit Nachdruck auf die, in dieſer Beziehung im guten Sinne vorbildlichen Franzoſen hingewieſen, da die Deutſchen ja „ſonſt gewohnt wären, in Kleidungen, Speiſen, Spielen, Täntzen, und andern Dingen dieſem eiteln Volcke nachzuäffen"; und man hört ſchon die ſtillen Abſichten des zukünftigen Seniors und Umgeſtalters der ‚Deutſchen Geſellſchaft' heraus, wenn gewünſcht wird, „daß einige Gelehrten, ſo hierzu geſchickt wären, eine Geſellſchaft unter ſich aufrichten möchten, in welcher ſie unter der Beyhülfe und dem Schutze groſſer Herren, mit vereinigten Kräften an Verbeſſerung der teutſchen Sprache arbeiten, und dasjenige, was noch unrichtig und zweifelhaft iſt, zur Richtigkeit und Gewißheit bringen möchten". Was nun den „Schutz groſſer Herren" anbetraf, ſo war gerade von dieſer Seite wenig für die deutſche Sprache zu hoffen. Schon im 21. Stücke des 1. Jahrganges wird über das Sprachunweſen an den deutſchen Höfen bittre Klage geführt: „Ihr wiſſet es, wehrteſte Tadlerinnen" — ſchreibt ein angeblicher ‚Teutſchlieb' aus ‚Spreeburg' — „daß es von rechtswegen niergends eine beſſere Sprache geben ſolte, als bey Hofe, wo die allergeſchickteſten und adligſten Leute im Überfluße gefunden werden: allein ihr wiſſet nicht weniger, wie ſchlecht dieſes in der teutſchen Sprache eintrifft. Die Höfe in Teutſchland ſind faſt nicht teutſche Höfe. Wenn Fremdlinge dahin kommen: ſo iſt es ein Glück; wenn ſie einige Hofbediente antreffen, die ihnen teutſch zureden. An dem einen Hofe gilt das Spaniſche, an dem andern das Italiäniſche, am dritten das Franzöſiſche, am vierten das Engliſche. Trifft man ja Leute an, die gegen einen, den ſie vor einfältig anſehen, teutſch ſprechen: ſo iſt es nicht mehr teutſch, ſondern eine ſeltſame Vermiſchung etlicher Sprachen, die ſich nicht beſſer zuſammen ſchicken, als wenn man bewafnete Soldaten, Bauern mit ihren Flegeln, und Halloren mit ihren Morgenſternen unordentlich durcheinander

ſtellen laſſen, und ſie alſo einherziehen lieſſe. Dieſer Anblick würde ohne Zweifel ſehr unangenehm ſeyn: und doch iſt eine vermiſchte Rede ihrer Natur nach nicht beſſer; obwohl wir durch eine übele Gewohnheit, ihren Ubelſtand, und das darinnen liegende ungereimte Weſen nicht wahrnehmen." Gottſched hat in ſpäteren Jahren noch kräftigere, noch rückſichtloſere Worte gegen den undeutſchen Adel, die undeutſchen Fürſten geſprochen; aber wir ſehen ihn ſchon hier eine Wurzel des Übels bloßlegen; ſehen ihn ſchon hier das Ziel, das nachmals von ihm in ernſteſter Arbeit erreicht wurde, feſt ins Auge faſſen — und zwar aus tiefſter, eigenſter Überzeugung, aus leidenſchaftlichſtem Seelendrange heraus, und nicht etwa, wie Danzel es (a. a. O. S. 330) glaublich erſcheinen laſſen möchte, unter Beeinfluſſung ſeitens einer, um 1724 an der Leipziger Hochſchule zu Gunſten des Thomaſius umgeſchlagenen Strömung.

An das Eintreten für die reine hochdeutſche Sprache iſt natürlich unmittelbar der Kampf zu Gunſten eines rein deutſchen Schrifttums gebunden; und ſchon hier offenbart ſich Gottſched als ein Mann, der die Sache nicht mehr einſeitig-unzulänglich, entweder wie Opitz oder wie Thomaſius, ſondern von einer ganz andern, alles umfaſſenden, Grundlage aus zu betreiben gedenkt; der immer wieder auf eine ſchlichte, natürliche, ſinnreiche, alles Unklare, Geſchraubte vermeidende Dichtung, aber auch zugleich auf eine gute, kurz gefaſſte, fremdwörterreine, ſinn- und gedankenreiche Proſa hinarbeitet. Wortſpielereien wie ſie etwa in dem Verſe

„Ein Strahl von Strahleſund macht Belt und Sund geſund"

verübt wurden, Zuſammenſtellungen ſich widerſprechender Beiwörter (erbärmlich ſchön u. dgl. m.); Buchſtabenſpiele und andere leere Künſteleien[36], bei deren Verfertigung der Reimſchmied „ge-

[36] Dieſe nichtsnutzigen Spielereien werden natürlich nicht nur aus künſtleriſchen Gründen verurteilt. Solche Gründe waren zwar mitbeſtimmend; aber der Kunſtrichter hätte nicht Gottſched ſeyn müſſen, wenn es ihm möglich geweſen wäre, ſeine völkiſchen Zwecke auch in dieſen Dingen nur im geringſten zu vergeſſen. Daher bekommt der ganze, anſcheinend rein

nöthiget ist die gantze Wortfügung unserer Mutterſprache zu verwerfen, den Ton der Sylben zu verkehren, unnütze Flickwörter einzuſchieben, und unzehlig ungereimtes mehr zu begehen" (I, 330), werden in der Poesie gerade so scharf gegeißelt, wie ungeschickte Weitschweifigkeit, bei der „alle Absätze einer Schrift oder Rede nach der Brabandter Elle" ausgemessen werden, und man der Lunge „Gewalt anthun muß, wenn man sie in einem Athem hersagen will (II, 251), Ungenauigkeit[37], Dunkelheit, und Geschraubtheit in der Prosa; und besonderen Wert legt er darauf, den „Nachkommen" zu zeigen, daſs er „den Auskehricht von den Kleinodien zu unterscheiden gewuſt" (I, 388). Als Vorbilder für die edle, natürliche und sinnreiche Schreibart in beiden Gattungen werden gern Besser, Kanitz, wol auch Philander und Günther genannt; für Muster einer schlechten, einer dunklen und geschraubten Schreibart gelten vorzugsweise Jakob Böhme und Lohenstein. Für die Meisterinnen einer wirklich rein deutschen, schlichten, klaren, vernünftigen, sinnreichen, alle Weitschweifigkeit,

---

künstlerische Kampf sofort seine politisch-völkische Richtung: „Es ist schon eine geraume Zeit, daß Franckreich und Engelland, die beyden politen Nationen von Europa (man glaubt, Gottscheds Hand zittern zu fühlen, weil sie dieses Zugeständnis niederschreiben muſs), uns Teutschen für tumme Köpfe gehalten, und in öffentlichen Schriften dafür gescholten haben: bloß weil wir an solchen Kinderpossen, als Buchstabenwechseln, Jahrzahlenversen, Namengedichten u. d. g. einen Gefallen haben, und einen Ruhm darinnen suchen. Sie setzen uns mit den Polen, Russen, Lappen und Finnen in eine Classe (gegen diese Herabsetzung hatte sich schon einige Monate vorher der deutsche Stolz Gottscheds in den ‚V. T.' empört), und nennen uns die barbarischen Völker gegen Norden. Solten wir nicht endlich einmal klug werden, und solche Lumpendinge aus den Gräntzen unsers Vaterlands verbannen? u. s. w." Man vergleiche auch die (S. 127 mitgeteilten) Verse aus der ‚Reimsucht', in denen ebenfalls der Kampf gegen die Stümperlyrik vom völkisch-politischen Standpunkt aus geführt wird.

[37] Wie sehr Gottsched bereits in den ‚V. T.' danach strebt, seine Deutschen zur logischen Deutlichkeit zu erziehen, beweist er des öftern. So heißt es z. B. I, 296: „Das sind neue Wahrheiten, daß die Sonne die Dünste auskochet, biß sie zum Regen werden. Naturverständige würden eher glauben, daß von ausgekochtem Wasser Dünste würden."

allen „Phöbus und Galimathias“ vermeidende Schreibart halten ſich, und mit einem gut begründeten Recht, natürlich die ‚Tadlerinnen‘ ſelbſt. Sie ſchreien das zwar nicht offen in die Welt, erklären nur bei jeder Gelegenheit, daſs ſie, nebſt vielem Andern, auch die Erreichung dieſes hohen, zu jener Zeit kaum für möglich gehaltenen, Zieles anſtreben; laſſen es ſich aber mindeſtens einmal im Monat von angeblichen ‚Correſpondenten‘ mehr oder weniger umſtändlich beſtätigen. Das war nicht „Reklame“ im heute üblichen Sinne, wofür man es gern gehalten hat, ſondern Pflicht: wenn anders die Wochenſchrift auch in dieſer Beziehung ihren Zweck erfüllen und in den Ruf kommen ſollte, vorbildlich für das deutſche Schrifttum der nächſten Zukunft zu ſeyn. Sie wurde das denn auch tatſächlich[38]; obwol Sprache und Schreibart, ſo rein und glänzend ſie verhältnismäßig ſchon in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ waren, noch manches zu wünſchen übrig ließen und Gottſched ſelbſt noch keineswegs befriedigten, wie er ſpäter bewieſen hat.

Mit der Schaubühne trat Gottſched zum erſten Male im Frühjahr (vermutlich zu Anfang Mai) 1724 in Beziehung. Gleich der erſte, widerwärtige Eindruck war ſo ſtark, verſetzte den Vaterlandsfreund und Volkserzieher ſo gleichmäßig in Erregung, daſs er ſogleich an eine gründliche Umgeſtaltung der troſtloſen Verhältniſſe dachte. Aber erſt 1725 kam er dazu, in ſeiner Wochenſchrift feſſelnde Betrachtungen anzuſtellen über die Möglichkeit, die dramatiſche Dichtung zur Kunſt, die Schaubühne zu einer, auf Sittlichkeit begründeten Kunſtanſtalt zu machen, die Schauſpieler zur Natürlichkeit, zu einem edlen Geſchmack, und das Publikum zu einer Geſellſchaft von geſchmack- und anſpruchvollen, die Bühne nicht mehr für einen Tummelplatz des Unſinns oder gar der Gemeinheit haltenden, Zuſchauern heranzubilden. Da die ‚Tadlerinnen‘ von ‚Halle‘ aus ſchrieben, wo man ‚Comödien‘ nur an Sonn- und Feſttagen vor der Markt-Kirche, der Ulrichs-Kirche und „auf dem Berge neben

[38] Selbſt Kants Sprache ſteht noch nachweisbar unter dem Einfluſs der 1. Auflage der ‚V. T.‘.

der Schul-Kirche" erleben konnte (nämlich wenn die lieben halliſchen Chriſten beiderlei Geſchlechts die Gotteshäuſer verließen!): ſo muſſte Gottſched, um ſich nicht zu verraten, ſehr zurückhaltend ſeyn, und ſich darauf beſchränken, gelegentlich als ‚Euburina' oder ‚Logophilus' kurze Briefe aus Leipzig einrücken zu laſſen. Namentlich der Brief des, von der Leipziger Meſſe heimgekehrten, ‚Logophilus', vom 24. Oktober iſt bedeutſam; denn hier geſchieht zum erſten Male der „vormahligen Hackiſchen, oder ietzigen Hofmanniſchen Bande" Erwähnung, die als „Neuber'ſche Truppe", durch Gottſcheds Reformarbeit ſo große Berühmtheit erlangen ſollte. ‚Phyllis' kann zwar, den theaterfreundlichen Äußerungen des Logophilus gegenüber, nicht leugnen, daſs ſie und ihre zwei Mitarbeiterinnen „nach der billigen Meinung unſerer hieſigen Gottesgelehrten von Opern und Comödienſpielen gar ſchlechte Freundinnen ſeyen"; wünſcht jedoch, daſs der, von Logophilus rühmlichſt erwähnte, „teutſche Moliere am Dreßdeniſchen Hofe" (Johann Ulrich König, der Hofdichter, deſſen Komödie ‚Der geduldige Socrates' Gottſched aller Wahrſcheinlichkeit nach im Juni 1724 in Dresden kennen gelernt hatte, iſt gemeint), der „berühmte Herr Verfaſſer ſolcher Luſt- und Nutzerfüllten theatraliſchen Spiele fortfahren möge, unſerm Vaterlande dadurch den Ruhm zu machen, den es in dieſer Gattung der Poeſie noch nicht erlanget hat"; und verſpricht, bei nächſter Gelegenheit unterſuchen zu wollen, „wie weit Opern und Comödien an der damit (d. h. mit der Schaubühne) verknüpften ſündlichen Eitelkeit Schuld haben oder nicht" — wozu ſie jedoch nicht kommt.

Auch hier tritt ſofort der völkiſche Zug hervor: der Ruhm des deutſchen Vaterlandes ſoll erhöht, die Tatſache, daſs Deutſchland dem übermütigen Frankreich auf dieſem Gebiete gar nichts Bemerkenswertes entgegenzuſetzen hat, ſoll aus der Welt geſchafft werden — es dreht ſich eben ſchon bei dem jungen Gottſched Alles um den einen völkiſchen Mittelpunkt; und ſo verſteht es ſich denn von ſelbſt, daſs die vaterländiſche, völkiſche Geſinnung des Mannes immer wieder hell aufflammt.

„Heute zu Tage haben wir kaum den Nahmen der Teutſchen übrig behalten. Unſere Kleidungen ſind denen Kleidungen unſerer Groß-Eltern nicht mehr ähnlich: Unſere Häuſer ſind verändert; Unſere Speiſen ſind öffters ein unnatürlicher Miſchmaſch wieder einanderlauffender Dinge. Unſere Sprache ſelbſt iſt nicht mehr natürlich, oder rein u. ſ. w." — ſo heißt es gleich am Anfange des zweiten Stückes; und während er auf der einen Seite das ganze undeutſche, unwürdige Leben und Treiben, Reden und Schreiben verurteilen muſs: iſt er auf der andern Seite faſt unausgeſetzt bemüht, „die Ehre unſerer Teutſchen gegen alle unſre hochmüthigen Nachbarn zu vertheidigen"; wenn er auch einige Zeit ſpäter zu ſeinem Schmerze bekennen muſs, daſs „die Teutſchen es in den freyen Künſten noch nicht ſo weit gebracht haben, als die alten Griechen und Römer, oder als die heutigen Franzoſen"[39]. Dieſe Zweiſeitigkeit der völkiſchen Beſtrebungen läſſt ſich übrigens durch Gottſcheds ganze Lebensarbeit verfolgen: Den Deutſchen ſagt er die Wahrheit; ihnen gegenüber wird er nicht müde, die ernſteſten, ſtrengſten Forderungen zu erheben, alles Vorhandene als verbeſſerungbedürftig hinzuſtellen und zugleich die nötigen Beſſerungarbeiten vorzunehmen. Dem hochmütigen Auslande ſetzt er jedoch ſeinen ganzen, eigentlich nur in ihm wahrhaft lebendigen, vaterländiſchen Stolz entgegen. Den „eitlen" Franzoſen zumal fährt er in ſpäteren Jahren dann und wann geradezu mit den Vorzügen, den großen Reichtümern an Kunſt- und Dichtwerken, an gelehrten Werken, an Entdeckungen und Erfindungen, die er für ſeine geliebten Deutſchen in Anſpruch nehmen darf, in die Parade. —

Wir haben uns jetzt von dem hauptſächlichſten Inhalte der erſten Wochenſchrift Gottſcheds eine, wie ich glaube, ziemlich klare Vorſtellung verſchafft und werden es begreiflich finden, daſs dieſe, im Großen und Ganzen glänzend geſchriebenen Blätter ſchnell einen großen Erfolg hatten[40]. Dieſer ungewöhn-

[39] Die Schuld daran wird hauptſächlich dem Umſtande zugeſchrieben, daſs „wir noch ſo wenige Criticos oder Beurtheiler von dergleichen Sachen gehabt haben". (II, 105.)

[40] Die ‚V. T.' erſchienen in einer Auflage von 2000 Abdrücken, deren

liche, für jene Zeit wenigstens ganz unerhörte, Erfolg äußerte sich auch durch die Fülle von Zuschriften, welche den ‚Tadlerinnen' aus allen Teilen Deutschlands entgegenflogen und gelegentlich sogar nicht ohne Wert waren. Meint doch Gottsched im Schlussstück des Werkes unter Anderem: „Indem ich mir aber dergestalt den größesten Theil des gantzen Werkes zueigne: so will ich dadurch meinen wertheſten und zum Theil hochgeschätzten Correspondenten ihre Ehre nicht rauben; noch ihnen dasjenige absprechen, was ich mir selbst mit gutem Gewissen nicht zueignen kan. Nein, ich gestehe vielmehr, und der Augenschein selbst wird einen jeden überführen, daß die eingerückten scharfsinnigen und offt recht lehrreichen Schreiben fast den grösten Teil meiner Papiere angefüllet. Wieviel dadurch der Zierde und Nutzbarkeit derselben zugewachsen; darf ich nicht sagen: weil es vor sich am Tage lieget. So manche Materien würden gewiß entweder gar nicht berühret, oder doch weit schlechter von mir ausgeführet worden seyn: wenn mich nicht meine Leser und Leserinnen durch ihre geneigte und geistreiche Zuschrifften daran erinnert; oder doch Anleitung dazu gegeben hätten. Und durch die Beyhilfe so vieler geschickten Personen getrauete ich mir noch etliche Jahre fortzufahren. Denn ich bin versichert, daß es mir dabey niemahls an nützlichen und angenehmen Materien fehlen sollte. Ich weiß wohl, daß man bißweilen geglaubet, alle die eingerückten Briefe wären nur erdichtete Dinge; und die Schreibart selbst bestätige solches ganz deutlich. Allein das erste kann ich noch mit etlichen Dutzend Originalien von so vielen verschiedenen Händen, wiederlegen: das letzte aber

einzelne Stücke jedoch vielfach neu gedruckt werden mußten und nebenbei noch fleißig nachgedruckt wurden. Jeder Jahrgang wurde dann noch besonders als Buch in großer Auflage veröffentlicht und ebenfalls reichlich nachgedruckt. Die Buchausgabe des Gesammtwerkes erschien 1738 in zweiter, 1748 in dritter Auflage; und selbst noch von diesen späteren Ausgaben sollen Nachdrucke verbreitet worden seyn. — 1756 teilte Gottsched der Welt noch die Absicht mit, die ‚V. T.' zugleich mit dem ‚Biedermann' in neuer Ausgabe erscheinen zu lassen; aber er kam nicht mehr dazu oder fand wol auch, weil die Stimmung in Deutschland umgeschlagen war, keinen Verleger.

folget gantz und gar nicht. Denn geſetzt daß hie und da die Schreibart eines Briefes der meinigen gleich käme: ſo kan man doch daraus nicht ſchließen, daß ich der Verfaſſer davon ſey. Ich habe es ja offt geſtanden, und meine Correſpondenten um Verzeihung gebeten, daß ich mir die Freyheit genommen, mit Beybehaltung des völligen Inhaltes, nur den Ausdruck ihrer Schreiben ein wenig zu ändern; damit entweder unnöthige Weitläuftigkeiten vermieden, oder manche unförmliche Art des Zuſammenhanges erträglicher werden möchte." Aus dieſen letzten Bemerkungen läſſt ſich übrigens erſehen, wie hoch man die Mitarbeit der „zum Teil hochgeſchätzten Correſpondenten" zu bewerten hat. Gab es doch damals in Deutſchland ſelbſt unter Männern kaum ein paar Leute, die im Stande geweſen wären, etwas Vernünftiges in deutſcher Sprache zu ſchreiben. Wie hätten Dutzende von Mädchen oder Frauen die Fähigkeit beſitzen ſollen, einem Schriftſteller vom Range Gottſcheds „Beyhülfe" zu leiſten?! Behauptete die Gottſchedin doch noch 1738, daſs das ſchon „gelehrte Mitſchweſtern" wären, die nicht nur zu tanzen, etwas franzöſiſch zu leſen und zu plaudern verſtänden, ſondern auch ſo viel Geſchick beſäßen, „in zwei oder drey Stunden eine ordentliche und orthographiſche Seite nach einem Linienblatte zu ſchreiben"; und dazu machte ſie noch obenein die Bemerkung: „das letztere ſage ich meinem Geſchlechte nur zu Liebe nach; ich mag aber durchaus nicht dafür gut ſeyn". Gottſched, der es auch in ſpäterer Zeit ſtets liebte, aus Beſcheidenheit den größten Teil ſeiner Verdienſte Anderen zuzuſchreiben, ſich für den gelehrigen Schüler angeblich klügerer Leute auszugeben, tat eben auch in dieſem Falle nur ſo, als wenn ihm die, an ſich ohne Zweifel teils abgeſchmackten, teils unzulänglichen Schreibereien der Damen große Dienſte geleiſtet hätten. Dergleichen glauben „Correſpondenten" und andere Herrſchaften gern und ſehen es vor allem gern anerkannt. Immerhin beſaßen einige Beiträge ſo viel Wert, daſs ſie wirklich benutzt werden konnten; und über zwei dieſer ‚Beiträgerinnen' ſind wir auch unterrichtet. Die eine war „eine gelehrte Breßlauerin", die, ſchon 1726 geſtorbene „Frau von Breßler, eine vornehme ſchleſiſche Dame", welche,

talentlos aber ſtrebſam, ein „überaus wohlgerathenes", zwar herzlich trockenes, nichts als ein kümmerliches Echo der Ausführungen Gottſcheds bietendes, für die ‚klugen Tadlerinnen' jedoch ſehr ſchmeichelhaftes gereimtes ‚Schreiben' verfaſſt hatte, das im 27. Stück des erſten Jahrganges Aufnahme fand. Die zweite war ebenfalls „ein vornehmes Frauenzimmer", von der Gottſched glaubte, daſs ſie „ihre Hand und Nahmen wohl zehnmahl verändert, ja ſich wohl einen männlichen Nahmen gegeben, um nur nicht allezeit vor dieſelbe Correſpondentin gehalten zu werden." Eugen Wolf nimmt mit gutem Grunde an, daſs dieſe, ſich unter wechſelnden Namen verbergende, freiwillige Mitarbeiterin das gelehrte Mannweib Mariane von Ziegler, geborene Romanus, geweſen ſey; von der zuerſt im 52. Stück des 1. Jahrganges ein kurzer, die ganze Überſpanntheit eines dünkelhaften Weibes atmender Kopferguſs veröffentlicht[41], die ſogar der Ehre gewürdigt wurde, den Geleitſpruch für

[41] Es heißt u. A. in dieſen Verſen, nachdem den Frauen in allem Übrigen der Vorrang vor den Männern zugeſprochen worden:

„Nur in der Poeſie will dis Geſchlecht nicht weichen:
Allein hier braucht man nichts, als deutlich darzuthun,
Daß ihre Köpfe nicht der unſern Zartheit gleichen;
So muß des Vorzugs Krantz auf unſrer Scheitel ruhn.
Nun iſt im Haupte ja der Wohnplatz des Verſtandes;
Und iſt dabey die Bruſt des Willens Lagerſtatt:
So wohnt ja unſer Hertz in dem gelobten Lande,
Allwo der Männer Geiſt ſelbſt Luſt zu wohnen hat.
Ach, wäret ihr nur nicht ſo voller Liſt geweſen,
Die die Gelehrſamkeit uns aus der Hand geſpielt;
So ſoltet ihr von uns dergleichen Verſe leſen,
Wo nichts von eurer Kunſt ſo leicht die Wage hielt u. ſ. w."

Ob Gottſched dergleichen Torheiten auch nur noch 1725 wirklich ernſt genommen habe, iſt zwar nicht feſtzuſtellen, aber kaum zu glauben; ſie paſſten ihm in den Rahmen der Zeitſchrift und ſtammten, wie er annehmen durfte, von einer geſellſchaftlich bevorzugten Dame und Abonnentin; da verwertete er ſie gern. Wie er dachte, wiſſen wir. Übrigens bequemte ſich auch Frau von Ziegler ſpäterhin zu Anſchauungen, welche denen Gottſcheds und der Gottſchedin entſprachen; ſie lernte einſehen, daſs „gerade Frauen am wenigſten Verſtändnis und Urteilsfähigkeit in Sachen der Poeſie zeigten", hielt ſich von „ſchöpferiſcher" Tätigkeit auf dem Gebiete der

das 49. Stück des 2. Jahrganges zu liefern. Ohne Zweifel ſtammen einige bedeutungloſe Briefe, welche mit den Namen De Roſe oder Clarimene von Lindenheim unterzeichnet ſind, von der ‚munteren Silere‘ (Zieglère), wie ſie ſich in einem nicht veröffentlichten Schreiben zuerſt genannt hatte.

Wichtiger als der innere Wert dieſer und verſchiedener anderer Zuſchriften (Siebenundzwanzig von ihnen ließ Gottſched geſammelt in einem Anhange[42] erſcheinen) war jedenfalls die Tatſache, daſs ſie überhaupt erfolgten; denn auch darin offenbarte ſich der große Erfolg des, mit ſo viel Klugheit und Überlegenheit durchgeführten, Unternehmens, dem ſehr bald etliche, ſtets nur kurzlebige, Nachahmungen folgten[43].

Am deutlichſten aber kam dieſer unerhörte Erfolg einenteils

Dichtkunſt Jahrelang ganz fern und zog es vor, eine tüchtige, auch Künſtlern und Gelehrten manche Anregung bietende, Haus- und Salonfrau zu ſeyn.

[42] Dieſer Anhang erſchien 1726 von Montag d. 18. Februar an in Zwiſchenräumen von 4—5 Wochen (das letzte Stück wurde 1727 am 3. oder 4. Januar ausgegeben) und war wol mehr auf Drängen des Verlegers, zum Zweck einer außerordentlichen Einnahme, herausgegeben worden. Abgeſehen von einem bedeutungloſen Schreiben der Clarimene von Lindenheim, einem Gedichte der De Roſe, einer kleinen, das ganze XXIII. Stück ausfüllenden Sammlung von hoch- und plattdeutſchen Gedichten, die irgendwo in Hannover zur Verſchönerung eines, in Anweſenheit der „Königl. Groß-Britanniſchen Majeſtät“ begangenen, Feſtes gedient hatten, und einigen anderen Kleinigkeiten, tragen die anderen Stücke durchweg das Gepräge Gottſcheds. Das letzte Stück gloſſiert ſogar ein Dilettantengedicht ganz in der Weiſe, wie Gottſched 1729, bei Gelegenheit ſeiner Übertragung der Horaziſchen ‚Ars poetica‘, dieſe gloſſierte. Wahrſcheinlich hatte Gottſched dieſe ‚Briefe‘ im Laufe der 2 Jahre überzählig geſchrieben; ſie konnten, da Gottſched nach dem 2. Jahre das Verſteckſpiel nicht weiterführen wollte, auch durch den ‚Biedermann‘ anderweitig gefeſſelt war, im Rahmen der Wochenſchrift keine Verwendung mehr finden und wurden deshalb vom Verleger, mit Zuſtimmung Gottſcheds natürlich, als Nachträge verwertet.

[43] Schon 1725 erſchienen ‚Der freymüthige Tadler ſeiner ſelbſt‘ und ‚Die Matrone von 19 Jahren‘. Das Jahr 1731 zeitigte den ‚vernünftigen Träumer‘, der es über einige wenige Nummern nicht hinausbrachte. Als vermutlich letzte Nachahmung traten 1741 ‚Die Zelliſchen vernünftigen Tadler‘ ans Licht. Übrigens führt C. F. Brämer noch 1744 in ſeiner ‚Gründlichen Unterſuchung von dem wahren Begriffe der Dichtkunſt‘ auf S. 172 u. ff. die ‚V. T.‘ in einer Weiſe an, die zu er-

durch die wohlwollenden Beurteilungen, welche das Werk in allen damals maßgebenden Zeitschriften erfuhr, andernteils durch die vielen, gegen den vermuteten Herausgeber des Blattes gerichteten, Streit- und Schmähschriften zum Ausdruck. Der ‚Patriot', der zugleich mit den ‚V. T.' sein Erscheinen einstellte, hatte den „sinn-reichen Tadlerinnen, die sich rühmlichst angelegen seyn lassen, die Ehre der wahren Gelehrsamkeit zu retten", zu verschiedenen Malen das größte Lob gespendet und im Schlussstück, zweifellos unter Anspielung auf Gottsched und den, sich unmittelbar an die ‚Tadlerinnen' anschließenden ‚Biedermann', erklärt, er „wünsche aufrichtigst, daß ein größerer Geist auferstehen möge, der dasjenige Werck zur Vollkommenheit bringe", welches er „nur mangelhafft hinterlassen werde, und durch die Ehre seines Nahmens" den seinigen „verdunkele". Die ‚Deutschen Acta Eruditorium' widmeten dem 1. Bande 1726 (im 113. Stück) einen besonderen Artikel, in welchem zuerst der Vorzug solcher kleinen „lebhaft, unterrichtend und anmuthig geschriebenen Werckgen" gerühmt und dann dem Unternehmen das Lob erteilt wurde, dass es nicht, gleich so manchen andern, selten über das zweite oder dritte Stück hinausgekommenen Wochenschriften, „mager, unappetitlich und des Lesens unwürdig" wäre, sondern sich durch „die gründliche Beurtheilung vieler Dinge, die reine, zierliche und nachdrückliche Schreib-Art" auszeichnete. Der Berichterstatter zweifelt übrigens auch, dass die drei Herausgeberinnen Frauen seyen, weil sie „mehr gelehrte Wissenschaften und Ubungen in der Feder besitzen, als man von einem Frauenzimmer fordern oder erwarten kan"; meint aber zugleich, dass die Verfasser „sehr wohl daran thun", die Masken nicht abzunehmen. „Denn" — so fährt er fort — „es sind wenig Leute, welche gelassen bleiben, wenn man ihnen die

kennen gibt, dass der Inhalt der 2 Bände damals ein ganz lebendiger Besitz der Zeitgenossen war; und man darf sich deshalb nicht wundern, dass die ‚Vernünftigen Tadlerinnen' 1745 in einem Gedichte, das eine Schilderung des Treibens während des 2. Schlesischen Krieges bietet, als vorbildliche Muster angerufen wurden (Wustmann, Quellen zur Geschichte Leipzigs S. 336).

Wahrheit ſagt. Und da ſie ſich an derſelben nicht rächen können, ſo fällt ihr Grimm ordentlich auf den, von welchem ſie kommt.“ Schließlich meint der Berichterſtatter noch, daſs die Verfaſſer, obwol ſie ſelbſt bekennen, manchen Gedanken aus franzöſiſchen Büchern entlehnt zu haben, dennoch „in den meiſten Stücken dargethan, daß ſie keineswegs ſo arm an Erfindung ſind, daß ſie nöthig hätten, ſolche bei fremden Leuten zu borgen“; und ſpricht ſeine Freude darüber aus, daſs die Zeitſchrift noch weiter beſtehen bleiben ſolle.

Was nun den „Grimm“ anbetrifft, der, nach Anſicht der ‚Deutſchen A. E.‘, auf Jenen zu fallen pflege, der den Leuten die Wahrheit ſage: ſo tobte er ſich gegen die ‚V. T.‘ und ihren vermuteten Schöpfer derb genug aus. Schon ‚Der freymüthige Tadler ſeyn ſelbſt‘, rieb ſich an dem tadelſüchtigen Drei-Frauenkollegium, weil es andere Leute, nicht aber ſich ſelbſt zum Gegenſtande ſeiner Kritik machte. Noch heftiger trat Chriſtian Friedrich Henrici in ſeinem Schreiben ‚An die vernünfftigen Tadlerinnen‘ gegen die Wochenſchrift und vor allem gegen ihren verborgenen Herausgeber auf, mit dem er bereits 1724 in ſehr ſcharfen Streit geraten war. Auch in Henricis Luſtſpiel ‚Der Akademiſche Schlendrian‘ (1725) wurden die ‚Tadlerinnen‘ und ihre Sucht, die Leute durchzuhecheln, verſpottet; und an anderen Kämpfen, die zwar, ſo viel ſich erkennen läſſt, niemals litterariſche Geſtalt annahmen, dafür aber ihre Kreiſe gelegentlich bis in die Gerichtsſtuben zogen[44], fehlte es ebenfalls nicht. Am ſträflichſten aber tobte ſich der Haſs gegen Gottſched und ſein Jugendwerk in zwei Schmähſchriften aus, die ein Magiſter Johann Andreas Fabricius (1696—1769) von Jena aus

[44] Guſtav Wuſtmann teilt hierüber in ſeinem wertvollen Buche ‚Aus Leipzigs Vergangenheit‘ S. 200 u. ff. manches mit. Nach ihm wurden ſogar zwei Stücke der Zeitſchrift von der Polizei in Beſchlag genommen, allerdings nur auf Grund einiger klatſchartigen, wie es ſcheint gegen den Willen Gottſcheds vom Verleger benutzten Mitteilungen der Studenten Frick und Juncker. Denn Gottſched ſelbſt vermied es ſtreng, in ſeinen Blättern eine Chronique scandaleuse, etwa nach dem Muſter des berüchtigten, 1705 erſchienenen ‚Satiriſchen Romans‘ von Hunold (Menantes), zu liefern.

in die Welt ſchickte. Calliſte hatte im 22. Stück die ‚Philoſophiſche Oratorie‘ des ungenannten, aber im engeren Gelehrtenkreiſe nicht unbekannten Magiſters ironiſch behandelt; hatte ſie gebrandmarkt als „ein Buch, welches die teutſche Sprache ſo gräulich verunſtaltet, und eben ſowohl für ein franzöſiſches Buch gehalten werden könnte: wenn es nur nicht mit teutſchen Buchſtaben gedruckt wäre“, und „den ehrlichen Verfaſſer“ allerdings auch, wenngleich nicht ohne Grund, „unter die Gelehrten Marckſchreyer“ geſetzt. Fabricius, der in Menckes Hauſe der unmittelbare Vorgänger Gottſcheds geweſen war, 1724 („durch allerhand Wiederwärtigkeiten genöthiget“, wie Gottſched erklärte —, ſeiner eigenen Behauptung nach aber: weil er „kein Kinder-Praeceptor mehr ſeyn wolte“) Leipzig verlaſſen und ſich nach Jena begeben hatte, wo er einige Zeit als Adjunkt der philoſophiſchen Fakultät wirkte, nahm die Sache ſehr krumm und ließ ſeinen Haſs gegen den vermuteten Urheber jener Kritik, der ihn auch noch im 43. Stück mit der Anzeigung einer ‚philoſophiſchen Tabackshiſtorie‘ ein wenig hänſelte, die Zügel ſchießen. Als nun gar 1726 in Wittenberg ein lateiniſch geſchriebenes Schriftchen ‚Oratorum novorum pica cum remedio‘ erſchien, in welchem die ‚Philoſophiſche Oratorie‘ ebenfalls durchgehechelt wurde, veröffentlichte der aufs höchſte gereizte Fabricius zunächſt eine ‚Ablehnung‘, der eine Schmähſchrift plumpeſter Art unter dem Titel: ‚Zweyer Freunde Geſpräch über das Tractätgen Oratorum etc.‘ folgte. Da in dem oben erwähnten, übrigens ganz belangloſen, lateiniſchen Büchlein die „elegantissimae feminae halenses, sapientissimae perditi moris magistrae“ ehrend erwähnt wurden, ſo nahm Fabricius ganz unberechtigterweiſe an, daſs Gottſched auch hier ſeine Hand im Spiele hätte, und fiel in rückſichtloſeſter Weiſe über den Leipziger „Magisterculus wenn man den Verſtand und die Studia anſieht, ſonſt aber quoad morus et corpus ein vir quadratus der in der Ochſen-Philoſophie trefflich bewandert“, her. Sein Name wird nicht genannt; dafür wird geſagt, daſs „ſein Namens Vetter ſich einſt Vaginam dei auf Latein nennete“; und daſs er ſeiner Wochenſchrift nur „ſeinen amouretten und Näther-Mädgens in

der Peters-Straſſe zu gefallen", den, Vielen ſo ärgerlichen, Titel gegeben habe. Natürlich wird „Mr. Vagina" auch als „Sprach-Ritter- und grammaticaliſcher Fincken-Ritter" verhöhnt, desgleichen als „Secretarius des weibiſchen Schöpſen-Stuhles" und als einer jener „Leute, die kein judicium und Philoſophie haben, und doch gleichwohl von ihren böſen Willen gereitzet werden, andere ohne raison zu beleidigen". In derſelben Tonart wendet ſich die, 1726 in Halle erſchienene, Schmähſchrift[45] ‚Arzt! hilf dir ſelber!' gegen Gottſched, der gelegentlich „Herr M. Gottſcheid, ein gar feiner Mann" genannt wird. Auch hier wird den „Fincken-Rittern Trotz geboten", ihnen nachgeſagt, daſs ſie „offt heimlich allerhand marckſchreyeriſche Zedduln drucken und ſie aller Orten ausſtreuen" laſſen; daſs ſie ihre eigenen „Siebenſächelgen beſt möglich herausſtreichen", ihre Berufsgenoſſen dagegen „weidlich aber auch unverantwortlich" verläſtern.

Ich kann aus Mangel an Raum nicht näher auf alle dieſe Armſeligkeiten eingehen[46]; aber ſie haben geſtreift werden müſſen, weil hier die erſten, ja man darf ſagen, die entſcheidenden Anfänge jener nichtswürdigen Verleumdungen vorliegen, die ſpäter den Kampf des kleinen Federvolkes gegen Gottſched ſo widerwärtig machten und bis weit in die Nachwelt des hochſinnigen Mannes hinein von geſchäftigen Haſſern lebendig erhalten, ja ſelbſt noch von Wolf und Waniek mit ſchmunzelndem Behagen und phariſäiſchem Stirnrunzeln zu Ungunſten des Meiſters verwertet wurden.

Aber kehren wir nach dieſer kurzen Abſchweifung wieder zu dem Kämpfer für Aufklärung uud Volksbildung zurück.

War ſchon im erſten Teile der ‚Tadlerinnen' wenig Raum für den Aufklärer geweſen, ſo trat er im zweiten Teile ganz hinter dem Kämpfer für Kinder-, Studenten- und Frauenerziehung, für deutſche Sprache und deutſches Schrifttum zurück. Nur ein einziges Mal findet eine Abſchweifung auf das naturwiſſen-

[45] Ihr ungenannter Verfaſſer hieß Mehmel.

[46] Wen es reizt, mehr zu wiſſen, der leſe die Einleitung zu meiner Ausgabe der ‚Vernünftigen Tadlerinnen' im 1. Bande der geſammelten Schriften Gottſcheds (Ausgabe der Gottſched-Geſellſchaft).

ſchaftliche Gebiet ſtatt und zwar im 10. Stück, das aſtronomiſchen Betrachtungen gewidmet iſt, die ſich gelegentlich zu einer hymnenartigen Schwärmerei über die Schauſpiele des Himmels erweitern. Hier gedenkt denn auch ‚Calliſte‘ der Fontenelliſchen ‚Geſpräche von mehr als einer Welt‘, die ſie ihrer Freundin „zum Durchleſen mit nach Hauſe“ gibt, und die zwei Monate ſpäter (Ende Mai), von Gottſched neu überſetzt (eine erſte ſchlechte Überſetzung war 1698 erſchienen) und als erſter eigentlicher Verlagsartikel Bernhard Chriſtoph Breitkopfs, ans Licht treten.

Mit dieſer Überſetzung beginnt die großartige, weitausgreifende Tätigkeit Gottſcheds für volkstümliche Naturwiſſenſchaft jeder Art, deren Begründer man ihn ohne weiteres nennen kann, obſchon in Frankreich ähnliche Verſuche, wie ſie in den Fontenelliſchen ‚Geſprächen‘ zu Tage traten, gewagt worden waren. Aber Gottſched gieng auch auf dieſem neuen Gebiete gleich ganz anders vor, als die ausländiſchen Schöngeiſter, die weder Philoſophen noch eigentlich naturwiſſenſchaftliche Fachleute geweſen waren und nur einige wiſſenſchaftliche Tatſachen dazu verwertet hatten, anmutige Plaudereien an ſie zu knüpfen. Über das Neue, das er auf dieſem, in Deutſchland noch kaum angebauten Gebiete zur Einführung brachte, berichtet Gottſched in der geſchichtlichen Vorrede zum 2. Teile der ‚Weltweisheit‘ in ſeiner beſcheidenen, ſchlichten Weiſe nur ganz kurz folgendes: „Ich ſetzete Anmerkungen und Figuren hinzu, um Leſern, die ſich die himmliſchen Wirbel und Laufkreiſe der Planeten nicht ſo leicht einbilden können, die Sache begreiflicher zu machen, und meines Landsmannes, des Copernicus, Lehre, noch mehr ins Licht zu ſetzen.“ Man ſieht: es genügt ihm nicht, Naturwiſſenſchaften ſo anmutig wie Fontenelle vorzutragen, daſs ſie auch von einem beſſer gebildeten Frauenzimmer oberflächlich begriffen werden können; er dringt in die Tiefe; er ergänzt Fontenelle, wo er, „dasjenige verſchweigt, was gar zu viel Nachdenken erfordert hätte“; er ſetzt alle Mittel in Bewegung, um ſchwierige, nicht ohne weiteres verſtändliche naturwiſſenſchaftliche Tatſachen auch den ungeſchulten Köpfen ſeiner männlichen und

weiblichen Volksgenoſſen begreiflich zu machen. Zu dieſem Zwecke zeichnet er eine Menge, die Anſchauung erleichternde, Tafeln; begleitet er den Haupttext mit einer Maſſe von Anmerkungen, deren tatſächlicher Inhalt zwar vielfach den Werken Chriſtian Huyghens (1629—1695) und andern wiſſenſchaftlichen Büchern entnommen war, wie er in der Vorrede ſelbſt bekennt; in denen er aber zugleich eine ſtattliche Reihe eigener, geradezu herausfordernd freier Betrachtungen und Gedanken[47] ausſpricht.

Um nicht zu lange bei dem Gegenſtande zu verweilen, beſchränke ich mich hier darauf, einige dieſer höchſt wertvollen Anmerkungen, deren jede heute geſchrieben ſeyn könnte, anzuführen.

„Was wäre lächerlicher, als wenn ſich eine Familie von Käſe-Maden, die man kaum ſehen kan, einbildete, daß nicht nur der Käſe, auf deſſen Oberfläche ſie wühlet, ihrenthalben gebacken, ſondern auch die gantze Königliche Tafel, auf welche ſie ohngefahr getragen wird, das prächtige Zimmer, das koſtbare Schloß, alle umliegende Gärten und Luſt-Häuſer, ja die entlegenſten Dörfer, Aecker, Wälder, Wieſen und Städte, ſo ſie niemals ſiehet; daß, ſage ich, dieſes alles ihrenthalben gemacht

[47] Er vertritt entſchieden den Standpunkt, daſs alle natürlichen Begebenheiten mechaniſch zu erklären ſeyen, bekämpft jene, im damaligen Deutſchland nur allzuzahlreichen „Gelehrten, die nicht den geringſten Fleiß auf die Natur-Wiſſenſchaft wenden wollen, weil ſie davor halten, daß dieſe nur vor die der Artzney-Kunſt befliſſenen gehöre"; will alles noch Unausgemachte „der künftigen Erfahrung zur Entſcheidung überlaſſen" wiſſen; ſpricht ſeine Genugtuung darüber aus, daſs „des Herrn Thomaſius Geiſter-Lehre keine Anhänger gefunden, vielweniger eine Secte geſtifftet" habe; weiſt die Haltloſigkeit des damals ſelbſt von Fachleuten vielfach geteilten Glaubens, daſs man mit einem Luftfahrzeuge (der Luftballon war noch nicht erfunden, aber das Verlangen nach ihm regte ſich ſchon) der Erdſphäre entſchweben und auf den Mond gelangen könne, nach und erklärt als begeiſterter Coppernicaner: „Ich glaube die Zeit wird ſchon kommen, da man die Lehre von Bewegung der Erden überall annehmen, und ohne Gefahr behaupten wird. Ja unſere Nachkommen werden uns, als ihre Vorfahren, auslachen, daß wir ſo einfältig geweſen, ſolche offenbare Wahrheiten vor gefährlich auszurufen."

ſey? Wir Menſchen ſind noch weniger, im Abſehen auf dieſes unermäßliche Welt-Gebäude zu rechnen; als im obigen Falle die Maden." — „Das Natürliche und Wahrhafftige iſt allezeit leichter zu verſtehen, als das gekünſtelte und gezwungene, wenn es nur auch auf eine natürliche und ungezwungene Art vorgetragen wird. Das iſt nicht die beſte Philoſophie, die am ſchwerſten zu verſtehen iſt." — „Die Erde bedarf der Sonnenwärme; gleichwie das (zu bratende) Huhn der Hitze des Feuers. Ptolemäus mit ſeinen Anhängern und Tycho ſagen, das gantze Firmament, oder die Küche laufe herum: Copernicus aber ſteckt das Huhn an einen Bratſpieß, und dreht die Erde alle 24 Stunden um ſich ſelbſt. Nun urtheile man nach Belieben, wer den kürtzeſten Weg gegangen, oder die leichteſten Mittel getroffen habe." — „Iſt es nicht eine klägliche Sache, daß von aller unſrer Pracht und Herrlichkeit, von unſern großen Städten, die wir offtmahls Welten nennen, von unſern Wundern der Welt, von unſern Kayſerthümern und Königreichen, Kriegesheeren und Seeflotten, Heldenthaten und Verwüſtungen, die offt die Erdkugel umzukehren ſcheinen; in einer ſo mäßigen Entfernung (vom Jupiter aus), ſo gar keine Spur zu bemerken iſt, daß man auch ſogar von dieſem gantzen Weltcörper, der in unſern Augen ſo groß iſt; nicht einmahl was weiß; oder doch nur ein zweifelhafftes oder unvollkommenes Erkenntnis hat? Was vor Kleinigkeiten ſind es doch, darüber ſich die größeſten Geiſter unter uns beunruhigen? Ein Punct iſt es, ja ein unſichtbares Sonnenſtäublein, darauf wir herum kriechen, doch wiſſen wir uns ſo groß und breit zu machen, als wenn wir den gantzen Himmel im Beſitze hätten."

Nicht lange nach Erſcheinen der ‚Geſpräche von mehr als einer Welt' war der Verlagsbuchhändler Jakob Schuſter, Gottlieb Siegfried Bayers[48] Verleger, mit dem Gottſched ſchon 1724 wegen der beabſichtigten unbefugten Drucklegung der Pietſchiſchen Gedichte in Beziehung geſtanden hatte, an ‚des

[48] Schuſter war auch der Hauptvermittler der ſchweizeriſchen ‚Discurſe von Mahlern' für Deutſchland geweſen. — Über Bayer vergl. die Anmerkung auf S. 103/4.

Colleg Unſrer Lieben Frauen allhier Collegiaten'[49] mit dem Erſuchen herangetreten, auch für ihn eine Wochenſchrift zu ſchaffen. Das, durch den großen Erfolg der ‚Vernünftigen Tadlerinnen' bedingte Geldangebot ſcheint verlockend geweſen zu ſeyn; und weil das Geheimnis der ‚Drei Matronen' kaum noch aufrecht zu erhalten, der eigentliche Reiz des erſten Unternehmens alſo hingewelkt, und ſchließlich auch der ganze Kreis des für ein ſolches Frauenblatt Möglichen oder Zuläſſigen durchlaufen war: ſo entſchloſs ſich Gottſched, eine neue Zeitſchrift herauszugeben, welche dem gelehrten Volksſchriftſteller freiere Hand ließ und zugleich den, ſeinem Ende entgegengehenden ‚Patrioten' erſetzen konnte. „Ich wählete mir den Charakter eines Biedermannes, und ſetzete unter dieſem Titel wiederum zwey Jahre eine Sittenſchrift fort, welche nicht übel aufgenommen ward; ob ſie gleich der Verleger, am Ende des erſten Jahrganges, an einen andern[50] überließ. Doch war freylich dieſer moraliſche Charakter viel ernſthafter und gründlicher, als der vorige, der des bisweilen luſtigen und abwechſelnden Inhalts wegen, mehrern jungen Leuten gefallen hatte" — ſo ſpricht ſich Gottſched in ſeiner beſcheidenen Weiſe über beide Zeitſchriften aus; deren zweite allerdings nicht nur „ernſter und gründlicher", ſondern auch in ihrem ganzen Weſen ſehr viel anſpruchvoller iſt, ohne deshalb weniger volkstümlich, im beſten Sinne des Wortes, zu ſeyn. Alle in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen' verfolgten Zwecke treten im ‚Biedermann' ebenfalls zu Tage; ſie werden jedoch viel kräftiger und mächtiger, von noch höheren Geſichtspunkten aus, vertreten. Man merkt es deutlich, daſs der Herausgeber nicht nur älter geworden iſt, ſeine Welt- und Menſchenkenntnis

---

[49] So wird Gottſched 1727 in den ‚Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen' genannt (S. 240), welche bei einer anderen Gelegenheit (S. 743) „ſeine bereits ſo bekannte angenehme Schreibarth" rühmen.

[50] Der 2. Jahrgang erſchien bei Wolffgang Deer in Leipzig. Der Grund des Verlegerwechſels iſt mir nicht bekannt geworden. Möglichenfalls hatte Deer das Verlagsrecht für eine ſtattliche Summe gekauft, in der Hoffnung, ein glänzendes Geſchäft zu machen und Gottſched für ſeinen Verlag zu gewinnen.

in der lebhaften Fremdenſtadt außerordentlich erweitert und vertieft hat; ſondern ſich auch in der Ausnutzung ſeiner männlichen Kraft nicht mehr durch ein, ihm zuletzt wol ziemlich läſtig gewordenes, Verſteckſpiel gehemmt fühlt. Wie ſich in der lebendigen Welt die geiſtige und körperliche Herkulesarbeit des Mannes von der ſchlichten, nebenwerklichen Kleinarbeit des Weibes unterſcheidet[51]: ſo unterſcheidet ſich der ‚Biedermann‘ von den ‚Ver-

[51] Damit ſoll keineswegs ein Werturteil ausgeſprochen oder gar die Frauenarbeit als belanglos hingeſtellt ſeyn. Auch die „nebenwerkliche Kleinarbeit“ iſt für das geſellſchaftliche Ganze von höchſtem Werte und wird von keinem Einſichtigen unterſchätzt werden. Aber daſs der Mann nun einmal die Hauptarbeiten auf allen Gebieten menſchlicher Tätigkeit verrichtet, verrichtet hat und verrichten wird, iſt eine, jedem Zweifel, und jedem dreiſten Ableugnen von weiblicher Seite durchaus entrückte Tatſache. Selbſt eine, von der Herrlichkeit und überall zureichenden Fähigkeit des Weibes entzückt überzeugte Frau wie Iſolde Kurz, muſs bekennen, daſs „die Herkulesarbeiten der Zukunft, wie die der Vergangenheit vom männlichen Geſchlechte verrichtet werden werden“; womit ſie vielleicht nur die derben Kraftarbeiten, die Steinträgerarbeiten, gemeint haben will. Aber es wird unter den Frauen viel eher körperliche als geiſtige Herkuleſſe geben. Wo die Männer am Werke ſind, wird (Mittelmäßigkeiten und Unzulänglichkeiten ohne weiteres zugegeben; ſie bilden in beiden Geſchlechtern ſogar einen großen Bruchteil, der allerdings durch beſſere Erziehung und Anleitung noch vergeringert werden könnte) immer beſſere Arbeit geleiſtet werden, wenigſtens auf allen Gebieten, wo die temperamentloſe Geduld oder die kleineren kinderähnlichen Hände der Frau nicht eine gewiſſe Überlegenheit bedingen. Ja, ſelbſt in der großen Geduld ſind die Männer, wenigſtens die hervorragenden Männer, allen Frauen überlegen; zum wenigſten gibt es keine Genielebensarbeit ohne überweibliche Geduld. Auch die ſogenannten „genialen“, alſo die höchſtbegabten, Frauen haben von der unermüdlichen Rieſengeduld, der gränzenloſen Rieſenausdauer eines Genies ebenſowenig eine Ahnung, wie ſie vom Genie überhaupt eine klare Vorſtellung haben. Sie zumeiſt verwechſeln das große oder kleine glänzende Talent mit dem Genie. Nur den „genialen Koch“ erkennt Iſolde Kurz an. Aber was den männlichen Koch vom weiblichen unterſcheidet, unterſcheidet überhaupt Männerarbeit von Frauenarbeit. — Ich ſpreche das ruhig aus, ohne jede Voreingenommenheit oder gar Gehäſſigkeit. Ich bin auch keinesfalls blind gegen Alles, was von der andern Seite wider das „Männervolk“ vorgebracht zu werden pflegt und beweiſe das gern durch Mitteilung einiger Sätze, die Gottſched 1753 im 3. Bande des ‚Neueſten a. d. anmuthigen Gelehrſamkeit‘ (S. 818) veröffentlichte und

nünftigen Tadlerinnen'; ja ſelbſt die, dem weiblichen Geſchlechte zugekehrten Beſtrebungen treten hier, wo ſie nicht eigentlich im Vordergrunde ſtehen, viel bedeutender auf. In dem ganzen Werke (einige wenige Stücke geringeren Wertes abgerechnet) herrſcht eine entzückende geiſtige Überlegenheit, eine „Modernität" im allervornehmſten, allgemeinſtgültigen Sinne dieſes heute zu Tage ſo abgebrauchten, ſo flach aufgefaſſten Begriffes. Wie Meereshauch oder Hochgebirgsluft weht es uns aus dieſen großen Blättern entgegen; und wenn man ſich eine Vorſtellung von der, ſeiner Zeit um viele Jahrzehnte vorauseilenden Geiſtesfülle dieſes ‚Biedermannes' verſchaffen will: ſo braucht man ihn nur mit ſpäteren, ähnliche Zwecke verfolgenden, Zeitſchriften zu vergleichen — etwa mit dem, noch in den dreißiger Jahren erſchienenen ‚Freymaurer', mit dem ‚Fremden' von J. E. Schlegel, mit den ‚Patriotiſchen Phantaſieen' des tüchtigen Juſtus Möſer oder mit dem ‚Wandsbecker Boten' des guten Matthias Claudius. In keiner Beziehung, nicht einmal in der Kraft der Darſtellung, der Friſche, Flüſſigkeit und vollendeten Ausdrucksfähigkeit der durchaus reindeutſchen Sprache, gleichen die Nachfolger dem vorbildlichen Meiſter. Sie alle gehören einer anderen geiſtigen Höhenſchicht an; niemals hört man bei ihnen das Flügelrauſchen des, über den höchſten Zinnen des geiſtigen Hochlandes ſchwebenden Aars. Tal- und Mittelgebirgsnaturen dort: hier die wahrhafte Hochgebirgsnatur, die von ihrem wolkenklaren Standpunkt aus die weite Welt überſchaut.

Auch im ‚Biedermann' ſind es wieder die 4 großen Hauptabſichten, welche dem vielgeſtaltigen Inhalt das einheitliche Gepräge geben: „Ich liebe die Sprache meines Vaterlandes und

---

folgendermaßen lauten: „Die noch ſo ſchön eingerichtete und beißendſte Satire, die man wider das Frauenzimmer machen kann, wird niemals von Ungerechtigkeit und Thorheit frey ſeyn. Beſſerte man ihren Verſtand aus, und fände ſich in Anſehung der Geſchicklichkeit und des Witzes ein Juvenal oder Boileau unter ihnen: was könnten ſie nicht mit gleichem Grunde von den Männern ſchreiben? Wie viel Hochmuth und Niederträchtigkeit! Wie viel Kühnheit und Schwachheit! Welche Ungerechtigkeit! Was für Narrheit und Eigenſinn! Wie viel Unordnung! Was für Lüderlichkeit! O wie viel Materie für eine gelehrte Frau!"

wünſche den Geſchmack meiner Mitbürger in freyen Künſten, ſo viel ſich thun läßt (hier zum erſten Male tritt dieſe, aus der geſammelten Erfahrung hervorgegangene, Einſchränkung, dieſe Hindeutung auf die Möglichkeitgränzen aller zeitigen Kulturarbeit zu Tage), zu beſſern" — heißt es in der Widmung an J. U. König; und „Mein vornehmſter Zweck iſt geweſen, die Unvernunft und das Laſter auszurotten; hingegen Verſtand und Tugend[52] unter meinen Landsleuten zu befördern" — lautet es im 100. Blatte.

So treten uns gleich im Anfange die tiefen Betrachtungen des Philoſophen entgegen: „Wer ſeinen Verſtand von der Natur des Guten und Böſen mehr und mehr zu unterrichten ſuchet, der arbeitet auch unvermerkt an der Beſſerung ſeines Willens" — ſagt er im erſten Blatt; und „Es iſt nicht möglich, daß der Wille das Gute lieben kan, wenn der Verſtand es nicht kennet" — fährt er fort und führt uns mit den paar ſchlichten Worten in die tiefſten Gründe philoſophiſcher Betrachtung hinein. Er bekennt ſich als einen „Liebhaber des Alten", weil er „nichts älters findet, als die geſunde Vernunfft, Unſchuld und Tugend"; er geſteht: „Ich finde ſo viel gutes an einem jeden Menſchen, den ich kennen lerne, daß ich mich nicht enthalten kan, ihn zu lieben." Er ſieht „nichts lieber, als wenn die Menſchen täglich wachſen und zunehmen: Denn mit ihren Vollkommenheiten wächſt auch mein Vergnügen". Hier tritt wieder ſein Grundſatz von der Vervollkommnungsfähigkeit der Menſchen zu Tage; zum

[52] Tugend und Laſter waren für Gottſched keine engen Sittlichkeitbegriffe. Laſter war für ihn: geiſtige, ſittliche und werktätige Untüchtigkeit, einſchließlich der Bosheit; Tugend: geiſtige, ſittliche und werktätige Tüchtigkeit, einſchließlich der Güte. Neben dem weiten Begriff „Tugend" hatte er noch den engeren „Moral", der ſich aber auch nicht etwa auf den ſogenannten moraliſchen Lebenswandel bezog, ſondern das eigentliche Seelenleben des Menſchen umſchloſs. Was er Moral nannte, nennen wir heute zum großen Teil Pſychologie, Seelenkunde; für ihn war Moral Menſchenkenntnis, vor allem Kenntnis des menſchlichen Herzens; weil er, mit gutem Grunde, der Anſicht ſeyn mochte, daſs eine ſchlechte oder gute Kenntnis vom Weſen des Nebenmenſchen, unſer Verhalten ihm gegenüber beſtimmt.

Zweck der Vervollkommnung, der Veredlung des Menſchengeſchlechtes aber will er (und das iſt ein großer neuer Gedanke, der vor Gottſched in dieſem Sinne wol noch nicht ausgeſprochen worden war) vor allem die Idee der Liebe wirkſam ſeyn laſſen. Deshalb wendet er ſich beſonders auch gegen die eifernde, immer wieder den rachſüchtigen und ſtrafluſtigen Kirchengott auf die Menſchheit hetzende Orthodoxie und meint u. A. auf S. 91 des 2. Bandes: „Weil man nunmehro ſchon ſo viel tauſend Jahre die Ewigkeit der Höllenſtrafen geprediget, und doch nichts damit ausgerichtet: ſo ſollte man einmal anfangen, gelindere Seiten aufzuziehen, und zu verſuchen, ob man durch eine ſanftere Vorſtellung der unendlichen göttlichen Liebe, ſo auch die Verdammten dereinſt ſeelig machen will, vielleicht mehr ausrichten würde.“ Dieſer Geiſt der Liebe weht durch das ganze Werk, in welchem wir zugleich faſt allen uns ſchon aus den ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ bekannten Fortſchrittsgedanken in geſteigerter Kraft begegnen. Kinder und Studenten ſpielen zwar kaum noch eine Rolle; aber der Ammenwirtſchaft tritt er auch hier ſehr gründlich entgegen. Die Frauenfrage, insbeſondere das gelehrte Studium der Frauen, die, ſeiner ſtets feſtgehaltenen Meinung nach, „eben ſowohl zur Tugend (d. h. zur allgemeinen Tüchtigkeit) fähig ſind als wir Männer“ (1. Blatt), wird aufs neue ſehr ernſthaft behandelt[53]. Dem feurigen Eintreten für die

[53] Um nicht zu weit geführt zu werden, muſs ich es mir verſagen, auch noch den ‚Biedermann‘ eingehender zu betrachten, und mich deshalb auf einige, den Haupttext nicht weiter belaſtende, Anführungen beſchränken. „Ich halte dafür, daß, im Falle ein Mittel könnte erſonnen werden, dadurch jungen Leuten der Eckel gegen das Studieren benommen, und im Gegentheile eine Luſt und Begierde danach erwecket werden könnte, wir in kurtzem eine gröſſere Anzahl tüchtiger und geſchickter Männer würden aufzuweiſen haben. Dieſes dächte ich aber gefunden zu haben. Man dörffte meines Erachtens nur den Zuſtand der hohen Schulen verändern, und zwar dergeſtalt, daß, da bißher das männliche Geſchlecht die öffentlichen Lehrämter verwaltet, ſelbiges hinführo von dem Catheder abgewieſen, und an deſſen Stelle lauter galantes und gelehrtes Frauenzimmer, als Profeſſorinnen und Doctorinnen, der ſtudierenden Jugend vorgeſetzet würden. Lehret nicht die tägliche Erfahrung, daß diejenigen Lehren,

Philoſophie, die „uns Gott, die Welt und uns ſelbſt recht kennen lehret", die als „das Nützlichſte, ſo ein junger Mann

welche uns aus einem ſchönen Munde gegeben werden, einen gantz beſonderen Eindruck haben? Ich bin alſo der ungezweifelten Meynung, daß alle unſere junge Herren, von einer beliebten Dame . . . weit mehr lernen würden, als von einem ſauertöpfiſchen Grillenfänger, deſſen Catoniſches und mehrentheils Schulfüchſiſches Anſehen, die furchtſamen Gemüther junger Leute nur gar zu leicht abſchrecket. Solchergeſtalt aber würden diejenigen, die vor dem in Jahres-Friſt kaum zwey oder drey mahl die Hörſäle beſuchet, mit Luſt und unermüdetem Fleiſſe den Lehrſtunden beywohnen, und mit der emſigſten Begierde zu den Füſſen ihrer angenehmen Lehrerinnen ſitzen" — heißt es im 21. Blatte. Er verſpricht ſich von dieſer Neuerung auch eine ſittliche Hebung der „rohen und ungeſchliffenen Burſchen", ſelbſt jener, die man „kaum durch Strafen und gewaltſame Mittel zum Guten bringen kan"; und begegnet dem Einwurfe, daſs es unmöglich ſeyn werde, Frauen zu finden, welche „dergleichen Stellen würdig bekleiden könnten", dadurch, daſs er behauptet, es würden ſich ſehr viele Frauen zum höheren Studium bereit finden, wenn ſie „ſähen, daß ſie dadurch ihr Glück machen könnten, und Aemter zu bekleiden Hoffnung hätten, davon vorhin ihr Geſchlecht ungerechter Weiſe ausgeſchloſſen worden." Natürlich fehlt auch nicht die ſofortige Beziehung auf das allgemeine Volkswohl: „Ja, was noch mehr iſt, die Republic würde auch dieſen Nutzen davon ziehen, daß die Anzahl brauchbarer und tüchtiger Leute um ein merckliches vermehret werden würde, wenn ein groſſer Theil des weiblichen Geſchlechts ſich auf nützliche Sachen legen möchte, welcher ſich vorhin mit eitel Thorheiten beſchäfftiget und von jedermann zu allem Guten untüchtig und ungeſchickt befunden worden." Und im 39. Blatte gibt er umſtändliche Anweiſungen, wie „eine Frauenzimmer-Akademie ins Werck zu richten, möglich ſeyn ſollte". Da gelehrte Frauen erſt erzogen werden müſſen, ſo ſollen die Mütter ihre Töchter genau beobachten, die befähigten durch Einzelunterricht ſo weit fördern laſſen, daſs ſie ohne weiteres die Univerſität beziehen, hier ernſthaft ſtudieren und dann „Geiſtliche, Rechts-Gelehrte, Artzeney-Verſtändige und Welt-Weiſe, ja überhaupt alle Arten der Gelehrten" vorſtellen könnten. Dieſe ſollen nun nicht, wie er im 21. Blatt noch gemeint hatte, die männlichen Studenten anleiten, weil man nicht wiſſen könnte, „was vor Miſsbrauch entſtehen würde, wenn die jungen ſtudierenden Herren eine ſchöne Profeſſorin vor ſich ſähen"; ſondern es ſollen richtige Frauenhochſchulen, neben den alten Univerſitäten, geſchaffen und deren Lehrſtühle mit weiblichen Doktoren und Profeſſoren beſetzt werden. Von dem Wetteifer, der durch ſolche Frauenhochſchulen bei den akademiſchen Bürgern entzündet werden müſſte, verſpricht er ſich das Beſte. Die gelehrten Herren „würden ſich ſchämen, wenn Frauenzimmer in

auf hohen Schulen treiben kann", bezeichnet wird, entſpricht ein herzhafter Kampf gegen Aberglauben und Unbildung[54].

ihrer Gelehrſamkeit dieſelben überträfen. Es würde alles ſchlechte Latein an den Bettel-Stab kommen", und die Herren Profeſſoren würden nicht nur genötiget werden, ihrem Berufe gewiſſenhafter nachzugehen, ſondern auch „ihr Leben nach ihren Lehren einzurichten". Die Furcht, daſs alle dieſe weiblichen Gelehrten für Haus und Familie verloren gehen könnten, beſeitigt er durch die Hinweiſung darauf, daſs auch dieſe Damen nicht vergeſſen würden, ihrer häuslichen Pflicht zu genügen; ſie würden, da ſie doch nicht „ſtetig über den Büchern ſitzen" könnten, die Stunden, die ihre ungelehrten Schweſtern bei leerem Tändelwerk vergeuden „zur Erlernung der Wirtſchaft gebrauchen" und ihren ebenfalls gelehrten Männern die beſten Hauswirtinnen ſeyn.

[54] „Ein ‚Heyde' wie Xenophanes beſchämt tauſend Chriſten, die bey dem Glantze einer weit helleren Offenbahrung (es iſt bezeichnend, daſs G. nur von einer „helleren" Offenbarung ſpricht, dieſe alſo keineswegs als die eigentliche Wahrheit hinſtellt), dennoch in einer dicken Finſterniß tappen." — „Was iſt davon zu hoffen, wenn man die Vernunft zu Boden ſchlägt, verwirfft und verbannt?" (42. Blatt). — „Je mehr Gewalt man dem Satan in der Welt einräumet: deſto mehr Macht entzieht man dem allerhöchſten Weſen. Gewiſſe Leute ſetzen den Beelzebub an die Stelle des Manichäiſchen böſen Gottes, und theilen die Welt gleichſam in zwey Theile, davon der gute Gott nur einen beherrſcht. Sie laſſen denſelben mit dem Geiſte der Finſternis ſtets zu Felde liegen, und verſtatten dieſem ſeinem Wiederſacher wohl mehr Siege als ihm ſelbſt. Gottloſe Gedanken! wenn man einem ohnmächtigen Geiſte die Macht einräumt, dieſe Welt, das Meiſterſtück der göttlichen Weißheit, alle Augenblicke, in Unordnung und Verwirrung zu ſetzen, alle Geſetze der Bewegung zu ſtören, ſo gar eigentlich ſo genannte Wunderwercke zu thun" (62. Blatt). — „Niemand iſt thörichter und kan leichter betrogen werden, als ein Menſch, der gern das Künfftige vorherwiſſen will" (66. Blatt). — „Je mehr das menſchliche Geſchlecht zum Aberglauben geneigt iſt, deſto eifriger ſollte man dawider ſtreiten." — „Das Verderben derer, die im Aberglauben ſtecken, iſt viel gröſſer, als daß er nur ausgelacht zu werden verdienen ſollte." — „Der Aberglaube iſt allgemein, er iſt mannigfaltig, er iſt tief eingewurzelt; Er wird endlich auch offt von den Lehrern der Religion ſelbſt unterſtützt. Dieſes alles macht ſeine Ausrottung deſto ſchwerer. Was man an einem Orte ausreiſſet, das wächſet andernorts deſto beſſer. Wenn man eine Art des Unkrautes vertilget, ſo entſprieſt an ſeiner Stelle ein anderes . . ." (71. Blatt). — „Der Aberglaube iſt die große Diana der gantzen Welt; wer darüber redet und ſchreibet, der reitzet den Zorn ſo vieler Goldſchmiede wieder ſich, die ſich von ihren Tempeln ernähren, und ohne ſie nicht zu leben wüſten." — „Die Einfalt hat das Scheuſal Aberglaube

Die Auslandsſucht[55] bleibt nicht ungerügt; der ſtolze Deutſche gibt ſich aber zugleich als einen großdenkenden Weltbürger[56] zu erkennen, der auch im barbariſchen Wilden noch den „Blutsverwandten“ erblickt. Für deutſche Sprache und Dichtkunſt, für einen edlen Geſchmack wird aufs neue von hohen Geſichtspunkten aus eingetreten[57]; desgleichen für eine von Grund

---

auf die Welt gebohren, die Betrügerey hat es geſäuget und ſorgfältig erzogen. Der Pöbel, ſowohl der, ſo in prächtigen Kutſchen fähret, als derjenige, ſo Laſten träget und Holz ſchneidet, vermehrt dieſes Ungeheuer“ (77. Blatt) u. dgl. m.

[55] „Unſre Deutſchen ſind es noch nicht überdrüßig geworden, ausländiſcher Gewohnheiten halber weite Reiſen zu thun, viel Geld und Zeit zu verſchwenden, und ſich in die ſeltſamſten Eitelkeiten zu vertiefen“ (43. Blatt). — „Ich wollte, daß unſre Lands-Leute einmahl anfangen möchten, ihre einheimiſchen Reichthümer allen ausländiſchen vermeynten Koſtbarkeiten vorzuziehen“ (84. Blatt) u. dgl. m.

[56] „Weil ich das gantze menſchliche Geſchlecht vor eine einzige Familie anſehe, ſo gehet mir alles zu Hertzen, was darinnen merkwürdiges vorgehet. Die entlegenſten Theile des Erdbodens ſind eben ſowohl von meinen Blutsverwandten bewohnet, als die allernächſten ... Ich finde überall die Spuren eben derjenigen Natur, die ich ſelbſt an mir habe; einerley Fähigkeiten, einerley Unvollkommenheiten, einerley Neigung zum Guten und Böſen, einerley Leib und Seele. Es iſt wahr, daß ich auch zuweilen die menſchliche Natur in einer groſſen Verderbniß antreffe: allein dieſes verwandelt meine brüderliche Liebe gegen dieſelbe, nicht in Haß oder in Abſcheu; ſondern in Mitleiden. Es jammert mich, daß ein ſo edles Weſen, als meine Geſchlechtsverwandten ſind, ihrer eigenen Fürtrefflichkeit ſo wenig wahrnehmen, und ich wünſche nichts mehr, als daß es in meinen Kräfften ſtünde, ihnen etwas erhabenere Gedancken von ſich ſelbſt beyzubringen“ (15. Blatt).

[57] „Niemand hat mehr Einfluß in den Geſchmack ſeiner Landsleute als die Poeten“, heißt es ſchon in der Widmung an König. Beſonders erwähnen möchte ich noch folgende Sätze: „Man muß einen Poeten nach ſeinen Gedancken, nicht nach ſeinen Redensarten beurtheilen“ (Blatt 42). — „Ein geſchickter Dichter wird überall ſeinen Charakter beobachten und in allem, was er ſchreibt, ſich angelegen ſeyn laſſen, nach dem Muſter der alten Poeten ein Lehrer der Weisheit und Tugend zu werden. Wenn er das thut, ſo iſt ſeine Muſe werth, eine Göttin zu heißen; denn ihre Beſchäfftigungen ſind göttlich. Wenn ſie aber durch Schmeicheleyen die Laſterhaften erhebt, der Wolluſt dienet, oder um eines Stücks Brod halber die Tugend verräth; dann wird ſie eine niederträchtige Bettlerin, ja eine

aus unabhängige Forſchung und Kritik[58]; für die ſo vielfach verachtete Schaubühne, deren Ausartungen, wie ſie vor allem in

boshaffte Schandbübin, die nicht auf den Parnaß der Weiſen; ſondern in den Abgrund der Thoren gehöret" (Blatt 63). — „Gantz andere Dienſte können die Poeten dem menſchlichen Geſchlechte thun, wenn ſie Weltweiſe zugleich ſind; das iſt, ihre Vernunft und ihren Willen gebeſſert haben" (Blatt 65). — „Wird die Poeſie nicht allezeit ſo gebrauchet, wie es wohl ſeyn ſollte: ſo iſt es nicht ihre Schuld; ſondern der boßhafften Gemüther, die ihr Heiligthum mit ſchmutzigen Händen beſudeln, und ſie wieder ihren Willen zu einer Schmeichlerin, und Dienerin der Ueppigkeit machen. Was kan ein Schwerdt davor, wenn es in der Hand eines Unſinnigen Schaden thut?" (Blatt 80) u. dgl. m.

[58] Den ſchönſten Ausdruck findet ſein Eintreten für die Unabhängigkeit und Rückſichtloſigkeit des Forſchens und Urteilens in den Sätzen, die er dem vielverläſterten Zoilus widmete, für den wol auch ſchon der Franzoſe Le Clerc und unſer Thomaſius ein paar wohlwollende Worte geſprochen hatten, ohne jedoch es über eine kurze Bemerkung hinauszubringen. Ganz anders Gottſched: „Homerus war durch die Länge der Zeit bey allen Griechen in eine ſolche Hochachtung gekommen, daß man ihn vor einen Göttlichen, folglich untadelhaften Scribenten hielte: und ſeine Bücher vor die vollkommenſten Meiſterſtücke anſahe, auf deren einziges Anſehen die gantze heydniſche Religion, ja der Flor aller Künſte und Wiſſenſchaften beruhete. Daher war es kein Wunder, daß Zoilus übel ankommen muſte, als er ſich erkühnete, ſeine Gedancken von den Fehlern zu entdecken, die er in dieſen ſo heilig gehaltenen Schrifften gefunden hatte. Er empörete ſich durch dieß freye Urtheil wieder die gantze fromme und polite Welt; welche ihn alſo nothwendig vor einen unzeitigen Tadler ausrufen muſte, dafern ſie nicht ihre bisherige Blindheit bekennen, und ihm eine größere Einſicht des Verſtandes zugeſtehen wollte, als ſie ſelbſt hatte. Es konnte alſo nicht fehlen, Zoilus ward allen damaligen Schulfüchſen verhaßt: Ihre Schüler ſogen den Groll gegen ihn ſchon in der zarteſten Jugend ein, und ſo ward die Verbitterung wieder ihn, biß auf unſere Zeiten fortgepflantzet. Seitdem die Gelehrten unter uns den Heydniſchen Aberglauben fahren laſſen, und alſo den Homerus mit unpartheyiſchen Augen angeſehen, haben ſie befunden: daß Zoilus vollkommen Recht gehabt, wenn er dieſen großen Poeten vieler Fehler beſchuldiget. Zoilus iſt alſo kein unverſtändiger Splitterrichter, er iſt ein gründlicher Criticus geweſen. Er hat nicht nur ſo viel Verſtand beſeſſen, ſich den gemeinen Vorurtheilen ſeiner Zeit zu entreißen; ſondern auch ſo viel Herzhaftigkeit gehabt, ſeine Meynung frey heraus zu ſagen. Beydes iſt an ihm zu loben; ſo lange die Erkenntniß der Wahrheit was herrliches, und die Aufrichtigkeit was rühmliches ſeyn wird." Gottſched konnte damals nicht ahnen, daſs

der Oper zu beobachten waren, zum ersten Male grundsätzlich und mit klar zu Tage tretender Absicht, Besserungen anzustreben, bekämpft werden[59]. Zugleich aber beschenkt der schon jetzt ganz fest in sich ruhende Philosoph (— der nicht ohne Schmerz auf den sittlichen Tiefstand seines Volkes blickt[60], sein völkisch bedingtes Denken, sein vaterländisch fühlendes Herz nie verläugnen und deshalb nicht unterlassen kann, seinen Landsleuten zuzurufen, dass „die überhandnehmende Wollust bey einem Volke allezeit ein Vorbote seines Unglücks gewesen ist" (Blatt 89) —) seine Leser mit einer Fülle der herrlichsten Betrachtungen und Lebensregeln[61], öffnet ihnen seine Seele und zeigt ihnen, wie sie,

---

er selbst einmal in einen so schlechten Ruf kommen würde; daß einige Menschenalter hindurch die Schüler gewisser „Schulfüchse" gegen ihn „den Groll (und vor allem die Geringschätzung!) schon in der zartesten Jugend" würden „einsaugen" müssen.

[59] Wir werden uns mit den dramaturgischen Gedanken des ‚Biedermannes' noch an anderer Stelle zu beschäftigen haben.

[60] „Von unsern Stamm-Eltern berichtet Tacitus, daß sie nichts von Reitzungen zur Unzucht, nichts von Schmeicheleyen der Wollust, nichts von Liebes-Briefen gewust. Ein vernünfftiger Trieb zur Vermehrung und Erhaltung des menschlichen Geschlechts stellte sich bey ihnen spät ein. Die Zeiten, da er solches schrieb, sind zwar weit von uns entfernet, aber diese Sitten noch viel weiter. Was bey unsern Vorfahren versagt war, ist bey uns eine erlaubte Sache. Ihre unschuldigen Sitten heissen wir Thorheit. Was den Betagten unter ihnen bekannt war, wissen unsere erwachsenen Kinder. Woher kommts? Von der Auferziehung. Diese mögte man die vergifftete Circe nennen, welche die keuschen Deutschen in brünstige Thiere verwandelt" (Blatt 89).

[61] „Eine erzwungene Keuschheit ist keine Tugend: weil man das Gute freywillig und mit Lust thun muß" (Blatt 10). — „Ohne ein zufriedenes und gelassenes Gemüth ist das gröste Glück kein Glück, und bey demselben ist das gröste Unglück kein Unglück." „Bey allem was einem vernünfftigen Menschen wiederfährt, spricht er: das ist gut; so wollte ichs haben; denn so hat es kommen sollen. Es wird gewiß zu meinem Besten dienen, wenn ichs nur nicht durch Unverstand und Leichtsinnigkeit selbst zu meinem Verderben anwende" (Blatt 20). — „Die Zufriedenheit halte ich vor die Quelle aller Glückseligkeit, ja vor die Glückseligkeit selbst" (Blatt 37). — „Dasjenige macht uns fast niemals lächerlich, was wir sind, sondern das, was wir nicht sind, noch seyn können, und doch immer seyn wollen" (Blatt 64). — „Wer vernünfftig hoffen will, muß sich nicht selbst un-

gleich ihm, „den betrüglichen Glantz der Scheingüter einſehen lernen", wie ſie es dahin bringen können, durch Dinge, „dadurch man insgemein ſehr unruhig gemacht wird", nicht mehr beunruhigt oder geängſtigt zu werden, ihrer Seele „eine ruhige Gemüthsſtille und Gelaſſenheit" zu erobern, ohne zugleich „unempfindliche Klötze" zu werden; lehrt ſie, ſich unabhängig vom Urteil der Welt zu machen[62], dafür ſich ſelbſt mehr und mehr kennen zu lernen und in einer Weiſe nach ihrem Vorteile zu ſtreben, der nicht nur ihr materielles Wohl fördert, ſondern auch ihren ideellen, ihren geiſtigen und ſittlichen Beſitz mehrt. Und wie in allen dieſen Angelegenheiten des Sitten-, Seelen- und Gemütslebens zugleich der Denker, der Sittenlehrer und der Vaterlandsfreund das Wort führt; wie er mit allen ihm zur Verfügung ſtehenden Mitteln an der Erziehung ſeiner Leſer zu aufgeklärten, freien, furchtloſen, ſittlichen, alles was Menſchenantlitz trägt achtenden, die heimiſche Ehre jedoch vor allem hochhaltenden Vaterlandsfreunden arbeitet: ſo tritt er auch vorzugsweiſe als Patriot mit einer, im Rahmen jener Zeit wahrhaft bewunderungwürdigen Blickweite für den, außerhalb der Hanſa-Kreiſe, teils gefürchteten, teils verachteten, höchſtens dort, wo

---

vernünfftig lieben" (Blatt 74). — „Der Saamen alles Böſen liegt in uns ſelbſt" (Blatt 89) u. dgl. m

[62] „Der Pöbel kennt dein Herz nicht. Er verſteht die wahre Tugend nicht. Er urtheilt dem bloßen Scheine nach. Verachte dieſer Richter unzeitige Sprüche. Dencke, daß die Gänſe ſchnattern, oder die Sperlinge zwitſchern, wenn ſolche Mäuler von deiner Tugend urtheilen. Die Vernünfftigen allein können dich wahrhafftig loben. Die Vernünfftigen allein können dich auch verachten: Ein Thor kan keines von beyden thun." — „Du biſt noch ſehr weit von der wahren Tugend entfernt, wenn du den Beyfall aller Unverſtändigen ſuchen willſt. Du ſollſt ihren Beyfall nicht einmal wünſchen; und dich glücklich ſchätzen, wenn du ihnen mißfällſt." — „Kommt deine Tugend auf fremde Urtheile, oder auf das Zeugniß deines Gewiſſens an? Verdammet dich dieſes nicht: ſo kan dich ſonſt niemand verdammen." — „Die falſche Einbildung andrer Leute kan dich weder beſſer noch ſchlimmer machen, als du in der That biſt. Die Sonne bleibt ſo groß als ſie iſt, wenn gleich die Sternkundigen ſich um ihre Gröſſe ſtreiten." — „Ein weiſer Mann macht tauſend thörichte Verläumder zu ſchanden." (Blatt 49) u. dgl. m.

man ihn unbedingt brauchte, von oben her leidlich geförderten, Handel ein, feiert ihn als den Bringer aller Kultur, als den Förderer der Sittlichkeit, des Reichtums, der Wiſſenſchaften und Künſte, als den Schöpfer aller jener Mittel, durch welche ein Volk ſich des Übermutes ſeiner Nachbarn erwehren könne[63]. Die aus Armut und Unbildung fließende Ohnmacht ſeiner Landsleute will er durch die Hinweiſung auf jene großen Güter, die einem Volke vor allem not tun, beſeitigt wiſſen. Und ſo dient denn ſchließlich auch ſeine, von erquickendſter Daſeyns-

[63] „Der Handel iſt nicht nur was erlaubtes, ſondern gar was löbliches. Wer nichts zu thun hat, der lernt Böſes thun: der Handel aber giebt unzehligen Leuten Arbeit, die ſonſt vor langer Weile, auf lauter ſchädliche Dinge verfallen würden. Man ſieht nirgends weniger Bettler und armſelige Leute, als da, wo der Handel im Flore iſt . . . Wieviel gute Künſte werden nicht bey dieſer Veranlaſſung erfunden? Wie viel nützliche Handarbeiten kommen nicht ans Licht, wenn ſich alle Nationen faſt um die Wette bemühen, ihre Nachbarn mit einer neuen Erfindung von nützlichen oder bequemen Sachen zu übertreffen. Je geſchickter und glücklicher ein Volck darinnen iſt, deſto mehr gewinnt es dadurch; deſto reicher wird der Staat; deſto glücklicher wird auch das gantze gemeine Weſen. Von innen erlanget man einen Vorrath von allem was zur Nothdurft, zur Bequemlichkeit und zum Wohlſtande gehöret: von auſſen aber Sicherheit und Ruhe. Denn einen Staat, dem es an Geld und Reichthum nicht fehlt, ſcheuet ſich jeder Nachbar anzugreifen: weil er im Stande iſt alle ſeine Feinde mit Macht abzuhalten. Die Gelehrſamkeit ſelbſt zieht ihre Vortheile aus der Handlung. Die Söhne begüterter Handelsleute ſind um deſto geſchickter, in freyen Künſten und Wiſſenſchaften weit zu kommen: je weniger ſie vor den Erwerb ihres Unterhalts ſorgen dürfen. Wer nur ſo ſtudiret, daß er ſein Brodt dadurch will verdienen lernen: von dem hat die Gelehrſamkeit wenig Zuwachs zu hoffen. Wem aber ſeine Vorfahren ſoviel erworben haben, daß er mit aller Gemächlichkeit der Erweiterung ſeiner Gemüthskräffte obliegen kan, ohne durch die Sorgen der Nahrung darinnen geſtöret zu werden; der wird der Gelehrſamkeit die wichtigſten Dienſte leiſten können: wenn es ihm nur nicht entweder an der natürlichen Fähigkeit, oder an einer guten Anführung oder endlich an Luſt und Fleiße mangelt“ (Blatt 37). Ich beſchränke mich auf die eine Anführung; wer ſich über den Freund des Handels näher unterrichten will, der greife nach dem ‚Gottſched-Denkmal‘ oder nach dem ‚Biedermann‘, der den 3. und 4. Band der geſammelten Schriften Gottſcheds (Ausgabe der Gottſched-Geſellſchaft) bildet.

freudigkeit beſeelte, jeder ſchwächlichen Rührſeligkeit entrückte Naturbegeiſterung[64], die hier zum erſten Male kraftvoll zum

---

[64] In den ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ tritt dieſe Naturbegeiſterung noch nicht eigentlich hervor; nur dem Himmelsgewölbe werden einmal begeiſterte Worte gewidmet; auch die Reize des Landlebens werden, zu einer Zeit, da J. J. Rouſſeau gerade 15 Jahre alt geworden war, mit überzeugender Wärme geſchildert. Erſt im ‚Biedermann‘ wird einenteils der Wert eines würdigen ländlichen Daſeyns gegenüber den gezierten und leichtfertigen Schäferſpielereien der damaligen Geſellſchaft hervorgehoben („Schildert uns ein unſchuldiges Volck, welches in einer ungeſtörten Freyheit, ohne Obrigkeit und Geſetze, in einer fruchtbaren Landſchafft, unter einem gütigen Himmel, der Früchte des Friedens genieſſet; den Stolz und die Pracht der Höfe nicht kennet; von der Wolluſt groſſer Städte nichts weiß; Geitz und Wucher nicht nennen gehöret; und mit wenigem zufrieden iſt. Schildert uns ein tugendhafftes Geſchlecht, welches weder dumm noch gelehrt; weder grob noch galant; weder Bäuriſch noch Städtiſch iſt“ — ruft er im 65. Blatt den Idyllendichtern zu, die da glauben, Alles getan zu haben, wenn ſie von „Milch und Butter, Ziegen- und Quarckkäſe“ und noch einigen andern unweſentlichen Kleinigkeiten des Landlebens reden), anderenteils der Verſuch gemacht, die deutſche Welt in ein herzliches Verhältnis zur Natur zu bringen. So heißt es im 9. Blatt: „Die gantze Natur öffnet uns ein Feld unzehlbarer Schönheiten. O welch eine reiche Quelle unzehliger Ergötzungen entdecket ſich hie! Wir müſten ſtockblind, ja faſt aller unſrer Sinne und Gedancken beraubet ſeyn; wenn wir alle die Harmonie, Ordnung und Proportion nicht ſehen wollten, die in jedem groſſen und kleinen Theile dieſes Weltgebäudes ſoviel Vollkommenheit verurſachen. Von jenen groſſen Himmelscörpern an bis auf das kleinſte Sonnenſtäubchen finden wir Anlaß, alle Augenblicke was ſchönes und was Gutes anzumercken. Die Erde und das Meer, Berge und Thäler, Felder und Wieſen, Wälder und Ströme, ja Thiere und Pflantzen, Früchte und Blumen ſind voller ausbündiger Schönheiten, die uns ein recht empfindliches Vergnügen erwecken, ſobald wir nur Achtung darauf geben.“ Dieſer Sinn für die Schönheiten der Natur blieb dem Naturforſcher Gottſched bis ins Alter hinein lebendig. Ihm gab „die redende Natur“ (Ged. I, 457) immer aufs neue Gelegenheit zur Entzückung; Blumen und Gräſern, an denen „uns jedes Blatt durch ſeine Kunſt entzücket“ (Ged. I, 596), galt ſeine Liebe; und in Gott, der für ihn Quell und Inhalt alles Vorhandenen war, ſah er „die Quelle aller Schönheit“ (Biedermann, Blatt 9). Jedenfalls iſt Gottſched, und nicht Haller, wie Julian Schmidt und Andere meinten, für den Vorgänger J. J. Rouſſeaus anzuſehen; wenngleich ſeine Sehnſucht nach einem, der falſchen Stadtkultur entrückten Landleben, ſeine

Durchbruch kommt, in der Hauptsache doch auch nur dazu, den Deutschen verständnisvolle Liebe zur Heimat einzuflößen.

Um dieses Kapitel nicht zu einem Buche, und den Band nicht zu einem Folianten anschwellen zu lassen, muss ich es mir, zu meinem großen Bedauern, versagen, auch nur flüchtig auf den reichen, vielgestaltigen Inhalt des ‚Biedermanns' einzugehen; ich will nur noch darauf hinweisen, dass, während ‚Calliste' und ihre zwei Freundinnen in gegebenen Fällen (wie es für Frauen, die etwa höchstens ein bisschen Französisch gelernt hatten, nicht anders möglich war) stets neuere französische Dichter und Schriftsteller oder alte Klassiker nur in französischen Übersetzungen anführen, sich der ‚Biedermann' aller französischen Litteratur so gut wie vollständig fernhält, dafür den „redlichen" Hans Sachs aus dem Dunkel hervorzieht, Fischarts ‚Ehezuchtbüchlein' in den Gesichtskreis der Nachwelt rückt, als Musikfreund für die deutsche Musik Bachs und Händels rühmende Worte findet, und überall von seiner großen, wenn auch keineswegs abgeschmackt übertriebenen Verehrung für „die Alten", von seiner genauen Kenntnis der alten Litteratur, die er namentlich durch Menckes Vermittelung aufs eindringendste kennen gelernt hatte, Zeugnis ablegt. Er kennt nicht nur alle griechischen Denker (was ja für den Magister der Philosophie, der selbst ein tiefdringender, von wahrhaft antikem Geiste beseelter, Denker war[65], selbstverständlich erscheinen muss); er kennt auch alle Dichter, Geschichtschreiber und Redner. Es gibt, seiner Meinung nach, für den Dichter kein höheres Ziel, als „nach dem Muster der alten Poeten ein Lehrer der Weißheit und Tugend zu werden"; er spricht es rücksichtlos aus, dass „das griechische Volck von seinen tragischen Poeten mehr gutes lernte, als von allen seinen Pfaffen, die nichts als den Schlendrian ihrer Ceremonien wusten"; und wenn er dafür kämpft,

Begeisterung für die Schönheiten der Natur nichts „sentimentalisches" an sich haben.

[65] Als solcher spricht er im 70. Blatte das herrliche Wort aus: „Die Philosophie liebet nichts so sehr als die Deutlichkeit; und sobald jemand diese verliert, so hat er sie auch verloren."

daſs die Menſchen nicht „bloß aus Furcht der Strafe“, ſondern „aus lauterer Liebe zur Erbarkeit, und allem was wohlanſtändig“, das Gute tun: ſo weiſt er ſtets auf die Stoiker, auf Epikur und ſeine Jünger als Vorbilder hin. Im ganzen ‚Biedermann‘ offenbart ſich überhaupt ein, durch den edelſten, höchſten Begriff vom Weſen Gottes[66] verklärtes, auf eine allergenaueſte Vertrautheit mit den alten Meiſtern ſich ſtützendes antikes Weiſentum, das allein ſchon die, den zeitgenöſſiſchen Gegnern Gottſcheds immer wieder nachgeſprochene, törichte Behauptung, Gottſched habe der griechiſchen Sprache und Litteratur ſo gut wie ganz fern geſtanden, zur Lächerlichkeit ſtämpelt[67]. Man darf im Gegenteil ſagen: daſs vor und nach Gottſched kein deutſcher Dichter oder Schriftſteller die alten Denker, Dichter, Geſchichtſchreiber und Redner, die griechiſchen wie die römiſchen, ſo gründlich gekannt, vor allem ſo vollſtändig überſehen, ihre Werke und Worte ſo verſtändnisvoll ſich zu eigen gemacht habe, wie der „Königsberger“, deſſen, nicht unberechtigten, Stolz es Zeitlebens bilden durfte, der Erſte geweſen zu ſeyn, der in Deutſcher Sprache den Ruhm des „unvergleichlichen Demoſthenes“ laut verkündet (1726, Geſ. Reden 591 u. ff.) und wenigſtens die zwei erſten philippiſchen Reden dem deutſchen Volke (1728) vermittelt hatte.

---

[66] Im 42. Blatt findet ſich das, aus dem ‚Fauſt‘ bekannte „Name iſt Schall und Rauch“ in guter Proſa ſo ausgedrückt: „Auf die Gedancken und Vorſtellungen ſo man ſich von Gott macht, kommt es an: nicht aber auf die Nahmen, die man nach Verſchiedenheit der Sprachen bald ſo, bald anders machen kan.“

[67] Schon 1726 weiß er ſchlechten Dichtern nichts Übleres nachzuſagen, als daſs ſie mit den Alten unvertraut ſind:

„Allein ſo klug iſt noch Schmierander nicht geweſen;
Er kennt die Alten nicht, und hat ſie nicht geleſen.
Er iſt für ſich ein Mann, ein Dichter und ein Held,
Und hat ſich niemals was zum Muſter vorgeſtellt.“

(Ged. 1. Ausgabe S. 468.)

— und 1728 ruft er der, ſeit zwei Jahren von ihm beſeelten ‚vertrauten Rednergeſellſchaft‘ zu: „Die unvergleichlichen Muſter der Alten ſchwebten dir vor Augen. Rom und Athen gaben dir weit beſſere Wegweiſer, als Madrid und Florenz.“

Um noch zu guter Letzt ein Wort über den ‚Biedermann‘ in seiner Eigenschaft als Zeiterscheinung zu äußern, so darf wohl gesagt werden, dass seine Wirkung auf die Zeitgenossenschaft zwar nicht ganz so aufrüttelnd, so beunruhigend war, wie die der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘, die allein schon in dem „unzehlichen Frauenzimmer“, das sich auf sie stürzte, ein wahres Massenpublikum besaßen; dass er jedoch an Bedeutung die Frauenzeitschrift weit überragte und auch in der gelehrten Welt zahlreiche Leser hatte.

Ein glücklicher Umstand erleichterte diese große Wirkung, überhaupt die segensreiche Wirksamkeit Gottscheds gerade in den ersten Jahren seiner schriftstellerischen Tätigkeit, allerdings ganz bedeutend: Seit dem Frieden zu Nystad (1721, den 10. September) hatte sich Deutschland, insbesondere auch Sachsen, endlich wieder einmal einer allgemeinen, selbst von dem damals ohnmächtigen Frankreich nicht unmittelbar bedrohten, Waffenruhe zu erfreuen. Nach den schweren Prüfungen, welche der Spanische Erbfolgekrieg und der nordische Krieg über das Reich und alle seine Einzelstaaten heraufbeschworen, durfte sich die Reichsbevölkerung neuerdings den sanfteren Künsten des, durch litterarische Zänkereien freilich ebenfalls unausgesetzt gestörten, Friedens hingeben. Die Teilnehmung für geistige Dinge war in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre überall in Deutschland, bis hinauf zu dem durch Krieg und Pest verwüsteten Ostpreußen, zweifellos lebendiger als sie es seit etwa einem Jahrhundert gewesen. Man wollte die Greuel und alles Unglück, das die religiösen und dynastischen Streitigkeiten über Nord- und Mitteleuropa gebracht hatten, vergessen. Man war, namentlich in Deutschland, in Sachsen, wieder empfänglich für Alles, was die Geister auf edlere Gedanken bringen konnte. So machte sichs gewissermaßen von selbst, dass ein großgesinnter und große Ziele verfolgender Schriftsteller schnell die Blicke auf sich lenkte. Und es wird ohne weiteres einleuchtend, dass bereits der, auf der Höhe seiner Zeit stehende Herausgeber des ‚Biedermanns‘ die geistige Führung des deutschen Volkes an seine willensstarke, seelenreiche und kopfgewaltige Persönlichkeit fesseln musste. Gegen

dieſe Tatſache gehalten, hat es nichts zu bedeuten, wenn Waniek meint, daſs Gottſched ebenſowenig wie die Schweizer, die meißniſchen, niederſächſiſchen und ſchleſiſchen Wortführer auf dem damaligen ‚deutſchen Parnaſſe‘, „irgend einen Lebensnerv des deutſchen Volkes berührt“ habe, daſs er „keineswegs der Mann, der durch eine originelle Geiſtestat dieſem Bedürfniſſe hätte entgegenkommen können“, geweſen ſey. Die zwei Wochenſchriften ſtellten ja nicht nur eine ſehr „originelle Geiſtestat“ vor, ſondern ſie „berührten“ auch mehr als nur „irgend einen Lebensnerv des deutſchen Volkes“; ſie griffen, ſo zu reden, nach allen ſeinen Nerven, nach den Wurzeln, aus denen ſein Siechtum erwachſen war und immer noch größer wuchs. Die Wirkungen ſeiner „Berührungen“ waren denn auch ſehr bald zu ſpüren, offenbarten ſich ſelbſt noch fünf Jahrzehnte ſpäter in Juſtus Möſers, für eine völkiſche Erziehung eintretenden ‚Patriotiſchen Phantaſien‘ mit verjüngter Kraft und blieben ſogar weit über das Jahrhundert hinaus lebendig und fruchtbar. Jedenfalls hatte ſich der gelehrte Volksſchriftſteller mit ſeiner zweiten Wochenſchrift unbedingt den Rang eines Meiſters, eines Klaſſikers, erworben. Klaſſiſch waren vor allen Dingen Vortrag und Sprache; und wenn Joſef Hillebrand nur wenigſtens die beſten Stücke der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ und des ‚Biedermannes‘ gekannt hätte, ſo würde er keinesfalls den Mut gehabt haben, leichtfertig zu behaupten: daſs „der tief originale Geiſt des deutſchen Idioms unter ſeiner kalten Hand erſtarb“. Denn das Gegenteil iſt auch in dieſem Falle die Wahrheit: Dieſer „tief originale Geiſt“ war in der Sprache Gottſcheds (auch des älteren, hin und wieder von gelehrten Erwägungen beirrten) lebendiger, als in der aller ſeiner Nachfolger, die doch erſt von ihm reden und ſchreiben gelernt hatten. Ja, man darf ohne weiteres ſagen, weil man es jederzeit auf der Grundlage des deutſchen Schrifttums vor und nach dem Auftreten Gottſcheds beweiſen kann: daſs Gottſcheds reich-lebendiges Sprachgefühl, Gottſcheds nahezu ſchrankenloſe Gewalt über ſein Werkzeug, unſerer hochdeutſchen Sprache dieſen Geiſt eigentlich erſt ein- und aufprägte.

Wir haben jetzt den Journaliſten Gottſched, den Kämpfer für Aufklärung und Volksbildung, den für eine reine hochdeutſche Sprache, für eine, an den beſten alten Meiſtern geſchulte deutſche Dichtkunſt, für einen edlen, ſchlichten Geſchmack und ſchüchtern ſogar ſchon für eine künſtleriſch geadelte, der Volkserhebung und Volkserziehung dienende Schaubühne eintretenden, im beſten, höchſten Sinne des Wortes deutſchen Mann bis zum Ende des Jahres 1728 begleitet und darüber beinahe vergeſſen, dem Dichter und Hochſchullehrer, dem in eine ganz fremde Welt verſetzten, in einer, ihn als Eindringling betrachtenden Geſellſchaft um Stellung und Anſehen ringenden ‚Collegiaten‘ unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Wir werden uns alſo, ehe wir über das Jahr, in welchem der moraliſirende Volksſchriftſteller ſeine Tätigkeit für immer abſchloſs[68], hinausſchreiten, mit

[68] J. A. Stolle berichtete 1728 in den ‚Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen‘ (S. 400) noch von einer dritten Wochenſchrift, dem ‚Socrates‘, folgendes: „Im Socrates leget Herr Gottſched den Wahrheitliebenden die allgemeinen Vorurtheile und Laſter der Menſchen auf eine ſatyriſche, doch beſcheidene Art vor Augen. Es ſind 52 Stücke davon heraus, denen man eine Vorrede vorgeſetzet und zu Ende ein Regiſter beygefügt, Lipſ. 1728, 4°.“ — Alle meine Bemühungen, dieſen ‚Socrates‘ zu Geſichte zu bekommen, ſind bis jetzt umſonſt geweſen; und doch wäre es von Wichtigkeit, ihn kennen zu lernen. Gottſched ſpricht merkwürdiger Weiſe in dem geſchichtlichen Bericht über ſeine Lebensarbeit kein Wort von dieſer Wochenſchrift; nur im 50. Stück des 1. Bandes der ‚V. T.‘ erzählt ein „Ehrenlied von der Mulde“ von einem ‚Dreßdeniſchen Socrates‘ und bemerkt u. A. dazu: „Ich weiß nicht, ob der Verfaſſer mit ſeiner Arbeit fortfahren wird, weil die Herren Geiſtlichen ſich die Mühe genommen, ihn an der heiligen Stätte für einen Läſterer auszurufen. Dazu kommt noch, daß ſich viele, ohne es geleſen zu haben, einbilden, es ſey eine von einem Papiſten auf letzten Bußtag und die ſämtliche Geiſtlichkeit gemachte Schmähſchrift, weswegen auch der Pöbel einen armen Tyroler, der ſolches zum öffentlichen Verkauff auf den Gaſſen herumtrug, bald übel belohnet hätte. Weswegen eine ſolche Obrigkeit, fernerm Unheile vorzukommen, alle Abdrücke wegnehmen laſſen.“ Sollte der Stolliſche ‚Socrates‘ ſich mit dieſem ‚Dreßdeniſchen Socrates‘ decken, d. h. die Buchausgabe der 52 Wochenblätter ſeyn? Wurde der ‚Patriot‘ gewöhnlich der ‚Hamburgiſche Patriot‘ genannt, weil er in Hamburg erſchien; warum ſollte der ‚Socrates‘ nicht als ‚Dreßdeniſcher S.‘ bekannt geweſen ſeyn, vorausgeſetzt, daſs der von Stolle an-

dem Leben und Streben, dem Lieben und Leiden des Dichters, Lehrers und Menſchen noch ein wenig beſchäftigen müſſen.

---

gekündigte urſprünglich in Dresden erſchienen wäre? Auffallend iſt es jedenfalls, daſs der Herausgeber der ‚V. T.‘ ſo genau über den ‚Socrates‘, und das ihm zugeſtoßene Pech unterrichtet war; noch auffallender, daſs er ſich in den ‚Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen‘ ruhig als Verfaſſer der Schrift nennen ließ, ohne dagegen aufzutreten. Am auffallendſten aber iſt es, daſs er das Werk ſpäterhin einfach totſchwieg. Vielleicht gründete ſich der Haſs, mit dem die orthodoxe ſächſiſche Geiſtlichkeit Gottſched bis ans Ende ſeines Lebens beehrte, nicht zum wenigſten auf die „Satiren“ und „Läſterungen“ jenes ‚Socrates‘; vielleicht hielt er es deshalb in ſpäteren Jahren für angezeigt, ſich ſchweigend von der „Schmähſchrift“ loszuſagen? Schon aus dem, was ich hier nur andeuten kann, wird man ſchließen dürfen, wie wichtig es wäre, dieſen ‚Socrates‘ auf ſeine Weisheit hin zu prüfen. Sollte ſich in der Welt noch irgendwo ein, doch gewiſs für ganz wertlos geltender, Abdruck der Buchausgabe von 1728 erhalten haben, ſo würde ich für nähere Mitteilungen dankbar ſeyn.

Viertes Kapitel

Leben und Lieben

Mit dem Jahre 1725 war eine ſehr merkliche Wandlung in den Lebensverhältniſſen Gottſcheds eingetreten; zumal ſeine geſellſchaftlichen Beziehungen hatten ſich gehoben, ſeit er zu Oſtern nicht nur vielbeſuchte, von recht antikem, aber zugleich auch von kraftvollſtem deutſchen Geiſte beſeelte Vorleſungen über die Redekunſt zu halten, ſondern auch über die Wolfiſche Philoſophie zu leſen begonnen und ſich mehr und mehr als den eigentlichen Vertreter dieſes, bei den ſächſiſchen Orthodoxen und ihrer Gefolgſchaft verhaſſten Denkers, als den, die damalige Finſternis der leipziger Hochſchule erhellenden Lichtbringer offenbart hatte. Er verkehrte in den beſten Häuſern Leipzigs wie ein, auch dem vornehmſten Perſonen der Bürgerſchaft nicht unebenbürtiger, Freund. Als die Tochter Menckes im Frühjahre ſich mit den Sohn des Großkaufmanns Homann, dem ſpäteren geheimen Kriegsrat von Hohenthal, vermählte, war er nicht nur Hochzeitgaſt, ſondern auch der Dichter des Feſtes, als welcher er Tugend und Natur die, im „Lilgenkleid unberührter Reinigkeit“ erſtrahlende, ſchüchterne Schamhaftigkeit unter die „ſüß entzückende Gewalt“ der Liebe beugen läſſt. Beſondere Freundſchaft verband ihn mit den Familien der Akademiker Ittig, Ludovici (Ludwig), Reichel und Schütz[1], denen er leider

[1] Gottfried Karl Ittig war Profeſſor der juriſtiſchen Fakultät; ſeine Tochter Chriſtiana Sophie verheiratete ſich um 1700 mit dem

nur zu bald auch als Trauerredner seine herzliche Teilnehmung bewähren musste. Im April 1725 starb Frau Dorothea Schütz, geb. Schreiter, der er in der Paulinerkirche eine tiefempfundene Grabrede[2] widmete. Im August 1726 schloss Frau Doktor

damaligen Professor der morgenländischen Sprachen Christian Ludovici. Dieser, gleich Ittig und Mencke einer der reichsten und angesehensten Akademiker Leipzigs, war 1662 in Landshut geboren, habilitierte sich 1688 bei der philosophischen Fakultät, wurde 1697 Konrektor der Thomas-Schule, 1699 Professor der morgenländischen Sprachen, 1700 Professor der Philosophie, Baccalaureus und Lizentiat der Theologie. Das Rektorat verwaltete er 1724 und 1730, in welchem Jahre er Ältester der „pohlnischen Nation" wurde; während er 1731 noch in die Ehrenstellung des Ältesten der philosophischen Fakultät und des ‚Kollegiums unsrer lieben Frauen' einrückte. Im Januar 1732 starb er. Gottsched widmete ihm einen Grabgesang und hielt ihm auch die Trauerrede, wie er sie ein halbes Jahr vorher (1731, 14. Juni) Ludovicis Gattin gehalten hatte. Sein 1701 geborener Sohn Gottfried Thomas Ludwig (Ludovici) vermählte sich 1724 am 23. November mit einer Schwester Johann Gottlieb Reichels, der 1725 hinwiederum mit der Schwester Thomas Ludwigs einen allzu kurz währenden Lebensbund schloss. Reichel war 1694 als Sohn eines angesehenen Advokaten in Kamenz geboren; er bezog 1714 die Universität Wittenberg; 1717 siedelte er nach Leipzig über, wo er bei Lüder Mencke, Bernhard Klepperbein, Carl Otto Rechenberg und S. G. Hillgers Vorlesungen hörte. 1719 wurde er Advokat, 1722 Magister der Philosophie, 1724 Doktor der Rechte. Er hielt gut besuchte philosophische und juristische Vorlesungen und wurde nach dem Tode seines Schwiegervaters Ältester der polnischen Nation. Ein Bruder dieses Reichel, auch ein Dr. jur., lebte um 1730 als Assessor des Schöppenstiftes in Halle und gehörte zu den glühendsten Verehrern Gottscheds. — Friedrich Wilhelm Schütze war Prediger und gehörte seit etwa 1715 der theologischen Fakultät, zuerst als Lizentiat dann als Doktor, an. Näheres habe ich über ihn nicht erfahren können.

[2] Die Verstorbene wird als eine Frau gerühmt, die „einen schönen und geschickten Leib fast für nichts hielt, wenn nicht eine schöne Seele denselben bewohnen sollte"; die es „für was geringes hielt, wenn ein Frauenzimmer nichts mehr als Handarbeit verrichten kann; die von ihren geringsten Bedienten oft noch besser, als von ihnen selbst verfertiget wird, und doch leider! mehrentheils nur zur Beförderung der Eitelkeit dienet". Der Redner hebt es besonders hervor, dass die Entschlafene eine sehr vortreffliche Mutter und Hausfrau gewesen, dass sie ihre Töchter (es waren ihrer 5, denen sich noch 2 Söhne gesellten) nicht nur zu allen häuslichen

Gertraud Sophie Reichel, eine geborene Ludovici, kurz nach der Geburt eines Töchterchens, die Augen; und in diesem edlen, allzu jung gestorbenen Weibe scheint er eine wirkliche Freundin

---

Tugenden angeleitet, sondern auch „in allerhand Sprachen, Künsten und Wissenschaften geübet" habe; er stellt sie den „nachläßigen Frauen", den „gar zu zärtlichen Müttern, die durch eine thörichte Affenliebe" ihre Kinder verzärteln, „ihren Leibern zwar nichts, aber den unschuldigen Gemüthern fast alles fehlen" lassen, als Vorbild hin und wird nicht müde, ihre sonstigen edlen Eigenschaften zu preisen. Man hört hier überall den Herausgeber der ‚Vernünftigen Tadlerinnen' sprechen; und es darf vielleicht angenommen werden, dass der fünfundzwanzigjährige Magister hauptsächlich von dieser tüchtigen, auch geistig keinesfalls tiefstehenden Frau (ihr Vater und ihr Großvater waren Geistliche gewesen) über Manches unterrichtet worden ist, was er, trotz all' seiner Gelehrsamkeit, kaum wissen konnte. Das Ideal Cynthia, das im 24. Stück der ‚V. T.' geschildert wird (vergl. S. 209) scheint nach Frau Schütz gezeichnet zu seyn, der er übrigens auch „im Namen ihres Mannes" eine längere, mit ersichtlicher Liebe gearbeitete Ode (Ged. I, 141 u. ff.) ins Grab nachsang, in der sie als „Muster ungemeiner Frauen" gerühmt wird:

„Nie hab ich einen Sinn gesehen,
Der das so wenig hochgeschätzt,
Was sonst ein weiblich Herz ergetzt,
Als von der Seligsten geschehen.
Nie hab ich einen Geist gespürt,
Der weniger nach Hoheit strebte,
Der minder an der Wollust klebte,
Den weniger der Geiz gerührt . . .

*

Wie reich war nicht ihr Geist geschmückt!
Denn weil ein sinnreich Bücherlesen
Vorlängst ihr Zeitvertreib gewesen:
So ward er fähig und geschickt;
So nahm ihr Witz und kluger Scherz,
Fast jedem, der sie sprach, das Herz.

*

An statt der Perlen und Juwelen,
Der Nahrung stolzer Eitelkeit,
Gefiel ihr nur nur ein reinlich Kleid,
Der Schmuck wahrhaftig edler Seelen . . ."

Späterhin wird ihr „ausgelernter deutscher Kiel", ihr, stets „in den Kern der Wahrheit" eindringender Blick, werden ihre „holden Sitten" als

verloren zu haben; man glaubt das wenigſtens aus der Trauerrede herauszuhören, die er am 1. September im Trauerhauſe hielt[3]. Am 22. Januar desſelben Jahres war übrigens auch ſein Lieblingsbruder Johann Friedrich (geb. 1704) in Wötterkam geſtorben. Er hatte ſich bereits auf eine Wiederbegegnung gefreut; denn der junge Arzt wollte demnächſt nach Leipzig kommen, und ſich mit dem Ferngerückten „recht brüderlich vergnügen". Jetzt aber blieb ihm nichts übrig, als dem Entſchlafenen einen von echter Herzlichkeit erfüllten Nachruf in Verſen und eine Gedenktafel[4] zu ſtiften, die noch heute in der Kirche zu Wötterkam

---

„ſtill, fromm und rein" gerühmt. Es iſt zweifellos, daſs dieſe Frau in der kurzen Zeit ihrer Bekanntſchaft mit dem jungen Oſtpreußen, auf dieſen einen ſehr großen Eindruck gemacht hat, und (von ſeiner, den damaligen Durchſchnitt der Predigergattinnen ſchwerlich überragenden, Mutter abgeſehen) die erſte geiſtig hervorragende Frau geweſen iſt, die ihm eine hohe Meinung vom weiblichen Geſchlechte beibrachte.

[3] Er beſtreitet in dieſer Rede die allgemein verbreitete Anſicht, daſs „das weibliche Geſchlecht am allerwenigſten zu großen und hohen Dingen gebohren ſey; und keinen Anſpruch auf die wahre Hoheit machen könne" und verſucht, zu beweiſen, daſs die „hochſelige Frau Doctorinn der wahren Hoheit und Größe theilhaftig geweſen, die nur ein Menſch in der Sterblichkeit erlangen kann." Er erinnert an die „berühmten Weibsbilder, die in der That eben ſo viel Hoheit und Größe an ſich haben blicken laſſen, als die beruffenſten Mannsperſonen" und behauptet, daſs „dieſes unbillige Urtheil, von einer ganzen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, bloß daher entſtanden iſt; weil man eine falſche Hoheit für die wahre angeſehen". Zwar erblickt er, der Toten zu Liebe, dieſe wahre Hoheit und Größe nur in jener echten „Furcht Gottes", die nicht voll „Angſt und Bangigkeit" vor Gott zittert, nicht „vor Gott bebt, wie ein Sclave vor ſeinem Tyrannen; wie ein Übelthäter vor ſeinem ſtrafenden Richter; wie ein Überwundener vor ſeinem trotzigen Sieger"; ſondern ihn „verehret, wie vernünftige Jünglinge weiſe Alten" und ihn „liebet, wie ein wohlgeartetes Kind ſeinen zärtlich geſinnten Vater" — aber die ganze Rede kann doch beinahe für ein hohes Lied auf das weibliche Geſchlecht gelten und gehört, gleich der auf Frau Schütz, ganz dem Gedankenkreiſe der ‚V. T.' an, wenn hier auch ſchon gelegentlich der ernſthaft philoſophirende Herausgeber des ‚Biedermanns' zu Worte kommt.

[4] Die Aufſchrift gehört zu den tiefſten und ſchönſten, die wir in deutſcher Sprache beſitzen; ſie iſt in wahrhaft künſtleriſcher Anordnung auf

aufbewahrt wird. Manch andern lieben Bekannten verlor er gleichfalls in diesen ersten Jahren; und es scheint, dass er in Leipzig bereits als junger Magister zu den begehrten Trauerrednern gehörte. Das Reden war ihm ja ohnehin ein stets lebendiges Bedürfnis; und wir wissen, dass er in der ‚Vertrauten Rednergesellschaft', deren eifriges Mitglied[5] er schon 1728 geworden war, für den unbedingt glänzendsten Redner galt und sich unter den älteren Herren dieses Bundes bald eine überragende Stellung schaffte. Im Rahmen dieser Gesellschaft hielt er bis zu seinem ersten Austritt (1728) eine Reihe seiner besten Reden: neben der Rede gegen den Religionseifer unter anderm: ‚Ein Jurist muss ein Philosoph seyn' — ‚Sokrates, ein unüberwindlicher Weltweiser' — ‚Cato ist nicht als ein unüberwindlicher Weltweiser gestorben' — ‚Ein Redner muss ein ehrlicher Mann seyn', und eine sehr einschneidende ‚Rede wider die so genannte Homiletik', deren erfolgreiche Bekämpfung ihm späterhin noch viel neue Feindschaften zuziehen sollte.

Aber auch der Dichter, der 1725 fast ganz geruht hatte, regte

---

die Tafel gesetzt und lautet: Allhier, neugieriger Leser, liegt Johann Friedrich Gottsched, gebohren in Judithenkirch 1704 den 18 März, gestorben in Wötterkam 1726 den 22. Jenner. Ein wohlgegründeter Christ, nicht aus blinder Leichtgläubigkeit; sondern nach reifer Religionsprüfung. Ein junger Gelehrter, der in seinem Erkenntnisse so weit gekommen, daß er alle Gelehrsamkeit für nichts gehalten. Ein Liebhaber der Wissenschaften, der aber gründlich einsah, daß man ein sehr weniges gewiß, nichts ganz vollkommen wisse. Ein Arzneybeflissener, der die Mittel wider den Tod gesuchet, aber durch seinen frühen Hintritt erwiesen, daß er sie so wenig, als andere gefunden. Endlich auch ein Weltweiser, der sein Grab für eine Stufe zu größerer Vollkommenheit angesehen. Gehe hin, Leser, und lerne das, was der Todte verstanden!

[5] „Es ist in dieser Gesellschaft bloß auf die Übung abgesehen, und es steht frey, zu reden wovon man will. Die sämtlichen Mitglieder geben dem Redner allemal ihre Erinnerungen: Und ich kan sagen, daß ich diese Gelegenheit, mich zu üben, begierig ergriffen, auch mit grossem Vortheile getrieben habe; weil es mir in meinen vormaligen academischen Jahren in Königsberg daran gefehlet hatte" — heißt es in der ‚Ausführlichen Redekunst'. — Übrigens hatte er doch schon in Königsberg recht ausreichende Gelegenheit gehabt, sich wenigstens als Kanzelredner zu üben.

ſich wieder lebhafter, ſeit der Journaliſt in ſeine Tätigkeit mehr hineingewachſen, der Magiſter in ſeiner neuen Heimat heimiſcher geworden war. Anregungen zu dichteriſchem Schaffen bot ihm namentlich ſein Verkehr im gaſtfreien Hauſe der kunſtliebenden, uns ſchon flüchtig bekannt gewordenen Marianne von Ziegler, das nicht nur allen beſſeren Dichtern Leipzigs offen ſtand, ſondern auch von Muſikern, zumal von durchreiſenden Virtuoſen, fleißig aufgeſucht wurde. Zu den keineswegs ſeltenen Gäſten gehörte vor allem der beſcheidene Kantor Johann Sebaſtian Bach, dem Gottſched ſehr bald nahe trat, ohne daſs ſich jedoch herzlichere Beziehungen zwiſchen dem ſchlichten Thüringer und dem gelehrten Oſtpreußen entwickelt zu haben ſcheinen; obwol Gottſched ein großer Muſikfreund war und gelegentlich für die, damals noch kaum in ihrer Bedeutung erkannte, geſchweige denn bewertete, deutſche Muſik Bachs gern eine Lanze brach. Immerhin komponierte Bach 1727 eine, von Gottſched für die, zu Ehren der verſtorbenen Königin Chriſtiane Eberhardine veranſtaltete Trauerfeier gedichtete, Ode; und verſchiedene Schüler Gottſcheds ſchloſſen in ihre glühende Verehrung für den Lehrer, die für den großen Orgelſpieler, den Fugen-, Motetten- und Oratorienſchöpfer, mit ein; wie denn ſpäterhin Gottſched ſeiner jungen Gattin den erwünſchten Muſikunterricht von dem Bachſchüler Krebs erteilen ließ.

In dieſem anregenden Kreiſe, einem Hauptmittelpunkte des edleren geſellſchaftlichen Lebens im damaligen Leipzig, reifte dem Dichter Gottſched, der ſchon damals wuſſte, daſs „ein weiſer Mann in Liedern voller Geiſt die Wahrheit lehren kann“[6], manches ernſte und launige Gedicht. Aber auch die Aufträge zu Gelegenheitgedichten „im fremden Namen“ wurden jetzt allgemach häufiger; und nicht ſelten hatte der Dichter als Vertreter der ‚deutſchübenden Geſellſchaft‘ die Saiten zu rühren[7].

[6] Mit dieſen Worten ſchließt ein Schreiben, das Gottſched 1727 im Namen der ‚deutſchübenden Geſellſchaft‘ an den Halliſchen Profeſſor Beyer zu deſſen Hochzeittage ſandte.

[7] Eines der feſſelndſten dieſer Gedichte iſt das ‚Schreiben‘ an den beſcheidenen, liebenswürdigen, mit Gottſched herzlich befreundeten Samuel Seidel, den ſpäteren Laubaner Rektor, das ihm 1727, den 30. April, ge-

In verſchiedenen dieſer Gedichte herrſcht eine, gelegentlich bis zum Übermut ſich ſteigernde Fröhlichkeit; und zumal die zwei großen, im Hans Sachs-Stil durchgeführten, den Jahren 1725 und 1727 angehörenden, Scherzgedichte (deren erſtes dem „vertrauten Freunde" Johann Friedrich May gewidmet war, während das andere bei Gelegenheit der Magiſter-Promotion Friedrich Wilhelm Stübners, eines der treueſten und opfer-

---

legentlich ſeiner Magiſterpromotion, gewidmet wurde. Hier findet ſich, außer dem ſatiriſchen Seitenhiebe auf die marktſchreieriſchen „Meſſenärzte" nach dem Muſter des Dr. Eiſenbart, die ſchöne, faſt ſchwermütig klingende, Betrachtung über das dreiſte und laute Treiben der damaligen Erfolgjäger, die faſt wie ein Urteil über unſere eigene Zeit anmutet, weil ſie das eigentliche Weſen jeder Zeit rückſichtlos beleuchtet. Nachdem der Dichter das Befremden der Freunde über die ſpäte Erringung des „Kranzes" zum Ausdruck gebracht und gefragt hat:

„Wie kömmt es, daß dein Fleiß und deine Tugendproben
Dich, Werther! nicht vorlängſt zum Lehrerſtuhl erhoben?"

— fährt er alſo fort:

„Man klagt hier, wie du ſiehſt, nicht dich, gelehrter Mann!
Man klagt die Langſamkeit der weiſen Pallas an;
Der Göttinn, die zwar ſtets Magiſterkränze windet,
Und jeden, der ſich ſelbſt der Lorbeern würdig findet,
Mit übereilter Hand, durch dieſen Schmuck beſchenkt;
Doch oft der Würdigſten zu allerletzt gedenkt.
Es ſcheint, Minerven ſey von dem verwegnen Orden
Der Titelſüchtigen ſo gar betäubet worden;
Daß ſie aus Überdruß dem Ungeſtüme weicht,
Und ſtets der kühnſten Fauſt die erſten Zweige reicht.
Sie folgt der Art der Welt. Wer itzt aus Demuth ſchweiget,
Aus Sittſamkeit nicht pralt, und ſein Verdienſt nicht zeiget,
Den ſieht das dumme Volk nicht mit dem Rücken an.
Allein, wer wacker pocht, und kühnlich fodern kann;
Wer frech und unverſchämt von großer Weisheit prahlet,
Und jedem, der ihm glaubt, mit Wind und Worten zahlet,
Der hat an Gunſt und Glück den größten Überfluß;
Da die Beſcheidenheit indeſſen darben muß."

Das vollſtändige Gedicht habe ich neu veröffentlicht im 5. Bande (S. 45/48) der ‚Geſammelten Schriften' (Ausgabe der Gottſched-Geſellſchaft).

bereiteſten Freunde Gottſcheds[8], die Feſtfreude erhöhen muſſte) ſind von einer wahrhaft hinreißenden übermütigen Heiterkeit erfüllt; die trotzdem in einem Hochzeit-Quodlibet aus dem Frühjahr 1728 noch geſteigert zu Tage tritt[9].

„Was heißt auf Deutſch ein Quodlibet?
O! Daß man hier die Gabe hätt
Dies fremde Wort hübſch deutlich auszudrücken!"

— ſo beginnt der, zu allen Schelmereien aufgelegte, Gelegenheitsdichter; und nachdem er, wie Fauſt beim Verſuch, die Lutherbibel neu zu verdeutſchen, alle möglichen Übertragungen aufgeführt hat, kommt er endlich zum Treffer. Ein Quodlibet iſt nichts anderes als:

„Ein Mäntelchen, das itzt die Wahrheit träget,
Wenn ihr die böſe Welt
Faſt überall den Weg verleget."

— ein Scherz

„Darinn die alte deutſche Wahrheit
In einer dunklen Klarheit
Verkleidet und vermummet geht."

Bei dieſer Feſtſtellung entfährt dem Dichter, der es, wie wir wiſſen, liebte, jedes Kind „beim rechten Namen zu nennen", das derbe Wort „Verflucht!"; und dieſes „güldne Wort" gibt ihm nun die Gelegenheit, gleich einem in ausgelaſſenſter Laune ſich befindenden Fauſt, über Verſchiedenes den Fluch zu ſprechen:

„Man muß die Kunſt zu fluchen
Doch auch einmal verſuchen.
Verflucht ſey alles Schmähn und Läſtern,

---

[8] Stübner war ein wohlhabender Aſſeſſor, der nicht nur die von Gottſched erneuerte ‚Deutſche Geſellſchaft' unterſtützte, ſondern auch die 1731 von Gottſched ebenfalls erneuerte ‚philoſophiſche Disputiergeſellſchaft', die 1663 als ‚Societas Conferentium' gegründet worden, aber längſt eingegangen war. Er ſtarb leider ſchon 1736.

[9] Quodlibet auf die Kürtzel- und Pönickiſche Hochzeit; gleich den zwei vorhererwähnten Scherzgedichten nur in der 1. Auflage der ‚Critiſchen Dichtkunſt' erſchienen. Ich habe auch dieſe 3 Meiſterſtücke im 5. Bande der geſammelten Schriften (Ausgabe der Gottſched-Geſellſchaft) neu veröffentlicht.

Verflucht der Hochmuth eitler Schwestern,
Verflucht das Praſſen reicher Brüder,
Verflucht die geilen Liebeslieder,
Verflucht das geitzerfüllte Spielen,
Verflucht der Ehebrecher Schielen,
Verflucht der Plaudrer tummes Waſchen,
Verflucht der Lecker freches Naſchen,
Verflucht das Zeitungstragen,
Viel reden, wenig ſagen,
Der Lauſer großes Pralen,
Der Schuldner ſpätes Zahlen,
Verſchlagner Hertzen Tücke,
Der Heuchler fromme Blicke,
Verſprecher, die ihr Wort nicht halten,
Betrüger, ſo die Hände falten,
Poſſenreißer, Zotenmeiſter,
Eingebildete frühe Geiſter,
Alter Freyer langes Wählen,
Hohe Titel kleiner Seelen,
Großer Seelen kleine Mittel
Und aller reichen Bettler Kittel.
Das heißt einmal geflucht!
Und zwar ſo arg, als wirs noch nie verſucht."

Dann folgen verſchiedene, die Gränze des Züchtigen ſchon beinahe überſpringende Scherze gegen das verbuhlte Treiben der akademiſchen Jugend und des „lieben Frauenzimmers"; bis der Dichter, wie zufällig, auf den „lieben Wind" zu reden kommt, der ihm nun abermals Veranlaſſung zu einer tief einſchneidenden Satire gibt, von der ich wenigſtens den Schluſs hier mitteilen möchte:

„Das alles macht der liebe Wind.
Drum höre zu mein Kind;
An dieſer güldnen Kunſt iſt all dein Glück gelegen:
Wind macht glücklich, Wind bringt Segen,
Wind macht Gönner, Wind macht Freunde,
Wind beſänftigt auch die Feinde,
Wind macht reich, gelehrt und klug;
Und wem das alles fehlt, der macht nicht Wind genug.
Drum wunderts uns, daß noch kein Panſophus
Den alten Windgott Äolus
Zum Glückspatron erleſen;

Und daß kein Philoſoph zur Zeit ſo klug geweſen,
Zu zeigen, daß die ganze Welt,
Wo alles ſich aus lauter Wind erhält,
Aus Wind entſtanden ſey.
Was uns betrifft, ſo ſagen wir es frey,
Der Wind ſey bloß das Element,
Daraus die Welt beſtehet[10],
Darein ſie ſich zertrennt,
Wenn ſie dereinſt vergehet."

In dieſem Tone geht es noch eine Weile weiter; dann kommen die Hochzeitleute und Hochzeitgäſte zu ihrem Rechte; und mit den gemütlichen Worten:

„Nun Kinder, geht zu Bette,
Und ſchlafet um die Wette.
Der Nachbar hält das Hörnchen ſchon,
Und bläſt aus einem ſüßen Ton.
Wiewohl wer weiß, ob ihr davon erwacht!
Gute Nacht! Gute Nacht!"

ſchließt das Ganze, das den Dichter als einen mit ſeiner Sprache gleichſam ſpielenden, nie um das treffendſte Wort verlegenen, Meiſter offenbart, der ſich zumal in dem geiſtreich drolligen Gedicht an Stübner auch als einen erſtrangigen, jeder Schwierigkeit gewachſenen, Künſtler im altertümelnden Sprachſtil bewährt hatte.

Wir lernen hier den, im beſten jungen Mannesalter ſtehenden Dichter und Denker von ſeiner menſchlich liebenswürdigſten Seite kennen, und wundern uns nicht, wenn wir in Liscows ‚Nöthigen Anmerkungen zu denen Sottises galantes' des wackeren J. E. Philippi[11] die Schilderung eines Hochzeit- oder Polterabendauftritts leſen, die uns ſelbſt noch den neun-

[10] Dieſer „Scherz" erinnert ſehr an die kürzlich entdeckten Elektroden, die bekanntlich gar keine Körperlichkeit haben, ſondern nur durch unerhört ſchnelle Bewegung zu einer Art von atomiſtiſcher Körperlichkeit gelangen ſollen, aus der ſich dann erſt die Atome bilden; ſodaſs, wenn dieſe merkwürdige „Neuheit" ſich begründen ließe, die ganze „Sanſara" tatſächlich aus Bewegung, aus „Wind" entſtanden wäre.

[11] Sie befinden ſich handſchriftlich im Sächſiſchen Hauptſtaatsarchiv; Eugen Wolf hat ſie zum erſten Male (II, 114) veröffentlicht.

undzwanzigjährigen, von der Professur nicht mehr weit entfernten, Gelehrten als einen, zu allen harmlosen Tollheiten aufgelegten Studenten vor Augen stellt. „Auf der Hochzeit befanden sich Gottsched und Philippi; der erstere verkleidete sich, wie ihm Philippi hier vorwirft, in ein alt Weib und Schäfer (!). Die Ursach aber, daß Philippi den Streich noch nicht vergeßen ist diese, weil der damahls masquirte Gottsched den kleinen Philippi, der sich sehr unnütze gemacht, unversehens einmahl bey dem Leibe genommen, ihn auf die Achseln gesetzet, und zu des Philippi großer Prostitution mit ihm in der Stube herumgetantzet, ihn auch sonst sehr gemißbrauchet haben mag."

Es darf nicht überraschen, dass man sich in der besten Leipziger Gesellschaft nach einem gelehrten jungen, stattlichen und schönen Manne, der so lustig zu dichten und solche prächtigen Scherze zu treiben wusste, geradezu riss; und es ist ohne Weiteres begreiflich, dass Gottsched mit seiner, „allem Humor verständnislos gegenüberstehenden", seiner „vollkommen witzlosen Individualität" (Danzel), zuweilen Mühe hatte, neben der Fülle von Arbeit, die ihm schon allein die Wochenschriften verursachten, auch noch allen den, nicht immer anspruchlosen, gesellschaftlichen Vergnügungen nachzukommen. Aber er war kein Spielverderber; war noch in ganz anderem Sinne, als der empfindsam verliebte junge Goethe, ein Freund der Freuden, machte gern Alles mit und stand in alle dem „galanten" Treiben, als, trotz alledem doch schlicht und ehrlich und im Innersten etwas „unweltlich" bleibender, ostpreußischer Landpfarrersohn, besonnen über den Dingen.

Diese Hingebung an eine, von liebesüchtiger Leichtfertigkeit nicht ganz unberührte Geselligkeit hatte zudem seinen tiefern Grund: Gottsched suchte nach einer Lebensgefährtin; er suchte sehr ernst, sehr anhaltend; und das war für ihn um so schwieriger, als viele begehrliche Mädchen- und Frauenherzen in dem liebenswürdigen, bereits vom aufsteigenden Ruhm angestrahlten, Riesen eine wünschenswerte „Partie" erblickten. Er brauchte eine Frau; konnte zudem nur eine Frau brauchen, die dem Ideal, das ‚Callisto' in ihrer Base Cynthia gezeichnet hatte, entsprach;

eine Frau vor allem auch, die nicht durch frühzeitige Liebesabenteuer, wie ſie damals von den „galanten“ jungen Damen der beſſeren Leipziger Geſellſchaft gern erlebt zu werden pflegten, ihr Beſtes eingebüßt hatte. Denn er war kein Schwächling, kein Zärtling. Er war ein Sohn der oſtpreußiſchen Scholle; und der „Hüne an Geſtalt und Geiſt“[12] hegte auch in Beziehung auf ſeeliſch geadelte, körperliche Bedürfniſſe Wünſche, die nur ein geſundes, kräftiges, mit jungfräulichem Herzen liebendes Weib erfüllen konnte. Der liebebedürftige junge Gottſched war nichts weniger als anſpruchlos; er war aber zugleich ein tief ſittlicher, Leben und Liebe ſehr ernſt nehmender Mann — und zumal dieſes hohe Verantwortlichkeitgefühl, ſich, ſeinem Volke, ſeiner Lebensarbeit, und ſeinem Gotte gegenüber, bewahrte den „baumſtarken Geſellen“[13] vor einem lüderlichen Lebenswandel, den ihm die verleumderiſche Mitwelt bis in ſein hohes Alter hinein nachredete. Nichtswürdige Verleumdungen ſind ſchnell ausgeſprochen; es wird auch zu keiner Zeit an ihnen fehlen. Aber nie vielleicht hat ſich die phariſäiſche Gemeinheit ſo gern betätigt, als in den Fällen, in denen es ſich um die Schändung Gottſcheds handelte. Obwol jeder, nicht ganz gedankenloſe, Menſch ſich ſagen müſſte, daſs man den Hochſchullehrer, zumal den fremden Magiſter, ohne Weiteres aus dem Amte geſtoßen hätte, wenn auch nur ein Zehntel all' der gegen ihn umlaufenden, bis in die höchſten Kreiſe hinaufdringenden Verleumdungen (deren Quelle wir kennen gelernt haben!) wahr geweſen wäre; obwol alle, vielfach ſogar ziemlich peinliche, Unterſuchungen und Verhöre, welche die nichtswürdigen Verleumder durch ihr unaufhörliches Treiben zu bewirken wuſſten, ſtets die vollſte Fleckenloſigkeit der Lebensführung des Verleumdeten zu Tage förderten[14]; obwol dieſer „fleißige Kunde der Mädgens von der

[12] So nennt ihn Karl Theodor Gaedertz in den neuen Auflagen der ‚300 Bildniſſe deutſcher Männer‘.

[13] So beliebt Eugen Wolff ihn (a. a. O. II, 116) zu nennen.

[14] In dem Schreiben, welches Gottſched 1726, den 2. März an die ‚V. T.‘ als Antwort auf die hämiſchen Verleumdungen des oben (S. 228/30) erwähnten Fabricius richtete, heißt es denn auch: „Zu allem Glücke ſind

Peterſtraße", ein bevorzugtes Mitglied der beſten Leipziger Geſellſchaft blieb, vor allem der vornehmſten und ſehr heiklen akademiſchen Geſellſchaft, die keinen lüderlichen, ſogar ganz verbrecheriſcher Handlungen beſchuldigten, Schmutzfinken unter ſich, zumal im Verkehr mit ihren Töchtern und Gattinnen, geduldet hätte: ſo ſchleppten ſich die widerwärtigſten Verdächtigungen und Verleumdungen trotzdem von Jahr zu Jahr weiter und wurden auch der Nachwelt, ſelbſt von ernſthaften Gottſchedbiographen, immer wieder aufgetiſcht; wenn gleich die Herren ſo taten als ob ſie das Alles nicht eigentlich glaubten; es nur, um der lebensgeſchichtlichen Gewiſſenhaftigkeit willen, neu buchten! Für nicht unmöglich mag man es meinetwegen halten, daſs der Junggeſelle dann und wann ein ſich ihm entgegendrängendes Weib in die Arme ſchloſs; er hatte ja ſeine natürlichen Bedürfniſſe; und ein phariſäiſcher Schelm nur hätte es ihm verübeln können, wenn er ſie, bei günſtiger Gelegenheit, befriedigte: falls er nicht, wie früher in Königsberg ſo jetzt in Leipzig, dieſe Begierden zu zügeln wuſſte. Aber wenn ſchon von ſolchen Liebesverhältniſſen keine Spur im Leben Gottſcheds zu entdecken iſt (obgleich in der Bruſt dieſes ebenſo lebensfrohen Dichters wie tiefernſten Denkers die ſpäter ſo berühmt gewordenen ‚zwei Seelen' wohnten, deren eine ſich gern „mit klammernden Organen" an die ſinnliche Welt gehalten hätte, während die andere ſich mit leidenſchaftlichem Ernſte zu den Gefilden der großen Geiſter vergangener

---

die Beſchuldigungen, womit man mich zu kräncken geſuchet, ſo beſchaffen, daß ſie ſich ſelbſt widerlegen. Selbſt meine hieſigen Neider, denn von würcklichen Feinden weiß ich, Gott Lob! nichts zu ſagen, ſind ſo unverſchämt nicht, zu behaupten, daß man mir dieſelben mit Grunde der Wahrheit aufgebürdet. Dergeſtalt habe ich Urſache froh zu ſeyn, daß man mir kein wahrſcheinlicher Laſter vorzurücken gewuſt, als ein ſolches, deſſen man mich ſelbſt an dem hieſigen Orte nicht beſchuldigen kan. Dieſes würde aber ohnfehlbar geſchehen, wenn man die geringſte Gelegenheit dazu hätte. Denn ich weiß nicht, ob ich es vor ein Glück oder Unglück halten ſoll, daß, da ich mich ſo wenig um andere Leute bekümmere, ſich doch unzehliche um alle meine Umſtände bemühen. Doch auch dieſes dienet mir zum beſten; denn ich nehme daher einen neuen Bewegungs-Grund, mich deſto eifriger der Tugend zu befleißigen."

Zeiten erhob): ſo ſpürt man nach Abirrungen in die Niederungen der Vulgivagen überhaupt vergebens.

Aber wenden wir uns nach dieſer Abſchweifung wieder unſerem Gegenſtande zu. — Gottſched ſuchte eine Frau; wir dürfen vermuten, daſs ſein Herz ſchon in Königsberg nach ihr geſucht hatte; und wir haben die Beweiſe davon in Händen, daſs er in Leipzig wenigſtens zweimal den Wunſch gehegt hatte, ſein Herz an die Kette zu legen; ehe ihm die Vorſehung den Weg zu dem weiblichen Weſen bahnte, das wirklich für eine Verkörperung des Gottſchediſchen Frauenideals gelten konnte. Die Verläumdung wuſſte natürlich auch dieſe Herzensbeſtrebungen des „verliebten Magiſters" in falſche Beleuchtung zu rücken; zur ſchmunzelnden Freude ſelbſt noch nachweltlicher ‚Gottſched-Forſcher'. Aber ſo viel darf heute für feſtſtehend gelten, daſs weder die ‚Mad. Schimmelpfennig', das ‚Frauenzimmer aus Merſeburg'[15], noch des ‚Hälliſchen Professoris Schnaderbachs

[15] Liscow war es, der Gottſched zum „Anbeter" dieſer „Mad. Schimmelpfennig" (der Name wird in Gottſcheds Gedichten II 616 Schimmelpfenning, II 618 allerdings auch Schimmelpfennig, geſchrieben) ſtämpelte; ſie war die Tochter „frommer Aeltern", eine geborene Koch, und hieß mit Vornamen Hannchen. Ihre Hochzeit mit Schimmelpfennig fand 1729 im Spätherbſt in Merſeburg ſtatt. Gottſched, der mit Schimmelpfennig befreundet war, machte das Feſt in der unbefangenſten fröhlichſten Laune mit (ſ. die Schilderung ſeines drolligen Treibens auf S. 262/3); was keinesfalls darauf ſchließen läſſt, daſs er ſich einen Korb von dem Mädchen geholt hatte, deren Verbindung mit dem Danziger er ſogar eine längere Elegie widmete, die mit keinem Worte verrät, daſs der Hochzeitsdichter auch nur ein platoniſcher Verehrer der Braut geweſen war. Liscows falſche Behauptung iſt wol darauf zurückzuführen, daſs in dem Hochzeitgedicht Hannchen zweimal ‚Cöleſtine' genannt wird, und in den ‚Oden der deutſchen Geſellſchaft' ſich zwei, von Gottſched herrührende (ich glaube wenigſtens Gottſched als Verfaſſer für dieſe Gedichte annehmen zu müſſen; Liscow, der es vielleicht gewuſſt hat, nennt ohne weiteres Gottſched als Verfaſſer), Oden ‚An Coeleſtinen' befinden. Der Name Coeleſtine (die Himmliſche) war Gottſched offenbar geläufig und kehrt auch in ſeinen Gedichten öfters wieder, ohne daſs damit immer dieſelbe Perſon gemeint wurde. Der Dichter jener 2 Oden aber gibt ſich noch als einen reiferen, wol unmittelbar vor dem Magiſterexamen ſtehenden Studenten zu erkennen, der Gottſched doch in Leipzig nicht mehr war. Die Gedichte an

hinterlaßne Wittbe' die Damen waren, bei denen ſich Gottſched eine „abſchlägliche Antwort" holte. Es iſt auch kaum anzunehmen, daſs er überhaupt geneigt geweſen wäre, bei einer Frau den Nachfolger eines Andern zu ſpielen. Wol hielt er es 1733 durchaus für weiſe, wenn ein Junggeſelle eine Wittwe heiratete, und rief den unvermählten Damen, die ſich über ſolche „törichte Wittwenfreyer" nicht genug ereifern konnten, zu:

„Ihr Jungfern dieſer Zeit! hier merkt euch doch einmal
Die Urſach ſolchen Thuns, die Gründe ſolcher Wahl.
Der Stolz und Eigenſinn, dem ihr faſt alle fröhnet,
Die freche Wolluſt machts, daß man euch oft verhöhnet.
Ein Kluger fürchtet ſich, dafern er euch erſt kennt.
Wie mancher hat ſich ſchon, den Motten gleich, verbrennt!
Die edle Freundlichkeit, die Demuth in Geberden,
Die auch von Herzen kömmt; die Kunſt beliebt zu werden
Gebricht euch meiſtentheils. Ihr wollt Göttinnen ſeyn;
Doch alles, was ihr denkt und vornehmt, iſt gemein.
Ihr kennt ja den Verſtand oft kaum bey ſeinem Namen,
Und wißt ihn kaum ſo halb mit Plaudern nachzuahmen.
Die Thorheit nimmt in euch die ſchönſten Farben an,
Daß ſie die Einfalt nur dadurch berücken kann.
Verſchwendung, Kleiderpracht, und das verdammte Spielen,
Das ſind die Blendungen, darauf die meiſten zielen,
Wenn ſich ein Freyer zeigt."

— aber der fünf-, der ſechs- oder ſiebenundzwanzigjährige Mann wünſchte für ſich zweifellos ein „Fräulein"; und ein ſolches kam ihm zunächſt im Frühling oder Herbſt des Jahres 1725 entgegen. Sie war, wenn wir Liscows ſchon erwähnten ‚Anmerkungen' glauben dürfen, ein „hieſiges ſchönes und reiches Frauenzimmer, die nunmehro D. Gärtnern geheyrathet hat". Für die Tatſächlichkeit dieſer „Liebſchaft" zeugt ein „Liebesbrief", der einzige, der uns von Gottſched aus der Zeit ſeines Suchens erhalten geblieben iſt. Liscow erzählt nämlich, daſs Gottſched dieſer nachmaligen Frau Gärtner einen Brief geſchrieben, ihn

Coeleſtine ſind auch ſo leidenſchaftlich ernſt (wir werden wenigſtens das wichtigſte der beiden Stücke noch näher kennen lernen) daſs die Annahme, der abgewieſene Liebhaber könne den Schmerz ſo ſchnell verwunden und gar die nötige Unbefangenheit gehabt haben, die Hochzeit der Geliebten mitzumachen, vollſtändig ausgeſchloſſen erſcheint.

zurückerhalten und dann in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ veröffentlicht habe, um der spröden jungen Dame seine „ihr declarirte Liebe auf diese Art in die Hände zu spielen“. Eugen Wolf, der diese Angelegenheit oberflächlich berührt, geht über den Fall mit der Bemerkung hinweg: „Liebesbriefe stehen in den ‚Tadlerinnen‘ von verschiedener Art“. Wenn wir nicht schon wüssten, dass Wolf selbst die ‚V. T.‘, über die er doch gelegentlich sein Urteil abgibt, nur ganz flüchtig durchblättert hat, so würden wir es aus dem vorliegenden „Irrtum“ erkennen können. In der ganzen Wochenschrift ist nämlich außer dem einen, den wir gleich kennen lernen werden, kein „Liebesbrief“ zu finden; nur im 47. Stück des zweiten Teiles wird ein kurzer Briefwechsel der „galanten“ Jocaste mit einem, von ihr ohne Lebewohl geschiedenen, fern weilenden Hofmacher mitgeteilt, der für Gottsched nicht weiter in Frage kommen kann. Ganz anders liegt die Sache in dem Falle, dem wir uns jetzt zuwenden wollen.

Im 22. Stücke des zweiten Teiles der ‚V. T.‘ lesen wir:

„Ein gewisser Gelehrter kam von einer fremden Universität zu uns, in dem Vorhaben sich hier zu setzen, welches ihm auch wirklich gelungen ist. Er mochte vielleicht sonst einen unschuldigen Umgang mit Frauenzimmer gehabt haben; sahe sich aber an einem fremden Orte aller Gelegenheit beraubet, dieses Vorzuges theilhaftig zu werden.“ Um Beziehungen zu gewinnen, besucht er nun recht viel Gesellschaften und wird denn auch bald „von ohngefehr mit einer Schönen bekannt“, deren Ältern ihn zu sich einladen, sodass in kurzem ein herzliches Verhältnis zu Stande kommt. Eines Tages gibt ihm ‚Libertina‘ ihr Arienbuch mit, in welches eine Masse von Hofmachern Lieder und anzügliche Äußerungen (einige versprechen sogar, tiefstes Stillschweigen über alle ihnen gewährte oder zu gewährende Vertraulichkeiten bewahren zu wollen) eingetragen haben; auch er soll ihr ein paar zärtliche Verse widmen und schreibt, zu Hause angekommen, arglos einige, einer früheren Zeit angehörende Lieder, vielleicht aber auch ein, aus der augenblicklichen Empfindung heraus geborenes Madrigal, ins Buch. Als er dann aber seiner Neugierde die Zügel schießen lässt, und nun die Kundgebungen

ſeiner vielen Vorgänger näher prüft, überfällt ihn ein Grauen; er ſtellt ſeiner Angebeteten das Arienbuch wieder zu, legt ihm jedoch einen Brief bei, der begreiflicherweiſe umgehend an ihn zurückbefördert wurde, denn er lautete folgendermaßen:

„Meine Jungfer,

Es iſt das erſtemal, daß ich ſie mit einem Schreiben beſchwere; aber auch zugleich das letzte: denn ich ſuche mich darinnen für dero bisher obwohl kurtze Freundſchaft zu bedancken. Sie können mich deswegen keiner tadelhaften Unbeſtändigkeit beſchuldigen. Ich bin der ehrliche Sincerander, der nichts anderes ſagt, als was er gedencket. (Man erinnere ſich des Satzes: „Ich muß ein jedes Kind bey ſeinem Namen nennen.") Vormals hielte ich dero Perſon, und Eigenſchaften hoch: darum ſagte ich ihnen ſolche Dinge vor, die Sie mir ſelbſt als Schmeicheleyen vorrückten; die ich aber anietzo als Irrthümer wiederruffe. Beydes zeuget von meiner Aufrichtigkeit. Es iſt gewiß, daß ich mich verändert habe; allein es iſt beſſer unbeſtändig, als unvernünftig zu ſeyn. Kommt ihnen mein Verfahren fremde für: ſo thue ich ihnen die Urſache deſſelben zu wiſſen. Es iſt mir bishero weit anders gegangen, als es andern Verehrern des Frauenzimmers zu gehen pfleget. Dieſe empfinden allezeit das gröſſeſte Vergnügen: wenn man die Namen ihrer Schönen nennet. Mir aber wird angſt und bange: wenn irgend in einer Geſellſchaft an dero Perſon gedacht wird. Ich muß allezeit beſorgen, daß ich noch ärgere Begebenheiten von ihnen erfahren werde, als ich ſchon vorhin gehöret habe. Dieſe Quaal wäre mir unerträglich: wenn ich ſie nicht ſo leicht los werden könte. Ich darf mich ja nur inskünftige ihres Umganges entſchlagen: ſo werde ich alles, was man von ihnen erzehlet, mit einer vollkommenen Unempfindlichkeit anhören können. Dieſes fällt mir um ſoviel leichter: da ich erſtlich im Anfange ihrer Bekantſchaft begriffen bin. Daß ich es nicht weiter darinnen gebracht habe: das hat bloß an mir gelegen. Wo eine eigennützige Liebe dem meiſtbietenden feil ſtehet: da wäre es ja ein leichtes ge-

weſen, dieſelbe durch eben die Wege zu erlangen, wodurch ſie andern zu Theil geworden. Allein wenn ich je wünſchen ſolte jemals geliebet zu werden: ſo würde ich auf keinen Nebenbuhler ſo eiferſüchtig ſeyn, als auf mein Geld; damit nicht etwa daſſelbe mehr, als ich ſelbſt geliebet würde. Können Sie gleich in ihrem Buche einige Arien von meiner Arbeit aufweiſen: ſo werden ſie doch vermutlich darinnen nichts vortheilhaftes für ſich antreffen. Sie ſind nicht nur aus einem gantz andern Affecte geſchrieben, als die vorhergehenden; ſondern auch lange zuvor fertig geweſen, ehe ich gewuſt, ob Sie, meine Jungfer, unter den Lebendigen anzutreffen wären? Eins reuet mich noch, daß ich ihnen nemlich letztens die Hand geküſſet. Doch ſie können ſich einbilden, daß dieſes zum Abſchiede geſchehen ſey. Ich vermuthe nicht, daß ihnen dieſe Zeitung eine Betrübnis verurſachen werde. Sie haben wohl eher einen Buhler vergeſſen, der doch ſolches von ihnen nicht gewünſchet hat. Hier wird es dieſelben weit leichter ankommen: angeſehen ſie ſelber darum erſuchet Dero vormaliger Freund Sinceranber."

Wenn der hier abgedruckte Brief auch wahrſcheinlich nicht in jedem Worte dem geſchriebenen entſprochen haben wird (die Anſpielung auf das „Geld" Sinceranders konnte ja für den armen Gottſched nicht in Frage kommen; dagegen mochte man wol mit den Ausſichten, die er als Hochſchullehrer hatte, gerechnet haben), ſo iſt er doch zweifellos (trotz der Verlegung des Schauplatzes nach Halle) echt; und der im Innerſten ſeiner Seele „unweltliche" oſtpreußiſche Landpfarrerſohn blickt uns aus jeder Wendung entgegen. Dort die kokette, aus weiblichem Ehrgeiz recht viele „Buhler" an ſich feſſelnde, oberflächliche, in all' den zweideutigen Tändeleien nichts Arges erblickende junge „Dame von Welt"; hier der ehrliche, dem „Flirt" abweiſend gegenüberſtehende Kleinſtädter, der von dem Mädchen, dem er ſeine ehrliche Liebe ſchenken will und ſoll, unbedingte Sauberkeit des Herzens fordert und ſelbſt ihren Reichtum, ihre Schönheit für nichts achtet, weil ſie ihr Herz, wenn auch vielleicht nicht ihren Schooß, in jedem Semeſter einem oder gar einigen Andern offen zu halten ſchien. Denn möglichenfalls hatte ſichs hier wirklich nur

um leere Tändeleien gehandelt; weil kaum angenommen werden darf, daſs ‚Libertina‘ den Mann, den ſie heiraten wollte und jedenfalls auch liebte, von ernſthaften Liebeleien der Vergangenheit in Kenntnis zu ſetzen gewünſcht hatte. Küſſe mochte ſie mit andern jungen Männern getauſcht haben[16]; in „Klein Paris“ wollte das nichts bedeuten; ſelbſt folgenreiche Liebesabenteuer wuſſte man ſchon damals in der „feinen Welt“ Leipzigs, wie

[16] In einer Ode ‚An Anemone‘, die ſich, ohne Nennung des Verfaſſers aber zweifellos von Gottſched herrührend, in den 1728 erſchienenen ‚Oden der deutſchen Geſellſchaft‘ befindet, lernen wir einen ‚Daphnis‘ kennen, deſſen ‚Anemone‘ ſehr wohl die obengenannte ‚Libertina‘ ſeyn könnte. Daphnis iſt „eiferſüchtig“; er bekennt, es nicht „vertragen“ zu können, wenn die Geliebte, die „ſchöner als die Sonne“ iſt, an „anderen“ Gefallen findet; und trotzdem iſt es:

„In verwichner Wochen
Zweifelsfrey geſchehn,
Daß ſo mancher eine Frucht gebrochen,
Die dein Schäfer kaum geſehn.
Sagt mirs nicht mein Kummer-volles Hertze;
Daß im Lachen, Spiel und Schertze,
Mancher deinen Mund geküßt?
Welch ein Glücke!
Blieb denn gar kein Kuß zurücke,
Der vor mich beſtimmet iſt?“

Natürlich fehlt es nicht an der, jedem jugendlichen, zumal jedem unglücklich Liebenden geläufigen, Verſicherung, daſs kein Anderer die Geliebte und „die groſſen Seltenheiten“ ihrer Schönheit ſo zu ſchätzen wiſſe, wie er:

„Scheinen andre dich gleich hoch zu achten;
Niemand ehrt dich mehr als ich.
Sterben andre ſonſt um Gold und Kronen,
Daphnis geht um Anemonen
Freudig in die kalte Gruft.“

Doch ans Sterben will er nicht denken:

„Aber nein, mein Engel, laß uns leben!
Sprich was nützet dir mein Tod?
Was vor Freude wird mein Grab dir geben?
Lindre lieber meine Noth.
Nichts was lebet, lebet ſonder Liebe:
Laß denn auch die ſüſſen Triebe
Unſers Lebens Leben ſeyn u. ſ. w.“

wahrſcheinlich überall in Deutſchland, leicht zu nehmen — aber ſie hatte nicht mit dem ſittlichen Ernſt des jungen Volkserziehers gerechnet: mit einer, Dieſem und Jenem vielleicht „philiſterhaft“ erſcheinenden Ehrlichkeit und Sachlichkeit riſs er auch diesmal „Cupidens Roſenbande“ entzwei und ſuchte weiter.

Bald lenkte ſich ſeine Neigung einem Fräulein Anna Helena Wolffermann, der Tochter eines, 1716 verſtorbenen, „Barettkramers“ Johann Melchior Wolffermann, zu, der „am Markt untern Bühnen“ ſeinen Handel betrieben hatte.

Anna Helena, die in verſchiedenen Gedichten Gottſcheds als ‚Helinde‘ angeſprochen wird, war 1695 geboren, alſo 5 Jahre älter als ihr oſtpreußiſcher Freund. Sie dichtete mit einiger Gewandtheit, hatte „den muntern Kopf mit Künſten angefüllt“, ſpielte „die ſanfte Zither“, beſaß „Wiſſenſchaft und Klugheit“ und gehörte überhaupt nicht zu den „dummen Weibern“, welche „der Männer Hölle ſind“. Sie zählte vor allen Dingen zu den freudigſten Verehrerinnen des Dichters Gottſched und hatte ihm eines Tages in einem Briefe ganz offen erklärt, daſs ſie ihn fortan zu den Dichtern rechnete, welche „Athen und Rom den Vorzug abgeſungen“, ſodaſs der ſtolz gemachte Gottſched ſeine Vernunft zu ſich ſagen laſſen muſſte:

„Gemach, betrogner Geiſt! Du mußt dich beſſer kennen,
Als Schmäuchler, die zum Scherz dich einen Dichter nennen.“

Hier befand ſich Gottſched offenbar einem Weibe nach ſeinem Herzen gegenüber; und die Art, wie er ſelbſt nach ihrer, noch im Jahre 1725 erfolgenden, Heirat mit einem in Liegnitz beheimten Doktor Gottlob Israel Volkmann, in Gedichten an ſie ſchrieb, zeugt davon, daſs er ſie tief und ehrfurchtvoll geliebt hat und liebte — vielleicht zu ehrfurchtvoll. Briefe, die uns einen Blick in das Verhältnis tun laſſen könnten, ſind leider nicht erhalten geblieben; wir müſſen uns zunächſt mit ein paar Andeutungen begnügen, die Gottſched 1726, bald nach der Hochzeit, in einem, von Fontenelles überſetzten ‚Geſprächen von mehr als einer Welt‘ begleiteten, Antwortſchreiben „an die Frau Volkmanninn“ (G. I, 419) laut werden ließ. Gottſched hatte ſich in einem ihr gewidmeten, bedauerlicherweiſe nicht erhalten

gebliebenen Gedicht, einen, wie es ſcheint, ſie verſtimmenden „dunklen Reim“ erlaubt; ſie hatte ihn deswegen geſcholten; und er erwidert nun unter anderm:

„Was klagſt du über mich? Was hebſt du an zu ſchmähen?
Was hat dein Diener Schuld, wenn Geiſt und Feder irrt,
Daß ohngefähr ein Reim ein wenig dunkel wird?
Was hab ich wider Zucht und Ehrbarkeit verbrochen?
Hab ich wohl je zu dir ein arges Wort geſprochen?
Fürwahr! ich ſchwöre drauf, ſeit dem du mich gekannt,
Haſt du mich ſelber wohl den Züchtigen genannt.
So lieblich du auch warſt, hab ich mich doch beſchieden,
Und allen freyen Scherz der jungen Welt gemieden:
Und hab ich was verſehn, ſo iſt der Fehler klar,
Daß ich an deiner Hand faſt gar zu blöde war.
Wie konnteſt du nun jüngſt ſo ſcharf mit mir verfahren?
Wie konnteſt du doch nicht Verweis und Eifer ſparen?“

Und nach einer Pauſe fährt er fort:

„Wiewohl du zürnſt nicht mehr. Auch ich bin ſchon verſöhnt
Der Himmel hat bereits dein keuſches Haupt gekrönt.
Dein Volkmann liebet dich mit unverfälſchtem Triebe,
Und ſchmecket auch bei dir die Kraft der erſten Liebe.
Was mir das Glück beſtimmt, iſt mir noch unbewußt:
Man ärndtet nicht ſo bald des Ehſtands reine Luſt,
Wenn uns ein fremdes Land die Staffeln zu dem Glücke
Mit Noth betreten läßt. Man weiſet uns zurücke.
Die Kinder gehen vor; ein Fremder mag nur gehn,
Und ewig in der Zahl der Exſpectanten ſtehn.
Doch was? Kömmt Zeit, kömmt Rath! . . .“

Mehr erfahren wir aus dieſem offenen Schreiben nicht. Aber Gottſched führt uns in einer 1725 gedichteten Kantate ‚Orpheus und Euridice‘[17] den ganzen Liebesroman in mytho-

[17] Dieſe Kantate wurde zuerſt 1729 in der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ veröffentlicht. Sie trägt keine Jahreszahl, ſteht aber unmittelbar hinter der, auf die ‚Homann- und Menckiſche Hochzeit‘ gedichteten, Serenade vom Jahre 1725, gehört alſo demſelben Jahre an. Paul Schlenther, der, bei ſeiner begreiflichen Voreingenommenheit gegen Gottſched, für den höchſt perſönlichen Herzenston auch dieſes merkwürdigen Gedichtes kein Verſtändnis hat, ſcheint zu glauben, daſs Gottſched, „als ſangesfroher Orpheus ſeiner Euridice“, die Kantate „in der Bräutigamsſtimmung“ niedergeſchrieben habe (‚Frau Gottſched‘ S. 21). Gottſched lernte jedoch die Kulmus erſt

logiſcher Gewandung vor Augen; ſodaſs wir ihn, bei aufmerkſamer Prüfung und Abwägung der Motive dieſes höchſt lebendigen, in den ergreifendſten Tönen ausklingenden Geſanges, klar überſchauen können.

Zur Ermöglichung eines deutlichen Einblickes in die Lage, muſs ich vorausſchicken, daſs Anna Helena, bald nach dem Tode des Vaters (1716), mit einer noch jüngeren Schweſter als Pflegetochter in das Haus des Pfarres Melle in Selben bei Delitzſch übergeſiedelt war, einige Zeit am Hofe zu Sachſen-Zörbig den Dienſt eines Hoffräuleins verſehen hatte und in der erſten Hälfte der zwanziger Jahre teils in Selben, teils bei ihrer Mutter lebte, die unter ſehr beſcheidenen Verhältniſſen (ſie ſtarb 1733 als Almoſenempfängerin) mit dem einzigen Sohne (der 1737 unverheiratet im Lazareth ſein Leben beſchloſs) im Leipziger Gewandgäſschen wohnte. Von Selben aus richtete Anna Helena wahrſcheinlich die erſten Briefe an Gottſched (ſie liebte es, an Perſonen, die ihre Aufmerkſamkeit erregten, leidlich flott gereimte ‚Epiſteln‘ zu ſenden; auch Marianne von Ziegler und die Gottſchedin bedachte ſie mit ihren, viel Selbſtbewuſſtſeyn offenbarenden, Ergüſſen); in Leipzig lernte ſie ihn dann kennen; und hier erweckte ſie ſchnell eine große Leidenſchaft in der, nach Liebe verlangenden, Seele des Freundes. Der Roman begann; und wir wollen ihm jetzt unſere Aufmerkſamkeit zuwenden.

„Ihr empfindlich-zarten Hertzen,
Liebt wohl niemahls recht beglückt.
Eure Glut, ſo rein ſie brennet,
Wird durch manche Fluth erſtickt:
Und wenn euch ein Band beſtrickt,

im Sommer 1729 kennen und ließ wenige Monate ſpäter die damals ſchon im Druck befindliche ‚Dichtkunſt‘ erſcheinen — jeder aufmerkſame Leſer kann ſich alſo, auch wenn er den Urſprung des Gedichtes nicht kennt, darüber klar werden, daſs die ‚Euridice‘ mit der ſpäteren Braut Gottſcheds nichts gemein hat. Daſs Gottſched nach dem Tode ſeiner Gattin auf Verſe des Gedichtes, mit dem er ſeine erſte große Liebe beſtattet hatte, zurückgriff, beweiſt nur, daſs der Zweiundſechszigjährige nicht mehr im Stande war, ſeinem ruhigen Schmerze um die Verlorene neue ergreifende Worte zu leihen.

Wird es unverhofft getrennet.
Ach was fühlt ihr dann vor Schmertzen!
Ihr empfindlich-zarten Hertzen."

Mit diesen Versen beginnt der, wie wir bereits wissen, in Liebesangelegenheiten allzu empfindliche ‚Orpheus' den großen Klagegesang. Euridice, „das wunderschöne Weib, des großen Orpheus andre Seele", befindet sich unter den Schatten der Unterwelt (d. h. die Geliebte hat sich von ihm abgewendet und ist zürnend nach Selben zurückgereist). Der Dichter kann die Trennung nicht ertragen, steigt mit seinem Saitenspiel „in des Avernus Klüffte" um „durch sein bezaubernd Singen" den „Höllen-Gott" zu rühren und Euridice wiederzugewinnen. Sein Lied bewirkt, daſs Pluto die Abgeschiedene mit Orpheus an die Oberwelt zurückkehren läſst, unter der Bedingung, daſs er den Blick nicht eher zu Euridice kehre, bis er mit ihr wirklich die Oberwelt erreicht haben wird. Auf halbem Wege täuscht ihn jedoch „ein falscher Strahl", der „seinem Schmertze ein Sonnenlicht zu seyn scheint"; in seiner Ungeduld verstöſst „sein betrogenes Hertze" wider Plutos Gebot —

„Doch als ers kaum gethan,
So ist es auch um seine Lust geschehn.
Sie sinckt zurück ins Schattenreich,
Und wird so wie zuvor verstorbnen Seelen gleich."

Der „jammervolle Orpheus" muſs nun das Unglück der „gar zu heißen Hertzen", die

„Offt aus ihrer eignen Schuld,
Offt aus großer Ungedult,
Ihr erwünschtes Glück verschertzen"

erleiden. Und wie erleidet ers!

„Entsetzen, Reue, Zorn und Zagen,
Verzweiflung, Jammer, Angst und Quaal,
Bestürmet hier den Dichter auf einmahl.
Die schönste Hoffnung geht zu nichte!
Er steht und sieht mit starrendem Gesichte
Der fast erlösten Seele . . . biß in den Abgrund nach."

In dieser tiefsten Herzensnot erinnert ihn Pluto an seine Kunst:

„Dein großer Geiſt muß ſich bezwingen,
Auf! laß dein ſchönes Seytenſpiel,
Das auch den Schatten wohlgefiel,
Von ſtarcker Seelen Großmuth ſingen.“

Aus „langer Ohnmacht“ erwachend, kommt er „nach und nach zurechte“ und wendet ſich wieder dem Leben zu. Die „Töchter Thraciens“ fühlen Mitleid. Um dem Trauernden „mit Troſt behülflich“ zu ſeyn, nahen ſich ihm „die Artigſten, die Allerſchönſten“ und „reitzen ihn zum lieben“. Doch ſie mühen ſich vergebens;

„Denn Amors ſtrenge Macht,
Ward nach der Zeit von ihm verlacht,
Sein Herz iſt ewig frey geblieben[18].
Doch ſagt man, daß er ſtets, wenn ihn ſein Harm bezwungen,
Euridicen, die er ſo zart geliebt,
Euridicen, die ihn ſo ſehr betrübt,
Durch dieſes Klagelied beſungen:
Du haſt mein gantzes Hertz beſeſſen,
Hinfort beſitzt es keine mehr.
Ich habe mich zu hart vermeſſen,
Den Meyneid ſtraft der Himmel ſehr.
Du lebeſt noch in meiner Bruſt,
Du biſt und bleibeſt meine Luſt,
Ich will und kan dich nicht vergeſſen,
Du haſt mein gantzes Hertz beſeſſen.“

Übertragen wir den Inhalt dieſes Gedichtes in die Wirklichkeit, ſo ergeben ſich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, folgende, wol das Richtige treffende, Tatſachen: Gottſched war dem „aufgeweckten Kinde“ (Ged. I, 533) nahegetreten und hatte bis zu einem gewiſſen Grade Gegenliebe gefunden. Aber die

[18] In einer Elegie, die Gottſched im Januar 1735 gelegentlich der Hochzeit ſeiner „hochwerthen Jungfer Muhme“ Biemann nach Königsberg ſandte, bekennt er ganz in demſelben Sinne:

„. . . ſelbſt im Meißnerlande
Blieb meine ſtarke Bruſt von Amors Stricken frey.
Zwar hatte mich einmal ein ſchönes Kind gebunden,
Doch als ein andrer kam, ſo fand er gleich Gehör:
Und weil ich dergeſtalt die Treue nicht gefunden;
So ſchwur ichs Amorn zu: ich lieb hinfort nicht mehr.“

„deutſche Sappho" (Ged. I, 532) dichtete auch Liebeslieder — das gab dem in dieſen Dingen überempfindlichen Verehrer zu denken. Da die Erfahrung mit ‚Libertina' hinter ihm liegt, ſo zögert er, ſich zu erklären; um die Hand zu bitten, die er ſchon in ſeiner Hand hatte halten dürfen. Bei dieſer Gelegenheit tritt eine Entfremdung zwiſchen den Liebenden ein, die der, ſeeliſch gefeſſelte, ſeine grundloſe Eiferſucht bereuende Freund durch die Zärtlichkeit anmutiger Verſe[19] zu bannen weiß. Die (von ihrem,

---

[19] Die reizende Ode ‚An Olorenen' (der Vorname Helene klingt hier deutlich durch), die Gottſched 1728 in den ‚Oden der deutſchen Geſellſchaft' veröffentlichte (wir werden ſie noch näher kennen lernen), ſcheint auch dieſer Anna Helena gewidmet geweſen zu ſeyn; ſie enthält eine überſchwängliche, in die anmutigſte Form gebrachte Huldigung für die Schönheit der Geliebten und endigt mit dem beſcheidenen Wunſche ‚Damons' (Gottſched nannte ſich in ſeinen Gedichten nicht nur gern Silvander, ſondern auch mit Vorliebe Damon; in der ‚Wechſelode zwiſchen Damon und Urania', welche auf S. S. 174/8 der ‚Gedichte der Gottſchedin' abgedruckt iſt, beſtätigt Gottſched ausdrücklich, daſs er ſelbſt dieſer Damon ſey), die Geliebte möge ihm „einmahl" geſtatten, an ihrer Seite zu gehen, wenn ſie an „Florens ſtatt" über die Wieſen und Felder wandelt.

In der, zuerſt ebenfalls in der ‚critiſchen Dichtkunſt' erſchienenen Ode ‚das heimliche Anliegen', die Gottſched „einem bekümmerten Gemüthe zu Gefallen verfertiget" haben will, dürfte uns der, den Pluto bezaubernde, Geſang des vereinſamten ‚Orpheus' vorliegen. Das Lied lautet:

Harter Himmel! dein Geſchicke
Macht mir täglich neuen Schmerz:
Deiner Fügung rauhe Blicke
Foltern mein gequältes Herz.
Ich empfinde tauſend Plagen,
Tauſend Martern und Verdruß,
Die ich aber keinem ſagen,
Keiner Seele klagen muß (darf).

Mir allein bekannte Sorgen
Schläfern mich des Abends ein;
Und der angebrochne Morgen
Läßt mich nicht vergnügter ſeyn:
Denn nach dem verſchwundnen Schlummer
Wird die alte Marter neu;

wahrſcheinlich ſehr frommen, Pflegevater ſtreng behütete) Geliebte wendet ſich ihm wieder zu und hofft nun wol in allen Züchten auf den Heiratsantrag; in ſeiner Freude und vielleicht durch einen „falſchen Strahl", einen vielſagenden Blick der ſchönen Augen, verwegen gemacht, wartet er nicht den Augenblick ab, da die Wiedergewonnene vor aller Welt ſein Weib, oder doch ſeine Braut, ſeyn wird, läſſt ſeinem ungeduldigen, und „gar zu heißen Hertzen" die Zügel ſchießen[20] und erzürnt die „keuſche" Geliebte dadurch aufs höchſte. In dieſen Tagen der

---

Ja mein ſtiller Seelenkummer
Läßt mir keine Stunde frey.

Scheint mein Antlitz gleich vergnüget,
So iſt doch mein Geiſt betrübt:
Mein verſtelltes Auge trüget,
Wenn es frohe Blicke gibt.
Herz und Seele ſchwimmt in Zähren,
Wenn der falſche Mund ſchon lacht.
Ach! wenn wird das Leid ſich kehren,
Das mich ſo verkehrt gemacht!

Ach! wenn wird das Licht erſcheinen,
Das die Finſterniß zerſtreut?
Wenn verwandelt ſich das Weinen
In erwünſchte Fröhlichkeit?
Oeffne, taubes Glück! die Ohren,
Zeige mir den hellen Tag,
Der mich aus den ſchwarzen Thoren
Dieſes Jammers führen mag.

Wohl mir! mein verſöhntes Glücke
Spottet meiner Seufzer nicht;
Es verkehrt die finſtern Blicke
In ein heitres Sonnenlicht.
Ach! ein Anblick ſüßer Freuden
Stralt mich ſchon von weitem an:
Glücklich iſt, wer nur im Leiden
Luſt und Glück erwarten kan.

[20] Auch ſeiner heimlich Verlobten „ſtiehlt" er in den erſten Tagen der Bräutigamswonne „mit großer Liſt einmal ein halbes Mäulchen" und erregt dadurch die Entrüſtung der Geliebten (Ged. I, 288).

abermaligen, diesmal sehr ernsten Entfremdung erscheint der Schlesier auf den Plan; und, sozureden, im Handumdrehen wird der, doch ebenfalls aus der „Fremde" stammende, neue Mann zum Bräutigam und Gatten[21]. Eine Lösung des Verhältnisses aus einem derartigen Grunde darf um so eher angenommen werden, als ‚Olorene' oder ‚Helinde' wirklich, ganz im Gegensatz zu den leichtfertigen jungen Damen Leipzigs, in Liebesangelegenheiten sehr heikel gewesen zu seyn scheint. Einige Verse in dem schon erwähnten Antwortgedicht lassen das vermuten; sie lauten nämlich:

„Nur eins, o Dichterinn! hat mich bisher gereut,
Daß meines letzten Reims verwünschte Dunkelheit
Dir den Verdacht erweckt, als hätt ich mich vergessen,
Und dir, zur Ungebühr, ein Laster beygemessen;
Ein Laster, dessen Spur ich nie an dir gesehn,
Das du so sehr gehaßt, als selten wo geschehn:
Indem du stets geglaubt, der Musen keuscher Orden
Sey niemals der Gewalt der Liebe zinsbar worden.
Nein, Werthe! glaub es nicht. So sehr es dir auch scheint,
So wenig hat dein Knecht es neulich so gemeynt,
Sprich selber, kann ein Vers nicht ohne Schuld entzücken? . . ."

In diesen Worten wird nicht nur auf die grundlose Eifersucht oder das grundlose Mistrauen, das zur ersten Entfremdung führte, angespielt, sondern auch eine unausgesprochene Deutung des zweiten, entscheidenden Bruchs geliefert. In der Freude über das wiedergewonnene Glück mochte er die allzu „keusche", möglichenfalls aber auch nur auf ihre weibliche Ehre allzu kleinlich bedachte Geliebte durch einen übermäßig leidenschaftlichen Ansturm schwer verletzt haben[22]; oder die Pflegeältern des

---

[21] In dem Hochzeitgedicht, das Gottsched „im Namen anderer" lieferte, heißt es:

„Du kömmst aus Schlesien in unser Sachsenland,
Du wirst von ohngefähr mit deinem Schatz bekannt;
Du siehst, du liebest sie; das Glück ist dir gewogen,
Du hast ihr kluges Herz zugleich an dich gezogen."

[22] Man muss hier unwillkürlich an das „große Ereignis" in Goethes ‚Tasso' denken.

Mädchens waren unvermutet Zeugen einer vorzeitigen zu zärtlichen Vertraulichkeit geworden und hatten dem armen, bisher so beſcheidenen, blöden und vielleicht gerade deshalb jetzt zur Überſchwänglichkeit fortgeriſſenen, damals noch um Brod und Anſehen ringenden „ausländiſchen" Magiſter (der, als feuriger Anwalt Wolfs, dem frommen Pfarrer zu Selben überdies ein Greuel ſeyn mochte) die Tür gewieſen, ſodaſs nun ‚Euridice' „aus Ärger" oder voll jungfräulicher Entrüſtung, oder auf dringenden Wunſch der Pfarrersleute, beziehungweiſe der eigenen Mutter, „den erſten beſten Mann, der ihr in den Weg gelaufen" kam, heiratete.

Auf unbedingte Tatſächlichkeit darf meine Darſtellung natürlich keinen Anſpruch machen, da ich mich weder auf Briefe, noch auf nüchtern-ſachliche Mitteilungen Gottſcheds ſtützen kann; aber die herangezogenen urkundlichen Beweiſe in Verbindung mit den allegoriſch-mythologiſchen Andeutungen der Orpheus-Kantate machen es ohne weiteres wahrſcheinlich, daſs ich in allem Weſentlichen wol das Richtige getroffen haben werde. Der Umſtand, daß trotz des erfolgten Bruches, die Freundſchaft fortbeſtand (auch über den Zeitpunkt hinaus, da Gottſched nun doch ſeinem Schwure, unvermählt bleiben zu wollen, untreu und von ſeiner Kulmus dauernd in Feſſeln geſchlagen wurde), zeugt ebenſoſehr für die tiefe und echte Neigung des Mannes wie für das laue Empfinden der Frau, die keiner großen und ſtarken Leidenſchaft fähig; deren Liebe zu ihm mehr ſchwärmeriſch-platoniſcher, als herzlich-ſinnlicher Art geweſen zu ſeyn ſcheint[23].

[23] Noch 1732, im Januar, ſandte Gottſched ein ‚Schreiben' an Frau Volckmann (deren Gatte 1730 oder 1731 in Wohlau eine Staatsanſtellung gefunden hatte) ab (Ged. I, 453/6); es war die Antwort, auf ein Gedicht, mit welchem ſich die Freundin für eine poetiſche Gabe des, offenbar immer noch von ihr hochverehrten, Freundes bedankt hatte. Ihr Lob ſcheint auch diesmal gar zu ſchwärmeriſch ausgefallen zu ſeyn; denn Gottſched lehnt, faſt in derſelben Weiſe wie in dem oben erwähnten ‚Schreiben' aus dem Jahre 1726, die „durch ſüßes Honigſeim überzogenen" Schmeicheleien ab. Das Gedicht iſt inſofern auch von lebensgeſchichtlichem Wert, als in ihm auf die, mit ſo viel Ärgerniſſen verknüpft geweſene, ſatiriſche Schriftſtellerei angeſpielt und Mitteilung von der erfolgten Hinwendung zur tragiſchen

Wie schwer Gottsched auch monatelang, ja vielleicht jahrelang, an diesem Liebesunglück zu tragen hatte; so wird man

---

Kunst gemacht wird. Wir erfahren schließlich aus dem ‚Schreiben', dass Anna Helena Wolffermann (Volckmann) auch mit Mencke irgendwie bekannt gewesen seyn muß; sie hat nämlich Gottsched einen Gruß für Philander aufgetragen, für den sich dieser wiederum durch Gottsched „bedanken läßt". Über Mencke fallen bei dieser Gelegenheit die Worte, dass „der theure Mann sich längstens zu den Kranken" zähle:

„Die Augen werden stumpf, es schwindet alle Kraft.
Und so fällt nach und nach des Geistes Eigenschaft,
Davon die halbe Welt bisher die Frucht gelesen:
Und kurz, er ist kaum halb, was er bisher gewesen."

Mit einem „Viel Glück zum neuen Jahre! Gott gebe, daß man stets viel Guts von dir erfahre", schließt das Schreiben. Einige Monate später verlobte sich Gottsched in Danzig; wovon er der Freundin ebenfalls Mitteilung machte. Frau Volckmann bemühte sich später, auch mit der Braut und Gattin des Freundes in ein herzliches Verhältnis zu kommen; aber die Gottschedin verhielt sich kühl.

Anna Helena gab zwei Sammlungen Gedichte heraus; die erste erschien 1735(36), die zweite 1751. Ihr, aller weiblichen Poesie ablehnend gegenüberstehender, Mann starb 1744. Mit einer kleinen Pension lebte sie bis zu ihrem Tode in Wohlau. Ein Bedürfnis, nach Leipzig zu kommen, den einst Geliebten wiederzusehen, hat sie, aus ohne weiteres begreiflichen Gründen, nie empfunden. Ich entnehme diese letzten Angaben einem Aufsatze von Gustav Wustmann, der sich in der 1898 erschienenen ‚Neuen Folge' seines gehaltreichen Werkes ‚Aus Leipzigs Vergangenheit', befindet. Leider ist mir dieser Band erst während der Drucklegung dieser Bogen in die Hände gefallen; was ich um so mehr bedauere, als die Mitteilungen Wustmanns mir manche Mühe ersparen und mich schneller auf die rechte Fährte hätten leiten können. Wustmann selbst ahnt von den Beziehungen Gottscheds zu der „Leipzigerin unter den schlesischen Dichtern" nichts, obwol er (a. a. O. S. 162) einmal bemerkt: „Entgegenkommender (als Frau Ziegler) war Gottsched. Ihm muß sie schon vor ihrer Verheiratung näher gestanden haben, denn er sandte ihr schon zu ihrer Hochzeit ein Glückwunschgedicht. Er gab ihr dann auch Nachricht von seiner Verlobung, mit Einzelheiten, wie man sie nur guten Bekannten mitteilt." Aber seine Mitteilungen über Volckmann und dessen Beziehungen zu Anna Helena sind wertvoll und sollen hier, meine Darstellung ergänzend, eine Stelle finden.

Volckmann stammte aus einer schlesischen Arztfamilie (Vater und Großvater waren Ärzte in Liegnitz gewesen); er bezog nach dem Tode des Vaters die Leipziger Hochschule (1721, den 5. November wird er imma-

doch ſagen dürfen: daſs die Vorſehung auch in dieſem Falle das Richtige für ihn geſchehen ließ, und Gottſched allen Grund

---

trikuliert), wurde 1725 Doktor und kehrte bald darauf nach Liegnitz zurück. Zu ſeiner Promotion wie bei ſeinem Weggange von Leipzig widmete ihm Anna Helena „im Namen ihres Bruders“ lange Gedichte, in denen ſie „ſeinen Fleiß, ſeine Gelehrſamkeit und ſeine Redlichkeit preiſt und voll Rührung von ihm Abſchied nimmt“. Wuſtmann nimmt an, daſs die Dichterin hier nicht etwa die Empfindungen des Bruders, ſondern ihre eigenen zum Ausdruck gebracht habe; denn „was hatte ihr Bruder, der das kleine Geſchäft des Vaters fortſetzte, mit dem Studenten der Medizin zu thun?“. Aber wenn Volckmann. wie Wuſtmann vermutet, bei Frau Wolffermann gewohnt hatte, ſo konnte er ſehr wol Freundſchaft mit dem Sohne geſchloſſen haben; andernfalls hätte dieſer Bruder in dem Abſchiedsgedichte ſich kaum den „beſten Freund“ des „hochedlen Freundes“ nennen laſſen. Wir dürfen, im Gegenſatze zu Wuſtmann, wol glauben, daſs Anna Helena im März 1725 wirklich nur „im Namen des Bruders“ den „Reim geſchrieben“, ihm „ein artig Mädchen“, wie man deren „ſchon in Liegnitz antrifft“ gewünſcht hatte. — Hier ſcheint ſich nun meine oben ausgeſprochene Vermutung den nachweisbaren Tatſachen zwanglos anzuſchließen. Als der entſcheidende Bruch mit Gottſched erfolgt war, und Anna Helena nach dem „Erſten Beſten“ ſuchte oder auch gedrängt wurde, dem allzuverwegenen ‚Wolfianer‘ jede neue Annäherung durch eine ſchnelle Heirat unmöglich zu machen: da lenkten ſich die Gedanken der Pflegetochter des Pfarrers Melle ganz mühelos auf den Freund ihres Bruders, der ja wol ein recht ſtattlicher und gewiſs auch ein leidlich wohlhabender Mann ſeyn mochte. Beziehungen waren ja bereits vorhanden; und ſo kam es denn ſchnell zur Hochzeit, die 1725, am 21. November, im Pfarrhauſe zu Selben ſtattfand. — Wollen wir jedoch Wuſtmanns Annahme, daſs die „im Namen des Bruders“ verfaſſten Gedichte des dreißigjährigen, dem jungen Arzte an Jahren ebenfalls überlegenen, Mädchens ſchon deren eigene Empfindungen verraten, gelten laſſen: ſo hätte Gottſched ſich von Anbeginn einer ausſichtloſen Neigung hingegeben (was nicht unmöglich erſcheint und das etwas laue Verhalten der Geliebten erklärlich machen könnte). Die Lage bliebe dann immer dieſelbe. Mir aber ſcheinen die Ausführungen in den oben mitgeteilten Verſen (zumal die Worte: „Zwar hatte mich einmal ein ſchönes Kind gebunden; doch da ein Andrer kam, ſo fand er ſchnell Gehör“) und der ganze ernſte Karakter der Auseinanderſetzungen in dem ‚Schreiben‘ vom Jahre 1726 (ſ. S. 273) dafür zu ſprechen, daſs die Ehrlichkeit des gereiften Mädchens, Gottſched gegenüber, nicht angezweifelt zu werden braucht. Erſt nach erfolgtem Bruche wandte ſie ſich dem Freunde des Bruders zu, dem offenbar recht philiſtröſen Arzte, der kein Verſtändnis für ihre dichteriſchen Neigungen hatte, mit dem ſie

zu haben glauben durfte, die Fügungen des grauſam-gütigen Schickſals dankbar zu ſegnen.

Die Jahre 1725 und 1726 hatten dem kühnen Herausgeber der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ Irrungen und Wirniſſe des Herzens beſcheert; das Jahr 1727 aber brachte dem Herausgeber des ‚Biedermannes‘, dem freimütigen Denker, der ſich bereits anſchickte, den Kampf gegen die Leibnizische ‚vorherbeſtimmte Harmonie‘ aufzunehmen, einerſeits die, für unſere Schaubühne ſo folgenreich gewordene, Anknüpfung mit der Neuberin, auf die ja von der ſtets tätigen Verleumdung ebenfalls ganze Ladungen von Schmutz gehäuft wurden; andrerſeits die Beziehung zu Luiſe Adelgunde Victoria Kulmus, die im fernen Danzig weilende Tochter des Leibarztes Friedrich Auguſts I., Doktors Johann George Kulmus.

Gottſched muſſte die Sehnſucht nach einem tüchtigen Weibe fürs erſte begraben; um ſo mehr, als ihm die Hoffnung, in Leipzig eine für ihn paſſende Frau zu finden, allgemach zu Schanden geworden war. Er hatte ſich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, unvermählt zu bleiben, und erklärte noch 1728 im ‚Biedermann‘: „Wer ſich auf die Betrachtungen der Weisheit mit einigem Eifer leget, thut ſehr wohl daran,

---

19 Jahre lang eine kinderloſe und keinesfalls ſehr glückliche Ehe führte. Daſs dieſe offenbar übereilte Ehe nicht glücklich war, können wir (falls es noch eines Beweiſes bedarf, daſs eine dichtende Frau ſich an der Seite eines Mannes, vor dem ſie ihre Lieblingsbeſchäftigung geheim halten muſſte, weil ihm dichtende Frauenzimmer zuwider waren, nicht glücklich fühlen konnte) am ſicherſten aus einigen Verſen entnehmen, die ſich in einem Gedicht, das Gottſched 1733, am 30. Januar ſeiner Braut zuſandte, befinden und meine Ausführungen über den verunglückten Liebesroman beſchließen mögen. Sie lauten:

„Zwar hatt ich ſchon vorhin einmal geliebt;
Doch darum bloß, weil ich noch dich nicht kannte:
Wiewohl die Glut, davon ich damals brannte,
So rein ſie war, hat mich ſehr bald betrübt.
Man raubte mir den ſchönen Gegenſtand,
Den nachmals ſelbſt ſein ſchnöder Tauſch gereuet:
Doch mir zum Glück, weil ich was beſſres fand;
So daß mich itzt auch mein Verluſt erfreuet.“

wenn er im ledigen Stande bleibt." — Als aber ſein Lehrer und Freund, der 1725 aus Königsberg vertriebene und in Danzig heimiſch gewordene, Chriſtian Gabriel Fiſcher ſich im Sommer 1727 „in Leipzig ſehen ließ" und ihm von der dichteriſchen Begabung und Klugheit eines ganz jungen Danziger Mädchens, der Jungfer Kulmus, preiſende Mitteilungen machte, ſprach er den Wunſch aus, die Verſuche der jugendlichen Dichterin kennen zu lernen. Seinem Wunſche wurde noch in der erſten Hälfte des Oktobers die Erfüllung zu teil: durch die Vermittelung eines in Leipzig ſtudierenden Danzigers Namens Bernhardi ließ ihm „das preußiſche Fräulein" eine handſchriftliche Sammlung von Gedichten einhändigen, die ſofort eine, über das einfache Maaß von Wohlwollen weit hinausgehende Teilnehmung in ihm erweckte.

Allerdings mochte ſich der Dichter in ihm geſchmeichelt fühlen durch die Tatſache, daſs ein vierzehnjähriges Mädchen ihm ihre Gedichte zur Prüfung einſandte; auch war es eine Freude für den Landsmann, der noch immer mit der Abſicht umgieng, die „Poeſie der Preußen" ans Licht zu ſtellen, ſeiner Anthologie die Verſe einer lebenden preußiſchen Sappho angliedern zu können, mit der, „ſo jung und zart" ſie war, ſich in Sachſen keine „Nymphe" meſſen konnte. Aber wenn er ſein, am 19. Oktober gezeichnetes, Schreiben, in das an paſſender Stelle eine Schmeichelei für die Mutter eingeflochten wurde, mit den Verſen ſchloſs:

„Laß deine Aeltern ſehn, was dir dein Knecht geſchrieben.
Und ſprich, er werde dich ſtets rühmen, ehren, lieben!
Weil dein Verſtand und Witz, der mehr ſein Herze zwingt,
Als alle Schönheit thut, auch in die Ferne dringt;
Und mit vergnügter Bruſt geſtehen und bekennen,
Er ſchätze ſich beglückt, ſich deinen Knecht zu nennen."

— ſo kam doch darin ſchon ein Bekenntnis zum Ausdruck, das auf ernſte Abſichten ſchließen laſſen konnte; von denen allerdings einem, dem Kindesalter kaum entwachſenen Mädchen gegenüber, noch nichts eigentlich laut werden durfte. Die Seele Gottſcheds war wol allezeit zu freudigem Lobe bereit, wenn ſie ernſter Begabung, ehrlichem Wollen begegnete; und ſo iſt es nicht aus-

geſchloſſen, daſs er mit den bedeutſamen Worten zunächſt nicht mehr ſagen wollte, als: Du biſt ein Talent und ich erwarte viel von dir. Ebenſo möglich iſt es jedoch, daſs ſchon damals ein tief ernſter Wunſch in ihm aufzukeimen begann; daſs er ſich ſagte: wenn du überhaupt einmal heiraten ſollteſt, dann wähle ſie, vorausgeſetzt, daſs ſie dir gefällt und es dir glückt, ihre Liebe zu gewinnen. Fürs erſte waren ſeine Gedanken aber gerade jetzt nach einer andern Seite hingelenkt; und es iſt nötig, daſs wir unſerer Aufmerkſamkeit nun ebenfalls eine andere Richtung geben.

Fünftes Kapitel

Der Senior der ‚Deutſchen Geſellſchaft'

Der, durch ſeine litterariſchen Arbeiten, ſeine Disputationen und Vorleſungen an der Hochſchule „in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren zu Anſehen und Einfluſs emporgehobene" Herausgeber des ‚Biedermannes' war im Herbſte des Jahres 1727 Senior der mittlerweile wieder ganz in Verfall geratenen ‚deutſchübenden Geſellſchaft' geworden. Es handelte ſich offenbar um Leben oder Sterben des kleinen Vereins. Die „Faulheit und Gleichgiltigkeit der meiſten Mitglieder", zumal der jüngeren, die ſich von rechtswegen als vorwärtstreibende Kräfte hätten bewähren ſollen, hatte alles Leben ins Stocken gebracht; und ſelbſt Gottſched ſcheint zunächſt zur Aufhaltung des Verfalles nichts getan, ſondern gewartet zu haben, bis ſich die Verhältniſſe ſo weit verſchlechtert hätten, daſs mit Ausſcheidung aller ganz untüchtigen Geſellſchafter, an eine gründliche Erneuerung geſchritten werden könnte. In den Jahren 1725 und 1726 waren überhaupt keine neuen Mitglieder mehr eingetreten; Clodius, der bisherige hospes, hatte Leipzig verlaſſen und war durch Gottſched erſetzt worden; auch Hamanns Gedanken ſchweiften bereits nach Hamburg hinüber; und es ſchien, als ob die Auflöſung der ganzen Geſellſchaft unmittelbar bevorſtände. Gottſched aber ſtand beſonnen im Hintergrunde und ſchmiedete in der Stille ſeine großen Pläne. Die Zeit ſchien gekommen, daſs er die Führung in die Hand nähme und das untauglich gewordene, durch ihn zu erneuende Werkzeug ſeinen vaterländiſchen Abſichten

dienſtbar machte. Wichtig war es vor allem, daſs die ganz untüchtigen, jeder ernſten ſchöpferiſchen Tätigkeit hemmend im Wege ſtehenden Mitglieder beſeitigt wurden. Als daher die Verbeſſerungbedürftigkeit der Geſellſchaft von allen Geſellſchaftern anerkannt und der hospes Gottſched beauftragt worden war, die nötigen Vorſchläge zur Beſeitigung der Misſtände auszuarbeiten: ſo ſchickte er zunächſt ſeinen Freund Johann Friedrich May ins Feuer, der in einer, natürlich von Gottſched eingegebenen, großen Rede die Trägheit und Nachläſſigkeit faſt aller Mitglieder ſo rückſichtlos brandmarken muſſte[1], daſs der größte

[1] Nachdem er die Gründer der Geſellſchaft, ihren Eifer für die deutſche Sprache gerühmt, die Geſellſchaft, ganz im Sinne des Herausgebers der ‚Vernünftigen Tadlerinnen', mit der Académie Française verglichen (Gottſched brauchte dieſen „Gedanken" nicht erſt „eifrig aufgreifen", wie Kroker meint; denn der Gedanke, die ‚Deutſche Geſellſchaft' zu einer Art von A. Fr. zu machen war ſein eigentlichſter Gedanke, den vor ihm kein Menſch gedacht hatte, den er zuerſt in den ‚V. T.' II, 2. öffentlich anklingen läſſt; den er aber, gleich nach ſeinem Eintritt in die Geſellſchaft, zur Beſprechung gebracht haben muſs; wie zweifellos aus den Schluſsworten eines, 1724, am 24. März an Bodmer gerichteten Schreibens J. U. Königs hervorgeht, die Eugen Wolf, a. a. O. II, 41, mitteilt, allerdings nur, um den Schein zu erwecken, als ob nicht Gottſched, ſondern vielmehr König der Urheber des Planes geweſen, in Leipzig „eine Academie für die Teutſche Sprache aufzurichten") und des Jubelfeſtes im Jahre 1722 gedacht hat, heißt es dann u. A.: „Soll ich verſchweigen, was der gantzen Welt mehr als zu deutlich vor Augen liegt? Soll ich einen Fehler entſchuldigen, der mit Willen iſt begangen worden? Wo ſind die Zeugniße unſeres Fleißes, unſerer Ordnung, unſeres Eyfers? Man gebe ſie mir, ſo will ich öffentlich geſtehen, daß ich geirret habe, ſo will ich denenjenigen damit den Mund ſtopffen, welche unſere Geſellſchaft durch ihre ſpöttiſche Nachrede ſtinckend machen, und ſo will ich mich ſelbſt dadurch aufrichten, da mich der klägliche Anblick derſelben höchſt betrübt macht. Ich kan ſehr viel Stunden zehlen, in welchen ich nur die Plätze angetroffen habe, worauf diejenigen ſitzen ſolten, die vermittelſt ihrer klugen und gründlichen Anmerkung die Mängel unſerer Arbeit verbeßern könnten. Sind dieſes die lebloſen Stühle zu thun vermögend geweſen, was ſie hätten thun ſollen? Unſere Geſellſchafft verſamlet ſich nicht deßwegen, daß ſie ihr Vergnügen in der Betrachtung leerer Stühle ſuche . . . Ich habe einmahl angefangen, von dem verderbten Zuſtande unſerer Geſellſchafft zu reden, und ich ſcheue mich nicht, denſelben noch weiter zu beſchreiben, geſetzt, daß ich ein ſaures Geſichte deßwegen

Teil der Geſellſchafter es für angezeigt hielt, aus einem plötzlich ſo anſpruchvoll gewordenen Kreiſe zu ſcheiden. Nur dreizehn Arbeitwillige blieben um Gottſched geſellt, denen ſich zunächſt neun von Gottſched herangezogene neue Mitglieder geſellten, von denen nicht weniger als ſechs[2] dem Adelſtande angehörten. Dieſe 22 Getreuen wählten jetzt den Mann, von dem ſie hofften, daſs er dem „ſchweren Winter" der jüngſten Vergangenheit einen „angenehmen Frühling" folgen laſſen würde, zum Senior; und ſobald dieſer die Führung der Geſellſchaft in Händen hatte, war er auch „darauf bedacht, wie ſie durch beſſere Einrichtungen gemeinnützliger werden, und in wahren Flor kommen möchte". Auf ſeinen Vorſchlag trug man ihm „und dreyen ihrer älteſten Mitglieder auf, ihre Geſetze zu überſehen und zu verbeſſern; zumal ſie in einer ſo vermiſchten Schreibart abgefaſſet waren, die ihr das Anſehen gaben, als ob ſie das Deutſche nicht reinigen und erhalten, ſondern mit Fleiß verderben wollte". Der von Gottſched aufgeſetzte Entwurf wurde nun im Kreiſe der Vier[3] durchberaten und nach endgiltiger Fertigſtellung in einer Hauptverſammlung von Gottſched vertreten. „Es koſtete einige Mühe, ihn allen Mitgliedern als annehmlich und rathſam vorzubilden: weil wenige von ihnen auf die großen Abſichten einen innerlichen Beruf fühleten, ganz Deutſchland zu einer

bekommen ſollte . . . Ich wage es alſo und geſtehe gantz frey, daß ſelbſt Viele, welche den Schein hatten, durch ihre Arbeit dies Abſehen unſerer Geſellſchafft zu befördern, eben dadurch am meiſten hinderlich geweſen ſeyn." Es wird dann Klage geführt über die ſchlechten Gedichte, welche deren Verfaſſer ungeſcheut in der Geſellſchaft zum Beſten gegeben haben; über die gedankenloſe Behandlung der deutſchen Sprache. Es fallen Worte wie „verwerfliche Nachläßigkeit" — „eingerißene Unordnung" u. dgl. m. — ſchließlich aber wird Gottſcheds in höchſten Ehren gedacht und die Verſicherung gegeben, daſs man in Zukunft „ſeine vernünftigen Rathſchläge mit Vergnügen anhören und ſeinen Exempel eyfrigſt nachfolgen" wolle.

[2] Kroker gibt irrtümlicherweiſe ſieben neue adlige Mitglieder an; Heinrich Samuel von Bruck aber war bereits ſeit dem 27. Mai Mitglied.

[3] Dem engeren Ausſchuſs gehörten neben Gottſched, J. F. May, Sam. Seidel und der kurze Zeit darauf nach Hamburg überſiedelnde J. G. Hamann an.

Besserung seiner Sprache zu bereden, und ihm das Exempel zu geben, oder gar einen Anspruch darauf machen wollten"; wie Gottsched in seiner geschichtlichen Vorrede zum 2. Bande der ‚Weltweisheit' sagt. Schließlich aber wurde der Entwurf angenommen, auch von Mencke, dem jetzt allerdings kaum mehr in Frage kommenden Schmuckstück der Gesellschaft, gebilligt; und noch im Dezember desselben Jahres erschien die, so folgenreiche ‚Nachricht von der erneuerten Deutschen Gesellschaft in Leipzig und ihrer ietzigen Verfassung', die plötzlich die Blicke ganz Deutschlands auf diesen ersten, seines Namens würdigen, deutschen Litteratur- und Sprachverein und ihren Senior lenkte[4]. Die, nach Hamanns Ausscheiden, auf 22 Mitglieder hinabgesunkene Gesellschaft vergrößerte sich schnell und wurde zu dem, von der ganzen gebildeten und gelehrten Welt Europas in allen die deutsche Sprache betreffenden Angelegenheiten für maßgebend gehaltenen, Mittelpunkte des deutschen Geisteslebens.

Gottscheds völkische Absichten traten in der ‚Nachricht' endlich stark und offen hervor; die Masken hatte er abgeworfen; mit seinem vollen Namen deckte er fortan seine großen Zwecke. Zunächst begründete er den neuen, von aller altfränkischen Umständlichkeit befreiten, Namen der nunmehr schlechtweg ‚Deutschen Gesellschaft'; und sein ganzer vaterländischer Stolz (der uns heute im Hinblick auf jene traurigen Zeiten vielleicht komisch erscheinen mag, aber doch für überaus ehrwürdig gelten muss, da sich an ihm das darniederliegende Selbstgefühl der Deutschen wieder aufrichten konnte) kommt zum Durchbruch, wenn er erklärt, dass man den, von

[4] „Was indessen diese Nachricht für ein Aufsehen in Deutschland gemachet, das hat in kurzem eine Menge von vornehmen und gelehrten Männern gewiesen, die sich fast in ganz Deutschland um Stellen in derselben bewarben. Noch mehr aber zeigeten den Beyfall bey unsern Absichten und Anstalten, so viel andere deutsche Gesellschaften, die bald hernach fast auf allen hohen Schulen Deutschlands entstunden, und theils noch diese Stunde bestehen. Eine fast allgemeine Verbesserung der deutschen Schreibart, in gebundener und ungebundener Rede, ward allmählich die Frucht von dem allen" — sagt Gottsched, nicht ohne deutlich wahrnehmbares, im höchsten Maaße berechtigtes Selbstgefühl, in der geschichtlichen Vorrede zum 2. Bande der ‚Weltweisheit'.

Einigen für zu prahleriſch, von Andern für verächtlich gehaltenen Namen nicht gewählt habe, um etwaigen dünkelhaften Einbildungen zu ſchmeicheln; ſondern nur, um die Pflichten anzudeuten, welche die Mitglieder der Geſellſchaft freiwillig auf ſich genommen. „Es iſt freylich wahr, daß wir ein Vaterland haben, deſſen wir uns weniger ſchämen dörfen, als alle andern Nationen von der Welt, und die Mitglieder dieſer Geſellſchafft machen ſich vielleicht noch mehr, als andre eine Ehre daraus, daß ſie gebohrne Deutſche ſind. Zum wenigſten zeiget der Fleiß, den ſie auf ihre Mutterſprache wenden, daß ſie weder Italiäner, noch Franzoſen, noch Engeländer zu ſeyn verlangen. Iſt es alſo ein Ruhm, Deutſcher Ankunfft zu ſeyn, und Deutſch zu heiſſen: warum ſollte denn dieſe Geſellſchafft allein davon ausgeſchloſſen ſeyn?“ — ſo fragt er Jene, die der ‚Deutſchen Akademie‘ einen ſo ſtolzen Namen misgönnen möchten. Den Anderen aber, denen „der Nahme einer Deutſchen Geſellſchafft gar zu verächtlich klingen“ könnte, ſagt er die Wahrheit ſo „offen“ wie nur möglich. „Dieſen Vorwurf beſorgen wir nur von denen, die an allem, was Deutſch iſt und heißet, einen Eckel haben; hingegen lauter ausländiſche Sachen, Sitten und Sprachen ihrer Hochachtung würdig ſchätzen. Wir maßen uns kein Recht an, ihren Geſchmack in dieſem Falle gantz zu verwerfen. Es könnte nemlich leicht ſeyn, daß ſie in einigen Stücken Recht hätten: daß aber alles, was Deutſch iſt, verwerflich, und alles, was fremde iſt, fürtreflich zu heiſſen verdiene; das wird man uns verhoffentlich nicht aufzudringen verlangen. Unſer Vaterland hat gewiß ſeine großen Vorzüge, die uns von den Auswärtigen ſelbſt offtmahls zugeſtanden worden. Unſere Nation[5] weichet heute zu Tage keiner einzigen in Europa, es ſey, in welchem Stücke es wolle. Sollte denn nun bloß unſre Sprache ſo was verächtliches ſeyn? Man weiß es wohl, daß ſie von Ausländern insgemein der Härte, und von manchen Einheimiſchen der Armuth beſchuldiget

[5] Hier zum erſten Male umfaſſt Gottſched mit dem Begriff ‚Nation‘ alle deutſchen Stämme, das eine geſammte deutſche Volk.

wird: Man weiß aber auch, daß beydes ohne Grund geſchieht. Wir haben keine ſo rauhe Syllbe in unſerer Sprache, die nicht auch im Franzöſiſchen oder Engliſchen vorkäme; oder dargegen dieſe beyden Sprachen nicht andre harte Syllben hätten, die uns eben ſo ſchwer auszuſprechen fielen, als ihnen die unſrigen fallen. Dieſes Urtheil der Fremden iſt alſo ungegründet. Die Anklage der Einheimiſchen hört man nur aus dem Munde derjenigen, die entweder lauter ausländiſche Bücher geleſen haben, oder viel mit fremden Nationen umgegangen ſind, oder auch mehr in fremder Völcker Sprachen geſchrieben haben, als in der ihrigen. Dieſe haben eben dadurch Lateiniſch, Franzöſiſch oder Italieniſch dencken gelernet, und ſich allmählich ſo ſehr daran gewöhnet, daß ſie faſt nicht mehr auf Deutſch dencken können. Wenn ſie nun zuweilen nicht gleich im Stande ſind, einen franzöſiſch abgefaßten Gedancken, mit gleichgültigen Deutſchen Redensarten auszudrücken; ſo heißt es: die Deutſche Sprache ſey zu arm. Allein man betrügt ſich augenſcheinlich dabey. Hätte man eben ſoviel gute Deutſche Bücher geleſen, eben ſo fleißig im Deutſchen geſchrieben, und ſich eben ſo ſehr angelegen ſeyn laſſen, ſinnreiche Deutſche Geſpräche zu führen: ſo würde man gefunden haben, daß unſre Sprache ſo reich an ſchönen Worten und wohlklingenden Redensarten ſey, daß man ſie eher eines Uberfluſſes an ſcharfſinnigen, nachdrücklichen und angenehmen Ausdrückungen, als eines Mangels beſchuldigen könnte. Wem wird alſo das Deutſche, ſowohl überhaupt, als bey dem Nahmen unſrer Geſellſchafft, verächtlich bedüncken? Niemanden; als der es entweder gar nicht verſteht, oder doch daſſelbe nicht recht in ſeiner Gewalt hat. Wer wird aber ſolcher Richter Ausſprüche als unbetrügliche Orakel anſehen?"

So ſtolz alle dieſe Sätze klingen, ſo beſcheiden führte man ſich trotzdem ein. „Viel verſprechen iſt keine groſſe Kunſt, aber das Verſprochene zu halten, iſt ein Zeichen der Redlichkeit" — der ganze Gottſched, mit ſeiner, von aller Großſprecherei freien, ehrlichen, vor keiner Mühe zurückſchreckenden, von eiſernſtem Pflichtgefühl erfüllten Seele ſteht in dieſem Satze vor uns; und wenn er am Ende mehr, unendlich viel mehr leiſtete, als er verſprochen hatte: ſo

war das, nach ſeiner Meinung, nur eben ſelbſtverſtändlich; um ſo ſelbſtverſtändlicher und natürlicher, als ja die andern, mit ſchlichter Durchſchnittsbegabung ausgeſtatteten, Mitglieder wenig oder nichts taten, was den hohen Zwecken, die Gottſched ſeiner Geſellſchaft ſtellte, weſentliche Dienſte hätte leiſten können.

Das mit einigen beſcheidenen wirtſchaftlichen Vorteilen verknüpfte Ehrenamt[6] des Seniors der ‚Deutſchen Geſellſchaft' gab dem, jetzt bereits ein recht großes gemeinſames Kulturziel mit beharrlicher Kraft und bisher noch nie dageweſener Weite des Blickes verfolgenden Hochſchullehrer und Zeitſchriftleiter plötzlich eine ganz gewichtige Stellung innerhalb des litterariſchen, und natürlich auch des geſellſchaftlichen Lebens; oder vielmehr: Gottſched verſtand es meiſterlich, das, an und für ſich nur auf lockeren Flugſand gegründete, Seniorat zu einer ganz eigenartigen Machtſtellung auszubauen. Nicht nur, daſs er ſeinem, durch die neuen Machtbefugniſſe des Seniors im Rahmen der Geſellſchaft faſt bedeutunglos gewordenen Gönner und Förderer Mencke gegenüber, plötzlich zu einer, dieſem nahezu ebenbürtigen Perſönlichkeit geworden war; nicht nur, daſs er den, die Mängel ſowol ihrer Weltbildung und Weltkenntnis als auch ihrer philoſophiſchen Einſicht und Gelehrſamkeit durch bäuriſche Grobheit erſetzenden Schweizerhelden Bodmer und Breitinger (gegen die er ſeit 1725 gelegentlich unwichtige litterariſche Scharmützel hatte führen müſſen[7], ohne ſich durch das, von dieſen Gernegroßen

[6] Dem Senior wurde ein jährlicher Wohnungbeitrag von 10 Talern zugebilligt; zudem brauchte er keinen Jahresbeitrag mehr an die Geſellſchaftkaſſe zu zahlen; und zur Oſtermeſſe durfte er auf ein Buch, „zum wenigſten zwey Reichsthaler werth", rechnen.

[7] Ich gehe auf dieſe, von Danzel, Wolf, Waniek und Anderen ſehr ernſthaft behandelten Streitigkeiten mit den ‚Schweizern' hier abſichtlich nicht näher ein, weil ſie einenteils wirklich zu unwichtig und nur künſtlich zu Wichtigkeiten aufgebauſcht worden ſind; andernteils aber für den Lebensgang und das ſpätere Geſchick Gottſcheds von gar keiner oder doch nur von ſehr geringer Bedeutung geweſen ſind. Denn es iſt durchaus falſch, anzunehmen, daſs der ſchon in den zwanziger Jahren hervortretende, dann äußerlich überbrückte und ſpäter mit beſonderer Schärfe zum Ausdruck kommende Gegenſatz Gottſcheds zu den Schweizern den „Fall" Gottſcheds ver-

aufgefahrene ſchwere Geſchütz irre machen und aus ſeiner tiefgegründeten Ruhe bringen zu laſſen) jetzt in einer, vor ganz Deutſchland aufgerichteten, von der ganzen gelehrten Welt Deutſchlands mit Hochachtung anerkannten Ausnahmeſtellung gegenüberſtand: auch ſein Verhältnis zu anderen Kleingewaltigen jener Tage wurde durch das errungene Seniorat urplötzlich ganz umgeſtaltet. Der Dresdener Hofdichter Johann Ulrich König, der den, ſeine Gunſt ſuchenden, Schüler und Freund ſeines Freundes Pietſch bisher etwas von oben herab begönnert, ihn zur Durchführung gewiſſer kleinlicher Zwecke zu benutzen verſucht hatte, änderte ſeine Haltung ſchnell. Er begann, ihm Schmeicheleien zu ſchreiben. Er nahm ihn, mit dem er bisher, auch wenn er ſich in Leipzig aufhielt, wie ein großer Herr verkehrt hatte, der ſich die Huldigungen des jungen Anwärters auf erſtrebten Weltruhm gern gefallen ließ, bei einem wohlvorbereiteten Beſuche in Dresden im eigenen Hauſe ſehr zuvorkommend auf und zeigte ſich anſcheinend eifrig bemüht, den auf die erſte Staffel der Macht gelangten Mann, mit dem ihn vor allem ſeine deutſche Geſinnung und ſein Eintreten für eine edle Dichtkunſt

---

urſacht habe. Dergleichen kann man nur glauben, wenn man ſich die Lebensarbeit Gottſcheds auf das biſschen ſchöne Litteratur beſchränkt vorſtellt; während dieſe in Wahrheit nur einen Teil jener bildet. Der Urſachen, welche die Schändung Gottſcheds bewirkten, waren mehr, als nur eine; ſie waren hauptſächlich politiſcher und religiöſer Natur; und der kleine Haſs der Litteraten und Philologen benutzte nur die gegebene Strömung, um den allzu überlegenen und unbequemen Meiſter unter die Füße zu bringen. Aus dieſem Grunde können alle die Streitigkeiten, in denen das Recht und die Einſicht allein auf der Seite Gottſcheds waren, nur für Jene eine Bedeutung zu haben ſcheinen, die tatſächlich und allen Ernſtes glauben, daſs es für einen großen Mann Schickſalsfragen ſind, ob er für gereimte oder reimloſe Verſe, für eine ſchwärmeriſche oder für eine ſchlichte Dichtkunſt, für eine einfache oder eine verworrene, in Phraſen ſchwelgende Sprache eintritt. Gottſched hätte in faſt allen dieſen Fragen den oberflächlichen, an unzulänglichen Einſichten krankenden, Schweizern gegenüber im Unrecht ſeyn können und wäre trotzdem nie bei Mit- und Nachwelt in den Ruf eines elenden Geſellen und einſichtloſen Tropfes gekommen. Wir werden das an den geeigneten Stellen noch einſehen lernen.

geiſtig verband, in den hohen und höchſten Kreiſen der ſächſiſchen Hauptſtadt zu fördern. Brockes, Haman, der inzwiſchen nach Hamburg überſiedelt war, Weichmann und Andere warben jetzt um ſein Wohlwollen; und ſelbſt der bösartige Schmähſchriften- und Schwänkeſchreiber Chriſtian Friedrich Henrici, dem vornehmlich die erſte Satire Gottſcheds gegolten hatte; der dann ſeinerſeits nicht nur die Verfaſſer der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘, ſondern auch den Herausgeber des ‚Biedermannes‘ vielfach und zum Teil ſehr unflätig angegriffen, und dem gegenüber ſich Gottſched darauf beſchränkt hatte, ihn gelegentlich in aller vornehmen Ruhe in ſeine Schranken zurückzuweiſen, ſeinen, bei dem Leipziger Litteraturpöbel, aber auch bei dem eigenen Landesherrn ſo beliebten Zoten und Abgeſchmacktheiten groß gedachte Ausführungen entgegenzuſtellen, in denen er für einen gebildeten Geſchmack, für eine, in Form, Inhalt und Sprache gleich edle Dichtkunſt eintrat — ſelbſt dieſer Sumpf-Klaſſiker wurde nach 1727 ſtill; zog es vor, als Oberpoſtamts-Aktuar in die geräuſchloſe aber ein ſicheres Brod liefernde Beamtenlaufbahn abzuſchwenken und den verhaſſten aber unbeſiegbaren Gegner nicht weiter zu beläſtigen.

Es iſt ohne Weiteres begreiflich, daſs dieſes Umworben werden, dies Bewuſſtſeyn, den Mittelpunkt der Aufmerkſamkeit für ſo Viele zu bilden[8], dem jungen Gelehrten, der jetzt ſeine großen, bereits klar durchdachten, Zukunftpläne in einheitliche Ordnung zu bringen begann und ſich anſchickte, das Geplante zur Tat werden zu laſſen, eine ſtolze Genugtuung bereiten muſſte. Es iſt ebenſo begreiflich, daſs der Mann, der ohne kleinliche Eigenliebe, ohne ſelbſtſüchtiges Schielen nach klug berechneten eigenen Vorteilen, den großen Ehrgeiz in ſich nährte, ſeinem Volke gegenüber mit allen ihm zur Verfügung ſtehenden Kräften das zu tun, was er für ſeine höchſte Pflicht, für ſeine, ihm von der Vorſehung zugewieſene Lebensaufgabe hielt — es iſt ebenſo

[8] „Der Briefwechſel (Gottſcheds) iſt in der erſten Zeit nach der Bekanntmachung der ‚Nachricht‘ voll Erſuchen um Aufnahme in die Geſellſchaft, und Dankſchreiben für angeſuchte oder von der Geſellſchaft freiwillig ertheilte Diplome“ (Danzel, S. 129).

begreiflich, ſage ich: daſs dieſer Mann es unter ſeiner Würde halten muſſte, den, in der Hauptſache nur an ihr eigenes liebes Selbſt denkenden Schmeichlern und Buhlern um ſeine Gunſt, ſich beglückt an die Bruſt zu werfen. Er hatte noch in ganz andrer Weiſe, als er dies 1729 ſeinem Freunde May in einer Ode nachrühmte, „Der Weisheit Tempel ſelbſt erſt in ſein eigen Herz" gebaut, ehe er es wagte und verſuchte, ſein Volk zu unterrichten, zu einer edleren, höheren Lebensführung, zu echter Weltweisheit zu erziehen. Die da um ſeine Gunſt warben, verfolgten jedoch immer nur ihre eigenen kleinen und kleinlichen Zwecke; wollten ihre Dichter- und Schriftſtellereitelkeit vor Angriffen des bereits gefürchteten Kritikers ſichern, der das, was er prüfte, faſt immer „gar zu ſcharf zu prüfen" liebte[9], d. h. mit durchdringender Einſicht zu beurteilen gewöhnt war. Was konnten zudem für ihn, der den Blick auf alle Gebiete des Kulturlebens gerichtet hielt, der ein angeborenes, von Jahr zu Jahr ſich verfeinerndes lebendiges Gefühl für ſeine Sprache beſaß und „eben den ſchönen Traum von einer Herrſchaft träumte, die, durch Fürſtengunſt gefeſtigt, Deutſchland wenigſtens litterariſch einigen ſollte" (Waniek), dieſe Zänkereien bedeuten, in denen einerſeits die Schweizer (die nach Wanieks richtiger Meinung, noch „höchſt primitive Vorſtellungen von der Sprache im Allgemeinen, insbeſondere von der des Dichters, hatten" und nichts davon wuſſten, daſs „jede Sprache ihr ureigenſtes Weſen, ihren beſonderen Geiſt habe") mit König, mit Brockes und Anderen und nicht zum wenigſten mit ihm ſelbſt; andrerſeits König mit den Niederſachſen und die Sachſen mit den Schleſiern um den Vorrang kämpften? Er ſtand über dieſen Unwichtigkeiten, über dem Streit der Parteien; und zwar ſtellte er ſich nicht etwa aus

---

[9] So meinten ſeine, ihn umbuhlenden, Verehrer. — In der ‚Akademiſchen Redekunſt' (1759) heißt es einmal (S. 236): „Auch die beſten Schriftſteller ſind noch nicht ohne Fehler. Wer ihre Sachen mit einer grammatiſchen und kritiſchen Schärfe prüfet, der findet noch manches daran auszuſetzen. Die Fehler großer Leute muß man nicht nachahmen, ſondern das Gute: aber jene von dieſem zu unterſcheiden, muß man eine logikaliſche und kritiſche Einſicht beſitzen, alles genau zu prüfen."

„Pfiffigkeit", wie Waniek in ſeiner liebenswürdigen Weiſe behauptet, über ſie: ſondern aus Überzeugung und natürlicher vornehmer Geſinnung. Er hatte ſich einmal im guten Glauben dazu hergegeben, an einem, von König ausgedachten kleinen Feldzuge gegen den harmloſen, ſich und ſeine dichtenden ſchleſiſchen Landsleute jedoch ſehr liebenden und deshalb König unbequemen, Dresdeniſchen Hofſekretär G. B. Hanke Teil zu nehmen[10]; war ſchnell dahinter gekommen, daſs nicht große Geſinnungen, nicht das Beſtreben, der Dichtkunſt und dem Vaterlande zu dienen, ſondern „Selbſtgefälligkeit, Eitelkeit, Neid und andere kleinliche und rein perſönliche Motive die Parteigruppierungen auf dem deutſchen Parnaſs beherrſchten" (Waniek); und hielt es deshalb für angezeigt, von dieſer ganzen Geſellſchaft ſo weit wie möglich abzurücken, um ſich ſeiner eigenen großen Lebensarbeit zu widmen. Er ließ alle dieſe leichtherzigen „Dichter" mit dem guten Gottlob Friedrich Wilhelm Juncker ſich in dem Glauben berauſchen, daſs „die deutſche Sprache zu unſern Zeiten durch die Dichtkunſt einen ſo glücklichen Zuſtand erlangt habe, daß wir denſelben nicht nur mit dem güldenen Alter der lateiniſchen in Vergleichung zu ſtellen, ſondern auch auf gleiche Art zu benennen kein Bedencken tragen dürfen"; und erwog lieber in der Stille, auf welchem Wege er dieſes, ihm nur allzu fern gerückt erſcheinende, Ziel für ſein Volk vielleicht erreichen könnte. Darüber, daſs er hierbei in allem Weſentlichen auf ſich allein angewieſen bleiben würde, muſſte er ſich wol klar ſeyn. Man glaubte ja gerade in Meißen, nicht nur das beſte und ſchönſte Deutſch zu ſprechen und zu ſchreiben, ſondern auch in der Dichtkunſt bereits auf die höchſte Stufe des Erreichbaren gelangt zu ſeyn. Zumal die Leipziger, die ſich gewiſſermaßen für den Mittelpunkt der deutſchen Welt hielten, ohne ſich viel um dieſe Welt und die in ihr herrſchende troſtloſe Zerfahrenheit zu be-

[10] Näheres über dieſe Bagatelle, wie auch über die „Parteiverhältniſſe auf dem deutſchen Parnaſs" und die verſchiedenen litterariſchen Streitigkeiten jener Tage, mit deren Schilderung ich die Lebensgeſchichte Gottſcheds nicht unnötigerweiſe belaſten will, findet man bei Waniek im 3. und 4. Kapitel.

kümmern, waren der Meinung, daſs „niemand gut Deutſch könne, als hier in Meißen“. Als Gottſched ſich 1724 mit ſeinem oſtpreußiſchen Dialekt in die Lindenſtadt verpflanzte, blickten die ſtolzen oberſächſiſchen Herrſchaften recht unduldſam auf ihn hinab; und als er dann mit ſeinen erſten Gedichten und den Aufſehn erregenden Proſaſtücken der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ hervortrat, waren ſie höchlichſt überraſcht, daſs der oſtpreußiſche Barbar „ſchon ſolch gutes Deutſch könnte, da er doch kaum ein Jahr in Leipzig geweſen wäre“. Aber die geiſtige Selbſtändigkeit des Fünfundzwanzigjährigen war im Gegenteil bereits recht groß geweſen. Er hatte ſich und ſeine neue Umgebung klar überſehen und einerſeits beſonnen darauf geachtet, ſich „alles dasjenige nicht anzugewöhnen, was man in Meißen ſprach“; andrerſeits aber auch Kritik an ſeiner eignen Mundart geübt und manche ſeiner heimatlichen Ausdrücke gegen die, dem allerdings damals noch gar nicht feſtſtehenden reinen Hochdeutſch gemäßeren, meißniſchen vertauſcht; um auf dieſe Weiſe dem ihm vorſchwebenden Ideal einer hochdeutſchen Schrift- und Umgangsſprache ſich mehr und mehr zu nähern. Jetzt endlich durfte er daran denken, dieſes, bisher auf ihn perſönlich beſchränkt gebliebene, Ringen und Streben für ſein Volk zu verallgemeinern.

Die Anfänge einer Machtſtellung waren gegeben. Es lag für ihn, den nunmehr beſtimmenden Vertrauensmann einer Geſellſchaft, die er zu immer höherem und maßgebenderem Anſehen führen zu können hoffte, nicht ganz aus aller Möglichkeit, ſich die geeigneten Mitarbeiter zu wählen und für ſeine hohen Zwecke zu erziehen. Bei Männern wie Mencke, Krauſe, May und Seidel durfte er vielleicht ſchon jetzt auf ein weitreichendes Verſtändnis für ſolche Hochziele rechnen. Denn ſo wenig davon die Rede ſeyn kann, daſs, wie Wolf glaubt, Gottſched „nur eine in Leipzig bereits vor ſeinem Eingreifen angeſponnene Bewegung fortführte“, daſs ihm gar ſchon J. U. König mit dem Plan, in Leipzig eine Akademie für die Deutſche Sprache aufzurichten, zuvorgekommen wäre[11];

[11] Wolf, der, wie Waniek, Freude daran findet, Gottſched in allem Weſentlichen als „Plagiator oder doch Kompilator“ hinzuſtellen, ſtützt ſeine

ſo wenig auch nur angenommen werden darf, daſs, wie noch Bernays meinte, die Verhandlungen in der ‚deutſchübenden Ge-

voreiligen Behauptungen auf ein paar wirklich recht belangloſe, als Einzelanſichten bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückzuverfolgende Äußerungen, die Mencke 1710 in einem Anhang zu den ‚Vermiſchten Gedichten‘ über das Heldengedicht und „das ungereimteſte Werk, ſo der menſchliche Verſtand jemals erfunden hat“ (die Oper iſt natürlich gemeint), veröffentlicht hatte, und auf ein paar andere Bemerkungen, die ſich 1718, 1722, 1723 und 1724 in den deutſchen Actis eruditorum finden und von denen Wolf geneigt iſt anzunehmen, daſs ſie ebenfalls von Mencke herrühren. In den Äußerungen aus dem Jahre 1718 begegnen wir den tiefſinnigen Betrachtungen, daſs man „in reimſüchtigen Zeiten“ lebe, daſs der Geſchmack von Tag zu Tag zärtlicher werde und ſchwerer zu befriedigen ſey als zu Hans Sachſens Zeiten; ferner fordert der Artikelſchreiber, daſs in einem Gedicht „Geiſt und Wörter geſchickt und natürlich verbunden ſeyn ſollen“; und an anderer Stelle wird über die „Tyranney des Reimes“ geklagt, welche den Überſetzer oft hindere „ein dem Original gleich kräfftiges Wort zu gebrauchen“. Im Jahre 1722 findet ſich das große Wort „Die Poeten werden gebohren, und nicht durch Kunſt bereitet“. Im Jahre 1723 wird des Hiſtorikers Bünau „ſehr feine, deutliche und lebhaffte Schreib-Art“ gerühmt; und im Oktober 1724 ſpricht ein Kritiker (in dem ich Mencke nicht erkennen kann; der vielmehr irgend ein jüngerer Mitarbeiter der deutſchen Actis eruditorum, die damals bereits auch in anderer Beziehung den Einfluſs Gottſcheds ſpüren laſſen, geweſen zu ſeyn ſcheint; der z. B. an dem, 1725 von Gottſched verurteilten, Poſtelſchen ‚Wittekind‘ die „ſehr natürlichen und artigen Erfindungen“, die „meiſt lebhaffte Schreib-Arth“, die feurigen Ausdrückungen und eine „gute und gründliche Moral“ rühmt) über das Heldengedicht Worte, die ſich in Manchem mit dem decken, was Gottſched in der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ darüber ſagt. Ferner wird hier die Schreibart in einigen Verſen des ‚Wittekind‘ als „rauh, hart und gezwungen“ bezeichnet und bemerkt, daſs die deutſche Sprache „in unſern Zeiten ohne Zweiffel weit mehr gereinigt und ausgeputzt worden“ ſey, als ſie zu Anfang des Jahrhunderts „geweſt“; und Wolf „traut ſeinen Augen kaum“ wenn er ſieht, daſs Gottſched „nach genau 24 ferneren Jahren in ſeiner ‚Deutſchen Sprachkunſt‘ denſelben ſtolzen Gedanken ausſpricht“! Da nun jener Kritiker auch noch darüber klagt, daſs Poſtel oft „alte unverſtändige Worte“ braucht, daſs er „ſeine Periodes mitten in der Zeile ſchlieſt“ und „faſt unzehlich oft die Worte auf eine ſolche Art verſetzt, welche die deutſche Sprache gar nicht vertragen kan“; da er ferner in einer Beſprechung der Gedichte von Brockes die Schreibart manchmal „etwas harte, und nicht ſatſam fließend und anmuthig“

sellschaft' ihm die Geheimnisse der damals angeblich schon recht weit entwickelten Kritik eröffnet hätten (eine Behauptung, die

---

findet; seine Vorliebe für Partizipia bemängelt und erklärt, dass die deutsche Sprache in Gedichten „keine Construction, keine Versetzung, keine Beschneidung der Worte duldet, davon man sich in ungebundener Rede zu gebrauchen Bedenken hätte" — so ist es für Wolf ausgemacht, dass Gottsched sich in ganz außerordentlichem Umfange „der Lenkung und dem Geiste seines Mentors (Mencke) hingegeben"; und er kann sich deshalb gar nicht genug darüber wundern, dass „der Plagiator oder doch Kompilator all dieser Ideen", der so gar nichts Neues und „Epochemachendes den obersächsischen Litteraturkreisen zubrachte, binnen drei Jahren in ganz Deutschland die litterarische Führung an sich zu reißen" vermochte! Es ist auch in diesem Falle schwer, keine Satire zu schreiben. Aber einsichtige Leser werden es sich ohne weiteres selbst sagen, dass, auch wenn der Kritiker von 1724 nicht von Gottsched beeinflusst und wirklich der Urschöpfer jener paar Sätze gewesen seyn sollte, es töricht wäre, die große Lebensarbeit Gottscheds sozureden als einen Ausfluss der „Ideen anderer" hinzustellen. Was da in den paar Artikeln gesagt wird, ist schon deshalb ganz belanglos, weil es nur gelegentlich, ohne jede tiefere Absicht, ausgesprochen wird; weil es überdies von jedem, einigermaßen litterarischen Menschen jener Zeit gesagt werden konnte. Im Rahmen dessen, was Gottsched über diese Dinge später geschrieben und vor allem *geleistet* hat, kommen diese paar Gelegenheitbemerkungen nicht in Betracht; und selbst wenn *alle* von Gottsched in einen festen Zusammenhang gebrachte Ideen schon um 1724 bei Mencke und Anderen zu finden wären, so dürfte doch Niemand wagen, Gottsched gegenüber von „Plagiaten" und „Kompilationen" zu sprechen und seine großen Verdienste nur auf eine „kräftige Betriebsamkeit" zu beschränken. Plagiatoren sind unselbständige Nachtreter und Nachschwätzer; wer aber Ideen, die bereits unwirksam vor ihm dagelegen haben, sich mit selbständiger Kraft zu eigen macht und im großen und größten Stile fruchtbar zu machen weiß, der ist kein Plagiator, sondern ein Schöpfer. Ist etwa *Coppernicus* ein Plagiator, weil er die Ideen eines Pythagoras, eines Nicetas, Ekphantus und Heraklides, eines Aristarchus und Philolaus sich zu eigen machte und der Welt die bereits vor zweitausend Jahren entdeckten Wahrheiten neu entdeckte, sie neu durchdachte und für immer sicher stellte? Ist *Bismarck* ein Plagiator aller Jener gewesen, die von der politischen Einigung des deutschen Volkes geträumt, geredet und gesungen hatten?! — Dieselbe Zurückweisung verdient Wolf, wenn er den Glauben zu erwecken versucht, dass der, eine leidenschaftliche Sehnsucht Gottscheds umschließende, Gedanke, in Leipzig eine Akademie für die deutsche Sprache zu schaffen, eigentlich von J. U. König hergerührt habe; während doch

übrigens ſchon Ernſt Kroker a. a. O. zurückweiſt): ſo fand er in dieſem Kreiſe doch immerhin einige junge Männer vor, die den „neuen, ſelbſtändigen Gedanken", mit denen er nach Leipzig gekommen war, nicht allzufern ſtanden; die von dem, was dort und hier not zu tun ſcheinen mochte, wol eine Vorſtellung mit ſich herumtrugen und nur nicht die Fähigkeit beſaßen, ſie recht in ſich wirkſam zu machen und zur Tat werden zu laſſen. Auch Menckes Neigungen waren ja bereits, in engen Gränzen und noch ſehr oberflächlich, deutſchen Sprach- und Litteraturbeſtrebungen zugekehrt; und daſs ihm die, mit den deutſchübenden, um einige Jahre älteren, Genoſſen verlebten Stunden manche, wenn auch gewiſs nur ſehr beſcheidene, Anregungen geboten hatten, bekennt er, in ſeiner ehrlichen Weiſe, einmal ſelbſt[12]. Wir erinnern uns überdies, daſs ſchon 1722 von den Geſellſchaftern ein Programm für die nächſte Zukunft veröffentlicht worden war, in welchem ſich ſchüchtern etwas von den Beſtrebungen offenbarte, die jetzt Gottſched mit weitausgreifender Kraft und in einem, von Jahr zu Jahr wachſenden Umfange aufnahm — kurz: die Hoffnung, ſich aus den beſten Mitgliedern der Geſellſchaft wirkliche Mitarbeiter heranbilden und auf dieſe Weiſe ſeine rieſige Arbeitskraft noch vervielfältigen zu können, war durchaus berechtigt und fand in den nächſten 10 Jahren auch manche Beſtätigung.

Fürs erſte war freilich mit den Genoſſen kein großer Staat zu machen: das bewieſen die ‚Oden der deutſchen Geſellſchaft', deren Veröffentlichung die eigentliche Anfangstat des neuen Seniors, der vor kurzem (12. Mai) ſich den von der Geſellſchaft

---

die, bereits auf S. 287, Anmerk. 1 erwähnte, Briefſtelle klar erkennen läſſt, daſs er erſt in Leipzig „aufgemuntert" wurde, ſeinem Könige einen ſolchen „öfters wiederholten", d. h. in einer Audienz recht oft gewagten, Vorſchlag zu machen. Wäre König von ſich aus auf einen ſolchen Einfall geraten, ſo hätte er naturgemäß Dresden, und nicht Leipzig, für eine ſolche Akademie in Vorſchlag gebracht; er wäre dann wol auch nicht müde geworden, die Sache durchzuſetzen.

[12] In der, bei den ſpäteren Auflagen nicht mehr abgedruckten Vorrede zur erſten Ausgabe der ‚Critiſchen Dichtkunſt'.

ausgesetzten „poetischen Preis“ ersungen hatte, vorstellte. Mit Ausnahme einiger Gedichte von Gottsched selbst, bot der übrige Inhalt nichts, was über das damals gangbare Mittelgut hinausgieng. Leidlich korrekte Reimer, die sich teils an Pietsch, teils an Canitz und Besser, teils an König und andere Vorbilder halten, führten das Wort; von Dichtern war kaum etwas zu spüren. Was durch Kraft und Sicherheit im Ausdruck, durch edel gehobene Sprache oder musikalisch bewegten Vortrag auffällt, trägt entweder den Namen Gottscheds an der Stirn oder lässt, ungezeichnet, auf ihn, als den Urheber, schließen. Zumal die zwei Hauptstücke des Bandes, die, dem Jahre 1725 angehörende große ‚Ode auf das Absterben Peters des Großen‘, und das, vielleicht nur etwas zu lang geratene ‚Lob Germaniens‘, dürfen für eine wirkliche Bereicherung der pathetischen Lyrik jener Zeit gelten. Vor allem das zweite Gedicht hat hervorragende Eigenschaften. Hier befindet sich Gottsched, der Dichter und Vaterlandsfreund, in seinem Fahrwasser. Hier zum ersten Male weht etwas vom Geiste der großen Griechen durch deutsche Verse; und selbst Waniek, der Gottsched gegenüber stets einen geziert-herablassenden, überlegenen Ton anschlägt, erteilt dieser Ode das verlegen klingende Lob, dass sie „aufrichtig gemeint und mit jener durch pedantische Gelehrsamkeit gedämpften Begeisterung geschrieben“ sey, der Gottsched „nur immer fähig war“. Wenn man jedoch ein ehrliches, von Einsicht getragenes Urteil über das Gedicht fällen will, so wird man sagen müssen: dass in dieser Ode die, im 17. und 18. Jahrhundert so beliebte Gattung der Heldengedichte und Ehrenlieder (wie sie zumal von Pietsch, Canitz, Besser, König und Anderen mit Vorliebe gepflegt worden war und gepflegt wurde) plötzlich einen ganz neuen, lebendigen Schwung und einen, von hehrem, vaterländischem Stolz beseelten Inhalt offenbarte. Der Dichter war hier zum ersten Male mit seinem ganzen, großen Herzen bei der Sache, nicht neben ihr oder ganz fern von ihr. Dadurch kam jenes Große in den Hymnus, was Waniek in seiner nüchternen, kümmerlichen Weise als „aufrichtig gemeint“ bezeichnet. Die, angeblich „durch pedantische Gelehrsamkeit gedämpfte Begeisterung“ aber war nichts

anderes als wahrhaftige, im Geiſte der Alten durch Beſonnenheit gezügelte, Leidenſchaft. War der Dichter mit dem Herzen *bei* der Sache; ſo ſtand er doch zugleich mit dem Kopfe *über* ihr — das heißt: er war beſtrebt, ſich dem Ideal des wahren Dichters und Künſtlers zu nähern; wenn er es auch, aus Gründen, die teils in ihm ſelbſt, hauptſächlich aber in den Zeitverhältniſſen lagen, noch nicht eigentlich zu erreichen vermochte. Denn allerdings: ein lyriſches Kunſtwerk in dem Sinne, den wir heute mit dieſem Begriff verbinden, iſt auch das ‚Lob Germaniens‘ nicht. Es enthält Stellen, in denen ſich nur ein Redner in Reimen ergeht; noch andere, in denen es dem Dichter nicht geglückt iſt, dem trockenen Wort Seele zu verleihen. Der, zweifellos von echter Begeiſterung erfüllte, Sänger wird zuweilen ſo proſaiſch, wie nur ein römiſcher oder griechiſcher Lyriker, ein Pindar oder Horaz, proſaiſch werden konnte. Aber wo uns aus vielen Verſen ein ſo edles Feuer entgegenſchlägt; wo uns eine ſo große Geſinnung anweht; wo uns die rhythmiſch beſchwingte deutſche Sprache ſo klangvoll und mit ſo freier Kraft umtönt; — da wäre es kleinlich, nach dem zu fragen was fehlt und um 1728 in Deutſchland begreiflicherweiſe noch fehlen mußte. Wol mag es uns heute ein Lächeln ablocken, wenn Gottſched ſein vergöttertes Germanien als „Königin der Welt, vor deren Thron ſich hundert Völcker ſchmiegen“, auf deren Wink ſich „tauſend Fürſten“ beugen, feiert. Aber der Lobgeſang galt ja nicht der Gegenwart, nicht dem armſeligen Schatten, der als ‚Deutſches Reich‘ den Spott Europas weckte: er galt der großen Vergangenheit; ſollte den Blick der Zeitgenoſſen auf ſie zurücklenken und das in Schwachheit, in Rat- und Mutloſigkeit hinſiechende Geſchlecht zu neuem Glauben an ſich, zu neuer Kraftentfaltung anfeuern. Deshalb entrollt der Dichter in großen Zügen ein Bild von der Weltmacht des alten Reiches, von der Herrenſtellung der germaniſchen Stämme. Er weiſt ſeine Zuhörer und Leſer darauf hin, daſs Rom, Spanien und Gallien von deutſchen Kriegern bezwungen worden; daſs faſt alle Völker Europas deutſche Männer zu Fürſten gehabt; daſs die Spuren der Herrſchaft Germaniens in allen europäiſchen Sprachen zu erkennen

seyen. Und dem, vielleicht zu erwartenden, Einwurfe, dass solche Großtaten doch nur von der wilden, gewalttätigen Kraft der „deutschen Sieger" zeugen, dass es „die Art der wildesten Barbaren" sey, nur „an Fäusten starck und schwach am Geiste seyn" — diesem Einwurfe und Vorwurfe begegnet er mit der begeisterten Hinweisung auf alle die geistigen Großtaten aus deutscher, noch nicht allzuweit zurückliegender, Vorzeit. Die Erfindungen des Pulvers und der Buchdruckerkunst, durch welche Deutschland die „Künstler alter Zeiten beschämt", werden besungen; dann heißt es weiter:

„Wer hat den Bau der Himmel umgekehrt,
Dem Erden-Ball den Mittel-Punct entzogen,
So daß er itzt in länglicht-rundem Bogen
Von Jahr zu Jahr die feste Sonn umfährt?
Wer räumte doch den Wust Crystallner Kreise
Mit starker Faust aus der gestirnten Lufft?
Ihr Völcker merckts, denn gantz Europa rufft:
Ein Deutscher thats, Coppernicus der Weise.

*

Er war dein Sohn, du deutsches Preussen-Land!
Und hat sich selbst und deinen Ruhm erhoben . . ."

Neben Coppernicus werden Hevel, Keppler, Huygens, Leibniz, Wolf, Sturm, Guericke u. A. als deutsche Geisteshelden in Anspruch genommen; und die stolze Frage: „Wer denckt sich nun den Deutschen zu vergleichen?" leitet zu den Großtaten der Kunst hinüber, in welcher Deutschland zwar nicht gerade andern Ländern und Völkern überlegen erscheint, aber doch seinen Platz neben ihnen zu behaupten vermag. Denn wie Teleman und Händel den Tonkünstlern Welschlands und Frankreichs ebenbürtig sind, so würden Maler wie Holbein und Cranach (Dürer bleibt wol, wie der Name Bach neben Teleman und Händel, nur zufällig unerwähnt) selbst von einem Zeuxis den Kranz erhalten. Da Gottsched, zu seinem, gewiss recht lebhaften, Bedauern, von deutschen Dichtern nicht viel Rühmens machen konnte: so ermutigt er die lebenden Sangesbrüder wenigstens, nicht klein von sich zu denken; da Phöbus auch ihre Lieder „seiner Triebe Frucht" nenne. Und wie in der, den Goethischen Gedichten

vorangeſetzten, Zuneigung der Dichter den Schleier der Dichtung aus der Hand der Wahrheit empfängt: ſo tritt hier zum erſten Male die große, neue Forderung nach einer, auf die Wahrheit gegründeten Wirklichkeitsdichtung hervor. Deutſche Dichter ſollen nicht mit Homer den Zorn der Atriden beſingen, nicht mit Virgil den Heldenzug des Aeneas beſchreiben: ſondern ihren Ruhm darin ſuchen, wirkliche Weltvorgänge zu ſchildern (der bald darauf Epoche machende Begriff von der „Nachahmung der Natur" im engeren und weiteren Sinne des Wortes ſchimmert hier ſchon durch) und der Wahrheit die Ehre zu geben. Damit war die Bahn gewieſen, auf der Gottſched ſeine Genoſſen und Jünger und mit ihnen die neue deutſche Dichtung, über die Fabel- und Sagenkreiſe der alten Klaſſiker hinaus, in die Gefilde des Lebens zu führen gedachte.

Aber auch in der Liebes- und Empfindungslyrik ſtrebt ſeine lebensvolle Natur über die engen, klöſterlichen, Wahrheit und Wirklichkeit ausſchließenden, Gränzen hinaus. Die Odenſammlung enthält nämlich eine ganze Reihe von Liebesgedichten, in denen ich zwar nicht mit Waniek „die Anfänge der deutſchen Anakreontik" erblicken kann, da dieſe bereits Jahrzehnte vorher bei Beſſer in die Erſcheinung getreten waren; die aber doch, ſoweit ſie von Gottſched herrühren, eine, ſelbſt noch in den wenigen ſubjektiven Herzensergüſſen Günthers kaum zu ſpürende, anmutvoll-ſinnliche Kraft athmen. Schon in einer Ode ‚Die Gleichgültigkeit' (XI, des IV. Buches), hält er ſich über die, ihre „Menſchheit verſchwerenden" Gemüter von „Stein und Stahl" auf, die weder Schönheit noch Artigkeit auf ſich wirken laſſen; bekennt er ſich als einen Mädchen- und Naturfreund, dem nicht nur „der Auen Frühlings-Pracht die Sinnen lockt und reizt", ſondern auch „der Schönheit Macht den Geiſt gewinnt", und „der munteren Jugend Glanz" das Herz rührt.

„Nein, mir gilt nicht Alles gleich;
Ich kan haſſen, ich kan lieben;
Ich bin an Empfindung reich,
Reich an Zärtlichkeit und Trieben.
Tadelt denn mein Weſen nicht,

Wenn ich Geiſt und Anmuth ehre:
Denn Natur und Wahrheit ſpricht,
Daß ich mit zur Welt gehöre."

— ſo klingt dies mutige Bekenntnisgedicht aus; und ihm läſſt er das reizende, dem Mat. Prior mit vollendeter Meiſterſchaft nachgebildete Scherzgedicht ‚An Melinden' folgen:

„Als Venus einen Sommer-Tag
Gantz nackend in dem Bade lag,
Kam Cypripor mit Pfeil und Bogen
Gantz unverhofft herzu geflogen.

Er ſah ſie und ergriff in Eil
Den allerſchärfſten Liebes-Pfeil;
Er ſchoß, und hat nach Wunſch und Hoffen
Der ſchönen Göttin Bruſt getroffen.

Ich ſterbe! rief ſie voller Schmertz.
Verräther! weiſt du ſonſt kein Hertz?
Und willſt du auch im Götter-Orden,
Wie Nero, deine Mutter morden?

Was ſprach der kleine Böſewicht?
Fürwahr, Mama, ich kannt euch nicht.
Ihr wißt, es iſt ſehr leicht geſchehen,
Euch vor Melinden anzuſehen."

Aus eigener Empfindung fließen ihm dann die Lieder ‚An Olorenen' und ‚An Anemonen'; am ſchönſten jedoch die zwei Lieder ‚An Cöleſtinen'. Die erſten, in denen ihm gelegentlich Ovid als Muſter vorſchwebt, ſtammen bereits aus der „Pleißen-Stadt"; die beiden letzten, das Herzenserlebnis unmittelbar und ganz modern behandelnden, Stücke dürften noch der Königsberger Zeit angehören. Reizend iſt es, wenn von Olorene, da ſie mit ihrer Freundin Doris über die „bunten Auen" wandelt, geſagt wird:

„Olorenens Schönheit ſiegte;
Denn ihr heitres roth und weiß
Nahm der gantzen Flur den Preis.
Die ſich ihr zu Füſſen ſchmiegte."

Da nun Flora über dieſen Sieg ergrimmt, ſo ſchwebt ſie zum Olymp empor und bittet die Götter, Olorenen „die Anmuth zarter Glieder" zu rauben, da ſie ſonſt nie wieder die

Fluren mit Blumen ſchmücken wolle. Aber die Götter wünſchen ſich ſelbſt von Olorenens Schönheit zu überführen, ſteigen zur Erde hinab, werden natürlich entzückt und weiſen Flora ab, die nun ſchwört, ihrem Willen treu zu bleiben. Jupiter lacht ſie aus und meint, Olorene werde Floras Amt ſehr gut vertreten:

„Wann ihr anmuthsvoller Schritt
Wieſen oder Feld betritt;
Sollen Nelken und Narciſſen,
Unter ihren Sohlen ſprieſſen."

Einfacher gehalten iſt das Gedicht ‚An Anemonen'; und von gleicher Schlichtheit ſind die zwei Oden ‚An Cöleſtinen'; von denen zumal die zweite auch für lebensgeſchichtlich bedeutſam gelten darf in ſofern, als ſie, wenn meine Vermutung richtig iſt (S. Seite 112, Anmerkung), uns den jungen Königsberger Gelehrten als einen ſchwer um ſeine Liebe Kämpfenden zeigt. Als Dichtung iſt dieſe Ode ſchon deshalb von ungewöhnlichem Werte, weil ſie der neuen Forderung Gottſcheds in hohem Grade entſpricht: auf Natur und Wahrheit iſt hier jedes Wort, jede Wendung geſtellt; das Ganze iſt der unmittelbare Ausdruck deſſen, was den Dichter erfüllt, und wirkt in ſeiner ſchlichten, vollſtändig ſchmuckloſen Unmittelbarkeit ſo echt wie irgend eines der beſten Jugendgedichte Goethes.

Gleich mit den Anfangsverſen führt uns der Dichter, ohne ein überflüſſiges Wort, in ſeinen Daſeynszuſtand hinein:

„Itzt thut dein Knecht nur alles deinetwegen,
Zum Zeugniß, daß ich deine bin.
Ich werfe nicht, wie ſonſt Verliebte pflegen,
Studiren, Fleiß und Arbeit hin.
Nein, Freundin! nein, dein heller Augen-Strahl
Entzündet zwar mein Herz mit Liebe;
Doch mehrt er auch dem Thyrſis allemahl
Der tugendhafften Ehrſucht Triebe.

Seitdem ich dich, erleſne Seele, kenne,
Stärkt ſich mein Trieb zum Guten ſehr.
Die zarte Gluth, davon ich itzo brenne,
Entzündet ſich zwar mehr und mehr:
Doch weil ich Dein nicht würdig werden kan,
Dafern mein Glück nicht erſt geſtiegen;

So hebt mein Fleiß mit neuem Eifer an,
Den Wiſſenſchafften obzuliegen."

In der dritten Strophe erfahren wir, daſs Cöleſtinens Verehrer „Tag und Nacht zuſammennimmt" und „nach Gelehrſamkeit ringet", um „das ſeltene Kleinod ſeiner Zeiten" für ſich zu gewinnen; dann fährt er fort:

„Wenn Abends mich des Schlummers Macht bezwungen,
Indem mein ſchweres Auge winckt,
Und gar das Haupt von Mattigkeit durchdrungen,
Auf Tiſch, Papier und Bücher ſinckt:
Dann hat mir offt ein Traum dein Bild gezeigt,
Du fängſt mich liebreich an zu ſtrafen:
Freund, iſt dein Wort: biſt du mir recht geneigt,
So muſt du nicht dein Glück verſchlafen.

Sogleich erwacht mein trübes Auge wieder,
Mein ſpäter Fleiß erneuert ſich,
Dein ſüſſes Wort ermuntert Geiſt und Glieder,
Dein holder Zuruf ſtärcket mich.
Um Mitternacht, wenn ſonſt kein Licht mehr brennt,
So brennt und gläntzt doch meine Leuchte,
Daß, wer es ſieht, des Thyrſis Fleiß erkennt:
Ach, daß er nur ſein Ziel erreichte!

Du biſt der Zweck, den ich mir fürgeſetzet,
Der ſchönſte Vorwurf meines Blicks:
Du biſt das Licht, ſo mein Gemüth ergetzet,
Der höchſte Gipfel meines Glücks.
Ja, Freundin, ja! die Welt wird mir verhaßt,
Ja faſt zur Hölle werden müſſen,
Dafern ich nicht, nach überſtandner Laſt,
Dich als mein Eigenthum ſoll küſſen."

Nicht zum wenigſten dieſen Beiträgen Gottſcheds verdankten es die ‚Oden', daſs ſie die Aufmerkſamkeit jener Welt, die für Gedichte überhaupt empfänglich war, in hohem Grade erregten. Die Meinung, daſs man in dem Senior der ‚Deutſchen Geſellſchaft' auch den erſten aller lebenden Dichter zu erblicken hatte, verbreitete ſich ſchnell in Deutſchland und gab der Geſellſchaft ein hohes, weitreichendes Anſehen; obſchon dort und hier der nie ſchlafende Neid ſich lebhafter zu betätigen anfieng. Wol kam der Aufſchwung, den die Geſellſchaft jetzt nahm,

weniger in einem Zuſtrömen von neuen Mitgliedern zum Ausdruck (1728 traten 10, 1729 ſogar nur 7 neue Mitglieder ein) als vielmehr darin, daſs einerſeits der junge Adel in wachſender Zahl (1728 war die Hälfte der Neueintretenden adliger Herkunft), desgleichen Gelehrte und anſehnlich beamtete Männer aus Städten wie Göttingen, Königsberg, Lübeck u. a. m. ſich um die Ehre der Mitgliedſchaft bewarben; andrerſeits der Briefwechſel des Seniors ins Große anzuſchwellen begann. Aber vielen Zeitgenoſſen galt die kleine Gruppe von Gelehrten und Studenten ſchon jetzt für eine, in geiſtigen und allen die deutſche Sprache betreffenden Angelegenheiten, maßgebende Körperſchaft — und das gab ihr, vor allem jedoch ihrem Leiter, die bevorzugte Stellung.

Übrigens ſcheint ſich der Dichter Gottſched um dieſe Zeit noch nicht ganz klar geweſen zu ſeyn, welchen Weg er eigentlich einſchlagen ſollte. Der Hang ſeiner ehrlichen Seele wies ihn auf das Rügelied. Seine Satire ‚Die Reimſucht‘ hatte ſtark gewirkt; auch die ſatiriſchen Partieen in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ bildeten einen Haupterfolg der Zeitſchrift, ſchufen aber dem in Leipzig allgemach bekannt gewordenen Herausgeber viel Feinde. — Das Eine war erfreulich; das Andere war ärgerlich und konnte für den Gelehrten, der die Laufbahn des Hochſchullehrers einzuhalten wünſchte, verhängnisvoll werden; um ſo mehr, als ihm ſeine Aufrichtigkeit auch im perſönlichen Verkehr vielfach ſchadete und ihm, der kein „Landeskind“ und noch kein „berufener und verordneter Diener“ des Staates war, das Leben erſchwerte[13]. Die Neigung, den Juvenal ſeiner kleinen Zeit

[13] Über alles dieſes enthalten die 1738 erſchienenen ‚Geſpräche zwiſchen Johann Chriſtian Günther. In dem Reiche der Todten. Und einem Ungenannten. In dem Reiche der Lebendigen‘ ſehr bedeutſame Mitteilungen, die uns an anderer Stelle noch beſchäftigen werden. Näheres über dieſe wichtige, von dem Naumburger Johann Wilhelm Steinauer verfaſſte Streitſchrift findet man in der ‚Gottſched-Halle‘ I, Heft 2, S. 3 u. ff. — Übrigens hatten auch die Freunde Gottſcheds ihre Bedenken über die Tätigkeit des Satirikers. So ſchreibt ihm Bock aus Königsberg 1728, am 6. April: „Sollte ich mir die Freyheit nehmen dürffen, etwas hierbey zu erinnern, ſo wäre ohnmaßgeblich beßer, daß obgleich deine ſatyriſche

vorzuſtellen, lag mit der Klugheit, die vor den böſen Folgen warnte, in ſchwerem Streit; und zwei Gedichte ‚An Thalien‘, die er im Jahre 1728 verfaſſte, gewähren uns einen feſſelnden Blick in die, den jungen Satiriker beherrſchende Seelenſtimmung. Das erſte, eine urſprünglich ‚An den Herrn geheimten Secretär König‘ gerichtete Ode, ſchildert uns die Verſuchungen, die ſich an ihn drängten, um ihn der Wahrheit untreu und zum landläufigen Schmeichelreimer zu machen. Er erwägt, wie nutzlos und gefährlich es iſt, zu „ſchmälen“ und „der Thoren Thun“ zu beleuchten; während es Erfolg und Lohn verſpricht, wenn man es verſteht, „Rohr und Seyten nach der Lobſucht unſrer Zeiten“ zu ſtimmen, Rieſen aus den Zwergen zu künſteln und Maulwurfshügel zu Bergen zu machen. Er ruft die „Häucheldirne“ Klio an; und kaum hat er der „Prieſterin der Schmäucheleyen“ ſeine Feder geweiht, ſo füllt ſich ſein „reger Buſen mit ganz neuen Trieben an“; er fühlt ſich ermuntert, Geſellen, die „durch eignes Wagen niemals einen Floh geſchlagen“ zur Größe eines Alexanders hinaufzuloben; die Schaar elender Verſchmiede zu Phöbusſöhnen zu ſtämpeln[14]; alberne Tröpfe als Philoſophen zu feiern[15] und alle Weiber für ſchön und keuſch zu erklären.

Schrifften gar fürtrefflich gerathen, doch man viel lieber es mit dieſer Art Gedichten ſo lange anſtehen ließe, biß man ſeinen völligen Endzweck erreichet hätte, weil man ſich dadurch, wenn ſie gleich unpartheyiſch verfertiget, dennoch nur Feinde auf den Hals ziehet, worunter der geringſte uns offt mehr hinderlich ſeyn kan, als wir es vermuthen.“

[14] „Phöbus ſitzt umringt von Söhnen,
Und kann kaum die Hälfte krönen;
Weil er ſeinen Lorbeerwald,
Den wir ſo verwüſtet ſchauen,
Bloß zu Kränzen kahl gehauen.“

[15] „Thöricht war die Zahl der Weiſen,
So uns die Geſchichte preiſen,
Gegen unſrer Weiſen Zahl.
Groß an Klugheit, jung an Jahren,
Viel gelernt, und viel erfahren,
Doch am Kinne glatt und kahl,
Das ſind itzo, da ich ſinge,
Die gemeinſten Wunderdinge.“

Aber dann ſiegt die Ehrlichkeit in ihm; und begeiſterungvolle Worte männlichen Trotzes, männlicher Kampfesluſt fließen ihm von den Lippen:

„Klio ſchweige!
Fleuch mit deiner Häuchlergeige,
Fleuch, verhaßte Lügnerinn!
Andre magſt du ſchmäuchlen lehren.
Ich will bloß die Wahrheit ehren,
Der ich längſt ergeben bin.
Komm, Thalia! du Getreue,
Straf und ſchilt die Welt aufs neue.

Lehre mich die Wahrheit ſchreiben,
Die der Welt zu Trotze bleiben,
Und ſie ſchamroth machen ſoll.
Mache täglich Schand und Laſter,
Unverſtand und Wahn verhaßter;
Zeige ſtets den alten Groll,
Den du längſt der Schaar der Thoren
Angedroht, ja zugeſchworen."

Weſentlich anders ſtellt ſich der Zwieſpalt ſeiner Dichterſeele, in der Satire ‚An Thalia' dar[16]. Hier ſagt er zunächſt der ſchneidigen Muſe ein kräftiges Lebwohl:

„Verdammt ſey jedes Blatt, das ich, nach deinen Trieben,
Satiriſch ausgedacht und ſcherzhafft aufgeſchrieben.
Die Reue kommt bereits mit ſpäten Schritten nach;
Denn da ich mir von dir nur Luſt und Ruhm verſprach,
So offt mein ſcharfer Kiel ein Straf-Lied ausgehecket,
So offt haſt du mir nichts als Zorn und Haß erwecket."

Dann ſchildert er die Wirkungen, die ſein „freyer Kiel" in Leipzig übt, wie ſich eigentlich Alle, Männer, Frauen und Mädchen, von Silvanders[17] „Stichen" getroffen fühlen, und bedauert, jemals Horaziſche, Juvenaliſche und andere Satiren geleſen zu haben, durch die er angeregt worden, ebenfalls Satiren zu ſchreiben. Thalia verſucht, ihn zu tröſten; ſie behauptet, daſs

[16] Sie iſt nur in der erſten Auflage der ‚Dichtkunſt' S. 476 u. ff. erſchienen.

[17] Das Wort ſpielt auf Gottſched, als den im „belobten Walde" Juditten Geborenen, an.

ein „Dichter, der da ſchertzt", zehnmal mehr erbaue, als wenn „ein Stagirit die Lehre guter Sitten, voll Ernſt und Gründlichkeit, der Kunſt nach, zugeſchnitten"; daſs Heldenlieder und Lobgedichte (deren Gottſched ja ebenfalls eine ganze Reihe verfaſſt hatte) kaum geleſen und ſchnell vergeſſen würden; während man für gepfefferte Satiren gern „doppelt Geld" zahle, des Druckers Türen ſtürme und „Speis und Tranck" über dem Leſen ſolcher „Stachelſchrifften" vergeſſe. Aber ‚Silvander' läſſt ſich nicht überzeugen. Heldenlieder ſchaffen wenigſtens keine Feinde; fordern höchſtens das Urteil des Kritikers heraus und führen ſchließlich, wenn „Fett und Schmaltz, Anis und Pfeffer" in ſie eingewickelt wird, ein friedliches Daſeyn — erwidert er und weiſt abermals auf die unangenehmen Wirkungen ſatiriſcher Schriften für deren Verfaſſer hin. Thalia redet ihm aufs neue zu: er ſolle ſich die Gloſſen der Gegner nicht verdrießen laſſen und nicht überſehen, wie Viele ſich über die Striegelung der Wenigen freuen. Silvander jedoch bleibt feſt. Er frage nichts nach dem „tummen Pöbel"; und wenn dieſer kein Lobgedicht leſe, weil es ihm zu hoch und zu langweilig iſt, ſo ſey ihm das gerade recht.

„Ich mag nicht, daß Hans Dumm und Simplex und Nicoll
Mein Tichten, meine Kunſt, erhöhn und rühmen ſoll"

ruft er aus; wenn ihn Mencke, Maſcou, Coſte[18], Rabener, Krauſe, Jöcher und König leſen und loben, ſo gelte ihm das mehr, als der ſchadenfrohe Beifall „des groſſen Haufens". Thalia erwidert, daſs er natürlich die Anerkennung der „Kenner guter Sachen" bedürfe; daſs er aber auch die Welt brauche und deshalb ſeinen Zorn „den Laſtern auf die Haut" gießen, ſich „zum Richter böſer Sitten erheben" müſſe. Da nun ‚Silvander' fragt, wie er ſich bei ſolchem Dichten ſein Glück erhalten ſolle: ſo weiſt ihn Thalia auf Aretin hin, dem ſein Tadeln mehr Lohn eingetragen habe, als man ihn in der Gegenwart mit dem eifrigſten Loben verdienen könne. Aber ‚Silvander' bleibt auch diesmal feſt; und nun gibt Thalia nach:

---

[18] Ein von Gottſched hochgeſchätzter franzöſiſcher Redner.

„Wohl, ich erlaſſe dich, hinführo deiner Pflicht,
Ich will dich künftig hin nicht mehr zum Tadel treiben,
Du ſollſt, weil du nicht willſt, nicht mehr Satiren ſchreiben.
Verfaſſe keinen Vers, dadurch des Pöbels Wuth,
Sich wie das Meer erregt, So bleibt die Welt dir gut."

Um aber ihr Spiel nicht ganz verloren zu geben, bittet ſie ihn, Horaz und Juvenal, deren Satiren kein Menſch in Deutſchland leſe, „aus der Grufft" zu ziehen; je nach Gefallen „die beſten ihrer Lieder hin und wieder zu verdeutſchen", was ja ungefährlich ſey, da die von jenen gebrandmarkten Perſonen nicht mehr leben. Das leuchtet ihm ein; er beſchränkt ſich fortan darauf, die alten Satiriker dann und wann in deutſcher Sprache zu Worte kommen zu laſſen und überläſſt es Andern, die Geißel der Satire zu ſchwingen[19].

---

[19] Ganz in demſelben Sinne ſchreibt Gottſched (Ged. I, 454/5) 1732 an Frau Volkmann:

„Doch, als die Weisheit mir nach dieſem vorgeſtellt,
Man finde nichts ſo ſchön und trefflich in der Welt,
Das ohne Tadel wär, und keine Flecken hätte:
So ſeufzt ich oftermals mit jenem um die Wette,
Der ſtets mit Traurigkeit der Menſchen Schwachheit ſah;
Wenn, nach des Pöbels Wahn, die größte That geſchah.
So iſt denn, war mein Wort, kein Sterblicher zu loben?
So wird denn all ihr Thun ganz unverdient erhoben?
So iſt denn keine That in allen Stücken rein?
Ja, ja! wer loben will, der muß ein Lügner ſeyn.
Thalia mußte mich alsbald zum Schüler nehmen;
Ich fieng ſatiriſch an, die Thorheit zu beſchämen:
Ich deckte manches auf, das ſchön von außen war,
Und ſtellte manch Geſicht in ſeiner Blöße dar:
In Hoffnung, dergeſtalt, durch die entlarvten Flecken,
Die gleißneriſche Welt vom Böſen abzuſchrecken.

Allein, es war umſonſt, die Lauge biß zu ſcharf.
Es hieß: Wie geht es zu, daß der ſo läſtern darf?
Wer hat ihm immermehr das Strafamt aufgetragen?
Und wer wird endlich was nach ſeinen Lehren fragen?
So war mein Hoffen aus. Ich merkte, daß die Welt
In allem, was ſie thut, nicht viel auf Regeln hält;
Und lieber blindlings tappt, als recht im Lichte gehet,

Dieſer Verzicht auf eine juvenaliſche Tätigkeit, für die ja in dem, vorzugsweiſe von Polizeiſoldaten beherrſchten Deutſchland ohnedies die rechten Bedingungen fehlten, mochte ihm jetzt, da er Senior der ‚Deutſchen Geſellſchaft‘ geworden war, nicht eigentlich ſchwer fallen. Seinen Lebensberuf hatte er ja ohnedies nicht in der Brandmarkung des beſtehenden Schlechten, ſondern in der Schaffung und Gründung des Guten und Segensreichen zu erblicken. Nicht Zertrümmerer, ſondern Erbauer; nicht Verurteiler des Chaos, ſondern Chaosordner ſollte er werden. Nicht über die heimlichen und offenbaren ſittlichen Mängel ſeiner Zeitgenoſſen ſollte er zu Gericht ſitzen, ſondern durch Beiſpiel und Lehre den ſittlichen Tiefſtand ſeines Volkes in ſeiner Zeit heben; für eine ſittliche, dem Gemeinwohl förderſame Lebenshaltung beider Geſchlechter kämpfen.

Bei dem Wenigen, was er bisher in dieſer Beziehung hatte leiſten können, war er im Weſentlichen auf ſich allein angewieſen geweſen. Jetzt endlich ſah er ſeine Kraft einem Werkzeuge verbunden, das ihm, richtig angewendet, zu großen und größten Wirkungen verhelfen konnte; und es ſpricht für die ſelbſtloſe Reinheit ſeiner Abſichten, daſs er ſich mit dem Gegebenen genügen ließ. Wenn er nämlich, wie man ihm dies ſo gern nachſagte und ſelbſt heute noch mit Behagen nachſagt, mit der ‚Deutſchen Geſellſchaft‘ nur ſeine perſönlichen, auf die „Diktatur“ gerichteten, Zwecke verfolgt hätte: ſo wäre es ihm gewiſs ein Leichtes geweſen, ſich auf den Mitgliederfang zu legen, ſich auch äußerlich zum Herrſcher eines Heeres von ſatzungmäßig gefeſſelten Trabanten zu machen. Die Geſellſchaft war ihm jedoch ebenſowenig, wie ſeine Lebensarbeit, Selbſtzweck; war ihm nur Mittel zur Durchführung ſeiner großen Abſichten: und als ſolches konnte ſie dem Einen, der an ihrer Spitze ſtand, ihre treibende, mehr noch, ihre ſchöpferiſche Kraft vorſtellte, auch mit zehn und weniger Getreuen die wertvollſten Dienſte leiſten. Anſehn, Einfluſs und Wirkſamkeit der Geſellſchaft waren ja doch

---

So nah ihr ſichrer Fuß an tauſend Fallen ſtehet.
Drum hab ich nach und nach Thalien abgeſchafft u. ſ. w.“

einzig an die Perſon ihres Neuſchöpfers (denn der war Gottſched, und nur er) geknüpft; dem ſie hinwiederum allein durch ihr Vorhandenſeyn, nicht durch die Maſſe ihrer Mitglieder, Anſehen und Einfluſs ſteigerte — ſoweit das für eine wirkſamſte Verfolgung ſeiner großen Pläne nötig war. Dieſe Pläne — richtiger geſprochen: dieſer eine, vielgeſtaltige Hauptzweck ſeines Lebens aber ſollte jetzt endlich mit aller Entſchiedenheit verfolgt werden.

Die Zeit war gekommen, mit grundlegenden Schriften aufzutreten. Der Herausgeber der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ und des ‚Biedermannes‘ hatte, in mehr allgemein gehaltenen Betrachtungen, Urteilen und Verurteilungen, gewiſſermaßen die erſten Gränzpfähle geſteckt und die Richtungen angedeutet, nach denen hin ſich die Erneuerungbeſtrebungen auf den wichtigſten Kulturgebieten, vor allem auf dem Gebiete der deutſchen Sprache, Dichtkunſt und Beredſamkeit, bewegen ſollten. Jetzt galt es, Schritt für Schritt, vom Leichten zum Schweren, vom Naheliegenden zum Entfernteren, vorgehend, die große Arbeit wirklich zu beginnen; und es zeugt von tiefer Einſicht, von klar abwägender Beſonnenheit, daſs das erſte ſeiner epochemachenden Lehrbücher der, 1728 im Herbſt veröffentlichte, ‚Grundriß einer Vernunfftmäßigen Redekunſt‘ war.

Die ungebundene Sprache und zumal die Kunſt, ſich ihrer in freier Rede zu bedienen, ſie lagen in Deutſchland noch ſehr im Argen. Die Gelegenheiten, nicht nur die üblichen, von echter Redekunſt gewöhnlich weit entfernten Kanzelreden, ſondern auch weltliche Lob- oder Trauerreden zu halten, hatten zwar ſeit dem Ende des 17. Jahrhunderts nicht ganz gefehlt; und wie Kanitz 1683 eine leidliche „Klagrede“ auf die brandenburgiſche Churprinzeſſin Eliſabeth Henriette; Beſſer 1688 eine, damals vielbewunderte, Lobrede „auf ſeine unvergleichliche Kühleweinin“, die „Gott und ihrem Mann getreueſte Climene“, ſorgfältig ausgearbeitet und wol gar ſelbſt vom Blatt abgeleſen hatte: ſo wuſſte man auch von einer im Jahre 1705 gehaltenen Lobrede Samuels von Königsdorf auf Kaiſer Leopold den Großen, von einer 1707 gehaltenen Lobrede Neukirchs auf die Königin Sophie Charlotte; von einer 1714 in Halle ge-

haltenen Lobrede des Konsistorialrats Gundling auf König Friedrich Wilhelm I. und einigen anderen Reden, unter denen die von Gottscheds Freunde Gottlieb Siegfried Bayer bei Einweihung der Petersburger Akademie der Wissenschaften (1726) gehaltenen Lobrede auf die Kaiserin Katharina I. immerhin hervorgehoben zu werden verdient. Aber das war so ziemlich Alles, womit Deutschland auf diesem Gebiete Staat machen konnte; es war ärmlich genug, zeichnete sich mehr durch fehlende Abgeschmacktheiten und Sinnlosigkeiten, als durch besondere, die Zuhörer mit fortreißende oder ergreifende und rührende Vorzugseigenschaften aus. Die Redner beschränkten sich auf ein mehr oder weniger übertreibendes Lob ihrer fürstlichen Helden und Heldinnen; zeigten sich nur selten von einer, wenn auch gehaltenen, so doch echten, Empfindung beseelt; und nie noch hatte, seit Luthers Tode, ein deutscher Mann gewagt, die Gränzen, welche Gottesfurcht und Fürstenanbetung den Vorstellungen dürftiger Bedientenseelen zogen, zu überspringen. Wenn ein Redner sich wirklich einmal dazu entschloss, einem nichtgefürsteten Erdensohn eine Lobrede zu halten: so musste der wenigstens ein hoher Herr von Adel seyn oder gewesen seyn; wie etwa der kaiserliche Rat und Präsident des breslauischen Ratskollegiums, Christian Hofmann von Hofmannswaldau: dem Lohenstein 1679 eine, von Gottsched in den ‚Beyträgen' so übel beleuchtete, gespreizte Gedächtnisrede ins Grab nachgesandt hatte. Wo Gottesfurcht und Fürstenanbetung zu Worte kamen, da fragte man nicht nach Erfüllung von Kunstgesetzen; ebensowenig nach Gedanken; und am wenigsten verlangte man, dass der Redner sich als einen Mann von Karakter und philosophischer Denkart offenbarte. Dergleichen hätte eher gestört. Reden dieser Art waren ja auch nicht eigentlich für den „Pöbel" berechnet, der vom Redner eine Erregung seiner „Affekte" hätte erwarten und verlangen können; sie durften weder Leidenschaft athmen, noch von freien, irgendwelche geistige Selbständigkeit bekundenden Gedanken erfüllt seyn. Da die paar hervorragenden Geister, welche Deutschland seit dem westfälischen Frieden besessen hatte, überhaupt keine Redner gewesen waren und günstigsten Falles vor gelehrten Zunftgenossen

lateiniſche, irgend einem ‚Klaſſiker‘ äußerlich nachgeſtammelte, jedes echten Lebens bare Rednereien geliefert hatten; da weder Pufendorf noch Leibniz, weder Thomaſius noch Wolf echtes Rednertalent beſaßen, auch nie danach ſtrebten, tiefer in die Kunſt des Redners einzudringen: ſo kamen ohnehin vorwiegend mittelmäßige und unzulängliche Köpfe, denen es von Natur fern lag, Leidenſchaft und Geiſt zu äußern, für dieſe „wohltemperierten“ Kammer- und Huldigungreden in Frage. Davon, daſs die Tätigkeit des Redners eine wirkliche Kunſt in ſich ſchließen könne; daſs eine Rede kein phraſenreiches Geſchwätz, aber auch kein litterariſcher Traktat, keine trockene Vorleſung ſey, hatte man kaum noch eine Ahnung. Selbſt auf den Kanzeln machte ſich vorwiegend ein leeres, geiſt- und gemütloſes, jeder kunſtvollen Durchführung bares Gerede breit; und was in lateiniſchen Reden durch die fremde Sprache noch einigermaßen verdeckt wurde, das trat in deutſchen Reden offen zu Tage. Man glaubte ſchon, ſich für einen Redner halten zu dürfen, wenn man „thörichte Gedanken in noch thörichtern Redensarten vortrug; wenn man unnöthige Zierrathe ſuchte; wenn man einen gar zu gekünſtelten Witz zeigte; wenn man endlich über alle Berge und Wolken flog und die an ſich verworrenen Sätze in den dicken Nebel unverſtändlicher Ausdrückungen verhüllte“. Aber nicht genug, daſs man ſich „durch die italieniſchen Spitzfindigkeiten und ſpaniſchen Ausſchweifungen hatte verleiten laſſen, die Einfalt der Wahrheit und Natur zu verachten“; daſs man „dachte, nicht mehr ſchön zu reden, wenn man bloß der menſchlichen Vernunft Folge leiſtete“; nicht genug, daſs „Alles auf Stelzen gehen; Alles hoch, verblümt, ſinnreich und prächtig; oder vielmehr überſteigend, dunkel, ſchwülſtig und hochtrabend klingen“, daſs man „zwanzig Griechen und Römer beſtehlen muſſte, um Wahrheiten, die ſonſt ein Kind verſtehen kann, auszudrücken“: „Man ſpielte auch mit Worten, und verſetzte die Buchſtaben; man füllte das Gehör mit leeren Thönen an; der Verſtand hingegen bekam ſehr wenig Licht, und der Wille ward gar nicht gerühret“[20].

[20] Die oben angeführten Sätze befinden ſich in den ‚Geſammelten Reden‘ S. S. 604/5; ſie ſtammen aus dem Jahre 1728.

Dafs hier ein, für die Bildung und geistige Befreiung des Volkes höchst gefährlicher, Mangel vorlag, war dem jungen Manne, der 1724 beim ersten Besuch einer Schauspielvorstellung die Wichtigkeit und Verbesserungbedürftigkeit der gesammten Bühnenkunst erkannt hatte, schnell klar geworden. Noch klarer war es ihm, dafs die Männer, die an den deutschen Hochschulen Rhetorik lehrten, weder den Willen, noch das Zeug, noch die Einsicht besaßen, bessernd einzugreifen. Sie hatten selbst keine Ahnung von echter Beredsamkeit; kannten weder die Kunst eines Demosthenes noch die eines Cicero; hielten „die Redekunst und ein sogenanntes Collegium Stili für einerley"; begnügten sich damit, ihre Schüler „schöne Redensarten und lateinische Blümchen" aus Cicero lernen zu lassen und waren unfähig, ihren Schülern einen Begriff von der alten griechischen oder auch von der ciceronianischen Beredsamkeit zu geben, ihnen zu zeigen, dafs „der große Demosthenes noch etwas anders, als ein schönes attisches Griechisch gekonnt habe". Sie waren „Buchstäbler und Sylbengrübler", die „in grammatischen und lexicographischen Kleinigkeiten der alten Sprachen so stark waren, als schwach sie im Verstande des Ganzen bey den Alten zu seyn pflegten, worinn doch diese am größten sind". Wie diese großen Lateiner und Griechen an den Dichtungen der Alten nur die Schalen zu bewundern wusften, dem Kern aber ganz verständnislos gegenüberstanden: so waren ihnen auch die alten Redner, die sie mit ihren „Buben" durchpaukten, „nach ihren oratorischen Kunstgriffen, d. i. nach ihrem innern Werthe, vollkommen unbekannt". Auch den Lehrern Gottscheds waren sie fremd gewesen. Seine natürliche Rednerbegabung war wol, unter Anleitung der damals in ganz Preußen vielbewunderten, das Durchschnittsmaaß der Predigthalter auch tatsächlich weit überragenden Kanzelredner Kreuschner und Quandt und durch viel tätige Übungen, leidlich ausgebildet worden; aber schon damals war dem nachdenklichen, stets „in der Wesen Tiefe trachtenden" Jünglinge die Ahnung aufgedämmert, dafs der weltlichen Redekunst doch noch andere, reichere Kunstmittel zur Verfügung stehen müsften, als der, immer nur auf einen Ton gestimmten, immer nur einem Ziele

zuſtrebenden kirchlichen. Er hatte „die weiſiſchen, talandriſchen, menantiſchen, hübneriſchen und uhſiſchen Redekünſte“ ſtudiert, ohne in ihnen eine Aufklärung über das, was er ſuchte, zu finden. Auch von Rohde, ſeinem akademiſchen Lehrer der Beredſamkeit, hatte er „keine anderen Grundſätze erlernet, als die aus trüben Quellen geſchöpft waren“; niemand aber hatte ihn „auf die Alten verwieſen“. Erſt im Hauſe Menckes, der ſelbſt ein großer Freund der Alten und ein ſehr geſchätzter Lateinredner war, fand er den Weg zu den echten Quellen auch der Redekunſt; machte er ſich, nur geleitet von ſeinem ihm angeborenen Empfinden, das ſofort von dem Weſen der alten Redner ergriffen wurde, ſelbſtändig alle die Einſichten und Lehren der alten Meiſter zu eigen, die ja nichts anderes enthielten, als was ihm, dem redlichen Wahrheitſucher und Wahrheitverfechter, bereits als dunkele Vorſtellung in der Seele lebte. Er bekam jetzt einen großen Begriff vom Worte und von der Wirkung des lebendigen Wortes; einen noch größeren vom Werte und von der Wirkung einer kunſtvoll gegliederten, die Natur des Menſchen mit philoſophiſcher Einſicht berückſichtigenden Rede; und was er in einem der erſten Stücke ſeiner ‚Critiſchen Beyträge‘ ausſprach: „Niemand kann einen tüchtigen Redner abgeben, noch etwas überzeugendes, etwas rührendes, bewegendes vorbringen, der nicht ſich ſelbſt, das iſt, den Menſchen genau beobachtet und durchforſchet hat“, das war ihm ſchon 1727 eine ganz geläufige Wahrheit. In ſeiner ‚Akademiſchen Rede zur Bewillkommnung eines neuen Mitgliedes in der vertrauten Rednergeſellſchaft‘ ſagte er u. A.: „Ein wahrer Redner iſt derjenige, der auch die verſtändigſten Zuhörer, auch die weiſeſten Männer, auch die tiefſinnigſten Philoſophen von ſeinen Meynungen überreden, und ſie nach ſeinem Willen lenken kann“; und als er 1728 aus der ‚vertrauten Rednergeſellſchaft‘ vorübergehend ſchied, erklärte er: „Das iſt die Art der wahren Beredſamkeit. Sie ſpielt nicht ſo gern mit Kindern, als ſie mit wahrhaften Leuten umgeht. Sie liebt ſolche Beſchäfftigungen, wo ſie zeigen kann, wie viel ſie vermag. Je ſchwerer alſo die Laſten ſind, die man ihr aufleget, deſto mehr Kräfte erweiſet ſie; und je wichtiger ein Werk iſt, das ſie

ausrichten soll, desto freudiger greift sie es an, desto muthiger setzt sie es fort, desto glücklicher führt sie es auch vollends hinaus." Ihm hatten auch in dieser Kunst „die unvergleichlichen Muster der Alten vor Augen geschwebt". Von Rom und Athen waren ihm „aus den lautersten Quellen die Ströme einer männlichen Beredsamkeit zugeflossen, die zwar nicht sehr sprudeln und rauschen; aber mit ihrem stillen und majestätischen Laufe alles, was ihnen widersteht, fortreißen, und durch eine unsichtbare Gewalt zum Gehorsame zwingen". Und wenn er 1728 in derselben Rede, der ich die soeben mitgeteilten Sätze entnommen habe, den, von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, herzlich unbedeutenden Herren, welche sich in der ‚vertrauten Rednergesellschaft' zusammenfanden und sich seiner geistigen Überlegenheit fast vier Jahre lang stillschweigend untergeordnet hatten, höflicherweise das Zeugnis ausstellte, dass er „durch die Gewalt ihrer Beredsamkeit" nicht nur „oft gerühret, überwunden und entzücket worden" wäre, sondern auch „begreifen gelernet" hätte, was „die alten Lehrer der Redekunst im Sinne gehabt, wenn sie von Demosthenes gesagt, daß er in seinen Reden an das Volk, nicht sowohl geredet, als vielmehr gedonnert und geblitzet habe" — so wären die belobten Herren ihm eigentlich und ehrlicherweise die Antwort schuldig gewesen: dass sie solches Alles nur von ihm selbst, der schon damals tiefer als vielleicht je ein Deutscher vor ihm, in das eigentliche, schlichte und wahrhaftige Wesen der wenigen wirklich großen „Alten" eingedrungen war, begreifen und empfinden gelernt hätten.

Nein — auch die ‚vertraute Rednergesellschaft' war nicht der Ort, wo deutsche Redner „donnern und blitzen" durften; sie hätten es nicht einmal können; diese Fähigkeit war den kleinen Menschen, die in den verschiedenen deutschen Vaterländern in engen und engsten Verhältnissen, unter sorgfältiger Bewachung seitens einer hohen Obrigkeit, dahin siechten, längst abgestorben. Von „Deutschlands altem, zur Freyheit geneigten, großen Geiste" war in der damaligen Gegenwart nichts mehr vorhanden — wie hätten da große, das freie deutsche Wort kunstvoll beherrschende Redner herkommen sollen? Selbst aus der kühnen

und freien Seele Gottſcheds, der jenen „alten Geiſt“ in ſeinen Volksgenoſſen neu lebendig machen wollte, der da glaubte, daſs „der Trieb zur Freyheit bis auf dieſen Tag in deutſchen Adern glühte“ (Ged. II, 164), konnte die Gewalt der Rede nur ausnahmsweiſe fortreißend und mit majeſtätiſcher Großartigkeit hervorſtrömen; weil die Bedingungen fehlten, unter denen ſich dieſe freie Seele ganz frei hätte ausleben und ausreden können. Demoſthenes und Cicero hatten zu einem wirklichen Volke, zu einer unabhängigen Bürgerſchaft geſprochen. Wo aber war in Deutſchland das „Volk“? Ein ſchneidender Schmerz mag oft genug durch die Seele Gottſcheds gezittert und gewittert haben, wenn er der Feſſeln gedachte, die ihn verhinderten, nicht nur in litterariſchen, ſondern auch in den großen Angelegenheiten, des Kulturlebens vor einer vielhundertköpfigen Zuhörerſchaft rückſichtlos zu ſprechen und mit ſeinen Worten ein Echo im ganzen Reiche zu wecken. „Griechen und Römer lebten in freyen Republicken und hatten alſo edle Seelen; durften auch aus keiner ſklaviſchen Furcht anders reden als ſie dachten. Wir aber ſind mit jenen Alten faſt in keinem Stücke mehr zu vergleichen. Waren ſie frey: ſo ſind wir Sklaven. Philoſophierten ſie ohne alle Furcht, nach dem Vermögen ihres natürlichen Lichtes: ſo ſind wir von Jugend auf durch viel tauſend Vorurtheile erfüllet, die uns im Gebrauche der Vernunfft hindern“ — hatte er ſchon 1727 geklagt; und die Zuſtände waren in dem einen Jahre nicht anders oder gar beſſer geworden. Aber „man kann die Welt nicht zwingen; man muß ſie nehmen, wie ſie iſt“ — dieſe tiefe ſtaatsmänniſche Wahrheit, die er 1745 ausſprach, war ihm, dem großen Realpolitiker im Reiche des geiſtigen Lebens, wol ſchon in jungen Jahren geläufig: und ſo tat er denn jetzt, was er unter den herrſchenden Verhältniſſen tun konnte, um wenigſtens weithin die Neigung zur Redekunſt zu verbreiten und ſeinen lieben Deutſchen die Fähigkeit, das freigeſprochene Wort in wirkſamer Rede erklingen zu laſſen, kunſt- und ſachgemäß anzuerziehen. Seit nahezu vier Jahren hatte er einem kleinen Kreiſe von akademiſchen Zuhörern „oratoriſche Vorleſungen“ gehalten, auf Grund einiger „nach den reinſten

und vernünftigſten Begriffen der Alten eingerichteten und nach den Bedürfniſſen ſeiner Zeit bequemten" Lehrſätze; die „kurzgefaſſte, deutliche und eindringende Art" ſeines Vortrags war nicht ohne bemerkbare Wirkungen geblieben — kurz und klar ſetzte er ſeine Begriffe nun auch in leicht zu überſehender Ordnung aufs Papier. Ariſtoteles, Cicero und Quintilian, mit deſſen ‚Geſprächen von den Urſachen der verfallenen Beredſamkeit' er ſeinen ‚Grundriſs' eröffnete, bildeten ſeine Hauptzeugen. Die „philoſophiſchen Ideen dieſer großen Meiſter von der Beredſamkeit" hatte er als „vernunftmäßig" erkannt; ſie ſchienen ihm „in der Natur und Vernunfft ſo wohl gegründet", daſs er glaubte, ſie für allgemein gültig halten zu ſollen. Die Deutlichkeit der alten Meiſter in der Erklärung deſſen, worüber ſie zu reden gedachten; die Gründlichkeit in den Beweiſen der Sätze, von denen ſie die Zuhörer überreden wollten; ihre Kunſt „in der Erregung und Dämpfung der Affecten", und ihre klugen Unterſuchungen über die Mittel, durch welche „das menſchliche Gemüthe zum Beyfalle gebracht zu werden pflege", ſchienen ihm, und mit Recht, ſo bewundernswert und für alle Zeiten vorbildlich, daſs er ſie ohne jede Abſchwächung oder Abänderung auf deutſchen Boden übertrug. Am tiefſten hatten ihn die hohen ſittlichen Forderungen, die jene Meiſter an den Redner ſtellten, befriedigt; auch in dieſer Beziehung fand er die Forderungen ſeiner eigenen Seele beſtätigt. Der ſollte, nach Ciceros und Quintilians Meinung und vor allem nach des großen Demoſthenes Vorbilde, kein Redner ſeyn, der kein redlicher Mann und kein Weltweiſer war — nichts konnte dem deutſchen Nachkommen deutlicher ſeine Zugehörigkeit zu dieſen „antiken Charakteren" offenbaren, als die Tatſache, daſs ſie ſtrenge und doch großgeſinnte Erfüller der Geſetze ihrer Kunſt, klar und wahr denkende und vor allem von Grund aus redliche Männer geweſen waren. Nur dieſe großen künſtleriſchen und ſittlichen Grundſätze machte er ſich denn auch von den alten Meiſtern zu eigen, um ſeinen eigenen, ihm gewiſſermaßen angeborenen, Grundſätzen vor der Welt das nötige Gewicht zu geben. Dagegen „bekümmerte" er ſich „um die beſondern Regeln der alten

Beredſamkeit nicht"; denn (und ſchon hier tritt die Selbſtändigkeit, mit der er bei Grundlegung ſeiner Lehren zu Werke zu gehen pflegte, offen hervor) „die Zeiten ändern ſich, und die Geſtalt der Künſte und Wiſſenſchaften auch". Am glücklichſten machte es ihn, daſs er als Erſter in Deutſchland den „größten Meiſter der attiſchen Suada", ſeinen über Alles geliebten Demoſthenes, verdeutſchen konnte; und zwar verdeutſchte er ihn nicht pedantiſch wortgetreu, um den „Wortklaubern ein Genüge zu thun"; nicht „als ein Dollmetſcher oder ängſtlicher Criticus, ſondern wie ein Redner": die Gedanken und Redefiguren, den Nachdruck und die Kraft des Originals behielt er bey; die Worte ſelbſt aber „richtete er nach unſerer Art ein", ſodaſs es „keinem deutſchen Leſer ſchwer fallen konnte, den Demoſthenes, nach ſeinem ganzen patriotiſchen Weſen, nach ſeinem Eifer fürs gemeine Beſte, nach ſeinem ungekünſtelten, ungefirnißten, offenherzigen, feurigen und eindringenden Charakter, reden zu hören". Ein Gleiches leiſtete er für Cicero durch Übertragung der Rede für den Archias und der für den Ligar; und den alten Meiſtern ließ er dann noch den Franzoſen Fléchier folgen, von dem er die berühmte Lobrede auf Turenne verdeutſchte. Seine eigenen Reden, die „doch nie canoniſiret worden", hielt er fürs erſte noch beſcheiden zurück; es genügte ihm, ſeinen „Deutſchen zu zeigen, wie ſie reden müßten, wenn ſie den alten ähnlich werden, oder auch den größten Rednern unſerer Nachbarn es gleich thun wollten"[21]. Schon hier tritt die Grundrichtung ſeiner Beſtrebungen auf den Gebieten der Dicht- und Redekunſt klar hervor: die Deutſchen ſollen, wenn irgend möglich, dahin gebracht werden, den beſten „Alten" ähnlich zu werden, zum wenigſten aber dahin, es den „Nachbarn" gleich zu tun. Die „Alten" blieben die großen, auch ihm zunächſt noch (wenn auch vielleicht nur mit Rückſicht auf die, bei den Akademikern herrſchenden, Vorurteile) für unerreichbar geltenden Vorbilder. Die „Nachbarn" dagegen

[21] Um den Text nicht unnütz zu belaſten, habe ich den Anführungen der letzten Seiten keine Quellenangaben beigefügt; alle dieſe Sätze ſtammen teils aus der Vorrede zum ‚Grundriſs', teils aus der geſchichtlichen Vorrede zum 2. Bande der ‚Weltweisheit'.

waren Leute, die aus dem nationalen Unglück der Deutſchen zwar ihre Vorteile gezogen und ſich deshalb in Dieſem und Jenem über „Thuiskons Stamm“ emporgeſchwungen, wol auch bereits mehr von den „Alten“ zu lernen getrachtet hatten; denen man aber, bei guter Leitung und einiger Anſträngung ſehr wol ebenbürtig, ja ſogar (wie er ſpäter feſt glaubte) überlegen werden konnte.

Welche natürlichen Gaben und Karaktereigenſchaften, welche ausgebildeten Fähigkeiten gehören nun, ſeiner Anſicht nach, zu einem Redner; und was ſoll ein guter Redner leiſten? In prächtiger Klarheit und Kürze (es iſt, von allem Andern abgeſehen, das ungeheure, gar nicht zu überſchätzende Verdienſt Gottſcheds, als Erſter in Deutſchland, und zugleich mit glänzendſtem Gelingen, ſeine Gedanken kurz und klar zum Ausdruck gebracht zu haben; er iſt auch in dieſer Beziehung das große, nur ſelten erreichte Vorbild all' ſeiner Nachfolger geweſen) ſpricht er ſich darüber aus. Wem die Natur „einen geſchickten Leib, eine anſehnliche Statur, eine gute Geſichts-Bildung verliehen hat, der beſitzt viel, was ihn fähig macht, ein guter Redner zu werden“ (S. 154). Ein kräftiges und gut ausgebildetes Organ iſt natürlich ebenfalls nötig; noch nötiger „der gute Vortrag“; und ſehr wichtig iſt es, Leib, Auge, Mienen und Gebärden in ſeiner Gewalt zu haben. In dem Geſichte, das vorzugsweiſe „eine ernſthaffte Mine“ zeigen ſoll, „müſſen alle Leidenſchafften (je nachdem der Inhalt einer Rede es erfordert) auf das deutlichſte zu leſen ſeyn“; zumal „die Bewegung der Augen“, die „Sprache“ der Augen ſollen ein wichtiges Mittel des Redners bilden; aber die Hände „machen das allerwichtigſte Theil der Beredſamkeit des Leibes aus“. Dieſen körperlichen, äußerlichen Vorzügen müſſen jedoch vor allem geiſtige, ſeeliſche Vorzüge geſellt ſeyn: Kenntnis des menſchlichen Herzens und ſeine Gemütskräfte (S. 24) ſind dem Redner unentbehrlich; er muſs „Welt-Weiſer ſeyn, den Menſchen kennen und die verborgenen Triebfedern ſeiner Neigungen ausſtudiert haben“ (S. 25). Daraus ergibt ſich die Forderung eines ungekünſtelten und ungezwungenen Vortrages, dem jede Abſicht zu fehlen ſcheint und der doch zu-

gleich höchſten Abſichten dient. Nur wenn er dieſe natürlichen und erworbenen Gaben zu feſten, ihm jederzeit frei zu Gebote ſtehenden Fähigkeiten ausgebildet hat und (wol gemerkt!) „ſeine Mutter-Sprache“ als ein Meiſter beherrſcht, kann der Redner, der „nicht nur ein Wahrheit und Tugend liebender Mann, ſondern auch vernünftig, gelehrt, klug und lebhafft ſeyn“ ſoll, ſeine Abſicht erreichen; die keine andere ſeyn darf und kann, als: „durch geſchickte Vorſtellungen“, zuerſt und zuletzt jedoch durch die tüchtigſten Beweis-Gründe die Gemüther ſeiner Zuhörer zu gewinnen“[22], nicht aber „ungereimte und ſchändliche Dinge als wahr und löblich vorzuſtellen“ oder durch „nichtige Vorſtellungen und nichtswürdige Schein-Gründe ſeine Zuhörer zu betrügen“ (S. 2). Wir ſehen: gleich wie Gottſched die deutſche Dichtkunſt auf „Natur und Wahrheit“ ſtellen will; ſo ſoll auch die deutſche Redekunſt vor allem auf dieſe zwei Grundpfeiler geſtellt, ſoll die deutſche Beredſamkeit dahin gebracht werden, nicht mehr „kraftloß, kaltſinnig und ohnmächtig in Bewegung der Hertzen“ (S. 27) zu bleiben wie bisher. „Die Natur ſelbſt ſoll unſre Lehrmeiſterinn werden, und die geſunde Vernunfft ſoll uns ſo reden lehren, wie ſichs nach Beſchaffenheit der Sachen, Perſonen und andrer Umſtände ſchicken wird“ (S. 109).

Ich kann es mir erſparen, an dieſer Stelle näher auf den ‚Grundriſs‘ ſelbſt einzugehen; um ſo mehr, als der Theoretiker der deutſchen Redekunſt hier noch nicht ſein letztes Wort ſagen konnte; als der Redner ſeine großen Reden noch nicht gehalten hatte, und wir uns ſpäter mit dem Redner und ſeiner eigentlichen ‚Redekunſt‘ ausführlicher zu beſchäftigen haben werden. Hinweiſen aber möchte ich zu guter Letzt nur noch einmal darauf, daſs Gottſched als Rhetoretiker mit vollem Nachdruck den Standpunkt vertritt, daſs der Zweck des Redners, der Redekunſt,

[22] „Die Beredſamkeit überhaupt nenne ich das Vermögen oder die Fertigkeit eines gelehrten Mannes, ſeine Zuhörer durch geſchickte Vorſtellungen von allem was er will, zu überreden“ — heißt es gleich in der Einleitung auf S. 1. Und ſchon in der ‚Bewillkommnungsrede‘ aus dem Jahre 1726 wird aller Nachdruck auf das „überreden“ gelegt (vgl. S. 318).

im wesentlichen einzig und allein in der Überredung besteht. Der Redner soll keine Floskeln machen, soll nicht Schönschwätzer oder Geschichtenerzähler (bei Aristoteles spielen hier die Fabeln, die Sinnsprüche u. dgl. noch eine bedeutsame Rolle) oder Windmacher seyn, sondern all' seine Seelenkenntnis, all' seine gut geschulten Verstandeskräfte und all' seine Herrschaft über die Muttersprache nur benutzen, um seine Zuhörer von der Berechtigung und Güte seiner Ausführungen zu überzeugen; er soll in ehrlicher, guter Absicht auf Herz und Verstand seiner Zuhörer wirken; sie mit ernsten Gründen überreden, seine ehrlichen Ansichten zu den ihren zu machen.

Es ist wichtig, dass wir uns das merken; denn hier haben wir den Ausgangspunkt für die große Neuerung des Poetikers, die wir im nächsten Kapitel kennen lernen werden, vor uns. Gottsched war jedenfalls der erste neuzeitliche Rhetoriker, der das, was die wenigen guten alten Redner in Ausübung ihres Berufes geleistet hatten, lehrsätzlich zur Grundlage der echten Redekunst machte und dadurch Dichtkunst und Redekunst in ihrem Wesen und Wirken streng von einander schied. Er gieng in dieser Beziehung noch über den zweifellos verständnisvollsten älteren Theoretiker der Redekunst, über Aristoteles, hinaus; bei dem sich die Einsicht noch kaum zu fest umrissenen Begriffen herausgebildet hatte; wie seine ganz leere ‚Poetik' beweist. In der ‚Rhetorik' spricht zwar ein, dem Gegenstande nicht von Grund aus fern stehender, nachdenklicher Kopf und umständlich belesener Gelehrter zu uns; aber so viel Treffliches das Werk auch bietet: so ist es doch, trotz aller Weitläufigkeit im Einzelnen, in keiner Weise erschöpfend und lässt eine philosophische Vertiefung oft genug vermissen. Sehr fein ist es wol, wenn er (I, 2) die Redekunst „eine Befähigung" nennt, „in Beziehung auf einen jeden Gegenstand das Glauben Erweckende zu erkennen" (obgleich diese Befähigung nicht der Redekunst, sondern dem Redner eigentümlich seyn muss); aber wenn er „das Geschäft der Redekunst" nicht in der „Überzeugung" erblickt, sondern in dem „Aufsuchen dessen, was für den jedesmaligen Gegenstand dienlich ist, Glauben zu erwecken" (I, 1): so macht sich schon eine schwankende

Unſicherheit bemerkbar, die bei andern Gelegenheiten vielfach zu Tage tritt. Auch der, zuerſt von Gottſched klar und ſcharf herausgehobene Begriff des Überredens kommt als ſolcher bei Ariſtoteles noch nicht zur Geltung[23]. Allerdings iſt auch ihm ſchon „der Hörer das Ziel der Rede" (I, 3); auch er ſpricht bereits von den „Mitteln, Andere für ſich zu gewinnen": der Redner ſoll, je nach dem, an- oder abraten, loben oder tadeln, je nach der Lage der Dinge ſeine Zuhörer in Zorn verſetzen, zur Milde ſtimmen, zur Freundſchaft oder Feindſchaft bewegen, in Furcht ſtürzen oder entmutigen, Beſchämung hervorrufen, Dankbarkeit wecken, Mitleid oder Eiferſucht und Neid erregen, überhaupt Leidenſchaften mit Berückſichtigung der verſchiedenen Lebensalter

[23] Heinrich Knebel, der 1838 eine verdienſtvolle Überſetzung der ‚Rhetorik' herausgab, ſagt zwar in ſeiner Einleitung: „Nie wieder iſt nach dem großen Stagiriten die Lehre von der redneriſchen Beweisführung und die Anleitung, wie man den Hörer in die zweckdienliche Gemüthsſtimmung zu verſetzen habe, mit ſolcher Vollkommenheit und ſo umfaſſender Bewältigung des Details gegeben worden; und doch ſind dies die Angelpunkte, auf denen allein der Redner mit Sicherheit fußen kann, wenn ihm daran gelegen iſt, die Hörer zu überreden, d. h. ſie zu ſeiner Anſicht herüberzuziehen." Aber wenn er das Wort „überreden" braucht, ſo vergiſſt er zu ſagen, daſs gerade dieſes Wort Ariſtoteles nie ausgeſprochen, daſs er es vielmehr Gottſched entlehnt habe, den er vollſtändig totſchweigt; obwol er, wie das verräteriſche Wort „überreden" beweiſt, deſſen rhetoriſche Schriften gekannt haben muſs. Zu dieſen wird er wahrſcheinlich erſt durch eine Bemerkung von Karl Heinrich Ludwig Pölitz hingeleitet worden ſeyn; der 1825 ein vierbändiges Werk: ‚Das Geſammtgebiet der teutſchen Sprache, nach Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit theoretiſch und praktiſch dargeſtellt' veröffentlichte; wo auf S. S. 13/14 des 4. Bandes Folgendes zu leſen ſteht: „Es gehört zu den Sonderbarkeiten in der teutſchen Litteratur, daß das Weſen der Sprache der Beredſamkeit ſchon von Gottſched richtig aufgefaſſt, in ſpäterer Zeit aber wieder verkannt ward. Gottſched ſagt bereits vor mehr als 80 Jahren: ‚Wir müſſen unter der Beredſamkeit eine Geſchicklichkeit verſtehen, ſeine Zuhörer von allem, was man will, zu überreden, und zu allem, was man will, zu bewegen. Auf Überredung muß die ganze Bemühung des Redners abzielen' u. ſ. w. — Wie wenig befriedigt doch Kant, wenn er die Beredſamkeit für die Kunſt erklärt, ein Geſchäft des Verſtandes als ein freyes Spiel der Einbildungskraft zu betreiben." (Man leſe Näheres über dieſe Angelegenheit in der ‚Gottſched-Halle' II. Jahrgang, Heft 1, S. 17/19).

und Stände, zu einem bestimmten Zwecke in Bewegung setzen — aber die feste Begriffsbildung erwarten wir trotzdem vergebens; über eine, etwas pedantische Anleitung, wie man den Zuhörer in die zweckdienliche Gemütsstimmung zu versetzen habe, kommt Aristoteles nicht hinaus. Denn eine, durch das Überreden zu Stande kommende, „Überzeugung" soll ja eben nicht „das Geschäft der Redekunst" seyn.

Hier spricht nun Gottsched das entscheidende, unbedingt Licht bringende Wort; als der Erste, der danach gerungen hat, der Welt nicht nur die Lehren des Stagiriten in ihrem vollen Umfange neu zum Bewusstseyn zu bringen, sondern auch sie zu ergänzen, zu erweitern und zu vertiefen.

Wol kann den Zeitgenossen Gottscheds der Wert dieser Feststellung, überhaupt der ganzen, mit dem ‚Grundriss' gegebenen, Leistung des jungen Lehrers der Redekunst nicht ohne weiteres klar gewesen seyn; wirksam wurde jedoch die neue Lehre verhältnismäßig schnell. Und wenn wir noch im achtzehnten Jahrhundert hervorragende Redner bekamen; wenn im neunzehnten Jahrhundert ein deutscher Mann wie Fichte seine großartigen, ganz von Gottscheds Geiste beseelten ‚Reden an die deutsche Nation' halten konnte, und diesem andere, des freien Wortes mächtige, ihre Zuhörer mit sich fortreißende Männer folgten; wenn wir uns heute sogar eines, die Rede mit Meisterschaft beherrschenden Kaisers, eines kaum weniger redegewaltigen Kanzlers und vieler anderer, auch den besten alten Meistern der Redekunst nicht unebenbürtigen Sprecher zu erfreuen haben; ja: wenn die Fähigkeit, Gedanken und Meinungen unbefangen in Versammlungen aller Art verständlich und wirksam zum Ausdruck zu bringen, in unserem Volke weit verbreitet ist: so haben wir das in allem Wesentlichen den Bemühungen Gottscheds zu verdanken, wie sie in seinem ‚Grundriss' bahnweisend und sogleich weite Kreise Deutschlands gewinnend, zum ersten Male in die Erscheinung traten, um später, noch mehr vertieft und in noch größerem Umfange, fortgesetzt zu werden.

Kleinlich wäre es, mit Waniek darüber zu streiten, ob Gottscheds Vorgang auf „Originalität" Anspruch erheben

dürfe oder nicht. Gottſched machte es wol ſeinen zahlreichen Gegnern allezeit leicht, ihm Selbſtändigkeit abzuſprechen: da er, einenteils aus unbezwinglichem Drange nach Ehrlichkeit, anderenteils aus dem, nur allzuberechtigten und allzunötigen Beſtreben, ſeine neuen und neugeordneten Ideen durch die Autorität der Alten oder der ſo vielbewunderten Franzoſen zu ſtützen, ſtets nachdrücklich auf ſeine Vorgänger hinwies und es, beſcheidener Weiſe, ſo darſtellte, als ob er nur die Weisheit ſeiner Vorgänger, die ja jedem Andern ſeit Jahrhunderten zur Benutzung frei geſtanden hatte, nachſpräche. Damit war aber keineswegs „der entſchiedene und ausdrückliche Verzicht auf jede Originalität" gemeint, wie ihn Waniek ſchmunzelnd als „ſchriftſtelleriſche Eigenart Gottſcheds" kennzeichnet. Nur ein Tropf oder ein Schelm kann glauben oder zu glauben vorgeben, daſs ein gewandter „Kompilator und Plagiator" ſo ohne weiteres „eine Reform der Rhetorik anſtreben und in der Tat durchſetzen" könne (wie Waniek dies denn doch zugeben muſs) einfach dadurch, daſs er aus alten Büchern einen Haufen „Regeln" zuſammenſchreibt. Leute, die das glauben oder zu glauben vorgeben, überſehen, daſs Gottſched es zugleich nie unterließ, nachdrücklich zu betonen, daſs ſeine Lehren und Regeln, gleichviel ob ſie der Redekunſt oder der Dichtkunſt galten, vor allem „*in der Vernunft gegründet*" wären. Damit aber wollte er, der Wahrheit gemäß, nichts anderes ſagen, als: daſs er, von ſeinem Drange nach Erkenntnis geleitet, getrieben von dem Verlangen, das herrſchende Chaos zu ordnen, Klarheit in die der Hilfloſigkeit verfallenen Köpfe ſeiner guten Landsleute zu bringen, und geſtützt von dem in ihm lebendigen Sinn für das Richtige und Vernunftgemäße, ſich ſelbſt Klarheit über alle dieſe unbekannt gewordenen Dinge zu verſchaffen gewuſſt und das für richtig Erkannte bei den alten Meiſtern, wie es nicht anders möglich war, beſtätigt gefunden hatte. Fern lag ihm in jungen und alten Jahren die damals allgemein verbreitete Gelehrtenneigung, den kompilatoriſchen Polyhiſtor zu ſpielen. Was er 1741 in der Vorrede zum Bayliſchen Wörterbuche ſagte: „*Das Aufnehmen* und die Erweiterung der Wiſſenſchaften haben ſich

durch viele Schriften von einer Art eben keines groſſen Vortheils zu verſprechen; wenn die eine immer ein Auszug der andern iſt und nichts mehr enthält, nichts auf eine andere Art ausführet, nichts deutlicher macht, nichts verſtändlicher und völliger und richtiger vorträgt, erläutert und beweiſet, als es die andre ſchon gethan hat.“ Das war ſchon dem Verfaſſer der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ eine geläufige, feſtwurzelnde Überzeugung; und es wäre die Pflicht jedes Mannes, der Luſt verſpürt, über den „Kompilator“ und „Plagiator“ Gottſched geringſchätzig zu urteilen, ſich mit der Schriftſtellerei des Vielgeſchmähten ernſthaft zu beſchäftigen, in ihr wahres Weſen einzudringen und ſich über totes und lebendiges Schriftſtellertum ausreichende Klarheit zu verſchaffen.

Noch nie hat ein Menſch, der nichts Eigenes im Kopfe trug, oder dem Eigenes, noch ungeweckt, nicht in der Seele ſchlummerte, aus Büchern etwas gelernt, ja nur in Büchern etwas Fruchtbares, Leben Schaffendes wahrgenommen. Auch die unzählbare Schaar der Gelehrten, die ſeit Jahrhunderten mit Ariſtoteles, Cicero und den anderen berühmten Leuten des Altertums ſozureden aufgeſtanden und zu Bette gegangen, denen ſelbſt die unwichtigſten Silben in dieſen Heiligtümern geläufig und zu köſtlichſten Leckerbiſſen für ihre ledernen Geiſtesorgane geworden waren — auch dieſe Wort- und Buchſtabenhelden hatten nie etwas Geſcheidtes in den Schriften dieſer alten Meiſter entdeckt, nie aus ihnen etwas Vernünftiges und Segensreiches, neue Wahrheiten und Ausblicke Bietendes, geſchöpft. Erſt Gottſched muſſte kommen, um aus dieſen blind verehrten, in ihrem eigentlichen Wert und Weſen jedoch nie und noch von keinem Volke[24] wirklich begriffenen, Alten für ſich Beſtätigung ſeiner deutſch geborenen Einſichten und Ahnungen, für uns den großen, unvergänglichen Kern, um den ſich bis dahin kein Menſch in der, an den Schalen kleben gebliebenen, gelehrten Welt bekümmert hatte, zu gewinnen und ſo den Weg zu einem noch tieferen, freieren

[24] England macht mit ſeinem zu Grunde gerichteten, in ſeiner eigentlichſten Lebensleiſtung unverſtanden und unwirkſam gebliebenen Shakeſpeare eine rühmliche Ausnahme.

Verſtändnis der „Antike“ zu bahnen; jener Antike, die das deutſche Wahrheit- und Schönheitideal in ſich ſchließt und mit den, auch nur ſelten richtig verſtandenen, äußerlichen „antiken Formen“ nicht verwechſelt werden ſollte. —

Wenige Wochen vor Erſcheinen des ‚Grundriſſes‘ hatte Gottſcheds Vater ſeinen 60. Geburtstag gefeiert (1728, am 7. September) und Gottſched die Gelegenheit benutzt, den Ältern und anderen oſtpreußiſchen Landsleuten gegenüber ſein andauerndes Fernbleiben von der Heimat zu begründen oder auch zu entſchuldigen. In einer längeren ‚Ekloge‘ ſchilderte er ſich als einen, von Heimweh verzehrten, mit dem Himmel hadernden Schäfer Prutenio, der gar zu gern längſt wieder den „Meißner Hürden“ entronnen wäre, um „am Pregelſtrom auf bunten Hügeln“ zu weiden, ſich aufs neue der „Gunſt und Huld“ zu erfreuen, die ihm „von hunderten, die meines gleichen waren, in Proben mancher Art, zehn Jahre widerfahren“; und mit wohl berechneter Bitterkeit, nahezu das Mitleid ſeiner Lieben herausfordernd, ruft er aus:

„Hier leb ich ohne Dank, und muſs in ferner Erden
Mir ſelber innerlich ein rechter Abſcheu werden.“

Das Alles war natürlich nichts weniger als der Ausdruck ſeiner wirklichen Seelenſtimmung. Er hatte ja keinen Grund, mit ſeinem Geſchick unzufrieden zu ſeyn. Ihm war eigentlich Alles aufs Beſte geglückt. Selbſt der neidiſche Haſs, der ſich ſchon damals vielfach gegen ihn kehrte, durfte den Erfolgreichen gleichgiltig laſſen. Auch die Enttäuſchungen ſeines Herzens hatte er zweifellos längſt verwunden; und die vielleicht in ihm aufgeſtiegene Befürchtung, in Leipzig keine ihm einigermaßen ebenbürtige, ſeinen menſchlichen und geſellſchaftlichen Anſprüchen genügende, Gattin finden zu können, nötigte ihn ebenſowenig, eine Sehnſucht nach den heimatlichen Fluren zu empfinden. All' ſeiner echten Heimatliebe ungeachtet fühlte er ſich doch ſchon viel zu ſehr als Leipziger; und ſeine wahre Geſinnung verriet er denn auch durch den Mund ſeines Freundes Damon, der, nachdem Prutenio ſeinen Klagen freien Lauf gelaſſen, zu ihm tritt

und ſich bemüht, den Betrübten auf andere Gedanken zu bringen. Er nennt ihn einen „längſt der Weisheit ganz ergebenen“ Mann, der, als ſolcher, keine Urſache habe, bekümmert zu ſeyn und „voller Unruh“ zu leben.

„Iſt nicht die ganze Welt des Weiſen Vaterland?
Und iſt dirs nicht bewußt, daß unſer Hirtenſtand
Hier weit beglückter iſt, als in dem armen Preußen?“

— meint er und fährt dann, ebenſo zutreffend, fort:

„Was fehlt dir hier in Meißen?
Du lebſt ja ganz vergnügt, kein Mangel, keine Noth
Beſtürmet deine Ruh. Du haſt dein täglich Brodt,
Du haſt noch mehr als das, und darfſt bey fremden Hütten,
Aus Niederträchtigkeit um keine Gabe bitten.
Du nährſt dich deiner Kunſt und guten Wiſſenſchafft,
Man lobet dein Bemühn und deines Fleißes Krafft,
Und viele ſind dir hold, die Witz und Tugend lieben.
Was ſoll dein Kummer denn?“

Durch dieſe Betrachtung wird Prutenio zwar nicht ſogleich von ſeinem Heimweh geheilt; er bekennt aber, daſs ihm durch des Freundes „Wort voller Krafft“ einiger „Troſt und Muth“ in die Seele geleitet worden ſey und gibt ſich zufrieden.

Die Leute zu Hauſe erfuhren auf dieſe Weiſe nicht nur, daſs er ſeinen heimatlichen Verpflichtungen doch wenigſtens in Gedanken und in der Geſinnung treu geblieben war; ſondern auch, daſs es ihm in der Fremde recht gut gieng und er in die neuen Verhältniſſe ſchon zu feſt hineingewachſen war, als daſs er ſich nun auch dieſen wieder entreißen, und das „fette Meißner-Land“ mit dem zwar ſehnſuchtvoll geliebten aber doch „armen Preußen“ vertauſchen mochte.

Es gieng ihm wirklich gut, wenn auch natürlich keineswegs glänzend; er war amtlich, ehrenamtlich und als freier Schriftſteller ſo ſehr mit Arbeit und vorwiegend mit einträglicher Arbeit beladen, daſs er ſich ſogar hatte entſchließen müſſen, aus der ‚vertrauten Rednergeſellſchaft‘ zu ſcheiden (obſchon die Tatſache, daſs er einige Jahre ſpäter wieder eintrat, darauf ſchließen laſſen könnte, daſs Gründe anderer Art ihm die Zugehörigkeit

zu dieſer Geſellſchaft fürs erſte nicht mehr ratſam erſcheinen ließen). Die Zahl ſeiner Schüler und Zuhörer nahm von Jahr zu Jahr zu; ſein Bekannten- und Freundeskreis hatte ſich mit ſeinem wachſenden Anſehen recht beträchtlich ausgedehnt; ſeine Beziehungen zu dem Schauſpieldirektor Neuber und deſſen Gattin nahmen bereits einen feſten Karakter an; auch an vornehmen Gönnern fehlte es ihm nicht[25], und zumal der, als Reichshiſtoriker berühmte, Graf von Bünau, dem er ſich 1728 durch ein Gedicht auf den Tod ſeiner erſten Gemahlin nahe gebracht hatte, hielt große Stücke auf den Magiſter der Weltweisheit, der Dicht- und Redekunſt, der vor kurzem für ſeine zahlreichen Schüler eine ‚nachmittägige Rednergeſellſchaft‘ begründet hatte und ſich bereits in der Stille anſchickte, ſeinem ‚Grundriſs der Redekunſt‘ einen großen Verſuch, durch den Weſen und Geſetze der Dichtkunſt kritiſch feſtgeſtellt werden ſollten, folgen zu laſſen. Ehe er jedoch mit dieſem erſten Hauptwerk ſeiner Lebensarbeit fertig wurde, trat ein Eräugnis ein, das für ſein ganzes zukünftiges Wirken und Schaffen von der größten Bedeutung werden ſollte.

---

[25] Gottſcheds Trachten, den einflusſreichen Staatsminiſter Ernſt Chriſtoph von Manteufel für die ‚deutſche Geſellſchaft‘ und dadurch für ſeine großen Pläne zu gewinnen, hatte zunächſt keinen Erfolg. J. U. König vermittelte zwar eine unverbindliche Beziehung zwiſchen Gottſched und dem Grafen, und dieſer nahm nicht nur die Widmung der ‚Nachricht von der Verfaſſung der D. G.‘, ſondern auch eine, ihm bey Gelegenheit der Überſendung der ‚Oden der D. G.‘ vom Senior gewidmete Ode gnädig an und freute ſich ſehr darüber, daſs in dem Bande kein reimloſes Gedicht zu finden war. Aber Gottſcheds Bitte, das Protektorat der Geſellſchaft zu übernehmen, fand kein Gehör bei ihm. Der Grund dieſer Zurückhaltung mag darin gelegen haben, daſs, wie Gottſched 1728 in einem Schreiben an König mitteilte, „vor einem Jahre meine hieſigen Widerſacher in ihrer wider mich geführten Klage mir inſonderheit dieſen groſſen Miniſter auf den Hals zu bringen bemüht geweſen“, daſs der Graf alſo ein, noch nicht ganz beſeitigtes Vorurteil gegen den ſchon damals Vielgehaſſten hegte. Es iſt aber auch nicht ausgeſchloſſen, daſs König einen ſolchen offen bekundeten Vertrauensbeweis für den Leipziger „Konkurrenten“ zu vereiteln wuſſte. Jedenfalls kam eine wirkliche Annäherung fürs erſte nicht zu Stande.

Den Bitten seiner Ältern und Freunde nachgebend, hatte er sich im April des Jahres 1729 entschlossen, der Heimat, die er ja jetzt in ausreichender Unabhängigkeit als ein, durch hundert neue Verpflichtungen an Leipzig und Sachsen Gebundener, und gestützt auf das stolze Bewusstseyn, sich in der Fremde durch eigene Tüchtigkeit und Kraft eine angesehene Stellung geschaffen zu haben, ohne Furcht und Bangen betreten durfte, einen Besuch abzustatten. Wol trieb ihn die Sehnsucht, Vater, Mutter, Verwandte und Freunde wiederzusehen, nach Preußen; aber ihn leitete noch ein andrer Zweck dorthin: er wollte die junge Danziger Dichterin persönlich kennen lernen, wollte prüfen, ob das Mädchen, deren Jugendgedichte ihn so begeistert hatten, dass der besonnene Vater ihm in einem Schreiben (1728, vom 10. Januar) „gehorsamst" glaubte bitten zu müssen, aus der Tochter „eine so große Poetin eben nicht zu machen, sondern die Größe der Jugend und Schwachheit des Verstandes mit deren Fehlern zu combiniren", an ihm und er an ihr Gefallen finden könnte.

So verschaffte er sich denn für einige Monate Urlaub, trat um die Zeit der Ostermesse die Reise an und fuhr zunächst „durch Brandenburg und Pommern, an den Belt" oder genau gesprochen, über Wittenberg, Berlin und Stargard nach Danzig.

Danzig, das alte castrum Gdansk (997 wurde es noch Gyddanize genannt), konnte schon damals für eine der interessantesten, eigenartigsten Städte Europas gelten. Die Spuren der furchtbaren Verwüstung, welche „das Tyrus dieser Zeit, wo Thetis Hofstadt hält" (Ged. II, 619), im schwedisch-polnischen Kriege (1654—1660) erlitten hatte, waren, Dank der unbeugsamen Tatkraft seiner Bewohner, nicht nur längst beseitigt, sondern die Stadt,

„in dessen starken Wällen
Die Edlen, Fürsten gleich, die Bürger edel sind"

(Ged. II, 617), hatte sich sogar in gesteigerter Schönheit aus den Trümmern erhoben und „auf der Städte Thron am ganzen Belt gebracht". Gottsched hielt von ihr die bedeutendsten Erinnerungen fest, denen er u. A. 1731 in einem längeren ‚Schreiben'

an den Bürgermeiſter Johann Gottfried von Düſſeldorf einen recht anſchaulichen Ausdruck verlieh:

„Wo ſieht ein Handelsplatz mehr bunte Flaggen wehen,
Als Danzigs Münde läſſt in ihrem Hafen ſehen?
Hier läuft halb Engeland mit reicher Ladung ein;
Hier nennt der Bataver die Anfurt ungemein,
Und führt ihr alles zu, was er viel tauſend Meilen
Aus Indien gebracht. Selbſt Frankreich bringt zuweilen
Die Frucht Burgundiens und ſein Gewebe hin;
Dafern nicht Holland ihm, aus Liebe zum Gewinn,
Den weiten Weg erſpart. Die Dänen, Schweden, Reußen,
Als Meiſter von der See, ja ſelbſt das Haupt in Preußen,
Das große Königsberg verfügt ſich mit Begier
In ſeiner Wälle Kreis und ankert gern dahier.
Da pflegt denn Maſt an Maſt, und Bort an Bort zu rühren;
Da iſt auf klarer Fluth ein dichter Wald[26] zu ſpüren,
Da ſchwimmet eine Stadt auf ſanften Wellen her,
Die alles in ſich hält, was das entlegene Meer,
Was Oſt und Süd und Weſt an Koſtbarkeit und Schätzen
Dem Norden zinſen muß. Hier hört man mit Ergetzen
Die Sprachen aller Welt, man ſieht der Völker Art
So deutlich als daheim . . .“

Die freundlichſten Erlebniſſe wurden ihm natürlich im muſenfreundlichen Kulmuſſchen Hauſe zu teil; wo man den, doch ſchon recht weitreichende Berühmtheit genießenden, Senior der ‚Deutſchen Geſellſchaft‘ und ſeine, aus Balga herübergekommenen, Ältern[27] mit aller, einer preußiſchen Zugeknöpftheit nur immer anſtändig erſcheinenden Herzlichkeit aufnahm.

Der Eindruck, den Gottſched von der, jetzt ſechszehnjährigen Tochter des angeſehenen, aber durch die ſchlechten Zeitverhält-

[26] „Der Schiffe maſtenreicher Wald“, den wir bey Schiller finden, iſt wol aus dieſer Quelle gefloſſen.

[27] Waniek läſſt die Ältern „aus Königsberg“ kommen, weil er offenbar vergeſſen hatte, daſs der Vater Gottſcheds ſeit 1715 in Balga lebte. Schlenther hinwiederum ſtellt es ſo dar, als ob Gottſched von Leipzig aus zunächſt nach Balga, dann nach Königsberg und von hier aus in Begleitung der Ältern nach Danzig gereiſt ſey. Wer ſich auf Gottſcheds Angaben ſtützt, kann nur annehmen, daſs das erſte Ziel ſeiner Fahrt (was ſchon aus menſchlichen Gründen ohne weiteres einleuchtet, da doch vor allem der Zug des Herzens, die Hoffnung, endlich das für ihn paſſende Weib zu finden, ihn nach dem Oſten trieb) Danzig war; wohin er (eben-

niſſe und, wie es ſcheint, durch weitherzige Lebenshaltung außer Wohlhabenheit geratenen, Hofarztes Friedrichs Auguſts II.[28]

---

falls ein ſchöner, menſchlicher Zug) die Ältern hatte kommen laſſen, um das neue Lebensglück in ſeiner ganzen Fülle zu genießen. Nach Oſtpreußen kam Gottſched 1729 überhaupt nicht; und ich weiß nicht, worauf Schlenther ſeine Darſtellung von dem Abſtecher nach Balga und Königsberg ſtützt. Gottſched ſelbſt hat von einem auch nur kürzeſten Aufenthalt in Oſtpreußen vor 1744 (den Umweg über Balga, kurz vor der 1735 erfolgenden Vermählung abgerechnet) nie etwas verlauten laſſen. In der Einleitung zu den 1763 erſchienenen Gedichten der Gottſchedin aber ſagt er ausdrücklich: „Nach beſchloſſener vierjähriger Arbeit am Bayliſchen Wörterbuche (1744), that ich zu einiger Veränderung und Erholung der Kräfte, eine Reiſe in mein Vaterland, nach Königsberg in Preußen, welches ich ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen hatte." Die Fahrt wurde „um Pfingſten" angetreten, und führte in 8 Tagen, über Berlin, Stargard und Kummerfrey (wo man dem Grafen Manteufel einen Beſuch abſtattete) zunächſt nach Danzig. Hier wurden, im Verkehr mit den „Blutsfreunden und Verwandten" der Gattin 4 heitere Wochen verlebt; dann giengs über Marienburg, Elbing, Braunsberg und Heiligenbühel (Heiligenbeil) nach Königsberg, „woſelbſt man ſich dazumal anſchickte, das zweyhundertjährige Jubelfeſt der von Markgraf Albertен geſtifteten Univerſität zu begehen".

[28] Johann Georg Kulmus war 1680 in Breslau geboren, ſtudierte in Halle und Leipzig und beſtand in Leiden ſein Doktorexamen. Gleich ſeinem Lehrer Georg Ernſt Stahl (1660—1734), dem berühmten Urheber der Lehre vom Animismus und eigentlichen Begründer der wiſſenſchaftlichen Chemie, war er vom kampfluſtigen Trotze des Thomaſius beſeelt, verachtete die ſogenannten Autoritäten, wollte ſich keinem wiſſenſchaftlichen Pabſte unterwerfen, machte aus ſeinen freireligiöſen Anſchauungen kein Geheimnis und liebte es, den ſtreitſüchtigen, vom Geiſte Chriſti verlaſſenen Pfaffen, die Wahrheit zu ſagen. Zum Dank dafür und vor allem auch für ſeine rationaliſtiſche Auffaſſung vom Weſen der Träume verleidete man ihm in der Vaterſtadt das Leben; ſodaſs er es vorzog, nach Danzig überzuſiedeln; wo er ſich zunächſt mit einer, nicht weiter bekannt gewordenen, Bürgerstochter vermählte; die aber bald nach der Geburt des erſten Kindes ſtarb. Er heiratete dann um 1712 die Tochter eines Danziger Großkaufmanns, Katharine Dorothea Schwenk, die ihm einige Mädchen gebar, von denen aber nur Luiſe Adelgunde Victoria am Leben blieb. (Näheres über dieſe Dinge findet man in Paul Schlenthers ‚Frau Gottſched'.) — Johann Ernſt Kulmus, Luiſens Stiefbruder, ſtudierte von 1730 ab in Leipzig und erwarb ſich daſelbſt 1732, am 19. September den mediziniſchen Doktorhut. Er ſtand mit Gottſched, der ihm einige Gedichte widmete, in den herzlichſten Beziehungen und ſtarb 1767 als Stadtphyſikus in Danzig.

empfing, war sofort entscheidend. Schon im Juni, wenige Tage nach seiner Ankunft, jubelt er der Geliebten in einer, viele Schönheiten enthaltenden, Ode beseeligt zu:

„Victoria! Du hast gesieget,
Ich bin dein Knecht, Victoria!
Den seine Dienstbarkeit vergnüget,
So bald er deine Schönheit sah."

Ihres „edlen Geistes Frühlingsfrüchte" waren ihm ja bekannt gewesen; aber nun lernte er sie selbst kennen; nun entdeckte er, dass die „Seelengaben der edlen Kulmus" von „der frischen Jugend Pracht erhöht" wurden; und seine Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die ihm zu dieser anmutigen und begabten Jungfrau den Weg gewiesen hatte, war groß.

„Erwünschtes Schicksal! sey gepriesen,
Daß deiner Führung Wunderzug
Mir That und Wahrheit selbst gewiesen,
Als mich dein Wink nach Danzig trug."

So sang er entzückt. Eine wundersame Seligkeit kam über ihn; und wenn auch, aus begreiflichen Gründen, nicht schon jetzt eine öffentliche Verlobung gefeiert wurde: so fand doch bereits in diesen Tagen eine Verständigung der Liebenden und dieser mit den Ältern statt; und Gottsched gab der Geliebten die ehrliche Versicherung ab, dass seiner „fest beschloßenen Treu" keine Trennung „schädlich seyn" sollte.

Hatte er auf diese Weise in Danzig für sein persönliches Glück, für die Zukunft seines Herzens gesorgt; so drängte es ihn jetzt, einer anderen, noch idealeren Liebe zu genügen.

Martin Opitz, der in den zahlreichen Poetiken jener Zeit zwar gern erwähnte und gerühmte, im Großen und Ganzen jedoch nahezu vergessene Reimer, der in einer Zeit, da das deutsche Volk bereits ganz im Banne französischen Wesens gefesselt lag, da die deutsche Sprache tief unter die, in der Sprache Luthers doch schon erreicht gewesene, Höhe gesunken war, den Mut bekundet hatte, 4 Bände deutscher Gedichte in die Welt zu senden; dieser einst so laut gepriesene „Bober-Schwan" war 1639 in der „großen Weichselstadt" (Ged. I, 274) an der Pest

geſtorben und, als damals berühmter, vom deutſchen Kaiſer und dem König von Polen (Wladiſlaw IV), dem Herrn Danzigs, hochgeehrter Mann in der St. Marienkirche beſtattet worden. Über den Ruhm des einſt ſo Vielgefeierten aber war das Gras hochgewachſen; und wenn auch im kleinen Kreiſe der, die deutſche Sprache nicht ganz verachtenden, Gelehrtenwelt Opitz keineswegs zu den Vergeſſenen gehörte; wenn ſchon die rührigen Schleſier, ſoweit ſie Verſe zu ſchmieden liebten, dafür ſorgten, daſs ihr Landsmann ein gewiſſes Anſehen behielt: ſo durfte trotzdem der „Vater des deutſchen Witzes" (Geſ. K. 180) für eine ſo gut wie unbekannt gewordene Vergangenheitgröße gelten. In Gottſched aber war die Neigung, dankbar zu ſeyn, ſehr ſtark entwickelt; ſie nahm ſogar dort, wo ſein vaterländiſches Gefühl mitſprach, gern einen überſchwänglichen Zug an; und „ſein Opitz" war ja, gleich Heſiod, Horaz, Petrarch, Ronſard und Spenſer, der „erſte Verbeſſerer des Geſchmacks" in ſeinem Vaterlande geweſen; hatte, gleich den fünf Genannten[29], Jahrzehnte lang „allen ſeinen Nachfolgern zu Muſtern gedient" und auf dieſe Weiſe Deutſchland (wo die Erinnerung an frühere Blütenzeiten deutſcher Poeſie längſt erloſchen war) vor der Schmach bewahrt, auf dem Gebiete der Dichtkunſt den ſtolzen Ausländern nichts auch nur einigermaßen Ebenbürtiges gegenüberſtellen zu können. Dafür beſaß Gottſched ein ehrfurchtvolles Verſtändnis. Als ihn jetzt ſein Herz nach der „geprieſenen Stadt" (Ged. I, 245) geführt hatte, benutzte er vor allem auch die Gelegenheit, um die Ruheſtätte des „Großvaters und Fürſten aller unſrer Poeten" (V. T. II, 38) aufzuſuchen. Sie zeigte keinen Schmuck; ſelbſt dem Gruftſtein fehlte die Aufſchrift. Aber hin und wieder hatte doch ein versfreundlicher Mann die Stätte be-

[29] Es iſt bezeichnend für Gottſched, daſs er im 7. Bande der ‚Beyträge' S. 515) die Huldigungverſe eines Schleſiers:

„Was einſt Horaz, Homer, Virgil und Pindar war,
Das ſtellt uns Schleſien in dieſem Opitz dar"

geändert, und für „Homer, Virgil und Pindar", 4 andere, beſcheidenere Namen genannt wiſſen wollte; weil man ſonſt „aller Hochachtung, die wir Opitzen ſchuldig ſind, unbeſchadet", dem verdienſtvollen Manne „zu viel Lob beylegen" würde.

ſucht; und ſo war ſie bei den Kirchendienern nicht in Vergeſſenheit geraten. Gottſched genoſs jedenfalls die Freude, am ehrwürdigen Orte den Manen des Mannes, der „die wahren Schönheiten der Natur in unſerer Mutterſprache zuerſt ſo glücklich nachgeahmet“ hatte (Geſ. K. 180), huldigen zu können; und in feierlicher Stimmung tat er „das Gelübde“, zu geeigneter Stunde „ſein Andenken zu erneuern“.

Zu Ende des Juni verließ er Danzig und die Geliebte, nachdem er den Mut gefunden hatte, „ſich bey ihren Aeltern den Briefwechſel mit ihr auszubitten“. Der Pfarrer Gottſched kehrte mit ſeiner Gattin nach Balga zurück; Johann Chriſtoph aber unterdrückte den ſtillen Herzenswunſch, die, in jeder Beziehung von der ehemaligen Höhe hinabgeſunkene, ganz verarmte[30] und vom Geiſte unabhängigen Denkens gemiedene[31], Heimat

[30] Die Verarmung der Bürgerſchaft hatte in den letzten Jahren bedenkliche Fortſchritte gemacht. Wir beſitzen darüber u. A. ein Zeugnis von J. G. Bock, dem Freunde Gottſcheds, an den er 1728, am 6 April, ein Schreiben richtete, in dem ſich folgende Mitteilungen befinden: „Der Geldmangel iſt unbeſchreiblich; und ein jeder ſehnet ſich mit heißem Verlangen nach einer Brodſtelle, wenn ſie auch ſchon noch ſo gering wäre . . . Von Collegiis iſt nicht das allergeringſte zu nützen. Ich habe ein collegium poeticum geleſen, kan aber verſichern, daß unter zehen auditoribus nur von zwen bin bezahlet worden.“ — In wiſſenſchaftlicher Beziehung änderten ſich die Verhältniſſe wol nach und nach zum Beſſeren (D. H. Arnold berichtete wenigſtens 1731 dem Leipziger Freunde, daß „unſers Ortes die Wiſſenſchaften täglich ein beſſer Anſehen erlangen“, daſs „unſere hohe Schule ſich mercklich in kurzem geändert“ habe und daſs namentlich die Philoſophie wieder mehr zu Ehren zu kommen beginne); aber die Armut ließ ſich nicht ausrotten (Bock ſchreibt auch 1732, am 25 April, an Gottſched: „Es hält hier dermaßen ſchwer unter Dach zu kommen, daß alle desfalls unternommene Bemühungen für vergeblich zu ſchätzen ſind; es ſey denn, daß man ſich an die Berliniſche Recruten-Caſſe ſchlägt und ſich mit etlichen 100 Thalern wozu einkaufet.“ Selbſt dem, inzwiſchen penſionirten Pietſch gieng es mit ſeiner dreihundert Taler-Penſion recht kümmerlich); und Königsberg iſt ja denn auch, von einer kurzen Zeit nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege abgeſehen, eine armeStadt geblieben.

[31] Seit mehr als zwei Jahren war die Wolfiſche Philoſophie in Preußen geächtet; und ich mag es mir nicht verſagen, die drakoniſchen Beſtimmungen, welche 1727, am 31 Januar, von Berlin aus gegen ſie erlaſſen wurden, hier mitzuteilen, da ſie ſehr weſentlich zum Bilde jener

wiederzusehen, und reiste auf einem Segelschiffe, das den Namen ‚Hoffnung' führte, nach Westen.

Um die Zeit der längsten Tage pflegen Ost- und Nordsee von heftigen Stürmen heimgesucht zu werden. Auch die ‚Hoffnung' musste ein schweres Wetter bestehen. Die Wasserwogen „raasten"; schäumend und spritzend schlugen die „gesalzenen Hügel" über den Wänden des „durch Sturm und Wind ge-

Zeit gehören. Nachdem der König seinen „Getreuen" den landesväterlichen Gruß erteilt hat, fährt er fort: „Wir vernehmen höchst mißfällig, und zu unserm nicht geringen Verdruß, daß eine Zeither allerhand mit atheistischen Principiis angefüllete Bücher in unsern Landen debitiret und verkauffet, ja wohl gar in denselben durch öffentlichen Druck publiciret werden. Wenn wir eben diesem Unwesen auf alle Art und Weise mit Nachdruck gesteuret und gewehret, auch die dem zuwider handelnden deshalb mit der Schärffe angesehen und gestrafet wissen wollen, als habt ihr euch gebührend darnach zu achten und auf das strengste darüber zu halten, damit alldort keine dergleichen atheistische Bücher debitiret, vielweniger aber gedruckt werden. Gestalt denn diejenigen, so sich des einen oder andern dennoch unterfangen möchten, so bald sie dessen überführet werden, auf ihre gantze Lebenszeit in die Karre gespannt werden sollen. Welches ihr denn männiglich, denen es zu wissen nöthig, bekannt zu machen, auch den fiscalischen Bedienten, um über solcher unserer Verordnung strenge und genaue Observat gebührend zu halten, auf das schärffest einzubefehlen habt. Daran geschiehet unser allergnädigster und ernster Wille und Befehl u. s. w." Am 13 Mai waren ferner des „gewesenen Hallischen Professoris D. Wolf scripta metaphysica et moralia" mit Acht und Bann belegt worden; Kassation und hohe Geldstrafen sollten Jedem zu Teil werden, der es wagte, über „die Unwahrheiten der sothanen Wolfischen Schriften publice oder privatim Collegia zu halten"; und wer trotzdem diese „schädlichen und detestablen Schrifften führte oder verkauffete", anstatt mitzuhelfen, dass sie „aus dem Lande geschaffet würden", der sollte seinen Landesherrn und die Härte seiner ausführenden Organe noch ganz besonders kennen lernen. Man denke sich Gottsched in dieses Preußen hinein, und glaube dann noch, dass er sich in jenen Jahren ernstlich danach gesehnt habe, die neue Heimat, in der es ja wol auch finster genug war, in der aber wenigstens ein lebenslustiger Fürst und geistvolle Minister die starre Gedankenknebelung nicht aufkommen ließen, mit der alten zu vertauschen! — Ob übrigens nur diese Gründe Gottsched bestimmten, die so nahe gerückte Heimat rechts liegen zu lassen; oder ob er fürchtete, in Königsberg von den heimatlichen Stadtvätern mit Beschlag belegt zu werden, lässt sich nicht genau feststellen.

ſchwemmten" Fahrzeuges zuſammen; und die auf ihm ſich befindenden Menſchen ſchwebten viele Stunden in Lebensgefahr. Erſt auf der Höhe von Bornholm zeigte ſich die See beruhigt; und Gottſched fand die nötige Sammlung, um in einer Ode ſein „verlaßnes Vaterland", Leipzig, die geliebte Luiſe Victoria, Opitz und Fleming zu beſingen.

In Lübeck landete er; machte hier die Bekanntſchaft des damals achtundzwanzigjährigen Chr. L. Liscow; und begab ſich einige Tage ſpäter nach Hamburg. Hier war ſein nächſter Hauptzweck: Oper und Schauſpiel der Alſterſtadt näher kennen zu lernen. Das aber ſollte ihm verſagt bleiben. Die Oper hatte, wenige Wochen vor ſeinem Eintreffen, ihre Pforten, aus Mangel an Publikum, ſchließen müſſen[32]; auch an einer Schauſpielgeſellſchaft fehlte es zur Zeit. So fuhr er denn bald über Land weiter; beſuchte noch einige andere Städte (u. A. auch Braunſchweig, wo er, nach Beſichtigung des berühmten Dehn'ſchen Gartens, eine Beziehung zu dem Grafen von Dehn[33] anzuknüpfen wuſſte, die inſofern von Wichtigkeit für den ſpäteren Bühnenreformator werden ſollte, als ſie ihm den Weg zu Ludwig Rudolf, dem kunſtfreundlichen Herzoge von Braunſchweig bahnte); traf Anfangs Juli wieder in Leipzig (wo inzwiſchen Chr. G. Jöcher an ſeiner Statt über die Wolfiſche Philoſophie geleſen hatte) ein, und ſtürzte ſich mit geſteigertem Eifer in die Arbeit, um den ‚Verſuch einer critiſchen Dichtkunſt vor die Deutſchen' (den er, einem Rate J. U. Königs folgend, dem Königlichen Oberſten Stallmeiſter Johann Adolph von Looß, und ſeinem Bruder, dem „Hochanſehnlichen Cammerherrn, Hofrathe und geheimten Referendario Chriſtian von Looß", widmete) zur Michaelismeſſe veröffentlichen zu können[34].

[32] „Das Leipziger Theatrum iſt faſt ſeit zehn Jahren eingegangen, und das Hamburgiſche hat dieſen Sommer aufgehöret: als ich eben daſelbſt war, und gern ſelbſt einen Zuſchauer abgegeben hätte" — ſchreibt er auf der letzten Seite der ‚Dichtkunſt'.

[33] Schreiben an den Herrn Grafen von Dehn. Als der Verfaſſer 1729 ſeinen Garten daſelbſt beſah. (Ged. I, 374/76.)

[34] Die Widmung an die Gebrüder Looß iſt am 6. Oktober gezeichnet.

Sechstes Kapitel

Der ‚Verſuch einer critiſchen Dichtkunſt'

Was Gottſched vor Allen, die jemals in Deutſchland Verſe gemacht und über die Kunſt, Verſe zu machen, oder was man für gleichbedeutend hielt, zu dichten, Regeln feſtgeſtellt hatten, frühzeitig auszeichnete: war einerſeits das leidenſchaftliche Trachten, der deutſchen Poeſie einen bedeutenden, alle möglichen Gebiete des inneren und äußeren Lebens umſpannenden Inhalt und ihrem Kunſtmittel, der Sprache, die größte Geſchmeidigkeit, Ausdrucksfähigkeit und geiſtig-ſeeliſche Fülle zu ſchaffen; andrerſeits der, tief in dem philoſophiſchen Weſen des Juditter Pfarrerſohns wurzelnde Trieb, ſich über den inneren Karakter der verſchiedenen Dichtarten klar zu werden, ſich einen „recht vernünftigen deutlichen Begriff von dem wahren Weſen der Dichtkunſt, aus welchem alle beſonderen Regeln derſelben hergeleitet werden könnten," zu ſchaffen. Wir haben bereits erfahren, wie ernſt, mit welcher Strenge gegen ſich, er als Dichter nach einer, ihm vorſchwebenden, Vollendung rang; und wie ämſig er zugleich nach Klarheit über die äußeren, vor allem jedoch über die inneren Geſetze der Dichtkunſt ſuchte. Dem Studenten war ſchon in den erſten Semeſtern alles bekannt geworden, was Opitz, Buchner, Kindermann, Harsdörfer, Zeſen, Tſcherning, Menantes, Omeis, ſein Lehrer Rothe und Andere über die ‚Poeterey' geſchrieben hatten; aber wie er in den vorhandenen Lehrbüchern der Redekunſt Ordnung, Sachlichkeit und lebensfähige Gedanken vermiſſen muſſte: ſo taten ihm auch alle die, zum Teil ſehr be-

rühmten deutſchen Lehrbücher der Dichtkunſt[1] kein Genüge. Er trug eben zweifellos die Grundlagen einer feſten, großen Anſchauung vom wahren Weſen der Dichtkunſt in ſeiner Seele und

[1] Die ‚Teutſche Rede-bind und Dicht-kunſt oder Kurze Anweiſung zur Teutſchen Poeſy mit Geiſtlichen Exempeln' welche Sigmund von Birken 1679 herausgab, nennt Gottſched in ſeiner Mitteilung nicht. Gekannt hat er ſie natürlich. Aber was hätte er mit einer ‚Teutſchen Dicht-kunſt' anfangen ſollen, in der die Poeſie als Mutter der „Gottes- Staats- Verſtand- Tugend- oder Natur-Lehre", als „die rechte Pallas" gefeiert, Apollo dagegen als „Nachäffung des Feindes Gottes" (wol Lucifers, des Teufels!) in Acht und Bann getan wurde! — Auch Daniel Georg Morhofs ‚Unterricht von der Teutſchen Sprache und Poeſie' vom Jahre 1682 wird ihm bereits 1729 bekannt geweſen ſeyn. Hier gehört namentlich der 3. Teil ‚Von der Teutſchen Poeterey an ihr ſelbſten' immer noch verhältnismäßig zum Beſten, was bis 1725 (in welchem Jahre in Breslau, ohne Nennung des Verfaſſers, eine, das übliche Fahrwaſſer innehaltende, ‚Anleitung zur Poeſie' erſchien) auf dieſem Gebiete in Deutſchland geleiſtet worden war. In dieſem Traktat, wie überhaupt in dem ganzen, dreiteiligen Buche, ſpricht natürlich nur ein, die Mutterſprache höchſt notdürftig beherrſchender, Philolog, der über die ſehr engen Gränzen ſeiner Wiſſenſchaft nicht hinausblickt und von philoſophiſcher Gedankenarbeit keine Ahnung hat. Aber die vorwiegend ſeichten, notdürftig in eine Art von Zuſammenhang gebrachten Ausführungen bieten trotzdem gerade dem Gottſched-Biographen manche Anregung; ſie zeigen ihm vielleicht deutlicher als die Bücher von Opitz, Weiſe und Andern, die große Kluft, welche den, das ganze Gebiet ſeiner Darſtellung von einem hohen Standpunkt aus überſchauenden Denker Gottſched von all' ſeinen fachgelehrten Vorgängern auch in der Poetik trennt; wie mit Gottſched tatſächlich ein ganz neuer, großer Geiſt in die Erſcheinung tritt. Morhof bietet immerhin noch etwas umſtändliche Darlegungen; ſie muten uns jedoch an wie Verſteinerungen aus grauer Vorzeit. Daſs der Dichter „erfinden" müſſe, glaubt zwar auch Morhof zu wiſſen; aber „ehe einer erfinden kan, muß er zuvor geleſen und geſamlet haben, ſonſten wird er ein leeres Stroh dreſchen" (651); desgleichen „muß er die lateiniſchen und Griechiſchen Poeten, die Spanier, Frantzoſen, Italiener woll durchkrochen" und fleißig „excerpta phrasium" gemacht haben (652/3). Vor allem „erfodert ein vollenkommenes Carmen ein wollgeläutertes Urthel in richtigen aus den locis Rhetoricis genommenen Schlußreden". Ein Buch wie Harsdörfers ‚Poetiſcher Trichter' gehört für ihn zum wichtigſten Hilfsmittel des Dichters; und wenn er ſchon, in abgeblaſſter Erinnerung an Ariſtoteles, ganz flüchtig und offenbar verſtändnislos „die Poesis, deren gantzes Weſen in imitatione beſteht", auf S. 574 als „eine Nachahmung der Natur" bezeichnet, ſo macht er zu-

ſuchte nach Beſtätigung Deſſen, was, ebenſo zweifellos, für ihn zunächſt noch „unterhalb der Schwelle des Bewuſſtſeyns“ lag. Dann kam er nach Leipzig; machte in den Sitzungen der ‚deutſchübenden poetiſchen Geſellſchaft‘ die Wahrnehmung, daſs man dort auch „ſolche Sachen, Gedancken und Ausdrückungen in Zweifel zog“, die er „allezeit vor gut gehalten hatte“; muſſte ſich ſagen, daſs manche dieſer kritiſchen Anmerkungen „ſo un-

gleich folgende Nutzanwendung: „Die Nachahmung hat in der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache die kurtze und lange Sylben veranlaſſet, wie ſie uns den Reim gegeben“. Damit iſt der Grundſatz von der Naturnachahmung erſchöpft! Im übrigen dreht ſich bei ihm faſt alles um den Reim, der damals „von vielen Gelehrten als eine kindiſche Zierlichkeit verworfen“ wurde (man nannte die ſchlechten Reimereien wol auch „excrementa Pegasi“). In dieſer Beziehung ſpricht er manches treffliche Wort; ſo wenn er (S. 576) ſagt: „Ein guter Poet ſchlieſſet keine Meinung in dem erſten Verſe, biß er ſeinen Reim außgeſuchet habe, der bequem ſey dieſelbe auszudrücken“; oder behauptet, daſs der Reim oft genug „zu ſolchen guten und bequemen Gedancken anlaß gebe, die niemand in den Sinn gekommen weren, wenn man nicht den Reim zum Führer gehabt“. Auf Einzelheiten läſſt er ſich nicht viel ein; die kurzen Abhandlungen über Heldengedichte, Oden, Epigramme, Sprichwörter, Rätſel ſind ganz belanglos. Zur „Karakteriſirung“ der Schauſpiele werden zwei Zeilen gebraucht: „Die Luſtſpiele haben einen niedrigen, die Trauerſpiele einen höheren stylum“; die Schauſpiele ſollen „keine unflätereyen und grobe Narrenpoſſen“ enthalten; und gelegentlich (S. 734) wird die Hoffnung ausgeſprochen, daſs in Zukunft einmal „die Schauſpiele von den Schandflecken, die ihnen nichtswürdige und gewinnſüchtige Leute anhingen, geſaubert werden“. Auch in andern Dingen vertritt er tüchtige Anſichten. So will er, daſs „die frembden Wörter gemieden werden“ (S. 658); ſo fordert er (im entſchiedenen Gegenſatze zu Weiſe, der „nicht zugeben wollen, daß man im geringſten die Construction endere, die in Prosa gebräuchlich iſt“), daſs der Dichter nicht allzuſehr proſaiſch rede, ſondern ſo gut es gehe, Metaphoren anwende (S. 661). Er tadelt die „unlieblich klingenden Verſetzungen“ und wendet dem „Numerus in der Rede, der noch viel Geheimes in ſich hat, und von niemand noch zur Zeit recht unterſuchet iſt“ (S. 516), ſeine Aufmerkſamkeit zu. Beſonders angenehm berührt ſein nachdrückliches Eintreten für die hochdeutſche Sprache, gelegentlich ſogar in Wendungen, die ſich ſpäter noch bei Gottſched finden; und bemerkenswert iſt es, daſs auch er, allerdings nur ganz oberflächlich, die Dichter der andern Kulturvölker (er widmet ſelbſt der Ruſſiſchen Poeſie ein paar Worte!) in den Geſichtskreis der deutſchen Gelehrtenwelt rückt.

gegründet nicht waren"; kämpfte dagegen aber auch vielfach für das Recht ſeiner eigenen abweichenden Meinungen; war jedoch nicht im Stande, ſeine Gegner mit unanfechtbaren Gründen, oder gar mit den Zeugniſſen großer Autoritäten, zu ſchlagen. Ziemlich zu gleicher Zeit fielen ihm (dem ja wol inzwiſchen auch Philanders [Menckes] 1710 erſchienene, ‚Ausführliche Unterredung von der teutſchen Poeſie und ihren unterſchiedenen Arten' bekannt geworden war) die ‚Diſcourſe von Mahlern' in die Hände, die ihm zwar ebenſowenig etwas Gründliches bieten konnten, ihn aber „noch begieriger machten, alles aus dem Grunde zu unterſuchen, und wo möglich, zu einer völligen Gewißheit zu kommen, was richtig oder unrichtig gedacht; ſchön, oder heßlich geſchrieben; recht, oder unrecht ausgeführet worden". In der Bibliothek ſeines Gönners Mencke ſah er ſich nun plötzlich den Weg zu allen großen Geiſtern der Vergangenheit und Gegenwart gebahnt: er ſtudierte Ariſtoteles[2], Longinus, Horaz, Scaliger,

[2] Um mein Werk nicht ins kaum Überſehbare anſchwellen zu laſſen, aber auch, um es nicht über das unbedingt Nötige hinaus mit polemiſchen Zutaten zu belaſten, muſs ich es mir, aus mehr als einem Grunde zu meinem großen Bedauern, verſagen, Friedrich Braitmaiers halt- und gehaltloſe Ausführungen über Gottſcheds angeblichen Irrtum, „das Weſen der Kunſt in der ganz äußerlich gefaſſten Regel" zu erblicken, und Wanieks 54 umfangreiche Seiten lange „kritiſche" Betrachtung über den ‚Verſuch' und die angeblichen Unzulänglichkeiten ſeines Schöpfers meinerſeits unter Kritik zu ſtellen; wie ich denn auch in allem Folgenden dem ſchweizeriſchen Gymnaſialoberlehrer und dem Wiener Gymnaſialdirektor möglichſt wenig Beachtung ſchenken werde. (Im ‚Gottſched-Denkmal' und im ‚Kleinen Gottſched-Denkmal' habe ich mich überdies mit Waniek ziemlich zulangend auseinandergeſetzt.) Wenn aber Waniek den bedauernswerten Mut beſitzt, Gottſcheds Angabe (in der Vorrede zum 2. Bande der ‚Weltweisheit'), daſs ihm, nachdem er die Dichtkunſt des Ariſtoteles in der Urſprache zugleich mit der Überſetzung von W. Heinſius und der ‚poetica Aristotelica' Rappolts ſtudiert hatte, auch noch Daciers Überſetzung in die Hände gefallen wäre, deren Anmerkungen ihm „in vielen Stücken kein geringes Licht gaben", leichten Sinnes und noch leichteren Herzens für „eine Verdrehung der Tatſachen zu dem Zwecke, um den gegen ihn oft erhobenen Vorwurf, er habe die Franzoſen ausgeſchrieben, zu entkräften" auszugeben: ſo fordert das denn doch zu einer Richtigſtellung dieſer nahezu ſtärkſten aller, von Waniek grundſätzlich betriebenen „Verdrehungen der Tat-

Boileau, Dacier, Boſſu, Perrault, Bouhours, Fénelon, St. Evremont, Fontenelle, Callieres, Furetière, Schaftesbury, Steele, Corneille, Racine u. A. und fühlte ſich „immer mehr in den alten Ideen[3] befeſtiget". Aber es war ihm ja nicht nur darum zu tun geweſen, ſich ſelbſt eine möglichſt große Klarheit zu verſchaffen, ſich die, ſeiner ganzen geiſtigen Organiſation entſprechenden, deshalb ihm, ſo zu reden, von Natur aus gegebenen, durch Ariſtoteles und die alten Dichter noch in Dieſem und Jenem erweiterten und vertieften, Ideen auch von bedeutenden Engländern und Franzoſen beſtätigen zu laſſen. Ihm lag vielmehr vor allem daran: dieſe Ideen, dieſe jetzt von ihm in aller Deutlichkeit erkannten Wahrheiten und Geſetze, im Geiſte der von Wolf begründeten „demonſtrativen Art zu philoſophiren", ſo ſcharf und klar zum Ausdruck zu bringen, daſs ſie nicht nur, wie es bei alle dieſen alten und neuen Schriftſtellern der Fall war, Anſichten, die richtig, die aber auch falſch ſeyn konnten, blieben, ſondern feſt begründete, in einer gut verknüpften Ordnung vorgetragene, ihre Ewigkeitsdauer in ſich tragende Wahrheiten wurden, auf die ſich Dichter, Beurteiler und alle nachdenklich Genießenden ſtützen konnten. Das war keine Kleinigkeit; und als ihm 1727 „von einem groſſen Kenner der Poeſie,

ſachen" heraus. Es gehört doch wirklich eine ſehr große Kühnheit dazu, Gottſched einen ſchweren Vorwurf zu machen, nur auf die troſtloſe Vermutung hin, daſs er, wie ſeine unwiſſenden Gegner immer wieder in die Welt hinaus poſaunten, wirklich nichts anders getan habe, als „die Franzoſen ausgeſchrieben"! Als wenn Gottſched es nötig gehabt hätte, um ſolches armſeligen Geſchwätzes willen zu lügen! Als ob überhaupt irgend ein Grund vorläge, die ehrlichen und gewiſſenhaften, übrigens ganz nebenſächlichen Angaben Gottſcheds in einer Weiſe zu bemängeln, die aus einem vielleicht möglichen, aber in dieſem Falle ganz ausgeſchloſſenen, Irrtum eine ſittliche Verfehlung entſtehen läſſt! Wie tief muſs der Gottſched-Haſs dieſem „Gottſched-Biographen" im Blute ſtecken, wenn er ſich bei jeder Gelegenheit dazu verleiten läſſt, ſchief oder falſch zu urteilen, um Gottſched aufs abſcheulichſte brandmarken zu können!

[3] Wenn Gottſched hier von „alten Ideen" ſpricht, deren Beſtätigung er ſich aus Ariſtoteles, Horaz und den andern Vorgängern zuſammenſucht, ſo können doch nur *eigene* Ideen gemeint ſeyn, die ſich frühzeitig, beim Nachdenken über dieſe Dinge, in ihm gebildet hatten.

unſerm grundgelehrten Herrn D. Maſcou zugemuthet" wurde, ein poetiſches Lehrbuch nach ſeinen Begriffen herauszugeben: da traute er ſich (beſcheidener als die Herren Bodmer und Breitinger, die 1727 den erſten und einzigen Band eines „großen, Poeſie und Beredſamkeit umfaſſenden, auf Grund der Wolffiſchen Philoſophie aufgebauten, ſyſtematiſchen Werkes" veröffentlichten, das ſelbſt Braitmaier eine „konfuſe Skizze" nennen muſs) noch nicht zu, dergleichen „nach Würdigkeit ins Werk zu richten". Als ihn dann 1728 einige Freunde baten, ihnen „ein Poetiſches Collegium zu leſen", ergriff er die Gelegenheit[4], um ſich einen erſten Entwurf zu machen und auf dieſe Weiſe all' ſeine, naturgemäß noch nicht vollkommen geordneten, Gedanken über den großen und ſchwierigen Gegenſtand „in einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang zu bringen"; da ja doch „der Zuſammenhang eigentlich erſt den Werth einer Wiſſenſchaft ausmacht; wo man nicht des Cato Disticha moralia oder Kaiſers Antonius Betrachtungen für eine vollſtändige Morale ausgeben will" (Bayles Wb. II, 228).

Der Grund, weshalb er 1727 noch nicht an die gewaltige Arbeit gehen wollte, iſt aber, abgeſehen davon, daſs er ſeine eigenen Gedanken über Weſen und Geſetze der Dichtkunſt da-

[4] Die wichtigſte Anregung zur wiſſenſchaftlichen Behandlung ſowol der Redekunſt wie auch der Dichtkunſt hatte Gottſched (abgeſehen von der Bemerkung Pietſchens, daſs es noch „an einer poetiſchen Anweiſung, drinnen das rechte Weſen der Poeſie erkläret würde" fehlte), zweifellos von Wolf erhalten. Dieſer ſagt nämlich auf S. 237 ſeiner ‚Vernünfftigen Gedancken von der Menſchen Thun und Laßen' (1720): „Es wäre nützlich, wenn man die Künſte in Wiſſenſchafften brächte; ſo könte ein jeder ſich leicht davon bekand machen, was ihm nützlich wäre. Allein da es uns noch an richtigen Beſchreibungen der Künſte fehlet; ſo iſt dieſe Erkäntnis viel ſchwerer zuerlangen. Wären erſt ſolche Beſchreibungen vorhanden, dadurch man vollſtändige Begriffe von den Künſten hätte; ſo würden diejenigen, welche [illegible]: der Welt-Weißheit gründliche Erkäntnis erreichet, auch leicht die Wiſſenſchafft der Künſte ausarbeiten können. Und dannenhero ſolte man ſich darumb zu erſt bemühen." Wolf denkt zwar zunächſt nur an die techniſchen Künſte; aber die Anwendung auf die Dicht- und Redekunſt muſste ſich für einen Mann von Gottſcheds Art ohne weiteres ergeben.

mals noch nicht so klar geordnet haben konnte, wie es nötig war, um als Lehrer und Gesetzverkünder vor die Welt zu treten, zweifellos auch in etwas Anderem zu suchen.

Es ist bekanntlich eine, von allen unsern großen Männern fast nur ihm angehörende, Eigentümlichkeit Gottscheds, immer wieder nachdrücklich zu erklären, ja zu beteuern: dass die Wahrheiten und Gesetze, die er seinem Volke begreiflich und annehmbar zu machen wünscht, nicht etwa von ihm selbst herrühren, ganz „gewiß nicht aus seinem Gehirne angesponnen", oder „aus seinem Kopfe entsprungen", sondern aus den und den „berühmten Scribenten gesammlet" oder „von den Alten, und nächst ihnen von den erwähnten Ausländern entlehnet", von ihm jedoch nur „in einige Ordnung gebracht" seyen. Für oberflächliche und von Gottsched gern das für ihn Unvorteilhafteste glaubende Litteraturgelehrte sind diese so klipp und klar daliegenden „Bekenntnisse" natürlich stets „ein gefundenes Fressen" gewesen; auf sie gestützt, hatten sie es leicht, nachzuweisen, dass der „betriebsame Kompilator und Plagiator" niemals eigene Gedanken gehabt, sondern in seinem langen Leben eigentlich nichts anderes getan habe, als die Gedanken Anderer zu sammeln und wieder an den Mann zu bringen[5]. Wie aber ist diese „kompilatorische

[5] Da die nachweltlichen „Beurteiler" Gottscheds (vor allem auch der schneidige Schweizer Friedrich Braitmaier, der in den grundlegenden Werken des „schulfüchsigen Vertreters der bloßen Regelmäßigkeit" natürlich nur „kompilatorische Zusammenstellung des von andern Gefundnen" erblickt), doch nur ihren edlen Vorgängern nachschreiben, so kann ich es mir nicht versagen, die Worte anzuführen, mit denen Gottsched in der Vorrede zur 2. Auflage der ‚Dichtkunst' den Leuten, denen er es so leicht gemacht hatte, ihn des Kompilirens anzuklagen, antwortete: „Sie haben mich beschuldiget: Ich hätte nur die Franzosen ausgeschrieben; und wäre nicht einmal über die rechten gekommen. Ich danke zuförderst diesen gelehrten Scribenten, für ein solch öffentliches Zeugniß. Ob sie es wohl ohne große Scharfsinnigkeit haben ablegen können; nachdem ich selbst alle obige Schriftsteller alter und neuer Zeiten nahmhaft gemacht, und alles, was in meinem Buche gut war, ihnen zugeeignet hatte. Ich habe es schon oben erwähnet, daß ich so glücklich nicht bin, als gewisse große Geister, die, ohne ihre Vorgänger in Künsten und Wissenschaften gelesen zu haben, dennoch ihrem Vaterlande lauter Meisterstücke vorlegen können. Und in dieser Empfin-

Beſcheidenheit", die nichts mit der im 17. und 18. Jahrhundert üblichen Autoritätenkrämerei der von Gottſched ſo vielfach verurteilten „Copiſten und Papagoyen" (ſ. S. 197 Anmerk.) gemein hat, zu verſtehen? Wolf ſcheint ſo etwas wie eine Ahnung

---

dung meiner eigenen Schwäche beneide ich an Ihnen, alle die neuen Einfälle und Entdeckungen, womit ſie die Critik ſchon bereichert haben. Was aber das verhaßte Wortausſchreiben anlangt, deſſen ſich dieſe ſcharfſinnige Kunſtrichter, nach der ihnen zukommenden dictatoriſchen Macht auf dem Parnaß, zu bedienen beliebet: So überlaſſe ich es gern der Beurtheilung meiner Leſer. Dieſe mögen es entſcheiden, ob es nicht ein wenig zu hart ſey; zumal von Leuten, die ſelbſt noch nichts, als etliche zuſammengeraffte Noten und ein halb Schock Ueberſetzungen gewiſſer Stellen haben drucken laſſen. Doch geſetzt, ſie behielten recht; ſo würde ich doch für (vor) ihrem Machtſpruche ſo wenig erſchrecken, daß ich ihnen vielmehr mit dem berühmten Rollin aus ſeiner Vorrede zur alten Hiſtorie antworten würde: Pour embellir et enrichir mon Livre etc. (d. h. ich bediene mich der Worte meiner Vorgänger nur, um mein Werk zu verſchönern und zu bereichern). Und bey dieſer Verantwortung werde ich ſo kühn, daß ich auch das Herz faſſe, noch mehrere alte und neue Scribenten anzuführen, die ich bey dieſer neuen Auflage gebrauchet habe, um mich theils in meinen alten Begriffen zu beſtärken, theils aber auch dieſelben noch vollkommener ins Licht zu ſetzen ... Und hiermit gebe ich alſo allen, die gern Machtſprüche von Büchern fällen, ohne ſie geleſen zu haben, nochmals das ſpottleichte Urtheil in den Mund: Er hat ausgeſchrieben! Ob ich aber bey dieſem meinem Ausſchreiben, wie es ferner heißt, über die unrechten Bücher gerathen; das iſt gleichfalls eine Sache, die ich lediglich dem Urtheile meiner Leſer und aller Verſtändigen überlaſſe. Es kann ſeyn, daß der tiefſinnige Richter, der mir dergeſtalt den Stab gebrochen, hierinn eine beſſere Einſicht hat, als wie andere unwiſſende Leute. Es kann ſeyn, daß er die Schriften der Ausländer nach einem andern Probierſteine beurtheilet; nach welchem er dasjenige ſchlecht findet, was ich mit ſo vielen andern hochſchätze. Allein, ſo lange er unſrer Einfalt mit ſeiner Weisheit nicht unter die Arme greift; ſo lange er uns die wahren Kennzeichen guter Scribenten nicht bekannt macht: So kann er es von uns nicht begehren, daß wir alles ſo genau treffen ſollten, wie er es zu treffen gewohnt iſt: Und wir erſuchen ihn indeſſen um nichts mehr, als mit unſrer Schwachheit ein Mitleiden zu haben. Vielleicht werden wir es mit der Zeit auch noch einſehen lernen, wenn wir nur, unſrer natürlichen Trägheit wegen, ſo weit kommen können, als er ſchon gekommen iſt." — Die Ironie iſt meiſterhaft, aber natürlich mußten die geſchwollenen Tintenfiſche durch ſie nur um ſo wütender auf den überlegenen Mann werden.

davon zu haben, welche Abſichten Gottſched mit dieſer ſtets laut verkündeten „Abhängigkeit“, die nur etwaige in ſeinen Büchern vorhandene „Fehler“ ſich „allein“ zugeſchrieben wiſſen will, verfolgte. Er meint nämlich, daſs „dieſe kompilatoriſche Beſcheidenheit bereits mittelbar eine Prätenſion auf allgemeine unumſtößliche Geltung in ſich ſchließen ſoll“; und kann es deshalb, natürlich zu ſeiner ſtillen Genugtuung und Freude, nicht unterlaſſen, von „unmittelbarer Anmaßung“, „aufdringlicher Selbſtgefälligkeit“ u. dgl. m. zu ſprechen und auf den „Kompilator ſeiner Vorgänger“, mit jener, aus ſittlicher Entrüſtung und eingebildeter Überlegenheit fließenden, teils lächelnden, teils bittereruſten Geringſchätzung hinabzuſehen, die all' unſere Gottſchedforſcher, Gottſchedkenner und Gottſchedbiographen ſo gut kleidet. Aber ich frage nochmals: was bezweckte Gottſched (im ſchroffſten Gegenſatze etwa zu dem kopfſchwachen Bodmer, der in ſeinen ‚Diſcourſen‘ und anderen „konfuſen“ äſthetiſchen Schriften faſt nur Addiſons ‚Spectator‘ ausſchrieb und trotzdem bei jeder Gelegenheit, wie Braitmaier ſagt, „ſeine Originalität betonte und ſich als Reformator des Geſchmacks aufſpielte“) mit dieſer ſtandhaften Vorſchiebung ſeiner „Zeugen“; da er doch die „lächerliche Auskrämerey entlehnter Gelehrſamkeit“ (Neueſt. a. d. a. G. XI, 589) gern geißelte und als Denker ſehr gut wuſſte, daſs es „unnütze iſt, mit Zeugen etwas auszumachen, was durch Gründe erwieſen werden muß“? Ein wiſſenſchaftliches Werk, wie er es ſchaffen wollte, muſſte ja wol merken laſſen, daſs ſein Verfaſſer mit allen in Frage kommenden Vorgängern vertraut war. Aber dazu bedurfte es doch nicht der unaufhörlichen, man möchte beinahe ſagen, der aufdringlichen Hinweiſungen auf dieſe ausländiſchen Größen; dazu hätten vielmehr knappe Hin- oder Andeutungen genügt und mehr als genügt. Warum alſo berief er ſich immer wieder auf die „Autoritäten“, da er ſelbſt eigentlich von Autoritäten nie etwas wiſſen wollte und ſeinen Schülern immer aufs neue zurief, daſs es „nichtswürdig“ ſey, „auf das Wort ſeiner Lehrer zu ſchwören“? Gottſched gibt uns mehrmals ſelbſt die Antwort auf dieſe Frage; ganz beſonders erſchöpfend gleich in der Vorrede zur ‚Dichtkunſt‘. In

unmittelbarer Anſchließung an die ſoeben mitgeteilte Bemerkung, daſs Zeugen nichts, was begründet werden müſſe, beweiſen können, entſchlüpft ihm nämlich das Geſtändnis, daſs „man“ ſich der Zeugen „nur gegen die bediene, ſo noch in dem Vorurtheile des Anſehens ſtecken, und nicht im Stande ſind, die Krafft gründlicher Beweiſe recht bey ſich wircken zu laſſen“. Da haben wir die ganze, für jeden, über die Oberfläche der Erſcheinungen hinaus denkenden und forſchenden, Mann, ſelbſtverſtändliche Wahrheit!

Gottſched verfolgte mit ſeiner Lebensarbeit und mit ſeinen Büchern keine perſönlichen Zwecke (er wäre dann ſo „verſchlagen“ geweſen, die von ihm „ausgeſchriebenen“ Schriftſteller nicht ſo ſorgfältig aufzuzählen, und hätte es, wie etwa Leibniz, Anderen überlaſſen können, ihm ſeine „Plagiate“ nachzuweiſen!); ſein Zweck war immer nur der eine: Klarheit und Ordnung in die deutſchen Köpfe zu bringen, die Leiſtungfähigkeit ſeines in Verworrenheit umhertaumelnden, die Kräfte ohne rechte Wirkung vergeudenden Volkes dadurch zu ſteigern, daſs er die richtigen Ziele wies, auf die man hinarbeiten konnte. In dieſem Belange war er ein unmittelbarer Geiſtesverwandter Leibnizens. Wie dieſer bei ſeinem (allerdings recht fruchtloſen) Philoſophiren und Reformiren von den Bedürfniſſen und Forderungen der Geſellſchaft ausgieng, in der ſteten Beziehung auf die Geſellſchaft, als Objekt des Philoſophen, Geſetzgebers und Staatsmannes, ſo zu reden, die Form ſeines gottgelehrten Denkens und Forſchens offenbarte: ſo blieb auch für Gottſched allezeit das geſellſchaftliche Wohl der letzte Zweck all' ſeiner Arbeit; nur freilich mit dem bedeutſamen Unterſchiede: daſs für Gottſched ſein, dem Untergange zuſtrebendes, führerlos und kraftlos gewordenes deutſches Volk dieſe „Geſellſchaft“ vorſtellte; während Leibniz in ihr eigentlich nur „La cité de dieu“, die Chriſtenheit, alſo einen recht verſchwommenen, mehr jenſeitigen, Begriff, erblickte. Das Ziel war ein anderes; die Gedanken-, die Willensrichtung aber war dieſelbe; und ſo muſſte denn wol auch die Zweckverfolgung auf beiden Seiten eine gewiſſe Übereinſtimmung zeigen. Nun ſagt Guhrauer (a. a. O. I, 272) von Leibniz, mit gutem

Grunde, wenn auch ohne tatsächliche Berechtigung: daſs er „nicht auf den Ruhm der Originalität ausgieng", daſs es ihm vielmehr „vor Allem auf die Wirkung und Verbreitung deſſen, was ihm die Wahrheit war" ankam — und ganz von derſelben Abſicht wurde Gottſched bei ſeinen reformatoriſchen Beſtrebungen, insbeſondere als Poetiker, geleitet.

Eine vernünftige Autorität ſollte und muſſte geſchaffen werden. Wenn er nun aber ſelbſt ſich als Autorität hingeſtellt, wenn er geſagt hätte: dieſe Wahrheiten und Geſetze ſind aus meinem, auf Klarheit und Ordnung geſtellten, die „Natur der Dinge" ergrübelnden Geiſte gefloſſen — ſo wäre er nicht nur ausgelacht, ſondern wahrſcheinlich ohne weiteres geſteinigt worden. Die Welt iſt ſo. Aber wäre die ſehr unvornehme deutſche Welt in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch zufällig nicht ſo geweſen; hätte ſie ſich nur auf das unbedingt Selbſtverſtändliche beſchränkt, anmaßende Lehrbücher gottſchediſcher Art auszulachen und in den Winkel zu werfen: ſo wäre der große Zweck des an ſich faſt immer zuletzt denkenden Mannes vereitelt worden — und dem muſſte er unter allen Umſtänden vorbeugen. Was fragte er danach, ob die ſchriftgelehrten und „ſchöpferiſch" tätigen Zeitgenoſſen ſeine, den Dingen auf den Grund gehende, den allgemeinen Wirrwarr ordnende Gedankenarbeit als ſolche erkannten und anerkannten oder nicht! Glauben ſollten ſie, die durch Gründe allein nicht zu überzeugen waren — glauben ſollten ſie ſeinen Worten, ſollten ſie auf ſich einwirken laſſen! Und weil ſie, die Gelehrten ſowol wie die Ungelehrten, ſammt und ſonders keine Thomaſiusnaturen waren, ſondern „noch in dem Vorurtheile des Anſehens ſteckten und nicht im Stande waren, die Krafft gründlicher Beweiſe recht bey ſich wircken zu laſſen": deshalb durchſuchte er, ſobald ihm der Wert ſeiner Einſichten zur Gewiſsheit geworden war, Alles, was nur irgendwie für Autorität gelten konnte oder unangetaſtet für Autorität galt; ſuchte Alles zuſammen, was ſich mit ſeinen Anſchauungen deckte, oder ſie nach dieſer oder jener Seite hin zu ergänzen, zu bereichern ſchien; und gab ſeinen Begründungen die autoritiäre Wucht dadurch, daſs er ſie mit den Meinungen

aller jener großen und kleinen Autoritäten ſtützte und mit ſelbſtverleugnender Seelengröße behauptete, daſs er nur die Gedanken jener Autoritäten „in eine überſichtliche Ordnung“ gebracht, nicht aber die Vermeſſenheit gehabt hätte, die Welt mit ſeiner eigenen Weisheit zu beläſtigen[6]. Es war natürlich und unvermeidlich, daſs Dieſer und Jener trotzdem zu der Überzeugung kam, daſs hier ein ungewöhnlich ſelbſtändiger Mann nicht etwa die Gedanken „ſeiner Lehrmeiſter“, wie Danzel (a. a. O. 341) meint (denn wer ſo überlegen bei jeder Gelegenheit über die Franzoſen und ihre großen Schriftſteller urteilte, der betrachtete ſie nicht als ſeine Lehrmeiſter!), ſondern ſeine eigenen Gedanken und Ideen ausſprach in der Abſicht, ſie für maßgebende Wahrheiten oder doch Lehren gehalten zu wiſſen. Und nur daraus läſſt ſich einerſeits die große Stellung, welche die Gutgeſinnten dem genialen Neuerer ſo ſchnell einräumten, andrerſeits der ſo früh ſchon gegen Gottſched ausbrechende Haſs, das ewige Geſchrei von ſeiner Anmaßung und der immer und immer mit Wolluſt verbreitete, immer und immer mit Behagen nachgeſchwatzte Vorwurf, daſs er ſeine Vorgänger beſtehle, daſs keine Spur eines eigenen Gedankens in ſeinen Schriften zu finden ſey, erklären. Wir aber werden fortan wiſſen, wie wir ſowol die „Zeugen“ als auch die „Kompilationen“ Gottſcheds zu bewerten haben, und wollen uns jetzt, mit der uns gewordenen Einſicht, dem erſten grundlegenden, nach Danzels richtiger

[6] Braitmaier gibt in ſeiner, auf „dreiſte Unwiſſenheit“ und Urteilsloſigkeit geſtützten, „Unbefangenheit“, ohne es zu wollen, ein Bild von der „Unſelbſtändigkeit“ des „ſtupiden Kompilators“. Er ſchreibt (I, 88): „Die Benützung der Quellen iſt eine ſehr freie oder vielmehr ganz oberflächliche; er entnimmt aus dem Gedächtnis einige Sätze, denen er dann das Gepräge ſeiner eigenen Auffaſſung giebt, ſo daß die betreffenden Gewährsmänner ſie in dieſer Form ſchwerlich noch als ihr Eigentum anerkennen würden. Das Charakteriſtiſche dieſes Verfahrens beſteht durchgängig darin, daß er die entlehnten Gedanken ins Platte und Pedantiſche, ſelbſt in das Abſurde herabdrückt. Den Ariſtoteles hat er gerade für die Tragödie, wo es doch in erſter Linie zu erwarten war, faſt nicht benützt. Selbſt Horaz, Cicero, Quintilian und Plinius benützt er nicht in dem Maße, wie es damals üblich war u. ſ. w.“ — Ich füge auch dieſen Sätzen nichts hinzu.

Meinung, der „ganzen deutschen Litteratur einen andern Schwerpunkt“ schaffenden, Hauptwerke des Meisters zuwenden, das Johannes Crüger wol ein „seltsames Werk“ nennt, von dem jedoch derselbe, nicht eben Gottschedfreundliche, Litteraturgelehrte meint, dass man ihm „nicht anders als den höchsten litterarhistorischen Wert beilegen“ könne; und über das „ein freyes Urtheil zu fällen“ Gottsched selbst „der unparteyischen Nachwelt überlassen“ wissen wollte (Vorrede zur 3. Auflage).

Wie es Gottsched überall darauf ankam, die geschichtlichen Zusammenhänge festzustellen (nur aus dieser Geistesrichtung heraus konnte er zu dem großen Begriff einer, auch die ältesten Denkmäler des Schrifttums in sich schließenden, deutschen Gesammtlitteratur kommen), der Entwickelung der Dinge nachzuspüren (er ist der Erste, der die, am entschiedensten von Leibniz vertretene, bei diesem Denker allerdings noch gar nicht naturwissenschaftlich, sondern ganz theologisch begründete, Idee der Entwickelung, des Zusammenhanges aller Dinge für das Gebiet des Schrifttums fruchtbar machte): so setzte er auch an den Anfang seiner ‚critischen Dichtkunst‘ das Kapitel ‚Vom Ursprunge und Wachsthume der Poesie überhaupt‘. Hier wird gleich auf der ersten Seite die, in ihrer Fassung wol neue, Wahrheit ausgesprochen, dass die Poesie „ihren Grund im Menschen“ und „ihren ersten Quell in den Gemüths-Neigungen des Menschen“ habe; woraus dann zunächst eine Widerlegung des damals ziemlich allgemeinen, später selbst noch von Herder festgehaltenen, Glaubens, dass die Menschen „das Singen von den Vögeln gelernet“ hätten, hergeleitet wird: „Es ist nicht nöthig auf solche Muthmaßungen zu verfallen. Der Mensch würde meines Erachtens gesungen haben, wenn er gleich keine Vögel in der Welt gefunden hätte[7]. Lehrt uns nicht die Natur alle unsre

[7] Ich möchte hier anmerken, dass es doch noch zu erweisen wäre, ob die männlichen Vögel, deren Gesang doch auch einen in jahrtausendlanger Entwickelung erworbenen Besitz (erworben in dem leidenschaftlichen Bestreben, die Weibchen zu gewinnen) vorstellen dürfte, zur Zeit, als die Menschen zu singen und zu „dichten“ begannen, überhaupt schon ihren heutigen und vielleicht seit Jahrtausenden schon feststehenden Gesang

Gemüths-Bewegungen durch einen gewiſſen Thon der Sprache ausdrücken? Was iſt das Weinen der Kinder anders als ein Klagelied, ein Ausdruck des Schmertzens, den ihnen eine unangenehme Empfindung verurſachet? Was iſt das Lachen und Frohlocken anders als eine Art freudiger Geſänge? Eine jede Leidenſchafft hat ihren eigenen Thon, womit ſie ſich an den Tag legt . . . Weil man nun angemercket, daß die natürlich ausgedrückten Leidenſchafften auch bey andern dergleichen zu erwecken geſchickt wären; ſo lieſſen ſichs die Freudigen, Traurigen, Zürnenden, Verliebten u. ſ. w. deſto mehr angelegen ſeyn, ihre Gemüths-Beſchaffenheit auf eine bewegliche Art an den Tag zu legen, um dadurch auch andre, die ihnen zuhöreten, zu rühren; das iſt, ihnen was vorzuſingen." Wir haben hier die einfachſte und zugleich überzeugendſte Entſtehungsgeſchichte des Singens, das jedenfalls dem eigentlichen Dichten vorausgegangen iſt und, nach Gottſcheds einleuchtender Darſtellung, aus der Überlegung entſtanden iſt, daſs „Worte, ſo nach einer geſchickten Melodie geſungen werden, noch viel kräftiger in die Gemüther wirken" müſſten. So wurden denn die erſten Sänger bald auch Dichter; und „die erſten Poeten" waren, als Sänger, notwendigerweiſe „Lieder-Dichter". Natürlich muſſten dieſe erſten Geſänge noch viel zu wünſchen übrig laſſen; denn „alle Dinge ſind anfänglich rauh und grob, oder doch voller Einfalt"; und nur „die lange Ubung in einer Kunſt bringt ſie endlich zu gröſſerer Vollkommenheit". Dieſe „Muthmaßung", daſs der Urſprung ſowol des Geſanges wie der eigentlichen Dichtkunſt „aus der Natur ſelbſt" herzuleiten ſey, zwingt ihn dann begreiflicherweiſe dazu, die alte, auch von Dacier vertretene Meinung, daſs „die Religion die Hebamme der Poeſie geweſen ſey", abzulehnen. Nicht das Aufſchauen zu den Göttern und Götzen, auch nicht die Verehrung eines einzelnen oder alleinigen Gottes hat, ſeiner, wol kaum zu widerlegenden, Anſicht nach, die Lippen der Menſchen, der

in der Kehle hatten. Aus einem Zwitſchern der Vögel konnten und brauchten die Menſchen nichts zu lernen; die „Kunſt" des Vogelgeſanges aber kann erſt in einer verhältnismäßig ſehr ſpäten Zeit zur Ausbildung gekommen ſeyn.

erſten Liederſänger und Liederdichter, entſiegelt: das verurſachte vielmehr die Geſelligkeit, welche, bei Speiſe und Trank „die Lebensgeiſter rege“ machte; das verurſachte vor allem aber die Liebe. Lieder zum Lobe des Weines oder anderer dem Gaumen ſchmeichelnder, berauſchender Getränke und Liebeslieder waren die Anfänge der Poeſie, die dann erſt „dem Gottesdienſte geheiliget“ wurde. Ja, Gottſched iſt ſogar geneigt, anzunehmen, daſs der religiöſen Poeſie noch die Poeſie zum Lobe großer Helden, Stammväter und Städtegründer vorausgegangen, daſs man „von dem Lobe der Helden auf das Lob der Götter gekommen“ ſey, oder vielmehr die Helden „durch das Lob ſelbſt vergöttert habe“. Wer die Natur des Menſchen kennt, wird ohne weiteres geneigt ſeyn, dem nachdenklichen Menſchenkenner recht zu geben; auch wenn er die arkadiſchen Vorausſetzungen Gottſcheds nicht teilt.

Nach einer kurzen Betrachtung der älteſten hebräiſchen, griechiſchen, lateiniſchen und germaniſchen Dichtverſuche wendet er ſich dann der, ihm beſonders am Herzen liegenden, Silbenmeſſung und dem Reime zu, für den er die ſkytiſchen und keltiſchen Völker in Anſpruch nimmt. Von dieſen und deren Nachkommen ſollen dann erſt die Römer, Araber und Spanier die Kunſt des Reimens gelernt haben; eine Anſicht, die auch heute, trotz der, dem fünften Jahrhundert angehörenden Leoniniſchen Hexameter, noch nicht eigentlich widerlegt iſt und um ſo mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, als dem Worte rîm, das freilich zunächſt nur den Begriff einer Reihe, eines Verſes, ausdrückte, der alte deutſche Urſprung nicht abgeſprochen werden kann. Für Gottſched iſt dieſe, von ihm vertretene, Anſicht eine gerade ſo „ausgemachte Sache“, wie es ausgemacht ſcheint, daſs die Griechen die Kunſt der Silbenmeſſung, d. h. der genauen Beobachtung der Zeit- oder Gewichtwerte der verſchiedenen Silben in die Poeſie eingeführt haben. Mit beſonderem Stolze ſpricht er dann davon, daſs wiederum deutſche Völker (nämlich die Holländer und auf dieſen fußend Opitz) „den Reim unſerer Vorfahren mit dem majeſtätiſchen Sylbenmaaße der Griechen und Römer vereinbaret haben“; während die romaniſchen Völker

ſich damit begnügten, dem Reim germaniſcher Herkunft die oberflächliche, dem Gewicht- und Längenwert der Silben keine Beachtung ſchenkende, Silbenzählung zu geſellen.

Das erſte Kapitel enthält dann noch kurze Hinweiſungen auf die Entſtehung der verſchiedenen Dichtarten der alten Völker; auf die Loslöſung der Dichtkunſt von der Geſangskunſt, von der Muſik überhaupt; auf die, von den neuen Völkern bevorzugten Dichtarten; auf „die Abſichten, ſo die Erfinder und Fortpflanzer der Poeſie vor Augen gehabt" (auch hier werden nur ſolche Abſichten feſtgeſtellt, welche aus dem Affekt fließen und „in der Natur des Menſchen ihren Grund" haben) und auf die „Hochachtung", welche „eine ſo wunderbare Kunſt den geſchickteſten unter ihren Meiſtern zuwege brachte", zumal bei den älteſten, unerfahrenen und neugierigen Kindern gleichenden, Völkern, die in ihnen nicht nur ihre Lehrer, ſondern „auſſerordentliche, já recht göttliche Männer" erblickten, die „von dem Beyſtande der Muſen und des Apollo" abhängig waren. Schon hier wird ſchließlich, mit dem „groſſen Ariſtoteles", die geſchickte Nachahmung für „das rechte Hauptwerk der Poeſie" erklärt; auch die Fabel eines Gedichtes oder Dramas darf „nichts anderes als eine Nachahmung der Natur" ſeyn. „Denn wenn eine Fabel nicht wahrſcheinlich iſt, ſo taugt ſie nichts: Wie kan ſie aber wahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie nicht die Natur zum Vorbilde nimmt, und ihr Fuß vor Fuß nachgehet". Schon hier auch findet ſich der fruchtbare Gedanke, daſs „Verſe, vielweniger die Reime, das Weſen der Poeſie nicht ausmachen"; und mit Geringſchätzung wird von den „Kindern und Unwiſſenden" geſprochen, die „am äuſſerlichen kleben bleiben, eine ſcandirte und gereimte Proſa vor ein Gedichte, und jeglichen elenden Versmacher vor einen Poeten anſehen".

Mit dem „Character" und dem „guten Geſchmacke eines Poeten" beſchäftigen ſich die zwei nächſten Kapitel. Der Herausgeber der ‚Vernünftigen Tadlerinnen' hatte ſich über dieſes Thema bereits, offenbar einem ganz perſönlichen Bedürfnis nachgebend, recht ernſthaft ausgeſprochen. Wie er der Meinung war, daſs ein Menſch, der die Poeſie „nach ihrem wahrhaften

Werth", vor allem aber „nach ihrer Würde hochschätzen" wolle, notwendigerweise „einen Verstand, der nicht von gemeiner Gattung ist", haben müsse: so hatte er auch die größten Vorstellungen von einem „rechtschaffenen Poeten". Im achten Stück des zweiten Teiles spricht er sich darüber mit einer fast schwärmerischen Offenheit aus: „Es gehört dazu eine mehr als gemeine Geschicklichkeit, ein sonderbares (eigenartiges) Naturell, ein richtiger, durchdringender, gründlicher und allgemeiner Verstand; eine fruchtbare, lebhafte und lautere Einbildungskrafft. Diese hohe Gabe wird weder durch die Kunst, noch durch das Studieren zu wege gebracht[8]. Sie ist schlechterdings ein Geschenck des Himmels, und zeiget einen grossen Geist an. Groß ist er in der Beurtheilungskrafft, welche sich alles vernünfftig, das ist der Wahrheit und Natur gemäß, vorstellet: groß ist er auch wegen der Lebhaftigkeit, welche alles mit einem grossen Reichthum der annehmlichsten Gedancken vorstellet, und ihren Wercken dadurch eine besondere Schönheit mittheilet. Wie nun die Beurtheilungskrafft ohne Geist ganz kalt und matt ist: so ist der Geist ohne die Beurtheilungskrafft ausschweifend und blind . . . Mit einem Worte: zu einem vollkommenen Poeten gehört eine gleiche Mischung von Vernunfft und Einbildungskrafft, von Nachdruck und Lieblichkeit, von Einsicht und Zärtlichkeit; eine allgemeine Beredsamkeit und besondere Tieffsinnigkeit." Eine so große Anschauung vom Dichter war in Deutschland (wo selbst Christian Wolf nicht über die Dreiheit: Witz, Scharfsinnigkeit und Einbildungskraft hinaus zu denken vermochte), war wol überhaupt in der ganzen Welt noch nie zum

---

[8] Trotz dieser unzweideutigen Erklärung ist immer wieder behauptet worden, Gottsched habe Dichter, d. h. die eigentliche dichterische Begabung, durch Lehre schaffen wollen; und Franz Servaes sagt in seiner jugendlichen Schrift ‚die Poetik Gottscheds und die Schweizer' (S. 52) geradezu: „Das Göttliche, die Genialität ist (nach Gottscheds Meinung) eine Frucht der Zeit und der Übung." So oberflächlich wird bei uns immer noch „litterarhistorisch untersucht"! Und auf Grund solcher „Untersuchungen" behaupten dann gründliche Leute wie Servaes, dass Gottsched „sich die Erziehung des Dichters doch gar zu kindlich gedacht" habe!

Ausdruck gekommen; ſie gehört ſo vollſtändig der geiſtig-künſtleriſchen Perſönlichkeit Gottſcheds an, daſs erſt unter dem Einfluſſe dieſer mächtigen Perſönlichkeit ſich in Deutſchland große Vorſtellungen vom Weſen und Beruf des echten Dichters bildeten: ohne die wir weder einen Klopſtock[9] noch einen Schiller, Goethe und andere, ihrem Dichterberuf, ſozureden, mit heiligem Ernſte nachgehende Dichter bekommen hätten; deren jugendliche Seelen ſich, ohne weiteres nachweisbar und entgegen der Behauptung Braitmaiers, daſs „Leſſing, Herder, Goethe und Schiller keinerlei Anregung von Gottſched empfangen haben", an dieſen und ähnlichen großen Sätzen des „bornirten Mannes" berauſchten.

In der ‚critiſchen Dichtkunſt' kam es nun freilich darauf an, die „zu einem wahren Dichter gehörigen Eigenſchafften" genau zu ergründen; den „gehörigen Grund anzuzeigen", warum ein rechter Poet ſo beſchaffen ſeyn müſſe, wie er, nach der eigentlichſten Überzeugung Gottſcheds, beſchaffen ſeyn ſollte. Wenn man ſich hierüber noch nie recht klar geweſen; wenn „jeglicher elende Versmacher vor einen Poeten" angeſehen worden ſey: ſo habe das daran gelegen, daſs Leute, die „einen viel zu ſeichten Verſtand und eine viel zu blöde Einſicht in das Weſen der wahren Dichtkunſt gehabt", ſich erlaubt hätten, ihre Meinung über Dichtkunſt und Dichter zu äußern; während doch „von Künſtlern nur ein Künſtler urteilen" und vom Weſen eines

[9] Da der junge Klopſtock ſeinem Dichten und dadurch der Perſönlichkeit des Dichters vorübergehend den Zug dogmatiſch-religiöſer Schwärmerei gab, während Gottſched gerade das Religiöſe grundſätzlich aus allem, der Welt angehörenden, Denken und Dichten ausſchaltete oder ausgeſchaltet wiſſen wollte: ſo ſcheint eine Beeinfluſſung Seitens Gottſcheds auch auf den jungen Klopſtock (der ältere Klopſtock iſt mit ſeinem völkiſchen Gebahren nichts weiter als eine zweite, etwas verwäſſerte, im Geſichtskreis verengte, unzulängliche-Auflage Gottſcheds des Deutſchen) kaum angenommen werden zu dürfen. Aber die religiöſe Seite des Klopſtockiſchen Dichterprieſtertums hatte einen mehr zufälligen Karakter, gehörte, ſozureden, dem „Milieu" an, das die Pforta-Schule ihm bot. Ohne die, durch Gottſcheds großartige Anſchauungen in ihm geweckte Begeiſterung für die prieſterliche Würde des Dichters, ohne dieſe Hindeutungen auf das „himmliſche Feuer", das in großen Dichterſeelen lodern ſollte, wäre der Pforta-Schüler vielleicht ein zweiter Paul Gerhard aber ſchwerlich der Meſſias-Sänger geworden.

Dichters nur ein „Philoſoph, der von der Poeſie philoſophieren kan", die richtige Vorſtellung haben könne. Gottſched verſucht nun, geſtützt, nicht etwa, wie Braitmaier behauptet, auf das unreife Gerede der jungen Herren Bodmer und Breitinger, ſondern auf den „beſten Critikus unter den Griechen", der zwar nichts über die Natur und den Karakter des Dichters geäußert, aber doch „das innere Weſen der Beredſamkeit und Poeterey aufs gründlichſte eingeſehen" haben ſollte, feſtzuſtellen, was zu einem „wahren Poeten" gehört. Er nimmt gleich einen großen Anlauf und weiſt umſtändlich nach, was den Poeten, den „geſchickten Nachahmer aller natürlichen Dinge", der als ſolcher dem Maler, Bildhauer, überhaupt jedem Künſtler nahe verwandt iſt („Maler und Poeten ſind Brüder mit einander" heißt es bereits in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen' II, 35), nicht nur von den andern Künſtlern, ſondern auch vom Geſchichtſchreiber, vom Redner und Weltweiſen unterſcheidet. Beſteht der Unterſchied bei den Malern, Bildhauern und Muſikern (die Baukunſt rechnet Gottſched ihrem inneren Weſen nach zu den Wiſſenſchaften, zur Mathematik, „weil man es darin, wie in der Geometrie, längſt zu einer demonſtrativen Gewißheit gebracht hat" [Vorrede S. 2]) einerſeits in den Ausdrucksmitteln, andrerſeits darin, daſs der Dichter „auch die unſichtbaren Gedancken und Neigungen menſchlicher Gemüther nachzuahmen hat"; ſo iſt er bei den Geſchichtſchreibern, Rednern und Weltweiſen ein tiefklaffender Weſensunterſchied: von dem Geſchichtſchreiber „fordert man, daß er getreulich dasjenige erzählen ſolle, was ſich hier oder da vor Begebenheiten zugetragen"; die Aufgabe des Redners beſteht darin, die „Leute zu überreden, etwas vor wahr oder falſch zu halten, und ſie zu bewegen etwas zu tun oder zu laſſen"; der Weltweiſe ſoll „uns die Gründe von der Möglichkeit aller Dinge unterſuchen lehren" — der Dichter aber hat natürliche Empfindungen, natürliche (oder wahrſcheinliche) Vorgänge und wirkliche Menſchen „durch eine tactmäßig abgemeſſene, oder ſonſt wohl eingerichtete Rede; oder welches gleich viel iſt, durch eine harmoniſche und wohlklingende Schrifft" zur Darſtellung zu bringen (S. 82).

Man ſieht: von tiefgrübelnden, in ihrem Werte ſehr zweifelhaften äſthetiſchen Betrachtungen iſt hier nichts zu ſpüren; aber die Tatſache, daſs in dieſen Sätzen zum erſten Male die weſentlichen, aus der Natur der verſchiedenen „freyen Künſte“ (zu denen ja Geſchichtſchreibung, Redekunſt und Weltweisheit damals gezählt wurden) fließenden Unterſchiede dieſer Künſte und geiſtigen Betätigungen feſtgeſtellt werden, daſs vor allem der Poeſie eine ſcharf beſtimmte Sonderſtellung geſchaffen wird, iſt von ſo großer Bedeutung und hat ſich in ſpäterer Zeit als ſo überaus fruchtbar, in die Tiefe und Weite wirkend, erwieſen: daſs Gottſched ſchon um dieſer knappen und klaren, ähnlichen Verſuchen in den ‚Discourſen von Mahlern‘ weit überlegenen, Feſtſtellung willen den Dank der Nachwelt verdient hat.

Von dem, auf dieſe Weiſe gewonnenen ſichren Standpunkte aus, war es nun verhältnismäßig leicht, den Karakter des Dichters, die vom Dichter zu fordernden Eigenſchaften zu beſtimmen; für Gottſched mochte es um ſo leichter ſeyn, als er ja in der Hauptſache nur ſeinen eigenen, ihm ſozureden eingeborenen großen Anſchauungen vom Dichter und ſeinem Berufe zu folgen brauchte.

Da die eigentlichen Künſte unter ſich verwandt ſind, ſo verſteht es ſich für Gottſched natürlich von ſelbſt, daſs der Dichter „ſowohl als ein Mahler, Bildſchnitzer u. ſ. w. eine ſtarke Einbildungs-Krafft, viel Scharfſinnigkeit und einen großen Witz[10] ſchon von Natur beſitzen muß, wenn er den Nahmen eines Dichters mit Recht führen will“. Aber „man muß es nothwendig wiſſen“ (und ſelbſt Wolff wuſſte es noch nicht!), daſs es mit dieſen drei Fähigkeiten „bey einem Poeten nicht ausgerichtet iſt“. Soll doch ſchon z. B. „ein Mahler in der Meß-Kunſt, Perſpectiv, Mythologie, Hiſtorie, Bau-Kunſt, ja Logic und

[10] „Der Witz iſt eine Leichtigkeit die Aenlichkeiten wahrzunehmen“ — hatte Wolff (‚Vern. Gedancken von Gott u. ſ. w.‘ S. 220 — ‚Vern. Gedancken von der Menſchen Thun und Laßen‘ S. 147 — ‚Vern. Gedancken von dem geſellſchaftlichen Leben der Menſchen‘ S. 66 u. a. a. O.) oberflächlich geſagt: bei Gottſched heißt es gründlich und klar: „Dieſer Witz iſt eine Gemüths-Krafft, welche die Aehnlichkeit der Dinge leicht wahrnehmen, und

Moral[11] was gethan haben, wenn er es zu einiger Vollkommenheit bringen will" — nun aber gar ein Dichter, der sich mit dem äußeren und inneren Menschen, überhaupt mit allen Erscheinungen der Welt zu beschäftigen hat; von dessen „Bezircke keine Wissenschafft gantz ausgeschlossen ist"! So folgt denn aus diesem allen „unfehlbar, daß ein Poet keine Wissenschaft so gar verabsäumen müsse; als ob sie ihn nichts angienge. Er muß sich vielmehr bemühen von allen, zum wenigsten einen kurtzen Begriff zu fassen: damit er wo nicht in allen sich geschickt erweisen, doch mindestens in keiner einzigen auf eine lächerliche Art verstoßen möge."

Man muss sich vergegenwärtigen, dass damals in Deutschland eigentlich nur Theologen und Philologen zu dichten pflegten; dass, selbst wenn dort und hier ein Arzt oder ein Jurist oder, wie etwa Mencke, ein Geschichtforscher in seinen Mußestunden Verse machte, diese nicht schriftgelehrten Männer doch höchstens ihr Fachstudium hinter sich hatten; dass auch ein so vielseitig gelehrter Gelegenheitsdichter wie Mencke kaum „in allen Theilen der unter uns blühenden Gelehrtheit sich ziemlicher massen umgesehen", geschweige denn eine so ziemlich Alles erschöpfende Weltkenntnis gehabt haben wird — ich sage: man muss sich das vergegenwärtigen, um die ganze Kühnheit und Großartigkeit der von Gottsched gestellten Forderung (der bisher vielleicht nur William Shakespeare[12] einigermaßen genügt haben dürfte) richtig

also eine Vergleichung zwischen ihnen anstellen kann" (Dichtk. S. 86) Um diese Fähigkeit in den begabten Kindern zu entwickeln, empfiehlt er (S. 87): „sie beyzeiten im Zeichnen oder Reißen unterweisen" zu lassen; denn „Es glaubt niemand, was diese Ubung jungen Leuten vor Vortheil schaffet; als wer sie mit philosophischen Augen ansieht". Diese kleine Probe (und ich könnte ihnen viele Dutzende gesellen) zeigt zugleich, dass Gottsched selbst hier nicht unterlassen kann, erzieherische Zwecke zu verfolgen.

[11] Was Gottsched unter „Moral" versteht, werden wir noch erfahren, wenn wir uns der Betrachtung des Dramaturgen zuwenden. Jedenfalls ist sie ihm nicht „Frömmigkeit", welche bekanntlich für Leibniz den Inhalt aller Moral bildete.

[12] Wo ich von Shakespeare spreche, da meine ich nicht den Stratforder Shakspr, sondern den großen Denker, Dichter und Forscher, den

würdigen zu können. Unſere Dichter ſind ja auch heute noch meiſtens nichts weniger als, ſozureden, in allen Sätteln gerechte Vielwiſſer; wollen auch gewöhnlich gar nicht viel wiſſen, um nur ja ihren Genius nicht von der Laſt alles umfaſſender Kenntniſſe erdrücken zu laſſen. Damals aber war wol eine ſogenannte „Polyhiſtorie“ keine ganz ſeltene Erſcheinung unter den Buchgelehrten: einen allſeitig gelehrten, mit gründlichem vielſeitigem Anſchauungwiſſen ausgeſtatteten Mann unter den Versmachern zu finden, wäre jedoch niemandem geglückt; und die eigentlichen Reimer von Beruf waren meiſtens ſehr oberflächlich gebildete Menſchen, die von den Wiſſenſchaften gewöhnlich gerade ſo viel wuſſten, wie von ihrer Kunſt: nämlich ſo gut wie nichts. Gottſched muſſte ſich deshalb auf lauten Widerſpruch gefaſſt machen; er kam ihm zuvor, indem er darauf hinwies, daſs, wie Seneca, Cicero und „Herr Wolf“ erklärt hätten, noch keinen vollkommenen Stoiker, Redner und Philoſophen in der Welt gefunden zu haben, ſo auch „noch kein Poet den höchſten Gipfel in ſeiner Kunſt erreichet“ hätte; daſs

Dramaturgen und Schauſpieler, der um 1586 ſtarb, deſſen philoſophiſche naturwiſſenſchaftliche und dramatiſche Werke dann von Bacon und ſeinen Helfern Ben Jonſon und Rawley in ſchauderhaft verſtümmelter Geſtalt einenteils unter dem Namen Bacons, andernteils unter den Namen Shakeſpeares nach und nach veröffentlicht wurden und (jene um die Mitte des ſiebzehnten, dieſe um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts) großen, bis auf den heutigen Tag in Kraft gebliebenen Ruhm erlangten. Näheres hierüber findet man in meinem Hauptwerke ‚Shakeſpeare-Litteratur‘, Stuttgart 1886. — Braitmaier behauptet übrigens (a. a. O. I, 45), daſs die Forderung einer umfaſſenden Gelehrſamkeit für den Dichter „auf den Einfluſs der Schulpoeſie zurückzuführen“, daſs in ihr nichts als „die wohlbekannte Auffaſſung der neulateiniſchen wie neuſprachlichen Gelehrtenpoeſie“ zu erblicken ſey. Ich bin leider in der „neulateiniſchen und neuſprachlichen Gelehrtenpoeſie“ nicht ſo bewandert, wie Braitmaier in ihnen bewandert geweſen ſeyn mag; ich weiß nur, daſs Forderungen, wie ſie von Gottſched hier geſtellt werden, weiter reichen als Alles, was in dieſer Beziehung ſelbſt von Horaz, den hervorragenden engliſchen und franzöſiſchen Vertretern der Gelehrtenpoeſie gelegentlich für den „Poeten“ in Anſpruch genommen wurde. Von dem neuen Geiſte, der auch in dieſen Ausführungen Gottſcheds weht, hat Braitmaier natürlich keinen Hauch verſpürt. Aber ſchon zu viel davon!

„ſcharfe Critici“ ſelbſt „an den berühmteſten alten und neuen Dichtern mit gutem Grunde ſo viel auszuſetzen gefunden“; und daſs er es deshalb für gut, richtig und nötig halte, den Dichtern der Gegenwart und Zukunft „ein Ziel vor Augen“ zu ſtellen, nach dem ſie ſtreben könnten, wenn es „gleich noch niemand erreichet hätte“. Er ſtellte, mit einem Worte, das Ideal eines Dichters auf: „Je näher man ihm kommt, deſto vollkommener iſt man, und der am wenigſten davon entfernet bleibt, der iſt am lobwürdigſten“.

Aber das Ideal iſt in den obigen Forderungen für Gottſched noch keineswegs erſchöpft. Nachdem er bereits ſo Großes, faſt Unmögliches für den Dichter in Anſpruch genommen hat, kommt er nun erſt zur eigentlichen Hauptſache, zu dem, was alle den ſtubenhockenden Versſchmieden, deren Sinne für Welt und Menſchen nahezu verſchloſſen waren, einfach unerfüllbar ſcheinen muſſte. Popes, 3 Jahre ſpäter ausgeſprochenen, Satz „The proper study of man is man“ in gewiſſem Sinne vorwegnehmend, erklärt er kurz und knapp: „Vor allen Dingen aber iſt einem wahren Dichter eine gründliche Erkenntniß des Menſchen nöthig, ja gantz unentbehrlich.“ — Es war ſelbſtverſtändlich, daſs Gottſched, wenn er die Dichtkunſt auf die Natur gründete, wenn er aus ihr Alles verbannt wiſſen wollte, was „der Natur nicht gemäß“ iſt, wenn er im Menſchen „den großen Gegenſtand des Dichters“ erblickte, dazu kommen muſſte, der gründlichen Erkenntnis des Menſchen, ſeines Herzens, und all' der „verſchiedenen Neigungen des Gemüths“ und aller „Affecten“, den erſten Platz unter allen an den Dichter zu ſtellenden Forderungen anzuweiſen. Um ſich dieſe tiefen Einſichten zu ſchaffen, muſs der Dichter Philoſoph ſeyn; muſs er „das Recht der Natur, die Sittenlehre und Staatskunſt gründlich verſtehn“. — Und ſelbſt damit ſind die Gränzen ſeines „Karakters“ noch nicht erreicht!

Bis dahin waren, als dem Dichter notwendige Eigenſchaften und Fähigkeiten, folgende hervorgehoben: Einbildungskraft, Scharfſinnigkeit, Witz, vielſeitige, wenn möglich allſeitige Gelehrſamkeit (Gottſched wurde bis ans Ende ſeines Lebens nicht müde, ſein ſchon in jungen Jahren erſtaunlich großes, vielſeitiges

Wiſſen immer noch zu erweitern[13]) und philoſophiſch vertiefte gründliche Kenntnis des Menſchen. Jetzt werden auch dieſe weitabgeſteckten Gränzen noch erweitert: „So nothwendig nun einem Poeten die Philoſophie iſt; ſo ſtarck muß auch ſeine Beurtheilungs-Krafft ſeyn. Es würde nichts helfen witzig und ſcharfſinnig zu ſeyn; wenn der Witz übel angebracht würde, oder gar nicht rechter Art wäre. Eine gar zu hitzige Einbildungs-Krafft macht unſinnige Dichter; dafern das Feuer der Phantaſie nicht durch eine geſunde Vernunft[14] gemäßiget wird. Nicht alle Einfälle ſind gleich ſchön, gleich wohl gegründet, gleich natürlich und wahrſcheinlich. Das Urtheil muß Richter darüber ſeyn. Es iſt nirgends leichter ausgeſchweifet, als in der Poeſie (ein in jeder Beziehung goldenes Wort!). Wer ſeinen regelloſen Trieben die Zügel ſchieſſen läßt, dem geht es wie dem jungen Phaeton. Er hat wilde Pferde zu regieren, aber wenig Verſtand und Kräffte ſie zu bändigen und auf der rechten Bahn zu halten. Sie reiſſen ihn fort, und er muß folgen wohin ſie wollen, bis er ſich in den Abgrund ſtürtzet. So iſt es mit einem gar zu feurigen poetiſchen Geiſte auch bewandt. Er reiſt ſich leicht aus den Schrancken der Vernunft und es entſtehen lauter Fehler aus ſeiner Hitze, wenn er nicht durch ein reifes Urtheil gezähmet wird[15].“ An ſchlechten Beiſpielen fehlt es hier nicht:

[13] „Seine Arbeitſamkeit war raſtlos; ſeine Gelehrſamkeit erweiterte ſich unabläſſig“, rühmt ihm ſelbſt Friedrich Bouterweck in ſeiner ‚Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften‘ (1815) nach.

[14] Dieſe „geſunde Vernunft“ iſt nicht etwa der ſpäter ſo berühmt und allgemein gewordene ſogenannte „geſunde Menſchenverſtand“ oder gar nur der „nüchterne, trockene Verſtand“, wie man ihn Gottſched allezeit zugeeignet hat: ſondern eine von natürlichem ſowol als von geſchultem Beurteilungsvermögen und von philoſophiſchen Einſichten getragene Geiſtes- und Seelenbefähigung. Man ſollte das ein für allemal feſthalten.

[15] Wenn man ſich die, jeder Vergleichung ſpottende, geiſtige Überlegenheit und „Modernität“ Gottſcheds den ‚Schweizern‘ gegenüber klar vergegenwärtigen will, ſo braucht man nur den obigen Ausführungen Gottſcheds folgende Sätze aus den ‚Discourſen‘ an die Seite zu rücken: „Wenn er (der Dichter, deſſen „hefftige Paſſion“ „das Weſen der poetiſchen Begeiſterung ausmacht“) alſo erhitzet iſt, ſo wachſen ihm ſo zu ſagen die Worte auf der Zunge, er beſchreibet nichts, als was er ſiehet, er redet

Statius, Claudianus, Lucanus, der „tragiſche Seneca", Spanier, Italiener werden genannt; aber auch Hofmannswaldau und Lohenſtein bleiben nicht unerwähnt, weil ſie „ihr Feuer nicht allemahl zu mäßigen gewuſt". Das führt natürlich zu einer neuen Forderung: der Dichter muſs nicht nur Urtheil, ſondern, und das iſt „von großer Wichtigkeit", auch einen „guten Geſchmack" haben[16].

---

nichts, als was er empfindet, er wird von der Paſſion fortgetrieben nicht anders als ein Raſender, der außer ſich ſelbſt iſt und folgen muß, wohin ihn ſeine Raſerey führet." Der „wahnſinnige Dichter" Platos („Die poetiſche Wut hat der Herr Profeſſor gar nicht berührt, da dieſelbe doch in dem Character eines Dichters ſo nothwendig iſt" — meint noch 1747 Georg Friedrich Meier in ſeiner ‚Beurtheilung der Gottſchedſchen Dichtkunſt') feiert hier ſeine Auferſtehung. Dieſe und ähnliche Tiefſinnigkeiten haben, nach Braitmaiers (a. a. O. I, 40) Meinung „die Grundlage einer wiſſenſchaftlichen Theorie der Dichtkunſt geſchaffen"! — Wenn Bodmer ſpäterhin (poet. Gemälde, S. 13 u. ff.) davon redet, daſs der Poet „der Phantaſie die Zügel nicht ſchießen laſſen" dürfe, weil ſie „in ihrer Hitze allzu geneigt" ſey, „über die Grenzen des Glaubwürdigen und Wahrſcheinlichen auszuſchweifen"; wenn er erklärt, daſs der Phantaſie „der Verſtand als Leitſtern und Kompaß dienen" müſſe: ſo iſt das Alles, wie das meiſte nicht „konfuſe" Zeug (es iſt bezeichnend, daſs Braitmaier den geliebten Schweizern gegenüber immer wieder dieſes Beiwort anwenden muſs) in den ſpäteren Schriften Bodmers und Breitingers, Echo aus Gottſcheds wundervoll klaren Schriften'.

[16] Georg Friedrich Meier will zwar „nicht ſagen", daſs ein Theoretiker der Dichtkunſt „gar keine Erwehnung des guten Geſchmacks thun" ſolle; da dieſer Theoretiker aber Gottſched heißt: ſo muſs ihm trotzdem aus der Art, wie er dieſen Gegenſtand behandelt, ein „Fehler" zurecht gemacht werden. Der einſichtvolle Meier ſagt alſo: „Wenn man den Character eines Dichters ſchildert, ſo muß man wol ſagen, daß ein Dichter auch einen guten Geſchmack beſitzen müſſe. Allein das muß ſo kurtz geſchehen, als man es mit andern poetiſchen Gaben zu machen pflegt. Handelt man aber in einem eigenen Abſchnitte von dem guten Geſchmacke, ſo iſt eine ſolche Abhandlung ein Auswuchs, der das Gantze verunſtaltet. Denn wollte man in einer Dichtkunſt überhaupt vom guten Geſchmacke handeln, ſo wäre dieſes unſtreitig eine unverantwortliche Ausſchweifung. Wollte man aber auch bloß von dem guten Geſchmacke in der Dichtkunſt, ausführlich handeln, ſo iſt es demohnerachtet überflüßig" (a. a. O. S. S. 63/64). — Man muſs ſich ordentlich wundern, daſs der weiſe Profeſſor nach dieſer umſtändlichen Überflüſſigkeit ſich noch zu folgendem Nachſatze herbeiläßt:

Das Wort Geſchmack im übertragenen Sinne zu gebrauchen, war damals durch einige Franzoſen, in Deutſchland beſonders durch Bodmer und König, bereits in engen Gränzen üblich geworden. Man verband noch keinen ganz feſten Begriff mit dem Worte; während es Gottſched überall und allezeit gerade darauf ankam, feſte Begriffe zu ſchaffen. Bodmer und König hatten ja wol, wie das Gottſched (S. 100) ausdrücklich anerkennt, „die Sache mit viel gröſſerer Geſchicklichkeit angegriffen", als die „flüchtigen" Herren an der Seine; aber auch das genügte ihm nicht; und ſo verſuchte er denn, ſich und der Welt zunächſt die Begriffe „Geſchmack" und „guten Geſchmack" deutlich zu machen[17]. Da ſchon der Geſchmack im eigentlichen Verſtande etwas, von ſo vielen ſich zum Teil der Beobachtung entziehenden Urſachen Abhängiges, ſchwer Feſtſtellbares iſt; unſere Vorſtellung von dem, was die verſchiedenen Geſchmacksempfindungen unterſcheidet, gerade ſo „verwirrt und undeutlich ſind, als die Begriffe von der rothen, blauen, grünen oder gelben Farbe", ſodaſs ſchon der Lateiner behauptete „de gustibus non est disputandum": ſo muſs es natürlich noch ſchwerer ſeyn, von dem „metaphoriſchen Geſchmacke unſerer Seelen" eine befriedigende Erklärung zu geben. Um ſich den Blick freier zu machen, ſtellt Gottſched fürs erſte feſt, daſs man ſich des Wortes Geſchmack nur „in freyen Künſten und etlichen andern ſinnlichen Dingen bedienet", niemals

„Unterdeſſen, da gute Sachen nicht ofte genug geſagt werden können, ſo gebe ich dieſen gantzen Einwurf, wider die Gottſchediſche Dichtkunſt, nicht für einen der wichtigſten aus." Ja der Tat: ſehr gütig!

[17] Braitmaier meint (I, 91): „Er thut, als ob die Sache etwas überaus Wichtiges und Nagelneues wäre und doch giebt er nichts, als was er bei Horaz und Boileau, König und Bodmer geleſen. Der Abſchnitt iſt faktiſch nur eine Überarbeitung von Königs Abhandlung, in der Art, daß er die Grundgedanken derſelben mehrfach klarer und überſichtlicher heraushebt, die tieferen von König angeregten Probleme, als über ſeinen Geſichtskreis hinausliegend, übergeht. Er hat vor König einen gewiſſen Vorzug in der ſicheren Handhabung der Termini der Wolffiſchen Philoſophie, aber auch nur dies; an wirklich philoſophiſchem Sinn, ſteht er hinter König zurück." Ein ſo klarer und überlegener Kopf, wie Herr Friedrich Braitmaier, muſſte kommen, um uns den „Philoſophen" J. U. König zum Bewuſſtſeyn zu bringen!

dort, wo es „auf die Vernunft allein ankommt". In den Wissenschaften, wo man „aus deutlich erkannten Grund-Wahrheiten die strengsten Demonstrationen zu machen vermögend ist", gibt es keinen Geschmack. Nur dort, wo auch in den Wissenschaften Dies und Jenes noch ungewiss oder hypothetisch sey, könne man allenfalls von dem persönlichen Geschmack eines Gelehrten reden; und so unterlässt er es bei dieser Gelegenheit nicht, zu bemerken, dass „die Sternseher bald nicht mehr werden sagen können, ein Welt-Bau nach Copernicanischem Geschmacke: weil dieses Systema bereits allenthalben[18] vor das einzige wahre erkannt und angenommen wird". Sobald er diesen festen Boden unter den Füßen hat, beginnt er zu prüfen, ob es möglich sey, in Geschmacksdingen eine sichere Meinung zu erlangen.

Aus dem Beispiel eines „Bauherrn, der nichts von der Architectur versteht", seine Wahl deshalb nur „nach seinem Geschmacke" trifft, und eines zu Rate gezogenen Baumeisters, der „die Risse nach den (ihm bekannten architectonischen) Regeln prüfet, und vermöge seiner Einsicht die besten erwehlt"; aus der, sich daran knüpfenden Tatsache, dass zwei Personen „von einer Sache, aus verschiedener Erkenntniß, sowohl einerley, als zweierley Urtheile fällen können"; dass der ungelehrte Bauherr, wenn es glückt, gerade so, wie der gelehrte Baumeister wählen, aber auch „nach seinem Geschmack" eine Wahl treffen könne, die der Baumeister nicht gut zu heißen vermöge: aus alle dem zieht er die Folgerungen, dass erstens „Leute, die nach dem blossen Geschmacke urtheilen, sehr uneins seyn können", dass zweitens „beyde Urtheile zugleich nicht wahr seyn können", und dass drittens „dasjenige Urtheil dem andern vorzuziehen sey, so mit den Regeln der Baukunst und dem Ausspruche eines Meisters (man beachte, dass der Meister, der in seiner Kunst von Grund

[18] Das „allenthalben" war, wie man weiß, zu Gottscheds Zeit noch auf einen sehr kleinen Kreis von Gelehrten, selbst von Himmelsgelehrten, beschränkt; der protestantischen Orthodoxie zumal war der „Copernicanische Geschmack" noch von Grund aus zuwider: Gottscheds gelegentlich hingeworfene Bemerkung war also ebenfalls eine Kühnheit des Aufklärers und Volksbildners.

aus erfahrene Künſtler, nicht vergeſſen wird, wenn er auch als Baumeiſter, nach damaliger Anſicht, einen „Meiſter der Wiſſenſchaft" vorſtellt) einſtimmig iſt." Und hier fällt nun wieder ein großes Wort, das bisher noch nie geſprochen worden war, weil nur ein Dichter es ſprechen konnte, der, als Philoſoph, zugleich „von der Poeſie zu philoſophiren" vermochte.

„Wie wäre es möglich" — fragt er — daß derjenige Riß der beſte ſeyn könnte, der wieder alle Regeln der Architectur gemacht wäre? Das wäre etwa ſo, als wenn eine Muſic ſchön ſeyn könnte, die wieder alle muſicaliſche Regeln liefe." Dergleichen wäre doch nur möglich: wenn die Regeln gewiſſermaßen auch Geſchmacksſachen wären. Das aber ſind ſie nicht; im Gegenteil: „Die Regeln, die auch in freyen Künſten eingeführet worden, kommen nicht auf den bloßen Eigenſinn der Menſchen an: ſondern haben ihren Grund in der unveränderlichen Natur der Dinge (S. 103).

Aus dieſer, dem Gedankenkreiſe Wolffs nahe ſtehenden, Wahrheit folgt dann: daſs der Geſchmack zunächſt nur ein „nach der bloßen Empfindung" richtig oder falſch urteilender Verſtand iſt, dem wol aus der Vorſtellung einer wirklichen oder vermeinten Schönheit ein Genuſs zu entſtehen, der aber trotzdem die Schönheit, wenn auch vielleicht richtig, ſo doch immer nur undeutlich zu empfinden vermag (S. 107). So kann denn ein guter Geſchmack aus einer unbewuſſten Empfindung heraus wol das Rechte, aber auch das Schlechte treffen; wie ein ſchlechter Geſchmack aus derſelben unbewuſſten, durch keine gründliche Einſicht geleiteten, Empfindung heraus hier das Schlechte, dort jedoch wol auch mal das Rechte treffen kann. Soll dagegen ein Geſchmack wirklich gut, in jeder Beziehung zuverläſſig ſeyn: ſo muſs er „mit den Regeln überein kommen, die von der Vernunft in einer Art von Sachen allbereit feſt geſetzet worden". Dazu iſt es nicht nötig, daſs man dieſe Regeln vorher auswendig gelernt habe, da man den Geſchmack ja auch im vielfältigen Anſchauen und Genießen echter Kunſt, echter Schönheit bilden; da man ihn, wie es bei geborenen großen Künſtlern der Fall iſt, ſchon in der Anlage mit auf die Welt bringen kann. Das

Geſchmacksurteil muſs nur mit dem, durch Vernunft und gründliche Einſicht, durch vollſte Vertrautheit mit den Notwendigkeiten der Dinge, im beſonderen alſo der Dicht- oder Kunſtwerke, gewonnenen ſachlichen Urteile übereinſtimmen, wenn es richtig oder gut ſeyn ſoll.

Da nun eine gewiſſe Fähigkeit, das Schöne (etwa die Schönheiten der Natur) zu empfinden, bei jedem, auch dem wenig begabten oder unbegabten Kinde vorhanden iſt: ſo liegt es, nach Gottſcheds richtiger, über Leibnizens Königs und Andrer, auch der „Alten“ Meinung hinausgehender Anſicht, nur an der Erziehung, insbeſondere auch an der Umgebung, in der das Kind aufwächſt, wenn der natürliche Geſchmack ſchließlich bei dem Einen gut, bei dem andern ſchlecht iſt[19]. Auf eine gute, richtige Erziehung kommt es alſo auch hier an.

Die großen Künſtlernaturen, die nahezu Alles, was ſie nötig haben, ſozureden, mit auf die Welt bringen, ſind ſelten. Sie können freilich in der Frühzeit ihres Lebens eine richtige Leitung ebenſowenig entbehren, wie jedes andere Menſchenkind; aber das beſte tragen ſie doch in ſich; und wenn ſie nicht ſchon frühzeitig in eine falſche Bahn hineingezwängt werden, ſo finden ſie ſchon immer den richtigen Weg, falls ſie, gleich dem geborenen

[19] „Die einfältigſten Weibs-Perſonen legen den erſten Grund zu dem verderbten Geſchmacke, den viele haben. Ihre verkehrte Art zu dencken und von Dingen zu urtheilen, macht einen tiefern Eindruck in die Seele eines zarten Knaben, als mancher ſich einbildet. Die gleichſam hervorkeimenden Gemüths-Kräffte ſind nicht im Stande ihre Thorheiten zu verwerfen: vielmehr nehmen ſie auf guten Glauben das erſte vor das beſte an. Dieſes wird mit der Zeit der Maaßſtab aller ihrer übrigen Wirckungen. Was ihren erſten Eindrückungen gemäß iſt, das nennen ſie hernach recht und gut, ſchön und angenehm. Alles übrige iſt falſch, böſe, garſtig, verdrüßlich. Warum? Sie habens von Kindesbeinen an nicht anders gelernt. Das iſt meines Erachtens die erſte Quelle des übeln Geſchmackes, der in den meiſten Ländern noch ſo allgemein iſt“ (S. 107). Für das Mittel, den „guten Geſchmack bey Erwachſenen zu befördern“ hält er den „Gebrauch der geſunden Vernunft“. — „Man halte nichts vor ſchön oder heßlich, weil man es ſo nennen gehöret, oder weil alle Leute die man kennet, es davor halten; ſondern man unterſuche es an und vor ſich, ob es ſo ſey. Man muß ſeine eigene fünf Sinne zu Rathe ziehen uſw.“

Kunſtvolke, den Griechen, dieſen „vernünftigſten Leuten von der Welt“, ruhig ihrem „eigenen Kopfe“ folgen. Soll jedoch eine Kunſt lebendig bleiben, ſo bedarf ſie nicht allein der wirklichen Genies, ſondern vor allem auch der gut und für das Gute erzogenen Talente; und außer dieſen ſchließlich einer Maſſe von Genießenden, welche zur Kunſt des Kunſtgenießens erzogen worden ſind. Iſt dem künſtleriſchen Genie der Sinn für das Gute, Richtige ſozureden angeboren, weil jedes Genie aus anſchauender, das Weſen der Welt in ſich faſſender Vernunft (dem Urquell aller notwendigen Welt- und Kunſtgeſetze) heraus denkt, vorſtellt und ſchafft: ſo muſs dieſer Sinn, der in ſchwacher Anlage bei jedem Kinde vorhanden iſt, in den Andern erſt entwickelt, in die rechte Bahn geleitet und einſichtvoll gepflegt werden. Wie kann das geſchehen? Wäre Gottſched der Regelpedant geweſen, zu dem zeitgenöſſiſcher Haſs und Verſtändnisloſigkeit ihn ſtämpelten; ſo hätte er geantwortet: man bläue den Kindern die Regeln ein und ſie werden den guten Geſchmack haben. In ſeiner ‚critiſchen Dichtkunſt‘ aber ſchreibt er, als ein klardenkender Entwickeler der von Leibniz und dem Franzoſen Dubos gegebenen Anweiſungen: „Man gebe ihm (d. h. dem jungen Menſchen, den man „zum guten Geſchmack in der Poeſie bringen“ will) von Jugend auf lauter Poeten von gutem Geſchmacke[20] zu leſen . . . Man gehe die Muſter, die man jungen

[20] Genannt werden hier Terentz, Virgil, Horaz, Petrarcha, Taſſo, Malherbe, Boileau, Corneille, Racine, Moliere, Voltaire, Heinſius, Cats, Opitz, Dach, Fleming, Tſcherning, die Gryphier, Amthor, Canitz und Günther. Die Auswahl iſt keineswegs einſeitig aber beſonders kennzeichnend dadurch, daſs die Griechen (die immer wieder als „unſere Lehrmeiſter“ gerühmt werden), Dante und Milton fehlen (Cervantes, den er genau kannte und ſehr hoch ſchätzte, gehörte nicht hierher, da er als Versdichter nicht in Frage kommt). Den Niederländer Jooſt van den Vondel ſcheint Gottſched um 1730 noch nicht näher gekannt zu haben. Man darf übrigens nicht glauben, daſs Gottſched, weil er hier die griechiſchen Klaſſiker unberückſichtigt läſſt, Homer und die Dramatiker niedrig eingeſchätzt, oder, wie man ihm dies ſo gern nachſagte und vielfach heute noch nachſagt, gar nicht gekannt habe. Wir wiſſen ja bereits, wie groß er von den griechiſchen Denkern, Dichtern und Rednern dachte; wie genau er ſie kannte. Auch in der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ legt er davon aufs neue die ausreichendſten

Leuten zur Nachfolge vorlegt, mit ihnen durch; Man mache sie aufmerckſam auf die ſchönſten Stellen; Man entdecke ihnen einigermaſſen die Urſachen, warum ſie ſo ſchön ſind, und zeige ihnen, daß das Wiederſpiel heßlich geweſen ſeyn würde. Man bemercke ihnen auch die ſchlechten Stellen, die ſich als Überbleibſele des übeln Geſchmackes, auch bey allen oberwehnten Scribenten noch hier und da finden[21]. Dadurch wird man der Jugend unvermerckt eine Geſchicklichkeit wohl zu urtheilen beybringen. Nichts wird ihr hernach gefallen können, was nicht wirkliche Schönheit hat. Und wenn ſie gleich die innern Regeln der darinn befindlichen Vollkommenheit nicht eingeſehen, ſo wird ſie doch fähig ſeyn, durch eine zärtliche Empfindung wahrzunehmen, ob dieſelben in einem Gedichte, Gedancken, oder Ausputze deſſelben beobachtet worden oder nicht."

Nun muſſte Gottſched aber auf einen ſehr berechtigt ſcheinenden Einwurf gefaſſt ſeyn: der ſchlechte, verſeichtete und verwilderte Geſchmack ſeiner Zeit, den er ja beſſern wollte, glaubte ſeine gute Daſeynsberechtigung zu haben. Die unbekümmert darauf los reimenden Herren waren der Meinung, daſs „die erſten Regeln der freyen Künſte nur nach dem Geſchmacke des Athenienſiſchen Volckes entworfen wären", daſs deshalb die deutſchen Dichter ein Recht hätten, ſich „dem Geſchmacke ihrer Zeiten, ihres Landes oder des Hofes" anzubequemen und

Zeugniſſe ab; und namentlich aus ſeiner Wertſchätzung Homers macht er, aller gelegentlichen kritiſchen Bedenken ungeachtet, nie ein Geheimnis. Wie treffend und ſchön iſt es z. B., wenn er auf S. 130 ſagt: „Die Ilias iſt einem königlichen Pallaſte, voller Zuſammenhang, Ordnung und Schönheit gleich: die Verwandlungen Ovidii ſind einer gantzen Stadt zu vergleichen, die aus ſo viel Bürgerhäuſern zuſammengeſetzt iſt, als Fabeln ſie enthält, welche nicht mehr Verknüpfung mit einander haben, als daß ſie aneinanderſtoßen und mit einer Ringmauer umgeben ſind".

[21] Hier hat man wol den Schlüſſel dafür, daſs Homer und die alten griechiſchen Bühnendichter nicht als Schulmuſter für die Geſchmacksbildung erwähnt werden. Dieſe „Alten", denen Gottſched, bei aller Verehrung für ſie, doch ſchon recht kritiſch gegenüberſtand, galten den orthodoxen Philologen für ſo unbedingt vollendet, daſs es ihm geratener ſcheinen mochte, ſie nicht zu nennen, als auszuſprechen, daſs auch in ihren Gedichten „Überbleibſele des übeln Geſchmackes" zu finden wären.

das für ſchön zu halten, was ihnen gefiele[22]. Dieſem „unſerer Eigenliebe ſchmeichelnden“ Glauben begegnet nun Gottſched mit einer wahrhaft großartigen Auseinanderſetzung.

Wenn wir Deutſche uns aus eigener Kraft in den Künſten und Wiſſenſchaften zu einer, den Griechen ebenbürtigen Höhe heraufgearbeitet hätten, ſo dürften wir vielleicht ſagen: wir haben ein Recht, unſern „ſelbſtgewachſenen Witz“ als für uns maßgebend anzuſehen. Nun aber ſind die Griechen „die Erfinder aller freyen Künſte und Wiſſenſchafften. Von ihnen haben alle andre wohlgeſittete Völcker ihre Geſetze, Philoſophie, Artzneykunſt, Beredſamkeit, Poeſie, Baukunſt, Mahlerey und Muſic gelernet“ — folglich haben wir kein Recht, uns „wieder unſre Lehrmeiſter aufzulehnen“. Das könnte für eine große Beſchränktheit gelten[23], die wir gerade einem, ſo unbedingt für mannhafte Selbſtändigkeit eintretenden, Manne wie Gottſched nicht zutrauen möchten; einem Manne, der an den Griechen nichts höher ſchätzte, als den Umſtand, daſs in Griechenland „Alles philoſophirte; alles frey urtheilte und ſeinem eigenen Kopfe folgte“ (S. 107). Aber der Grund, warum Gottſched von einer eigenwilligen Auflehnung gegen die alten Lehrmeiſter der neueren europäiſchen Menſchheit nichts wiſſen wollte, lag tiefer. Er wollte kein Papſt ſeyn, der da beſtimmt: an die,

---

[22] War doch ſelbſt ein Mann wie Leibniz in dieſer Beziehung ſo ſehr „vulgus“, daſs er folgende „Definition“ der Schönheit geben konnte: „Schön iſt, deſſen Betrachtung angenehm iſt, durch deſſen Vorzüge wir ergötzt werden“. — Punktum!

[23] Schon G. F. Meier bemerkte zu dieſem Satze: „Die geſunde Vernunft warnet uns aufs nachdrücklichſte für dem Vorurtheile des Anſehens, und Herr Gottſched ſagt, wir müſſen den Athenienſern folgen, weil ſie unſre Lehrmeiſter ſind. Wenn keine andre Urſach angeführt werden könnte, ſo müßte man vielmehr fodern, daß wir uns wider unſre Lehrmeiſter auflehnten. Die geſunde Vernunft befiehlt uns den Athenienſern nur zu folgen, inſofern wir, nach hinlänglichen Gründen, erkennen, daß ſie recht haben“ (a. a. O. S. 81). Gottſched ſteht natürlich auf dem ſelben Standpunkte; und ſein alles zermalmender Kritiker ſpricht ihm, wie faſt überall, wo er etwas Vernünftiges ſagt, nur nach, was jener längſt vor ihm, und gewöhnlich als überhaupt Erſter, geſagt hatte.

von den Griechen ſtammenden, Geſetze der Dichtkunſt habt ihr blindlings zu glauben. Das lag einem Gottſched ganz fern. Ihm kam es einzig und allein darauf an, nachzuweiſen, warum das große Künſtlervolk, das „die vernünftigſten Leute von der Welt“ hervorgebracht hatte, dazu kommen muſſte, jene Geſetze feſtzuſtellen, die ihre Ewigkeitgeltung in ſich tragen. Hatte er auf Seite 103 erklärt, daſs die Geſetze der Kunſt „ihren Grund in der unveränderlichen Natur der Dinge haben“; ſo ſpricht er jetzt (S. 110) den gewaltigen, die tiefſte Einſicht in das Weſen aller Kunſt offenbarenden Satz aus: „Die Schönheit eines künſtlichen Werckes beruht nicht auf einem leeren Dünckel; ſondern hat ihren feſten und nothwendigen Grund in der Natur der Dinge.“ Alles iſt in der Natur „nach Zahl, Maaß und Gewicht“ geordnet; deshalb „ſind die natürlichen Dinge ſchön“ (d. h. auch dort, wo ſie dem oberflächlich hinblickenden Auge häßlich erſcheinen, in ſich vollendet und zweckvoll geſtaltet); deshalb iſt „das genaue Verhältniß, die Ordnung und richtige Abmeſſung aller Theile, daraus ein Ding beſteht, die Quelle aller Schönheit.“ So erblickt er „eine natürliche Nothwendigkeit“ in allen „Architectoniſchen, Perſpectiviſchen und Harmoniſchen Regeln“; ſo ſind für ihn die „ſechs Seulen-Ordnungen“ eben ſo wenig aus eigenſinniger Willkür entſtanden, wie die „wunderſeltſamen Zierrathe in der Gothiſchen Baukunſt.[24] Jeder Künſtler, der Meiſter in ſeiner Kunſt ſey, werde das beſtätigen können und „haarklein zu zeigen wiſſen“, daſs die Regeln, nach denen er gearbeitet, „in der Empfindung[25] und geſunden Vernunft“ ihren Grund haben.

---

[24] Dieſe Hinweiſung auf die Gothik macht es ohne Weiteres klar, daſs Gottſched die ‚Antike‘ keineswegs als das ein für allemal nachzuahmende Muſter hingeſtellt wiſſen wollte. Das Neue ſollte nur ſeine nachweisbare innere Notwendigkeit beſitzen; weil es nur dadurch der ‚Antike‘ ebenbürtig werden konnte. Daſs er ſich durch dieſe Einſicht in die auf innere Notwendigkeit gegründeten Schönheiten der Gothik grundſätzlich von Bodmer und andern Leuten ſcheidet, brauche ich wol nicht umſtändlich auszuführen.

[25] Man merke wol „in der Empfindung“!

Wie in den andern Künſten, ſo iſt es denn auch in der Poeſie undenkbar, daſs gedankenloſe Willkürlichkeiten dem Guten und Rechten zu Grunde liegen können. „Kan hier gleich das Verhältniß nicht mit Zahlen und Linien ausgedrücket, mit Zirckel und Lineal abgemeſſen werden: So folgt doch deßwegen nicht, daß hier alles willkührlich ſey. Unſere Gedancken[26] ſind ſo vieler Harmonie, Ordnung, Abmeſſung und Verhältniß fähig, als Figuren und Thöne" — kurz es gibt hier nichts Zufälliges, nichts auf Laune und den erſten beſten „Geſchmack" Gegründetes. Nur wer „an der äuſſerſten Schale kleben bleibt", kann ſich das einbilden oder wol gar glauben, daſs „heute dieß und morgen was anders gefallen[27], daß in Rom was heßlich ſeyn könnte, ſo in Paris oder London unvergleichlich wäre." Es kann wol Geſchmacksmoden geben, die ſich, dieſen oder jenen neuen Willkürlichkeiten zu Liebe, für einige Zeit behaupten. Aber dieſe, auf nichts Ewiges gegründeten Moden, wechſeln; und es hat noch keinen Menſchen gegeben, der, ſobald er in die Geheimniſſe der echten Kunſt eingedrungen war, ſich nicht „geſchämt" hätte,

[26] Gottſched hätte auch ſagen können: „Unſere Gedanken, Empfindungen und Vorſtellungen".

[27] Dies einfache „gefallen" drückt nicht erſchöpfend aus, was Gottſched meint. Gefallen kann nämlich unter Umſtänden Alles, auch das elendeſte Zeug; wie wir es alle Tage erleben. Was aber dem gründlichen Kenner gefallen ſoll, muſs vor allem die ewigen unabänderlichen Grundeigenſchaften beſitzen. — Der ganze, hier zum Ausdruck gebrachte, viel (natürlich auch von G. F. Meier) angefeindete Satz, der weit in die Zukunft hineinleuchtete und die Weltbürgerlichkeit aller echten Kunſt ins Bewuſſtſeyn der damals noch ganz örtlich gebundenen europäiſchen Menſchheit rückte, wird natürlich in unſern Tagen, da in Sachen des Geſchmacks (Dank der Beſtrebungen unſerer „Äſthetiker") wieder die grauenhafteſte Anarchie herrſcht, nur bei Wenigen Verſtändnis finden. Wer aber weiß, daſs die ganz großen Kunſtwerke (und nur ſie ſind eigentlich das, was man Kunſt nennen darf), ſie mögen entſtanden ſeyn, wann und wo immer, in Athen, in Rom, in Berlin oder Paris, in Florenz oder Venedig, in Madrid, London, Nürnberg oder Amſterdam, eine ganz notwendige Familienähnlichkeit in allem Weſentlichen beſitzen; und daſs nur die Stümpereien neuſüchtiger Berufsdilettanten ſozureden „aus der Art ſchlagen"; der wird Gottſcheds großes Wort für ein ewiges und nie genug zu beherzigendes Wort halten.

daſs er „vorhin etwas bewundern können, was nur eine Schein-Schönheit gehabt".

Das iſt eine Wahrheit, die von den flüchtigen, nach leichten Scheinerfolgen haſchenden Vertretern des „Tages" zwar immer wieder beſtritten, von jedem ernſten, dem Ideal der eigenen Seele nachtrachtenden Künſtler aber auch in alle Ewigkeit neu beſtätigt werden wird. Es kann hierbei gar nicht darauf ankommen, daſs die ſchlechterzogene, blinde Maſſe der Menſchen eines jeden Volkes im Grunde doch am Schlechten ſeine eigentliche Freude hat (auch bei den alten Griechen iſt es zweifellos nicht anders geweſen); ſondern einzig und allein darauf, daſs den wenigen großen Geiſtern der Kunſt und jenen anderen Wenigen, die ſich aus dem Kunſtgenießen und dem Durchforſchen großer Werke der Kunſt einen ernſten Lebensberuf geſchaffen haben, immer nur das Echte, ihrer Kunſtempfindung und ihrer Kunſtvernunft Genügende für ſchön, für vollendet und für maßgebend halten werden. Deshalb wird ſich ein rechter Künſtler, ein rechter Dichter niemals „nach dem Geſchmacke der Welt, das iſt des großen Haufens, richten", ſondern vielmehr danach trachten, dem „vielköpfigten Götzen" ſich zu widerſetzen und „den Geſchmack ſeines Vaterlandes, ſeines Hofes zu läutern"[28]. Da

[28] Auch dieſe ganz klar ausgeſprochene Wahrheit iſt immer wieder, ich möchte faſt ſagen, abſichtlich, misverſtanden worden. Wenn Gottſched ſagt: ein Dichter, der dieſes Ehrennamens würdig ſeyn will, dürfe ſich nicht nach dem ſchlechten Geſchmack der Welt, ſeines Volkes, richten; ſo ſchiebt man ihm unter, daſs er „ausdrücklich jede nationale Beſonderheit des Geſchmacks ſchlechtweg als falſchen Geſchmack" bezeichnet habe; daſs er behauptet habe, der Dichter dürfe „ſich nie nach dem Geſchmack ſeines Volkes und ſeiner Zeit richten, ſondern einzig nach den Regeln und nach den Exempeln der Alten". Und der wackere Braitmaier läſſt denn auch den angeführten Worten die pathetiſche Phraſe folgen: „Wie weit ſteht hier Gottſched an theoretiſcher Einſicht hinter König und noch mehr hinter J. E. Schlegel, der zum erſten mal die Berechtigung des nationalen Geſchmacks prinzipiell betont hat, zurück!" Und das muſs ſich der Mann ſagen laſſen, der, ganz vereinſamt im damaligen Deutſchland! dem gothiſchen Bauſtil dieſelbe in ſich notwendige Schönheit zuſprach, die er in den Bauwerken Griechenlands bewunderte! Das muſs, von Leuten wie Braitmaier und Genoſſen, der Mann hinnehmen, deſſen ganzes Trachten darauf

ſich aber der Geſchmack „alter Leute ſchwerlich beſſern läſt", ſo muſs man ſich an die empfängliche Jugend halten — nur wenn man die Jugend eines Volkes durch Beiſpiel und Lehre dahin bringt, Geſchmack an der inneren und äußeren Schönheit vollendeter, oder doch der Vollendung nahe kommender Werke zu finden, kann es möglich werden, ein Volk auch im Kunſtſchaffen und Kunſtgenießen auf die Höhe zu bringen[29]. Um das durchzuführen, ja, um das auch nur ernſthaft anzuſtreben, muſs der Dichter aber notwendigerweiſe den beſten Willen haben; und deshalb muſs denn ein Dichter nach Gottſcheds Herzen zugleich und „von rechtswegen ein ehrliches tugendliebendes Gemüthe haben".

Das Ideal eines Dichters und „groſſen Geiſtes" iſt erſt jetzt fertig. Seine notwendigen Eigenſchaften und Fähigkeiten ſind: Ein richtiger, durchdringender, gründlicher Verſtand; eine fruchtbare, lebhafte und lautere Einbildungskraft; Scharfſinnigkeit und Witz; möglichſt allſeitiges Wiſſen, das aber nicht in jedem Falle bis zur Gelehrſamkeit geſteigert zu ſeyn braucht; philoſophiſch vertiefte, gründliche Kenntnis des Menſchen und aller ſeiner Gemütsneigungen; ſtarke Beurteilungskraft; Zärt-

---

gerichtet war, die Deutſchen auf allen Gebieten, vor allem auf dem der Kunſt, ſelbſtändig zu machen; der deutſche Maler, Holzſchneider, Kupferſtecher, deutſche Muſiker mit einſichtvollem Stolze den ausländiſchen Meiſtern als ebenbürtige, ja wol als überlegene Meiſter gegenüberſtellte; der, nahezu im Schweiße ſeines Angeſichts, den ‚Nöthigen Vorrath zur Geſch. d. d. dramat. Dichtkunſt' zuſammenbrachte, ſich dafür als ‚patriotiſchen Miſsträger' brandmarken und noch von Herrn Braitmaier (der in dem ‚N. V.' ein „dramatiſches Sammelwerk" erblickt!!!) die Liebenswürdigkeit an den Kopf werfen laſſen muſste, daſs er „ſich damit unſterblich lächerlich gemacht habe"! Man hat wirklich Mühe, über ſolche Troſtloſigkeiten nur zu lachen. — In anderer Weiſe bekämpfte G. F. Meier die Gottſchediſche Forderung; er meinte (a. a. O. S 82): „Wer ſich niemals dem großen Haufen gleichförmig bezeugen will, iſt ein eigenſinniger Sonderling, wenigſtens wird er dafür gehalten und ausgelacht". Ich brauche meinen Leſern wol nicht erſt nachzuweiſen, daſs Gottſched auch von Meier falſch verſtanden wurde.

[29] Heute ſind wir endlich ſo weit gekommen, den Geſchmack ſchon bei der Jugend zu bilden!

lichkeit[30], allgemeine Beredſamkeit; beſondere Tiefſinnigkeit; guter entweder angeborener oder anerzogener Geſchmack, und Ehrlichkeit ſowol des Geiſtes als des Herzens[31]. Fürwahr: ein Ideal von nicht gemeiner Art und von ganz perſönlicher Prägung! Denn dieſes Idealbild des Dichters iſt tatſächlich die Schöpfung Gottſcheds; konnte nur in der Seele dieſes einzigen Mannes lebendig werden. Auch Andere, bis zu Horaz hinauf, hatten in Beziehung auf die Perſönlichkeit des Dichters, mancherlei treffliche Sätze geſprochen; aber es waren ſtets vereinzelte Sätze geblieben, denen jede wirkende Kraft gefehlt hatte. Selbſt wenn Männer wie Opitz und Philander von der Linde (Mencke) dem Glauben huldigten, daſs die Deutſchen berufen ſeyen, der Welt das große Heldengedicht zu ſchenken, das den Homeriſchen Gedichten an die Seite geſtellt werden dürfte: ſo dachten ſie doch nie daran, daſs zu dem großen Gedicht, dem großen Kunſtwerk ein großer, das übermenſchliche Maaß erreichender Dichter und Künſtler gehörte. Wie ihrem Denken und Dichten im allgemeinen die große Anſchaulichkeit fehlte; wie ſie in ihren theoretiſchen Schriften nichts anders waren als unſelbſtändige

---

[30] Gottſched denkt dabei nicht nur an die Zärtlichkeit der Empfindung, ſondern auch an die des Gehörs; dieſe zumal ſpielt bei ihm, wie wir noch erfahren werden, eine große Rolle.

[31] Sehr beluſtigend wirkt es, wenn Georg Friedrich Meier, der umſtändlich „darzuthun" ſich bemüht, „daß das Gemälde ſo der Herr Profeſſor Gottſched uns von einem Dichter entworfen hat, nicht gut gerathen ſey", die Eigenſchaften aufzählt, die, ſeiner Meinung nach, „zum Character eines Dichters" gehören und von Gottſched unberückſichtigt geblieben ſind: „Das Vermögen zu dichten iſt gantz vergeſſen worden, da daſſelbe doch das vornehmſte Vermögen eines Dichters iſt. Des Bezeichnungsvermögens iſt keine Erwehnung geſchehen. Das Vorherſehungsvermögen iſt einem Dichter gantz unentbehrlich. Alles was wir begehren und verabſcheuen ſollen, muß als ein zukünftiges Ding vorgeſtellt werden, das wir durch unſere Kräfte würcklich machen oder verhindern können. Durch die Vorherſehungen oder Vorſtellungen zukünftiger Sachen wird eine Rede feurig, rührend und pathetiſch gemacht, weil alle Triebfedern des Gemüths aus dem nachfolgenden Zuſtande desjenigen, der gerühret werden ſoll, hergenommen werden müſſen. Alles dieſes hat Herr Gottſched nicht berührt" (a. a. O. S. 49).

Zuſammenträger (Karl Borinski deutet zwar, in ſeiner ſehr verdienſtreichen Schrift ‚Die Poetik der Renaiſſance‘, auf ein paar Selbſtändigkeiten Opitzens hin; aber ſie ſind auch danach!): ſo fehlte auch ihren Vorſtellungen vom Dichter Alles, was über den damals allgemein geltenden Gelehrtenſtandpunkt hinausgereicht hätte. Man bildete ſich ſchon viel darauf ein, wenn man mit Ronſard gegen die unwiſſenden Verſifexe eiferte. Aber weiter als etwa Opitz, der auch Sokrates und Cicero zu den „Poeten“ zählte; der wunder was zu ſagen glaubte, als er ſagte: „Virgilius war nicht nur ein Poete, ſondern ein gutter Ackersmann“, und einige andere lateiniſche Dichter als „vornehme naturkündiger“ als „Hiſtorienſchreiber“ oder „Jägermeiſter“ bezeichnete, kam Niemand. Auch hier liegt ein unantaſtbares Beſitztum Gottſcheds vor; und Hagedorn hatte guten Grund, zu ſchreiben, daſs „der zahlreiche Haufen der halben Poeten ſich itzt weit ſchwerer werde entſchuldigen können, als jemals: da ſie nunmehr in einem Unterrichte aus ihrer Mutterſprache lernen können, wie viel zu einem Dichter erfordert werde“. Die Wut der Stümper und „poetiſchen Schmetterlinge“, welche durch Gottſcheds Forderungen „in ihrer ruhigen Unwiſſenheit geſtöret“ wurden, muſſte denn auch notwendiger Weiſe groß ſeyn; und bis auf den heutigen Tag geht der Troſs der „Dichter“ mit überlegenem Achſelzucken an ſolchen Forderungen vorbei. Wir aber wiſſen, daſs es ſeinen Grund hat, wenn wir von allen unſern Dichtern nur jene wenigen für groß halten, die ſich als Künſtler und Menſchen dem, von Gottſched zuerſt in ganzer Fülle zur Vorſtellung gebrachten, Ideale nähern.

Im vierten Kapitel wird nun von den drei Gattungen der poetiſchen Nachahmung gehandelt, von der Beſchreibung, von der Darſtellung und von der Fabel.

Die Kunſt eine „ſehr lebhaffte Schilderey von einer natürlichen Sache nach allen ihren Eigenſchafften, Schönheiten, Fehlern, Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten“ zu bieten, wird „eine gar feine Gabe“ genannt; aber „wenn ich die beſten Bilder von der Welt in meinen Gedichten machen könnte, würde ich doch nur ein mittelmäßiger oder gar nur ein kleiner Poet

zu heiſſen verdienen: wenn ich nichts beſſeres zu machen wüſte." So ſoll man denn Beſchreibungen nur dort anbringen, wo ſie unbedingt nötig ſind; aber auch „bey einem an ſich nöthigen Abriſſe nicht gar zu ſorgfältig alle Kleinigkeiten auszudrücken bemüht ſeyn".

Die zweite Gattung (welche dann in die Erſcheinung tritt, wenn der Dichter, hier als Epiker und Lyriker eigene oder fremde Erlebniſſe und Empfindungen darſtellt oder zum Ausdruck bringt, dort als Dramatiker Menſchen wirklich handeln und Vorgänge leibhaftig ſtattfinden läſſt) verlangt ſchon einen vielvermögenden Meiſter, der „die innerſten Schlupfwinckel des Herzens ausſtudirt, und durch eine genaue Beobachtung der Natur den Unterſchied des gekünſtelten von dem ungezwungenen angemercket haben" muſs. Der Lyriker muſs deshalb über ſeiner Empfindung oder Leidenſchaft ſtehen (S. 121)[32]; er muſs zugleich inmitten der Leidenſchaft dieſe mit ſeiner Empfindung ſo feſthalten, daſs er, nach überſtandenem Erlebnis, den Ausdruck der Leidenſchaft richtig zu treffen, daſs er eine „geſchickte Nachahmung der Natur" und kein „kaltes und froſtiges Gewäſche" zu bieten vermag (S. 122)[33]. Am ſchwerſten hat es

[32] Auch mit dieſer Einſicht ſteht Gottſched hoch über den Schweizern, denen er, nach Braitmaiers Anſicht, in jeder Beziehung unterlegen iſt. Wenn die Schweizer in ihrer „konfuſen Skizze" behaupten, daſs ein Schriftſteller, der ſeine Leſer rühren wolle, nie ſchreiben dürfe, als „wenn er ſelbſt von dieſem Affecte ergriffen iſt"; ſo ſagt Gottſched: „Soviel iſt gewiß, daß ein Dichter zum wenigſten dann, wenn er die Verſe macht, die volle Stärcke der Leidenſchaft nicht empfinden kann. Dieſe würde ihm nicht Zeit laſſen, eine Zeile aufzuſetzen, ſondern ihn nöthigen, alle ſeine Gedanken auf die Größe ſeines Verluſts und Unglücks zu richten. Der Affect muß ſchon ziemlich geſtillet ſeyn, wenn man die Feder zur Hand nehmen, und ſeine Klagen in einem ordentlichen Zuſammenhange vorſtellen will" (S. 121). Die „Schweizer" wurden auch in dieſem Falle ſpäter gelehrige Schüler Gottſcheds.

[33] G. F. Meier weiß es natürlich auch in dieſem Falle beſſer. Findet er es ſchon ſehr tadelnswert, daſs Gottſched über die Darſtellung der Leidenſchaften nichts Umſtändliches verlauten läſſt („Wer jemanden unterrichten will, wie er eine Leidenſchaft nachahmen ſolle, der muß ihm die ganze Entſtehungsart einer Leidenſchaft überhaupt zeigen, und daraus

in dieſer Beziehung der Dramatiker; denn dieſer „muß alles, was von dem auftretenden Helden oder was es ſonſt iſt (gemeint iſt natürlich die Handlung mit allen ihren Perſonen), wirklich und der Natur gemäß hätte geſchehen können, ſo genau nachahmen, daß man nichts unwahrſcheinliches dabey wahrnehmen könne". In dieſer Gattung der Nachahmung vor allem muſs ſich die Fähigkeit bewähren, welche Gottſched den „Witz" nennt, der als die eigentlich anſchauende Gemütskraft zu gelten hat und „die Ähnlichkeiten der Dinge" feſtſtellt.

Aber „auch dieſe ſo ſchwere Gattung der Nachahmung machet nicht das Hauptwerk in der Poeſie aus"; dieſes iſt vielmehr die Fabel. Die Fähigkeit, eine gute, in allen Einzelzügen wahrſcheinliche Fabel zu erdichten, macht recht eigentlich den Dichter aus. Wer dieſe Fähigkeit nicht beſitzt, der „verdient den Nahmen eines Poeten nicht: wenn er gleich die ſchönſten Verße von der Welt machte". Die Fabel iſt „die Seele der gantzen Dichtkunſt"; und ſie iſt es für Gottſched (der in dieſem Punkte ganz auf Ariſtoteles fußt) in ſo hohem Grade, daſs er „wahre Begebenheiten, die man nicht erſt dichten darf" einzig und allein der Geſchichtſchreibung zuweiſt.

Da man damals über den Begriff „Fabel" noch keine Klarheit beſaß und Ariſtoteles ſowol wie auch neuere Denker nur höchſt unzulängliche, oberflächliche Anſichten hierüber geäußert hatten[34]: ſo war es vor allem nötig, den vieldeutigen Begriff feſt zu umſchreiben. Gottſched erfüllt auch dieſe Pflicht

---

Regeln herleiten"!); ſo hält er es für ganz unmöglich, daſs ein Dichter nachträglich und ohne im Augenblick ſelbſt von der betreffenden Leidenſchaft erfüllt worden zu ſeyn, ein „verliebtes, trauriges oder luſtiges Gedichte" ſchaffen könne. Von der Bodmeriſchen Dummheit beſeſſen, ſagt er deshalb: „Wer eine Leidenſchaft nicht ſelbſt empfindet, der kan ſie nicht nachahmen, und ein Dichter, der mitten im Dichten nicht erhitzet iſt, der denckt ohnfehlbar froſtig und matt" (S. 98). Man ſieht, auch unſer Äſthetiker" ahnt noch nicht einmal, auf was es in dieſer Frage ankommt. Auch er verlangt vom Künſtler die augenblickliche „Hitze" und hält ſich deshalb für berechtigt, den einſichtigen Meiſter mit ſeinem kindlichen Gewäſche zu meiſtern.

[34] Gottſched ſetzt ſich mit ihnen auf S. S. 124/5 kurz auseinander.

mit der ihm eigenen, alles Wesentliche erschöpfenden, Deutlichkeit[35]: Die Fabel ist „eine unter gewissen Umständen mögliche, aber nicht wirklich vorgefallene Begebenheit, darunter eine nützliche moralische Wahrheit verborgen liegt".

Allzu „ästhetische" Gemüter möchte ich bitten, sich für jetzt nicht an die, manchen Ohren so entsetzlich klingenden, Worte „nützlich" und „moralisch" zu stoßen. Wenn wir Gottscheds Anschauungen in ihrem ganzen Umfang und in ihrer ganzen inneren Größe kennen gelernt haben werden: so wird sich uns auch der Sinn, den der „geistlose Mann", für den die Kunst nur „ein Kind des Verstandes und eine Mutter der Tugend" (Schlenther) gewesen seyn soll, mit diesen zwei gräßlichen Worten verband, offenbaren[36].

Nach Feststellung des Begriffes „Fabel" läßt Gottsched, zum Zwecke noch immer größerer Klarmachung des Gegenstandes, eine, im wesentlichen mit den Ausführungen Le Bossus übereinstimmende, Gruppeneinteilung folgen. Ihrem Wesen nach teilt er sie in „unwahrscheinliche, wahrscheinliche und vermischte" (Fabeln, in denen Tiere oder leblose Dinge reden und handeln, Fabeln, in denen Menschen die handelnden und redenden Träger des Gedichtes sind, und Fabeln, in denen „theils unvernünftige, theils vernünftige Dinge redend und handelnd vorkommen"); ihrer Gattung nach „in epische und theatralische"; ihrer „Schreibart" nach in hohe (Heldengedichte, Tragödien) und niedrige (bürgerliche Romane, Schäferspiele und Komödien); ihrer äußeren Fassung nach in „vollständige und mangelhaffte"; und schließlich

---

[35] G. F. Meier muss natürlich auch an diesem Kapitel etwas auszusetzen haben; deshalb sagt er, um doch etwas zu sagen: „Der Leser erwartet einen allgemeinen vollständigen Unterricht von allen Fabeln überhaupt (!!), und den sucht er vergeblich" (soll heißen: vergebens!).

[36] Für alle Fälle will ich hier wenigstens anmerken, dass noch in demselben Kapitel, mit dem wir uns jetzt beschäftigen, die Fabel der ‚Ilias' für „zulänglich" erklärt wird, um „die moralische Wahrheit von der schädlichen Uneinigkeit benachbarter Staaten in ein völliges Licht zu setzen". Aber der Begriff „Moral" hat bei Gottsched noch einen viel weiteren Umfang, eine viel anspruchsvollere Tiefe; wie wir bei anderer Gelegenheit erfahren werden.

ihrer kunſttechniſchen Bedeutung nach in Haupt- und Unterfabeln ein. Auch an näheren, zum Teil durch Beiſpiele aus der Weltlitteratur (Homer, Sophokles, Virgil, Cervantes u. A. m.) geſtützten Erklärungen fehlt es nicht; ebenſowenig an einer Beantwortung der Frage, ob die poetiſchen Fabeln (gleichviel natürlich, in welcher „Schreibart" ſie verfaſſt ſind) „nothwendig moraliſche Abſichten haben müſſen". Bei dieſer Gelegenheit wird dann die Möglichkeit, „Fabeln zur bloßen Beluſtigung zu erſinnen", zugegeben, aber mit Nachdruck darauf hingewieſen, daſs es ebenſo möglich ſey, „die Luſt mit dem Nutzen zu verbinden" (utile cum dulce); daſs daher jeder echte Dichter, weil er ja „ein rechtſchaffener Bürger und redlicher Mann ſeyn muß", am beſten tue „ſeine Fabeln ſo lehrreich zu machen, als es ihm möglich iſt", und „keine einzige zu erſinnen, darunter nicht eine wichtige Wahrheit (wir ſehen, die „moraliſche Wahrheit" von vorhin wird hier zu einer „wichtigen") verborgen läge". Eine, jedes eigentlich aufdringlichen oder zwänglichen Karakters entbehrende, Forderung, die ebenfalls durch Hinweiſungen auf die griechiſchen Dichter, deren Fabeln „voller Sittenlehren ſtecken", eindringlich begründet wird. Zu guter Letzt wendet ſich Gottſched dem „Hauptwerck in der gantzen Poeſie" zu, nämlich der Frage, wie man es „anzugreifen" habe, wenn man „geſonnen iſt, als ein Poet eine Fabel zu machen?" — und nun folgt die vielbemäkelte, ja vielverlachte Antwort: „Zu allererſt wehle man ſich einen lehrreichen moraliſchen Satz, der dem gantzen Gedichte zum Grunde liegen ſoll, nach Beſchaffenheit der Abſichten, die man ſich zu erlangen vorgenommen. Hierzu erſinne man ſich eine gantz allgemeine Begebenheit, worinn eine Handlung vorkommt, daran dieſer erwehlte Lehrſatz ſehr augenſcheinlich in die Sinne fällt".

Das klingt ja zunächſt etwas ſchulmeiſterlich und ſcheint mit dem Weſen dichteriſcher oder künſtleriſcher Arbeit (das zu ergründen Gottſched, wie wir erfahren haben, faſt einzig und allein bemüht iſt) gar nichts zu tun zu haben. Aber es ſcheint doch nur ſo; und ſelbſt das ſchulmeiſterliche bekommt ſeine tiefere Bedeutung, wenn man nicht vergiſſt, daſs Gottſched in ſeinem

philoſophiſch-theoretiſchem Werke vor allem doch eine Klärung-, Aufklärung-, Ordnung- und Lehrarbeit verrichten wollte und zu leiſten hatte.

Wollen wir nun dieſem Ausſpruch eines tief nachdenklichen und klar denkenden Mannes gerecht werden: ſo dürfen wir uns vor allem durch die, ſo gar nicht „äſthetiſchen" Worte „lehrreich" — „moraliſch" und durch den ganz überaus wiſſenſchaftlich-proſaiſchen „Lehrſatz" nicht beirren laſſen; ſondern wir müſſen den ebenſo beſeeligenden, wie gedankenloſen Glauben an unſer Beſſerwiſſen für einen Augenblick in Schlummer wiegen und verſuchen, die Behauptung eines Denkers, der, wie wir wiſſen, vom Dichter und von der Dichtkunſt die allergrößten Vorſtellungen hatte, richtig zu deuten.

Woran liegt es, daſs uns gewiſſe, des künſtleriſchen Zuges keinesfalls entbehrende Dicht- oder Kunſtwerke unklar erſcheinen, nicht befriedigen und ſomit gleichgiltig laſſen; während andere uns feſſeln und beſchäftigen? Der äußere Reiz, die rein ſinnliche Wirkung aufs Auge ſcheint uns wol bei Werken bildender Kunſt zu genügen; in dem einfachen „das iſt ſchön!" erſchöpft ſich vielfach alle Wirkung, ohne daſs wir uns veranlaſſt fühlen, nach einem „Sinn" des Dargeſtellten zu fragen. Aber auch bei anſpruchvollen Werken der bildenden Kunſt werden wir ſtets durch eine, über die ſinnliche Wirkung hinausgehende, ſogenannte tiefere Bedeutung des Dargeſtellten angezogen. Ja, man darf ohne Weiteres, und allen heutigen Äſtheten zum Trotze, behaupten: daſs jene Bildwerke oder Gemälde, mit denen wir den Begriff großer Kunſtwerke verbinden, ſtets auch eine ſolche tiefere Bedeutung enthalten oder doch, nach der Abſicht ihrer Urheber, enthalten ſollen.

Die ganz großen Kunſtwerke enthalten ſie wirklich; weil es keinen großen Künſtler gibt, der nicht zugleich ein großer Menſch iſt und allem, was er anfaſſt, ſeine tiefe Bedeutung zu geben weiß. Bei den weniger großen tritt ſie nicht klar genug hervor. Auch wenn der Bildhauer nur einen ruhenden Knaben, der Maler nur eine Landſchaft zur Darſtellung zu bringen trachtet: ſo wird ſich der große Bildhauer und Maler vom kleinen

immer noch dadurch unterſcheiden, daſs er ſeinem Gegenſtande eine geiſtige, man darf beinahe ſagen: eine philoſophiſche Tiefe gibt, die auf einer klar durchdachten und ſcharf angeſchauten Abſicht beruht. Sowie der bildende Künſtler jedoch über die Einzeldarſtellung hinausgeht; ſobald er eine „Kompoſition" (man verzeihe das, den heutigen Äſtheten und Naturaliſten ſo von ganzem Herzen verhaſſte Wort, welches aber einen Begriff in ſich ſchließt, der, trotz alledem und alledem, auch in der bildenden Kunſt für allezeit ſeine große Wichtigkeit behalten wird; wenigſtens dort, wo man die heute ſo beliebte Skizze nicht für voll nimmt; wo der ernſte Künſtler danach trachtet, aus der Skizze oder vielmehr aus vielen Skizzen ein reichgegliedertes Kunſtwerk zu geſtalten), ein irgendwie geartetes Weltbild zu ſchaffen gedenkt: wird er gar nicht anders können, als vorher ganz genau zu überlegen, was er darſtellen, was er damit zum Ausdruck bringen will. Nicht etwa auf die ſogenannte „Anekdote" kommt es dabei an; denn die iſt ja meiſtens eine anmutige oder luſtige oder rührende Plattheit: ſondern auf das Weltbild und den ihm zu Grunde liegenden „Sinn". Dieſer „Sinn" macht es natürlich allein nicht aus; und wo er etwa für ſich und durch ſich allein wirken will; wo er nicht durch die große geſtaltende Kraft eines gottbegnadeten oder doch reich begabten Künſtlers ſo „verſinnlicht" worden iſt, daſs er nur die verborgene, aber trotzdem Alles beherrſchende Seele eines herrlichen, das ſchauende Auge ſättigenden Körpers bildet — da wird man ſich erkältet oder auch mit noch widrigeren Empfindungen von dem „Kunſtwerke" abwenden.

Weſentlich anders liegen die Dinge beim Dichtwerk. Ein ſchlichter Liebeslyriker braucht zwar, ebenſowenig wie ein Bildnis-, ein Landſchaft- oder ein Stilllebenmaler, eine tiefere Abſicht mit ſeinen Verſen zu verbinden; hier genügt es, wenn „Beſchreibungen und Ausdrückungen der Gemüths-Beſchaffenheiten in dieſen kleineren Gedichten gleichſam herrſchen" (S. 140). Aber ſobald es ſich um ein kleines oder großes Werk der dramatiſchen und epiſchen Dichtkunſt handelt (von der lehrhaften „Dichtung" ſpreche ich abſichtlich nicht), wird ſich ein, ſeine Kunſt

als großer, die Dinge mit ſinnendem Auge betrachtender, Menſch ausübender Meiſter ganz von Grund aus gedrängt fühlen, ſeiner ‚Fabel‘ einen beſtimmten Zweck zu ſetzen, der das von ihm angeſtrebte Weltbild klar zum Ausdruck bringt. Lehrreich nun iſt ſchon jeder Einblick, den mich ein echter Dichter, nach Gottſcheds Geiſte, in die Seele, den Karakter eines Menſchen dadurch tun läſſt, daſs er mir die Bewegungsgründe ſeines Handelns aufdeckt; die Art, wie ſeine Gemütsbewegungen und Leidenſchaften ſich äußern, unmittelbar veranſchaulicht. Wie „lehrreich“ wird es nun gar ſeyn, wenn er mir in dem von ihm geſchaffenen Spiegelbilde das innerſte Weſen der Welt, wie es ſeinem philoſophiſchen Künſtlergeiſte ſich offenbart hat, zeigt? Iſt nun aber ein großer, oder doch ein ernſter, tiefangelegter Dichter von der Einſicht durchdrungen, daſs er nicht etwa nur ein Lebensverzierer, ein Ohrenſchmeichler, ein Spaßmacher und Zeitvertreiber, ſondern vor allem ein Erbauer, ein Lehrer, Erzieher und, wenn ich ſo reden darf, ein Vorempfinder, Vordenker und Vorſchauer ſeines Volkes ſeyn ſoll[37]: ſo wird er gar nicht anders können, als auch ganz eigentlich ſittliche Wirkungen anzuſtreben; ſeine Kunſt neben dem wichtigſten, dem künſtleriſchen (wir erinnern uns, daſs auch Gottſched an die Spitze ſeiner großen Forderungen die geiſtig-künſtleriſchen ſtellte), zugleich dem ſittlichen Zwecke (der natürlich nie das Gebiet engherziger Philiſter- oder Betbrüdermoral auch nur ſtreifen darf) dienſtbar zu machen. —

Für jetzt mag dieſes Wenige genügen; wir werden ſpäter noch Veranlaſſung haben, auf dieſe ſehr ernſten und wichtigen Dinge näher einzugehen.

Nachdem ſich Gottſched ſolcher Maßen über die Erfindung und Einrichtung der Fabel ausgeſprochen hat, gibt er, ebenfalls vielverhöhnte, Anweiſungen darüber, wie man die Fabel für die verſchiedenen Dichtungarten verwerten könne. „Nunmehro kommt es auf mich an, wozu ich dieſe Erfindung brauchen will; ob ich Luſt habe eine Eſopiſche, comiſche, tragiſche, oder Epiſche Fabel

[37] „Denn edlen Seelen vorzufühlen, iſt wünſchenswerteſter Beruf“ ſagt Goethe.

daraus zu machen? Alles beruht hierbey auf der Benennung der Perſonen, ſo darinn vorkommen ſollen. Eſopus wird ihnen thieriſche Nahmen geben ... Wäre ich willens eine comiſche Fabel daraus zu machen, ſo müſte ich ſehen, daß ich das Laſter der Ungerechtigkeit als ein lächerliches Laſter vorſtellen könnte. Die Perſonen, ſo dabey vorkommen, müſſen bürgerlich ſeyn. Die Nahmen werden nur dazu erdacht, und man darf ſie nicht aus der Hiſtorie nehmen ... Die Tragödie iſt von der Comödie nur in der beſonderen Abſicht unterſchieden, daß ſie an ſtatt des Gelächters die Verwunderung, das Schrecken und Mitleiden zu erwecken ſucht. Daher pflegt ſie ſich lauter vornehmer Perſonen zu bedienen, die durch ihren Stand in die Augen fallen, und durch große Laſter und traurige Unglücks-Fälle ſolche hefftige Gemüths-Bewegungen erwecken können ... Endlich folgt die Epiſche Fabel, ſo ſich vor alle Heldengedichte und Romane ſchicket. Dieſe iſt das fürtrefflichſte, was die gantze Poeſie zu Stande bringen kan, wenn ſie nur auf gehörige Art eingerichtet wird. Ein Dichter wehlt alſo dabey in allen Stücken das Beſte, was er in ſeinem Vorrathe hat, ein ſo großes Werck damit auszuſchmücken. Die Handlung muß wichtig ſeyn, das iſt nicht einzelne Perſonen, Häuſer oder Städte; ſondern gantze Länder und Völcker anbetreffen. Die Perſonen müſſen die Anſehnlichſten von der Welt, nehmlich Könige und Helden und große Staatsleute ſeyn u. ſ. w."

Ich habe nie finden können, dass hier auslachenswürdige Anweiſungen gegeben werden; ſie erſcheinen mir aber heute um ſo ehrwürdiger, wenn ich bedenke, wann und zu welchem Zwecke ſie geboten wurden. Mag ihre Faſſung uns, die wir vom Verfaſſer der ‚critiſchen Dichtkunſt' durch eine Zeitkluft von faſt 200 Jahren getrennt ſind, auch etwas umſtändlich erſcheinen: ihr Inhalt hat durchaus einen, in hohem Grade, ſachlichen Wert und muſſte ihn zu einer Zeit, da man von Seiten der „Dichter" gar nicht gewöhnt war, über ſolche Dinge nachzudenken, in noch höherem Grade haben. Die Forderung (oder nicht eigentlich Forderung, denn Gottſched ſtellte hier ja nur, wie Ariſtoteles, feſt, was in Tragödien, Komödien und Epen oder epiſchen Gedichten

bei den verſchiedenen Völkern bisher üblich geweſen war), daſs in Luſtſpielen nur bürgerliche, in Trauerſpielen nur fürſtliche Perſonen auftreten dürfen, mag uns heute ja vielleicht komiſch klingen; damals war ſie ſchon durch die zwingendſten Verhältniſſe, ſozureden, von Natur aus, geboten; und es blieb erſt dem älteren Gottſched vorbehalten, die Hinwendung zum bürgerlichen Trauer- und Schauſpiele und, was noch wichtiger ſcheint, zum Luſtſpiele, das auch die Schwächen und Laſter des Adels geißelt, bei uns anzubahnen. Gegen die Anſicht, daſs es auf den Dichter ankomme, wozu er ſeine Fabel gebrauchen wolle, wird auch kaum etwas zu erinnern ſeyn. In vielen Fällen wird ja wol der Dichter, zumal der Dramatiker, einen andern Ausgangspunkt für ſein noch zu ſchaffendes Werk nehmen. Oft genug wird er bei ſich ſagen: ich will jetzt mal ein Luſtſpiel oder ein Trauerſpiel oder einen Roman ſchreiben — und ſich nun die entſprechende Handlung (Fabel) ſuchen oder auch erfinden. In den ganz ſeltenen Fällen, wo ein wirkliches Genie bei der Arbeit iſt, wird er gar nicht eigentlich ſchaffen wollen, ſondern ſich gezwungen fühlen, ein großes Geſchautes außer ſich hinzuſtellen. Aber in ſehr vielen Fällen wird doch auch heute und in alle Zukunft die gefundene oder erfundene Fabel, der Einfall, oder wie man den Ausgangspunkt nennen will, den Schriftſteller oder Dichter veranlaſſen, zu erwägen, ob ſich die Fabel beſſer zu einer Novelle, einem Roman, einem Luſtſpiel oder Schauſpiel eigne. Ob das „hoch“ oder „niedrig“, künſtleriſch oder unkünſtleriſch oder gar „platt“ gedacht ſey, iſt in dieſem Falle, wo es ſich ja nur um eine Feſtſtellung, in gewiſſem Sinne aber zugleich um einen Fingerzeig für unerzogene, noch unſicher herumtaſtende Talente handelte, ganz gleichgiltig; und es kann dem Kenner der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ gar nicht anders als komiſch erſcheinen, wenn Litteraturgeſchichtſchreiber und Gottſchedbiographen eigentlich immer nur dieſe, mehr äußerlichen und, vom Hauptinhalt des Werkes losgelöſt, allerdings etwas ſchulmeiſterlich platt klingenden Sätze zum Beſten geben, um in aller Gemütsruhe den „bornierten“ oder „ſeichten“ Theoretiker der Dichtkunſt zum Geſpötte der Nachwelt machen zu können.

Mit der Erklärung, daſs „unſer Vaterland[28] noch keinen groſsen Poeten hervorgebracht hat, weil wir in den groſsen Gattungen der Gedichte noch kein gutes Original aufzuweiſen haben", ſchlieſst das Kapitel von den poetiſchen Nachahmungen; und es folgen die Kapitel, welche von dem Wunderbaren und von der Wahrſcheinlichkeit in der Poeſie handeln.

Den alten Völkern galt ſchon die Poeſie an und für ſich, und nicht ohne Grund, für etwas Wunderbares, unmittelbar von den Göttern oder Muſen herſtammendes, aus göttlicher Eingebung Flieſsendes; ſo bildet denn auch bei Gottſched dieſer, ſozureden, göttliche Urſprung die erſte Gattung des Wunderbaren. Groſse Dichtungen ſollen auch in der Neuzeit noch anſcheinend mit Hülfe der Götter oder Muſen zu Stande kommen; wenn aber die alten Dichter durch die immer wiederkehrende Anrufung der Muſen nur beſtrebt waren, den Heiligenſchein der göttlich-erleuchteten Propheten um ſich ſelbſt zu breiten: ſo ſoll der deutſche Dichter das nur aus Beſcheidenheit tun und auch nur, wenn er ſich wirklich anſchickt, in einem groſsen Werke, zum wenigſten in einer Heldenode, ſeine Kräfte aufs höchſte zu ſpannen. Hieraus folgert dann Gottſched ſogleich, daſs „die heutigen Poeten, die in allen elenden Hochzeit- und Leichen-Verſen, die Muſen dabey haben wollen, die Hoheit dieſer Göttinnen ſchlecht verſtehen, wenn ſie ſich einbilden, daſs ſie ſich um ihrer elenden Kleinigkeiten wegen viel bemühen würden". Ebenſo „ungereimt" würde es ſeyn, wenn der Dichter die Muſen „erſuchte, ihm die Thaten Alexanders oder Cäſars zu offenbaren, davon alle Bücher voll ſind. Es müſſen verborgene, und gantz ins Vergeſſen gerathene Dinge ſeyn, dabey man ſich ihren Beyſtand ausbittet". Auch an dogmatiſchen und didaktiſchen Gedichten haben die Muſen keinen Teil, da ſie „nicht Göttinnen der Weisheit oder der Wiſſenſchaften; ſondern der freyen Künſte ſind" — eine tiefdringende, das Lehrhafte vom Poetiſch-Künſtleriſchen mit aller Schärfe trennende, einen ganz neuen Geſichtspunkt

[28] Hier zum erſten Male tritt der Begriff eines deutſchen Geſammtvaterlandes auf, der die Begriffe der meiſsniſchen, ſchleſiſchen, brandenburgiſchen u. ſ. w. Vaterländer in ſich vereinigte.

ſchaffende grundſätzliche Unterſcheidung, die uns bei Gottſched noch des öftern begegnen, und noch umſtändlich beſchäftigen wird.

Zur erſten Gattung des Wunderbaren in der Poeſie gehören aber auch noch die Wunderwerke, welche bei den „heydniſchen Poeten" durch unmittelbare Einwirkung der Götter geſchehen; bey den „chriſtlichen Dichtern" aber „den Engeln und Teufeln zugeſchrieben" werden. Gottſched bemängelt ſchon hier mancherlei Unwahrſcheinlichkeiten bei Homer und Virgil. Er geſteht, ſich des Lachens nicht enthalten zu können, wenn Taſſo „den Teufel mit ſolchen Hörnern, dagegen alle Berge und Felſen nur wie kleine Hügel zu rechnen ſind, ja gar mit einem langen Schwantze abmahlet, und ohne Maaß und Ziel allerley Zaubereyen von ihm und ſeinem Anhange geſchehen läſſt". Er bemängelt auch „die Zauberey, die Voltaire in ſeine Henriade gebracht" (um ſo mehr, als dieſer in ſeinem ‚Discurs vom Heldengedichte' Milton wegen gleicher Ungeſchicklichkeiten getadelt hatte); und meint, daſs „ein heutiger Poet große Urſache habe, in dergleichen Dingen ſparſam zu ſeyn". Cervantes bekommt bei dieſer Gelegenheit ſein ausdrückliches Lob, weil er „ſehr viel dazu beygetragen, daß die abentheuerlichen Fabeln aus Ritterbüchern und Romanen allmählich abgeſchaffet, oder doch weit behutſamer als vormals geſchehen, eingerichtet worden". Am entſchiedenſten werden ſchon hier die Götter- und Geiſtererſcheinungen der Bühne abgewieſen. Selbſt in Stücken, welche nach den „älteſten heydniſchen Fabeln" gemacht worden, dürfe man dieſe „Wunder" höchſtens dulden; wenn ihre Verfaſſer ſich auch hüten ſollen, die Götter „ohne Noth zu bemühen". In Stücken, welche Vorgänge aus neuerer Zeit behandeln, müſſen jedoch derartige „unglaubliche Dinge" ſtreng vermieden werden (S. 152/3).

Die zweite Gattung des Wunderbaren iſt auf die Menſchen und ihre Handlungen beſchränkt: ein König oder Held, der es „entweder im Guten oder Böſen aufs höchſte gebracht"; Männer, an denen ein „unauslöſchlicher Zorn", eine „unüberwindliche Standhafftigkeit" zu bewundern iſt; aber auch „unmenſchliche Tyrannen und verdammliche Böſewichter", ein „Oedipus in ſeinen abſcheulichen und unerhörten Laſtern" u.

dgl. m. — das ſind „Menſchen und Thaten die wunderbar ſind, und ohne alle Beyhülfe anderer Seltſamkeiten die Leſer oder Zuſchauer eines Gedichtes entzücken können. Die Geſchichte ſind voll von ſolchen Helden und Handlungen"; und „ein verſtändiger Poet" kann ſie leicht herausfinden und verwerten, wenn er „nur moraliſche[39] Einſicht genug beſitzet, dieſelben recht zu bilden." Die Hauptſache für den Dichter bleibt immer, daſs er „die Schrancken der Natur" nicht überſchreitet, daſs er „nicht zu hoch ſteigt". Auch „das Seltſame in allen Arten muß noch natürlich und glaublich bleiben, wenn es die Bewunderung, nicht aber ein Gelächter erwecken ſoll"; ſobald jedoch „der Poet nicht ſtets die Natur vor Augen hat", wird er in der Darſtellung der verſchiedenen Affekte ſtets „ausſchweifend" ſeyn. Wahrheiten, die heute auch in Deutſchland billig ſind wie Brombeeren, weil acht Generationen ſie von Gottſched gelernt, weil ungezählte Schriftſteller ſie immer wieder dem großen Vorgänger, der ſie zum erſten Male mit aller Schärfe zum Ausdruck brachte, nachgeſchrieben haben; die damals aber zunächſt Mühe hatten, ſich auch nur im engen Kreiſe durchzuſetzen.

Die dritte und letzte Gattung des Wunderbaren bezieht ſich auf Tiere und lebloſe Dinge, die ja in der Kunſt ſehr vielfältig verwendet werden. Auch hier werden „Chimären" und andre Ausgeburten einer „lächerlichen Phantaſie" verworfen. „Das beſte und vernünftigſte Wunderbare iſt, wenn man auch bey Thieren und lebloſen Dingen die Wunder der Natur[40] recht

[39] Wir begegnen hier ſchon wieder dem Worte „moraliſch", und der Dichter ſoll ſogar „moraliſche Einſichten" beſitzen, um ſeine Menſchen „recht zu bilden". Nachdenkliche Leſer werden wol allgemach einzuſehen beginnen, daſs es bei Gottſched mit dem Begriffe „Moral" und „moraliſch" eine eigene Bewandnis haben müſſe. Wenn wir uns mit Gottſcheds dramaturgiſchen Betrachtungen und Lehren beſchäftigen, ſo werden wir hierüber volle Klarheit erlangen.

[40] In demſelben Jahre (1729) ruft er zweien ſeiner Schüler bei deren Magiſterpromotion die tiefen Worte zu:

„Die Kunſt iſt nicht erſchöpft: wer kann ſie ganz ergründen?
Wer eine Wahrheit weis, kann hundert andre finden.
Der Wunder ſind wir ſelbſt und alle Welt ſo voll,
Daß niemand ihre Zahl ſo leicht ergründen ſoll."

nachahmet, und allezeit dasjenige wehlt, was die Natur am vortrefflichſten gemacht hat". Desgleichen warnt er die Dichter, es den „Alten" nachzutun und „uns viel von dem Einfluſſe des Himmels zu reden; es wäre denn, daß man darunter das Verhängnis oder die Vorſehung verſtehen könnte". Schließlich werden auch noch Donner und Blitz, Überſchwemmungen, Schiffbrüche u. dgl. m. für eine Unterart dieſer dritten Gattung erklärt. Der Dichter müſſe ſie unter Umſtänden und dürfe ſie ſogar brauchen, weil ſie ja der Natur angehören; Bedingung iſt nur, daſs ſie „natürlich beſchrieben werden".

Weil das Wunderbare jedoch ſtets „glaublich herauskommen muß, und zu dem Ende weder unmöglich noch wiederſinniſch ausſehen" darf, ſo ergibt ſich daraus: daſs man „im Dichten eine Wahrſcheinlichkeit beobachten muß", die nichts anderes iſt, als „die Aehnlichkeit des Erdichteten, mit dem, was wirklich zu geſchehen pflegt". Die Fabel muſs demnach mit der Natur übereinſtimmen (S. 164). Da es nun aber auch „unwahrſcheinliche Fabeln" gibt, d. h. ſolche, in denen Tiere ſprechen; was doch der Natur widerſpricht: ſo teilt Gottſched die zu beobachtende Wahrſcheinlichkeit „in eine unbedingte und (eine) hypothetiſche". — Tiere können allerdings nicht reden und Bäume können ſich keinen König wählen; aber wenn der Dichter Tiere und Bäume reden und handeln läſſt, wie Menſchen unter ähnlichen Verhältniſſen reden und handeln würden, ſo kann er „eine ſchöne Fabel" zu Stande bringen, „der es an ihrer hypothetiſchen Wahrſcheinlichkeit nicht im geringſten mangelt". Die Hauptſache bleibt, daſs alle Vorgänge eines Gedichts nicht gegen das Mögliche verſtoßen; wie dies nur zu oft bei den älteren Dichtern der Fall iſt; vor allem auch bei Homer[41], dem es trotzdem in ſchwierigen Fällen gelingt, Unwahrſcheinliches „wahrſcheinlicher klingen" zu laſſen und „das Unglaubliche künſtlich zu verſtecken". Bei dieſer Gelegenheit macht Gottſched die treffende Bemerkung,

[41] An Homer wird bei dieſer Gelegenheit rückſichtloſeſte Kritik geübt (S. 168 u. ff.). In einer Fülle von Einzelfällen wird klar nachgewieſen, daſs „hier alles wieder die Natur menſchlicher Affecten läuft", und es fällt das Wort: „Homer kann auf keine Weiſe gerettet werden".

daſs „offt eine Sache, die an ſich unglaublich und unmöglich ausſieht, durch den Zuſammenhang mit anderen Begebenheiten, und unter gewiſſen Umſtänden nicht nur möglich, ſondern auch wahrſcheinlich und glaublich werden könne".[42] Die Kunſt des Dichters wird in ſolchen Fällen darin beſtehen, ſeine Fabel ſo zu geſtalten, daſs der Leſer oder Zuſchauer nicht aus der Illuſion fallen kann: und gerade hierin haben es, neben Homer, faſt alle berühmten Dichter der Weltlitteratur, Sophokles, Virgil, Camoens, Taſſo, Arioſt, Marino, Milton u. A. mehr als reichlich verſehen, wie Gottſched in umſtändlichen Kritiken (S. S. 170/184) nachweiſt.[43]

[42] Dem ſuperklugen G. F. Meier tut Gottſched mit dieſer ſchlichten Feſtſtellung natürlich kein Genüge. „Hätte er hier gewieſen, wie man dieſen Zuſammenhang hervorbringen könne und müſſe, ſo würde er die poetiſchen Schöpfungen erklärt haben, und da würde man ſagen können, daß er eine der wichtigſten Materien der Dichtkunſt gründlich abgehandelt hätte" (S. 142). Selbſtverſtändlich „zeigt" darauf der Schulmeiſter, wie die Sache „beſſer" zu machen iſt!

[43] Gottſched wuſſte natürlich, daſs er mit ſeiner offenherzigen Beurteilung, namentlich der alten „Klaſſiker", in ein Weſpenneſt ſtach; um ſich einigermaßen zu rechtfertigen, ſchließt er ſein kritiſches Kapitel mit folgenden Sätzen: „Es wird wenigen von unſern deutſchen Poeten (und nun gar den überempfindlichen, auf ihre blinde Griechengläubigkeit ſtolzen Philologen! möchte ich hinzuſetzen) gefallen, daß man ſich die Freyheit nimmt, die Gedichte der gröſten Meiſter ſo ſcharf zu prüfen. Man wird ſagen, es ſchicke ſich nicht, aller Leute Geſchmack nach ſeinem eigenen Leiſten zu meſſen. Was mir nicht gefiele, könne deswegen doch andern gefallen, und alſo auch ſchön ſeyn. Und ich wäre der Mann nicht, der ſich über die gröſten Meiſter zum Richter erheben könnte. Allein ich antworte auf dieſes letzte, daß ich mir meiner Schwachheit von ſelbſt ſchon bewuſt bin. Ich habe ſelbſt weder ein Heldengedicht noch ein theatraliſches Stück geſchrieben; und gebe mich alſo vor keinen Poeten aus, der denen gleich zu ſchätzen, geſchweige vorzuziehen wäre, die ich beurtheilet habe. Ich ſage nur Anfängern in der Poeſie, was ich von andern vor poetiſche Regeln gelernet habe (wir ſehen, wie er hier wieder die „andern" vorſchiebt, um ſeine eigenen Gedanken zu decken), und wie man die Gedichte darnach prüfen müſſe". Den „Freunden des willkührlichen Geſchmacks", die ja auch in unſerer geſegneten Zeit wie Pilze aus dem Boden ſchießen, führt er ſchließlich ein paar kräftige Sätze vor Augen, mit denen Shaftesbury „allen den nachläßigen und gleichgültigen Schriftſtellern, Verfaſſern, Leſern, Zuhörern, Comödianten und Zuſchauern einen offenbaren Krieg ankündigen" wollte.

Das siebente Kapitel handelt „Von poetischen Worten". Hier wird zunächst den vielen, teils ihrer Bedeutung, teils ihrer Form und Rechtschreibung nach, „altfränckischen" Wörtern gewissermaßen der Krieg erklärt. Ein Gedicht würde „lächerlich" werden, wenn man es etwa mit den „allerälteſten Wörtern und Redensarten" aus Luthers Schriften „ausstaffieren" wollte. Nur wenn ein Dichter „mit Fleiß die Schreibart der Alten in einem sogenannten Knittelreime nachahmen" will (wie dies Gottsched mit so großem Glück einigemal versuchte), mag er sich solcher alten und veralteten Wörter und Wendungen bedienen; „da es dann nicht nur erlaubt, sondern auch eine Schönheit seyn würde, alles recht altfränckisch zu machen". Ganz anders verhält sichs mit Wörtern, die sich „auch zu unsern Zeiten sehr wohl brauchen lassen: obwohl sie seit fünfzig oder hundert Jahren, aus der Mode gekommen". Wenn sich ein Dichter derartiger Wörter „mit Verstande und mäßig bedienet; so hat man Ursache, ihm verbunden zu seyn, daß er ein geschicktes Wort aus dem Staube der Vergessenheit wieder hervorgezogen". Verworfen werden in der „Sprache der Götter" ferner die allzuabgebrauchten Redewendungen. Wenn zum Beispiel „gemeine Leute sagen: der Kopf thut mir wehe; so spricht etwa der Poet: Mich schmertzt das Haupt". In Dichtgattungen, die sich mit Vorgängen des niedrigen Lebens beschäftigen, soll man sich dagegen solcher „gesuchten Ausdrückungen" möglichst enthalten; zumal „in Satiren oder Comödien sind die gewöhnlichsten Wörter gemeiniglich die besten". Man sieht, auch in dieser Beziehung ist Gottsched weit entfernt, einseitige und kleinliche „Regeln" festzusetzen; er tritt sogar für das Recht der „gantz niederträchtigen und pöbelhafften Worte" ein, falls sie „nur nicht wieder die Erbarkeit laufen", d. h. nicht geradezu das gesunde und berechtigte Schamgefühl verletzen oder vom Schmutz der Gasse triefen. Dass Gottsched die damals fast unausrottbar scheinende Sucht, ausländische Wörter „mit in unsre Sprache zu mischen", aufs entschiedenste bekämpft, ist selbstverständlich. „Ein deutscher Poet bleibt bey seiner reinen Muttersprache, und behänget seine Gedichte mit keinen gestohlenen Lumpen der Ausländer".

Mit Vorſicht und Geſchmack will er neue Wörter angewandt wiſſen. Da die deutſche Sprache auch das mit der griechiſchen gemein hat, daſs ſie „überaus geſchickt iſt, durch Zuſammenſetzung recht vielſylbige neue Wörter zu machen“, ſo ſteht es natürlich dem deutſchen Sprach- und Verskünſtler frei, ſich je nach Bedürfnis neue Wörter und Wortzuſammenſetzungen zu bilden. Aber wie er ſchon im ‚Biedermann‘ (I 87) gewarnt hatte: „In neuer Wörter Bau ſey kein Poet zu kühn“; ſo rät er auch hier dem Dichter, es nicht zu machen wie „die Pegnitzſchäfer und Jeſianer“, die in dem löblichen Beſtreben, die deutſche Sprache, zumal die Dichterſprache, zu reinigen und zu bereichern, ſich vielfach ſehr abenteuerliche und abgeſchmackte Entgleiſungen zu Schulden kommen ließen.[44] Am beſten will es dem, bereits damals recht genauen, Kenner des Wortreichtums der deutſchen Sprache erſcheinen, wenn der Dichter, ſtatt ſchlechter oder undeutlicher Neubildungen, gute vorhandene Wörter verwertet. „Unſere Sprache iſt an ſich ſelbſt reich genug. Wir könnten zur Noth andern Völckern eine Menge der beſten Ausdrückungen abtreten, und würden doch keinen Mangel leiden dörfen. Man kan auch alle ſeine Gedancken gar leicht mit üblichen und gewöhnlichen Redensarten zu verſtehen geben, wenn man nur will, und fleißig die beſten deutſchen Scribenten geleſen hat“.[45] Deshalb tadelt

[44] Auch in dieſer Beziehung hat er ſpäter, namentlich als mit der „meſſianiſchen“ Herrlichkeit eine wahre Wut um ſich griff, die abenteuerlichſten Wortbildungen zu wagen, nur ſeine guten alten Grundſätze vertreten. In den ‚Beyträgen‘ (IV, 255) ſagt er, ganz ähnlich wie oben: „Aber man hat hierbey (bey der Bildung von neuen Wörtern, wie „beblumen, enthronen, entgeiſtern“) einer groſſen Behutſamkeit und Vorſichtigkeit vonnöthen, damit man theils nicht ohne Noth neue Wörter mache, theils auch das Gehör nicht beleidige“.

[45] Aus dieſen und ähnlichen Äußerungen hat man vielfach gefolgert, daſs Gottſched keinen Sinn für die wirkliche, lebendige Volksſprache gehabt und den deutſchen Wortſchatz auf das in den Büchern Feſtgelegte habe beſchränken wollen. Ich werde an anderer Stelle noch auf dieſen Punkt zu ſprechen kommen. Hier weiſe ich nur darauf hin, daſs Gottſched ſchon auf S. S. 190/1 der ‚Dichtkunſt‘ ausdrücklich auch der Rede des gemeinen Mannes, ja ſelbſt „niederträchtigen und pöbelhafften Wörtern“ ihr Recht wahrt; daſs er Cervantes dafür lobt, daſs er ſeinen ‚Sanſcho Panſa‘ der

er die „Leute, die lieber viel ſchreiben, als zuvor die beſten, ja auch viele nur mittelmäßige Scribenten unſers Vaterlandes leſen wollen“[46]; die „immer denken, ſie müßten unſere Mutterſprache noch erſt bereichern“, und nun „täglich neue Misgeburten ausheckten“, die Wörter „ohne alle Noth verlängern und verkürzen“ und ſich einbilden, daſs man ſie, dieſer Willkürlichkeiten wegen, „für große Dichter halten“ werde.

Aber auch in dieſer Beziehung iſt Gottſched nicht etwa einſeitig und eigenſinnig; um ſo weniger, als er ſelbſt Freude an glücklichen Neubildungen hatte und ſowol in ſeinen Verſen wie in ſeiner Proſa, neben alten, guten, außer Gebrauch gekommenen, recht viel neue Wörter anzuwenden liebte. Im Gegenteil: wie er überall den Dingen auf den Grund geht und ſich bewuſſt bleibt, daſs Alles ſeine zwei Seiten hat; daſs Übertreibungen oder Fehlgriffe in einer Sache dieſe ſelbſt nicht um ihre Berechtigung bringen können: ſo iſt er auch weit entfernt, ſolche Neubildungen unter allen Umſtänden zu verwerfen. Er meint vernünftiger und ſelbſtverſtändlicher Weiſe, daſs „man einem deutſchen Poeten freylich nicht alle neue Wörter verbiethen“ könne; und ſetzt dann, um jedes Misverſtändnis unmöglich zu machen, hinzu: „Das hieße ſeinem Pegaſus die Flügel gar zu kurtz verſchneiden, wenn er allezeit bey der gewöhnlichſten Art zu ſchreiben bleiben müſte. Eine edle Kühnheit ſteht ihm zuweilen ſehr wohl an, und gewiſſe grammatiſche Verwegenheiten

Natur gemäß „als einen Bauerkerl und in lauter bäuriſchen Sprichwörtern reden läſt“. Nur die völlige Unkenntnis, in der ſich unſere Litteraturgelehrten über Gottſcheds Lehren und Schriften bisher befunden haben, konnte dazu führen, Gottſched ſo törichte Vorwürfe zu machen.

[46] Hier denkt Gottſched natürlich nicht daran, im Sinne der alten Buchpoeten und Buchpoetiker vom Schlage Morhofs, angehenden Dichtern zu raten, daſs ſie die alten Dichter auf deren „Erfindungen“ hin durchſchnüffeln ſollen, ehe ſie ſelbſt etwas „erfinden“; er meint vielmehr: die Dichter ſollen, da das Wort nun einmal das Hauptwerkzeug des Dichters iſt, es nicht unterlaſſen, ſich des, von den Vorgängern aufgeſammelten Wortſchatzes zu bemächtigen. Auf das, von den Vorgängern „Gedichtete“ oder „Erfundene“ kam es ihm nicht an; er wuſſte ja, daſs „ein Poet mehr die ſchöne Natur, als die Schriften künſtlicher Dichter nachzubilden ſuchen muß“ (Batteux II, 1).

gerathen manchem ſo wohl, daſs man eine beſondre Schönheit darinnen findet. Doch iſt nicht ein jeder ſo glücklich, daß er Beyfall damit verdienet; weil nicht ein jeder ein ſo zärtliches Gehör hat, das leidliche von dem unerträglichen zu unterſcheiden. Es iſt hier mit unſern Poeten ſo, wie mit den lateiniſchen."

Wir ſehen, wie fein und vorſichtig der tiefe Kenner unſerer Sprache auch dieſen Gegenſtand erledigt: Dem Genius, der von einem lebendigen Sprachgefühl beherrſcht wird; desgleichen dem gut erzogenen, mit einem „zärtlichen Gehör", einem ſicheren Geſchmack ausgeſtatteten Talente will er das Recht, neue Wörter zu bilden, nicht wehren; weil er ſo weiſe iſt, einzuſehen, daſs er es dieſen Hochbegabten gar nicht wehren *kann*. Den andern (und ſie ſind ja zu jeder Zeit in der, Alles überſchwemmenden, Mehrheit) gibt er den guten und nur allzu beherzigenswerten Rat: ſich nicht auf ihren Mangel an Sprachgefühl und Geſchmack zu ſtützen, ſondern lieber ihre Sprache recht genau kennen und gebrauchen zu lernen. Hier iſt wiederum nicht allein der künſtleriſche, ſondern zugleich auch der völkiſch-politiſche Geſichtspunkt maßgebend für Gottſched: eine Sprache verarmt, wenn der lebensfähige Wortſchatz nicht immer wieder lebendig erhalten, ſondern durch vergängliche, jeder Bodenſtändigkeit entbehrende, oder gar aus Bequemlichkeit vom Auslande herbeigeholte Neubildungen „bereichert" wird. Ein Volk aber, dem die Sprache verarmt, geht geiſtig und politiſch zurück: wer alſo aus berechtigungloſem, oberflächlichem Eigendünkel mithilft, daſs der alte, gute Reichtum ſeiner Mutterſprache im Staube der Bibliotheken verkommt, der ſchädigt ſein Volk — ein Verbrechen, wie es für Gottſched kein größeres geben konnte.

Im zweiten Teile dieſes ſiebenten Kapitels wendet er ſeine Aufmerkſamkeit den ſchmückenden Beiwörtern zu. „In der That beſteht eine große Schönheit der poetiſchen Schreibart in wohlausgeſuchten und wohlangebrachten Beywörtern. Ein gutes Beywort erhebt offt eine gantze Zeile, und macht einen ſonſt gemeinen Gedancken neu und ſcheinbar. Ein niedriges oder ungeſchicktes hingegen, ſchlägt den beſten Vers nieder, und verderbt auch den ſchönſten Einfall zuweilen." Um dies zu be-

weiſen, ſucht Gottſched (dem es vorbehalten blieb, die Kunſt der poetiſchen Rede durch überaus glücklich gewählte Beiwörter auf eine, vor ihm noch nie eigentlich bewuſſt angeſtrebte Höhe zu heben)[47] aus Gedichten von Opitz, Fleming und Amthor (er hätte vielleicht noch Hoffmannswaldau und Günther hinzuziehen können) ein paar, von dieſen gelegentlich verwendete, Beiſpiele zuſammen, damit es den Leſern und Schülern deſto beſſer einleuchte. Bei dieſer Gelegenheit fallen wieder Worte, die man, wie ſo vieles in den Schriften des einzigen Mannes, auswendig lernen ſollte; denn ſie zeigen aufs neue, wie ſo ganz fern unſerm Außerordentlichen alles das lag, was an pedantiſche, handwerksmäßige „Dichterei" auch nur ſtreifte. Die Neigung, ſich ſogenannter ‚Trichter', Sammelbücher für ſchöne Worte, Reime, Gleichniſſe u. dgl. m. zu bedienen, war, von Morhof und andern Poetikern ausdrücklich gefördert, noch zu Gottſcheds Zeit recht verbreitet. Er ſtellt alſo die Frage auf, ob es „angehenden Poeten zu rathen ſey, ſich dergleichen ſchöne Beywörter und andere poetiſche Redensarten zu ſammeln, oder dieſelben in gedruckten Sammlungen nachzuſchlagen und zu brauchen?" — und beantwortet ſie folgendermaßen: „Wie Günther ſchreibt, thun dergleichen Bücher zuweilen gute Dienſte. Allein, das ſind eben die Leute nicht, die dem Vaterlande durch ihre Poeſie ehre bringen werden[48]; und alſo wäre es beſſer, daß man ihnen den Weg zum Reimen und Sylbenhencken nicht erleichterte. Geiſtreiche Köpfe brauchen ſolche Gängelwagen nicht, ihre Muſe zu leiten. Poeten zu leſen, und bey ihren ſchönen Ausdrückungen den Witz, ſo darinnen ſtecket, zu überdencken, das rücket uns freylich den Kopf zurechte. Ein Feuer zündet das andere an, und man wird ſelber allmählich geſchickt, guten Muſtern zu folgen. Allein ein Chaos von allerley zuſammengetragenen Blümchen nachzuſchlagen, und bey jeder Zeile, die man ſchreibt, einen poetiſchen Trichter in Händen zu haben, daraus man Wörter ſucht, Gedancken auszudrücken, die man noch nicht hat:

[47] Wenn wir uns mit dem Lyriker G. beſchäftigen, werden wir auch dieſes Verdienſt des Meiſters genauer kennen lernen.

[48] Die „Ehre des Vaterlandes" ſteht ihm ſelbſt hier an erſter Stelle!

das heißt gewiß ſchlecht poetiſiret. Gemeiniglich bekommt auch ein Beywort ſeine gantze Schönheit aus dem Zuſammenhange, darinn es ſtehet. In einer ſolchen Schatz-Kammer aber findet man nichts als die verſtümmelten Glieder eines zerriſſenen Poeten, die nunmehro dasjenige nicht mehr ſind, was ſie an ihrem rechten Orte geweſen. Wie kan alſo ein Ausdruck außer ſeiner rechten Stelle ſeine Anmuth und ſeinen Nachdruck behalten?"

Die Beywörter leiten ihn zu den Wortſpielen hinüber; die er zwar unter gewiſſen Umſtänden (nämlich wenn mit ihnen wirklich ausnahmsweiſe eine „poetiſche Schönheit" geſchaffen oder ein Gedanke deutlicher zum Ausdruck gebracht wird) dulden will, im Großen und Ganzen jedoch als verwerfliche Ausſchreitungen einer künſtelnden Willkür brandmarkt: weil ſie „nichts als leere Schellen ſind, die nur im Gehöre klingen, dem Verſtande aber keinen neuen Gedancken veranlaſſen."

Nahezu den gleichen Standpunkt nimmt er den „verblümten Redens-Arten" gegenüber ein, von denen im achten Kapitel gehandelt wird. So unkünſtleriſch und arm, ſo „trocken, ſo mager, und wäſſerigt" ihm auch die, vorzugsweiſe von Weiſe und Beſſer vertretene, Art, alle Wörter „in ihrer natürlichſten und einfältigſten Bedeutung" zu brauchen, erſcheint; ſo ſehr zuwider ihm im Gedicht eine ſolche mit Silbenmaß und Reimen verſehene „magere Proſa" iſt, und ſo wenig er in einer ſolchen „gemeinſten Sprache", mit vielen Andern ſeiner Zeitgenoſſen, „die rechte Schönheit der vernünftigen Poeſie" zu erblicken vermag: ſo entſchieden wendet er ſich gegen Alles, was „man das Phöbus oder den Schwulſt zu nennen pflegt". Es entzückt ihn, wenn Fleming von der warmen Frühlingsluft ſagt, daſs ſie „gleichſam Küſſe fächelt"; oder wenn Amthor „der Schatten lange Nacht" ſchwinden und „der Thürme Zinnen ein frohes Morgen-Gold gewinnen" läſſt; denn „dies iſt die Sprache der Poeten". Aber mit Chriſtian Gryphius und Bodmer, dem in der ‚critiſchen Dichtkunſt' oft rühmlich Erwähnten, verurteilt er die, gewiſſen neuern Italienern und Spaniern nachgeäfften, Verſtiegenheiten Hoffmannswaldaus, Lohenſteins und ihrer Mitläufer. Wenn ein ſolcher Poet z. B. Titans frohes Licht mit neuen Blitzen

ſtrahlen und die ſaphirne Burg zu Hyazinten machen, oder einen Traurigen „Egyptens finſtre Nacht ſtatt Goſens Sonne küſſen" oder den „bemilchten Thron" der Lilie „die Perlen ſchamrot" machen und ihren „Atlas ins Verweſungs-Reich ſincken" läſſt — ſo ſind ihm „dergleichen gefirnißte Verße" höchlichſt zuwider. Als beſtes Heilmittel „wider dieſen ſchwulſtigen Geiſt" empfiehlt er „das Leſen der alten Lateiner und der neuern Franzoſen" (die Griechen bleiben bezeichnenderweiſe unerwähnt). Er ſelbſt aber ſchließt ſeine Betrachtung mit folgenden kräftigen Sätzen: „Nichts iſt bey der verblümten Schreibart mehr zu vermeiden als die Dunckelheit. Gewiſſe Leute verſtecken ſich in ihren Metaphoren ſo tief, daß ſie endlich ſelbſt nicht wiſſen, was ſie ſagen wollen. Man ſieht alle ihre Gedancken nur durch einen dicken Staub oder Nebel. Der klarſte Satz wird durch ihren poetiſchen Ausdruck verfinſtert, da doch der Gebrauch verblümter Reden die Sachen weit lebhaffter vorſtellen und empfindlicher machen ſollte. Es iſt wahr, daß Unverſtändige zuweilen eine ſo blendende Schreibart deſto mehr bewundern, je weniger ſie dieſelben verſtehen: Allein Kenner gehen auf den Kern der Gedancken, und wenn derſelbe gar nicht, oder doch kaum zu errathen iſt, ſo ſchmeißen ſie ein ſolch Gedicht beyſeite. Sonderlich thun ſie dieſes, wenn gar, über den ſchwülſtigen Ausdrückungen, die Sprache Noth leidet, welches offt zu geſchehen pflegt. Denn manchen vermeynten ſchönen Gedancken anzubringen, nehmen ſich die Herren Poeten die gröſten Freyheiten, wieder alle Regeln der Sprach-Kunſt, und einer reinen Mundart".[49]

Mit den poetiſchen Perioden und den Figuren beſchäftigen ſich die zwei nächſten Kapitel. Dort werden vor allem die gar zu weitläufigen, über eine ganze Reihe von Verſen ausgedehnten

[49] Bei Gelegenheit der Beſprechung dieſer Sätze wird G. F. Meier von ſeiner Höhe her geradezu grob; er meint: „Es gibt ſolche elende Köpfe, die die klarſten Sachen nicht faſſen können. Das wahre poetiſche muß dieſen Nachteulen nothwendig dunckel ſeyn. Alle finſtern Köpfe und die ſchwach dencken, können aus dieſem Abſatze der Gottſchediſchen Dichtkunſt, ein Recht herleiten, alle die Gedichte zu tadeln, die ſie, um der Mattigkeit ihres Geiſtes willen, nicht einſehen können" (a. a. O. S. 197).

Satzungeheuer bekämpft; hier auf Grund der ‚Rhétorique ou l'art de parler' (1670) des Jeſuitenpaters Lamy[50] einunddreißig Arten von Figuren (Ausruf, Zweifel, Widerruf, Verſetzung, Wiederholung, Verſtärkung u. A. m.) kurz betrachtet. „Die groſſe Weitläuftigkeit iſt ein Zeichen ſchlecht verdaueter Gedancken, und übel gefaßter Ausdrückungen. Sie macht die deutlichſte Sache dunckel und den beſten Leſer matt und müde." Da nun ſchon beim Redner eine ſolche labyrinthiſche Schwätzerei „verwerflich" iſt: um wieviel mehr bei einem Poeten, der von rechtswegen „noch körnigter, nachdrücklicher und kräftiger ſchreiben ſoll als ein Redner". Die Hauptſache iſt auch hier Deutlichkeit, die nicht ohne Kürze erzielt werden kann. Mit Opitz tritt er zugleich für eine „natürliche Wortfügung" ein. Gerade um dieſe natürliche Wortfügung (unter der Gottſched, wie wir aus früheren Betrachtungen wiſſen, keineswegs eine platte Proſa, ſondern eine ungezwungene, dem innern Bau der Sprache nicht zuwiderlaufende Sprachbehandlung verſtanden wiſſen wollte) gab es damals manchen Streit. Die Latein- und Griechiſchgelehrten zumal waren der Anſicht, daſs den alten Dichtern „eine jede Verſetzung der Wörter und Redensarten gleichgültig geweſen" wäre. Gottſched erwidert: „Ich habe bisher noch keinen Beweis davon zulänglich befunden". Wol räumt er ein, daſs es auch in Griechenland ſkrupelloſe Dichter gegeben habe, die ſich ſolche Verſetzungen glaubten erlauben zu dürfen; und er unterläſſt es nicht einmal, mitzuteilen, daſs Ariſtoteles dieſe Sünder verteidigt, ja wol gar gelobt habe. Aber weil andrerſeits ein, von Ariſtoteles erwähnter, Kritiker Ariphrades dieſe Dichter ob ſolcher allzu verwegenen Wortumſtellungen ernſthaft getadelt

[50] Waniek ſagt: „Die Beſchreibung der dreißig Figuren (es ſind 31, Gottſched irrt ſich einmal, läſſt auf XVII, XVI und dann erſt XVIII folgen) und Tropen erweiſt ſich als ein Auszug aus Lamys u. ſ. w." In dieſem „erweiſt" liegt doch wol ausgeſprochen, daſs es dem vielwiſſenden Biographen gelungen ſey, die Quelle Gottſcheds zu entdecken. Gottſched aber erklärt, ehrlich wie immer, ſelbſt, daſs er hier, wo es ſich um eine, mehr in die Redekunſt als in die Dichtkunſt hineingehörende Betrachtung handelt, „der Ordnung des berühmten P. Lamy folgen" wolle.

habe[51]: ſo ſchließt Gottſched mit Recht daraus, daſs es auch „in der griechiſchen Sprache nicht gleichviel geweſen, wie man die Wörter geordnet, und daß man auch bey ihnen von einem guten Poeten gefordert habe, bey der natürlichen Wortfügung zu bleiben"; und er fügt hinzu: „Von den Lateinern iſt es eben ſo gewiß, daß man nicht alle mögliche Verſetzungen bey den Poeten habe dulden können." So ſetzt er denn die, für unſere poetiſche Litteratur glücklicherweiſe bindend gebliebene Regel feſt, daſs „ein Poet die Wortfügung beybehalten müſſe, die in ungebundener Rede gewöhnlich oder doch zum wenigſten erlaubt iſt". Bei dieſer Gelegenheit aber kritiſiert er zugleich eine Reihe von Verſtößen, die Opitz, Lohenſtein und viele Andere[52] gegen dieſe Hauptregel begangen haben. Er tadelt ferner die, ſeit Opitzens Vorgange ſehr üblich gewordene hilfszeitwörtliche Verwendung des Zeitwortes tun („Ein friſches Haſelhuhn, Nach dem die Bürger ſonſt die Finger lecken thun"); desgleichen die ungeſchickte Trennung zuſammengeſetzter Wörter („Daß ich frey öffentlich als Herold aus darf ſchreyen" für: ausſchreien darf); desgleichen

[51] Man erkennt auch aus dieſem Falle, wie ſelbſtändig der „Plagiator und Kompilator" mit ſeinen ‚Autoritäten' verfährt; wie er ſie ganz nach ſeiner eigenen, ernſt erdachten Einſicht verwertet und ihnen widerſpricht, wo ſie ſeiner Überzeugung widerſprechen. Wenn Ariſtoteles ſeiner Meinung nach Unrecht hat, ſo ſtellt er ihm eine andere Autorität gegenüber und wäre es auch nur ein ſo unbekannter alter Herr wie der Kritiker Ariphrades! —

[52] „Eben dergleichen kan man faſt in allen unſern Dichtern, die bis auf Chr. Weiſen geſchrieben, anmercken, auch ſo gar Hoffmannswaldauen und Beſſern nicht ausgenommen, die doch, ich weiß nicht wie? ihrer Reinigkeit halber in Ruf gekommen." — Erwähnen darf ich vielleicht, daſs Gottſched in Opitzens Verſe:

„Der ſchwartze Schäfer ſteht bey einer hohen Linden,
Gelehnet auf den Stab u. ſ. w."

geſagt wiſſen möchte: „Auf ſeinen Stab gelehnt". Goethe iſt ſelbſt in dieſem Falle ein gelehriger Schüler des Meiſters geweſen. Sein „Schäfers Klagelied" lautet in der erſten Strophe

„Da droben auf jenem Berge
Da ſteh' ich tauſendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und ſchaue hinab in das Thal."

die willkürliche Veränderung der Geſchlechter, dem Rhythmus zu liebe; desgleichen die damals ganz beſonders landläufigen, fürchterlich proſaiſchen Abkürzungen wie etwa:

„Die keuſch- und kältſten brennen,
Wo Fürſten-Blicke falln."

Auch die damals ebenſo geläufigen Ausdehnungen wie Genade, Gelücke, Gelauben, Grabeſtein[53], abe, nichtes, Großemutter u. dgl. m. bekämpft er grundſätzlich. Ganz beſonders zuwider ſind ihm überflüſſige Flickſilben oder Flickwörter und Kürzungen wie 'rein, 'rauf, 'rab, 'nein, 'nauf, 'nab, 'nüber, 'nunter u. dgl. m. Ariſtoteles hat zwar ſolche Verkürzungen und Verlängerungen „in der hohen poetiſchen Schreibart" geduldet, ja „gar vor eine Schönheit derſelben gehalten" — aber Gottſched hält ſie für garſtige Dinge und ſetzt deshalb auch hier wieder dem Stagiriten den „alten Euclides" entgegen, der um ſolcher Mängel wegen „ſich ausdrücklich über Homerum beſchweret"; ſo daſs daraus zu erſehen iſt: „daß ſolche gewaltſame Verſtümmelung der Wörter auch in Griechenland anſtößig geweſen". Dieſes kraftvolle Eintreten für eine wirklich natürliche, ungezwungene poetiſche Sprache muſs man Gottſched um ſo höher anrechnen, als faſt in aller Welt gerade in dieſen Verſtümmelungen der Sprache die „Poeſie" erblickt wurde. Für Gottſched beſtand die Poeſie in ganz etwas Anderem; wenn aber einmal Verſe gemacht wurden, dann ſollte das auch in einer Sprache geſchehen, die der Proſa in Reinheit und Ungezwungenheit mindeſtens ebenbürtig wäre. „Es würde keine Kunſt ſeyn, Verſe zu machen, wenn es einem frey ſtünde, nach ſeiner Phantaſie die Wörter auszudehnen und zu verkleinern." Die Kunſt des Versdichters beſteht gerade auch darin, daſs er „die Sprache mit dem Sylbenmaaße in guter Harmonie zu erhalten" weiß. Wenn Horaz den „guten Poeten" mit einem Seiltänzer vergleicht; ſo möchte Gottſched dieſen Ver-

[53] In dem Gedicht, das Gottſched 1727 ſeinen Ältern widmete, findet ſich ebenfalls noch der „Grabeſtein"; wie denn auch in den früheren Gedichten G.'s ſich noch manche Seitenſtücke zu dem „keuſch- und kältſten" finden. Gottſched muſſte eben auch über dieſe Mängel ſich erſt ſelbſt klar werden, um ihre Verwerfung zum Geſetz erheben zu können.

gleich vor allem auf einen ‚Versmacher‘ (Gottsched unterscheidet den Dichter vom Versmacher stets sehr genau!) anwenden. Dass Gottsched „altfränkische Wörter“ ausgeschaltet wissen will, haben wir schon erfahren; aber auch veraltete Formen wie stahn, gahn, lahn, han, lobesam u. dgl. weist er ab. Dergleichen und manche andere Eigentümlichkeiten, die einen Satz leicht unverständlich erscheinen lassen[54], will er wol bei „unsern ehrlichen Alten“ bis hinauf zu Opitz „entschuldigen“, aber „gewiß an keinem andern loben, er sey auch wer er wolle“.

Bei alledem ist Gottsched jedoch nicht etwa kleinlich oder engherzig; im Gegenteil. Er erklärt immer aufs neue, dass man „in gebundener Rede nicht die gemeinsten und bekanntesten, sondern ungemeine, zuweilen auch alte, zuweilen gar neu-zusammengesetzte, Wörter, und viel verblümte Redensarten anbringen solle; um edler und erhabner als ein prosaischer Scribent zu schreiben“. Ja er tritt sogar für solche Versetzungen, die den „poetischen Ausdruck“ steigern, sehr kraftvoll ein und sucht besonders schöne Beispiele aus einer ganzen Reihe von deutschen Dichtern zusammen. Was er zur Bedingung macht ist nur: dass „eine von den allervornehmsten Tugenden des Poetischen Periodi“, nämlich die Deutlichkeit, zu ihrem vollen Recht komme; dass der Wohlklang nicht leide (das „Gehör des Scribenten“ ist ihm eine große Sache!); und dass namentlich die Versetzung nur dort stattfinde, wo der „Affect“ sie, sozureden, erfordere; weil dann ja die Versetzung ohne weiteres natürlich wird. „Das Feuer der Gemüths-Bewegungen erlaubt

[54] Zu weit geht hier Gottsched ohne Zweifel, wenn er die Auslassung des Hilfszeitworts in fast allen Fällen für einen Fehler erklärt und z. B. Opitz deshalb der Unverständlichkeit beschuldigt, weil er in den Versen

„Verzeihe mir mit Gnade,
Daß ich unangesagt mit Schriften dich belade,
Die gar zu schlecht für dich.“

das „sind“ ausgelassen hat. G. F. Meier hat hier leichtes Spiel, wenn er meint: „Könnte dieser Satz **die gar zu schlecht für dich**, ohne **sind** gar nicht verstanden werden, so hätte der Herr Professor auch nicht errathen können, daß sind ausgelassen worden“ (a. a. O. S. 205).

uns nicht allezeit auf die gewöhnlichſte Ordnung der Wörter zu ſinnen: Es bricht heraus, und fängt offt den Satz in der Mitten an."

So ſollen denn auch die Figuren nur dazu dienen, die Naturnachahmung auf die vollendetſte Weiſe durchzuführen; ſie ſollen dem Ausdruck der Affekte die Echtheit geben, das „Feuer", die „Lebhafftigkeit" ſteigern u. dgl. m. In allen dieſen Darſtellungen bewährt er ſich als einen allerfeinſten Kenner, der mit Geſchmack, mit Empfindung, mit dem „zärtlichſten Gehöre", aber auch mit einer unerbittlichen Vernunft ſeine Dichter prüft und das Gute vom Schlechten mit ganz erſtaunlicher Sicherheit zu ſcheiden verſteht.

Die zwei letzten Kapitel ſind endlich der „poetiſchen Schreibart" und dem „Wohlklange der poetiſchen Schreibart" gewidmet. Sie enthalten in knapper, überſichtlicher Zuſammenfaſſung Alles, was er in den vorhergehenden Kapiteln bereits, je nach Gelegenheit, behandelt hat; bringen aber trotzdem noch manche wertvolle Bereicherung; ſodaſs ich es mir nicht verſagen möchte, auch von dieſen Ausführungen das Weſentliche hier wiederzugeben.

Einen Hauptſatz bildet bei Gottſched immer aufs neue die Widerlegung des Irrwahnes: als ob man durch den Gebrauch eines poetiſchen Lexikons, oder aus einem Gradu ad Parnassum die Fähigkeit gewinnen könne, ein Poet zu werden[55]; als ob ferner durch „zuſammengeflickte poetiſche Blümchen" ein Gedicht entſtehen könne. Für ihn iſt es ausgemacht, daſs der Unterſchied der Poeſie von der Proſa „nicht in Worten allein, ſondern hauptſächlich in der Art zu dencken" beſteht. „Will alſo ein Poet poetiſch ſchreiben, ſo muß er auch zuvor poetiſch dencken lernen". Hier entſteht nun die Frage: „Wie dencken Poeten?" Und allen denen, die da glauben, daſs ein Poet, zumal das, auch damals ſchon recht ſehr von ſeinem Gottesgnadentum erfüllte,

[55] Natürlich iſt G. auch nie ſo töricht, zu behaupten, wer ſeine „Regeln" auswendig gelernt habe, könne Dichter werden; dergleichen Dummheiten haben ihm nur ſeine ſehr intelligenten Gegner immer aufs neue nachgeſagt.

„Genie", überhaupt nicht zu dencken brauche, daſs das Nötige ſchon von „der Muſe" beſorgt werde, antwortet er: „Ein wahrer Dichter muß ſo wohl als ein andrer Menſch, ja noch mehr als alle, die ſich nicht ins Schreiben miſchen, eine geſunde Vernunft, richtige Begriffe von Dingen, und eine groſſe Kenntniß von Künſten und Wiſſenſchafften haben . . . Jede Zeile muß ſo zu reden zeigen, daß ſie einen vernünftigen Vater habe. Kein Wort, ja wenn es auch der Reim wäre, muß einen übeln Verdacht von dem Verſtande deſſen erwecken, der es geſchrieben hat." Aber das Alles hat der Dichter auch mit dem Redner und Philoſophen gemein; das, was den Dichter von den andern Geiſtesarbeitern unterſcheidet, kann alſo nicht in der Vernunft liegen[56], ſondern muſs in etwas weſentlich Anderem beſtehen — und dieſes Andere iſt die Einbildungskraft, die Phantaſie, der „Witz": die Fähigkeit, an einer Sache „gleichſam in einem Augenblicke hundert Eigenſchaften wahrzunehmen", das Wahrgenommene ſich „tief

[56] Um wenigſtens an einem Beiſpiele zu zeigen, mit wie großer Befähigung Waniek die ‚critiſche Dichtkunſt' ſeinem „Urteile" ausſetzt, will ich hier die Eingangsbetrachtung ſeines Kapitels beleuchten. Nachdem er die, in gewiſſem Sinne durchaus zutreffende, Meinung Danzels, daſs Gottſched (auch hierin den auf dieſem Gebiete zu Sprechern ihrer Völker gewordenen Denkern des Auslandes unähnlich) gerade damit Ernſt gemacht habe, das Syſtem dichteriſcher Regeln, das die anderen Völker „in unmittelbarer Selbſtgenügſamkeit nur ohne Weiteres auf die Vernunft ſelbſt bezogen hatten", aus „den höchſten Prinzipien" abzuleiten, vornehm tuend mit den Worten verworfen hat („Seine Hindeutungen auf eine aprioriſtiſche Deduktion der Dichterregeln aus der Vernunft ſind nur ganz zuſammenhanglos und gelegentlich hingeworfen; ein Verſuch dieſer Ableitung wird gar nicht unternommen",) — ſo fährt er fort: „Ja, es finden ſich Stellen, aus denen hervorgehen könnte, daß Gottſched die Vernunft zu dem poetiſchen Geiſte ſogar in direkten Gegenſatz ſtellte, ſo wenn er auf die Frage, „was denn nunmehro die poetiſche Art zu denken von der proſaiſchen unterſcheide", antwortet: „Die Vernunft kann und ſoll es nach dem vorigen nicht ſein." — Alſo: weil Gottſched ſagt, die Vernunft hat der Dichter mit dem Redner und Philoſophen gemein, ſie bildet alſo nicht das Unterſcheidende: deshalb ſtellt er „die Vernunft zu dem poetiſchen Geiſte in direkten Gegenſatz"! Und ein Mann, der mit einer ſolchen Schärfe des Denkens arbeitet, erlaubt ſich, einem Gottſched gegenüber den, ſozureden, alleszermalmenden Richter zu ſpielen!

ins Gedächtniß" einzuprägen; allezeit „eine Menge von Gedancken zugleich gegenwärtig" zu haben; ſchnell und mühelos mit der Vorſtellung vom „gegenwärtigen aufs vergangene", vom „wircklichen aufs mögliche", vom „empfundenen auf alles was ihm ähnlich iſt, oder werden kan" zu gelangen und, ſozureden, in allen Dingen „Gleichniſſe" zu entdecken. Nichts iſt unpoetiſcher als „die nackte Wahrheit zu ſagen". Der Dichter bedarf der „häufigen und kühnen Metaphoren, Metonymien und andern verblümten Redensarten"; er bedarf aber auch der „feurigen Figuren, die den innern Affect des Poeten (oder auch ſeiner Menſchen) abſchildern" (S. S. 283/88). Mit einem Worte: der Dichter ſoll nicht etwa Moraliſt oder Luſtbereiter, ſondern zuerſt und zuletzt Künſtler ſeyn; in der Tätigkeit ſeiner Einbildungskraft, ſeiner Phantaſie, wurzelt ſeine Kunſt; dieſe Tätigkeit iſt der Hauptzweck, die eigentliche Aufgabe des mit den Geſetzen ſeiner Kunſt genau vertrauten, von einer ſicheren Beurteilungskraft geleiteten Dichters.

Was die poetiſchen Schreibarten anbetrifft, ſo gibt es ihrer drei: Erſtens die „natürliche und niedrige", die ſich dem alltäglichen Leben anbequemen, aber trotzdem nicht „lauter kaltes und ungeſaltzenes Waſſer", nichts als „elende magere Proſa, die nothdürftig in Sylbenmaaß und Reime gebracht worden" enthalten ſoll (Epiſteln, Satiren, Lehrgedichte, Komödien). Zweitens die „ſinnreiche, erhabene und prächtige", welche ſich für Heldengedichte, Feſtgeſänge und Trauerſpiele eignet, und bei der nur zu beobachten bleibt, daſs all' ihre Herrlichkeiten „bey der Vernunft die Probe aushalten"; daſs ſie nicht durch „zu viel Licht die Augen blendet", durch „gar zu ſtarcke Thöne das Gehör betäubt" und durch „gar zu ſehr gewürtzte Speiſen den Eckel erweckt"; d. h. nicht durch allzu viel Zierrat, durch allzu viel Pathos die Schranken der Natur überſpringt. Um hier das Richtige zu treffen „kommt es mehr auf den Geſchmack als auf Regeln an". Hier werden wieder die verſchiedenen Meiſter des Schwulſtes, vor allem Lohenſtein („der deutſche Seneca"), bekämpft, und den „Liebhabern dieſer falſchen Hoheit" eindringliche Warnungen erteilt. Als dritte poetiſche Schreibart wird

„die pathetiſche, oder affectreiche“ genannt. Sie iſt „gleichſam die Sprache der Gemüths-Bewegungen“ und ſoll „allezeit voller Figuren und verwegenen Ausdrückungen“ ſeyn, dagegen keine „ſinnreichen Einfälle, Gleichniſſe oder andere Künſte“ enthalten. Sie muſs „mehr zu donnern und zu blitzen, als zu reden ſcheinen“, weil der Dichter hier „ſelbſt im Affecte ſteht[57] und ſich voller Feuer ausdrückt“. Das eigentliche Feld dieſer Schreibart iſt die Ode; aber auch in Elegien will Gottſched ſie zulaſſen; und ſelbſtverſtändlich bildet ſie im Heldengedicht ein wichtiges Kunſtmittel; nämlich dort: wo der Dichter „Perſonen, die im Affecte ſtehen, redend einführt“.

Wir ſehen: Gottſched bedenkt Alles.

Was ſchließlich den „Wohlklang der poetiſchen Schreibart“ anbetrifft, ſo lehnt er (und auch das iſt wieder ſein Eigenſtes!) die Vermuthung, daſs ſie „von dem Wohlklang der Redner herzuleiten“ ſey, ab; nimmt vielmehr für die Poeſie geſchichtlich den Vorrang in Anſpruch und erklärt die Muſik, ſozureden, für die Mutter des Wohlklanges der poetiſchen Sprache. Vor allem aber gilt ihm auch in dieſer Beziehung das „zärtliche Gehör“ für das Wichtigſte. Leute mit einem ſolchen feinentwickelten Gefühl für den Zeit- und Klangwert der Silben hörten bald heraus, daſs die Sprache Längen und Kürzen hatte[58]; und ſo

[57] Man darf hier natürlich nicht an den, im Affekte raſenden Poeten Platos und Bodmers denken. Der Dichter ſpricht nur in Oden und Elegien aus ſich heraus, muſs die Illuſion ſchaffen, daſs er unmittelbar, „im Affekte ſteht“, und ſteht alſo über dem, bereits hinter ihm liegenden Affekte, den er nur in ſich erneut und, getreu die Natur nachahmend, „voller Feuer“ zum Ausdruck bringt.

[58] Den Aberglauben der Franzoſen, daſs die Wörter ihrer Sprache aus gleich langen Silben beſtänden und keine Akzente beſäßen, weiß er ſchlagend ad absurdum zu führen; auch für die natürliche Silbenmeſſung der Griechen tritt er hier aufs neue ein und erklärt, wie ſchon bei früherer Gelegenheit, daſs „die gemeinſte Ausſprache aller Leute“ es den erſten alten Dichtern „an die Hand gab“, ſich über die verſchiedenen Ton- und Zeitwerte ihrer Wörter klar zu werden. „Wenn ſie ihre Verſe laſen, ſo geſchah es nach der proſodiſchen Scanſion, nicht aber nach den ungereimten Accenten, die wir heut zu Tage über die griechiſchen Verſe ſetzen“ (S. 306). — Mit derſelben Sachlichkeit bekämpft er auch „unſre proſaiſche Aus-

wurde es auch bei ihnen notwendigerweiſe die „fürnehmſte proſodiſche Regel", daſs ein Poet „ſich in der Scanſion nach der gemeinen Ausſprache zu richten" habe. Für Gottſched, der ja in allem ſich auf die „Natur" zu berufen liebte, und ſchon von Hauſe aus ein ſtark entwickeltes volkstümliches Gefühl für ſeine Mutterſprache, für das eigentliche Weſen aller, ſo ziemlich den gleichen Geſetzen unterworfenen, europäiſchen Sprachen beſaß, muſſte ſich ganz von ſelbſt die feſte Überzeugung herausbilden, daſs auch der Wohlklang deutſcher Verſe vornehmlich durch eine, der natürlichen Rede unmittelbar folgende, Beobachtung der Ton- und Maaß- oder Zeitwerte zu Stande komme[59]. Aus der näheren Betrachtung unſerer Sprache war ihm dann die andere Überzeugung gereift: daſs alle die verſchiedenen Vers- und Verſsfußarten der Griechen auch im Deutſchen von Natur vorhanden ſeyen; weil wir, gleich „allen übrigen Völckern", lange und kurze Silben haben, die ſich „auf tauſendfältige Art durch einander miſchen laſſen". Für den eigentlichſten deutſchen Vers hält er den Jambus; da „die Vorwörter vor den Nennwörtern, und die Artickel vor den Hauptwörtern (nicht zu gedenken „ſo vieler tauſend zuſammengeſetzter Wörter, die ordent-

ſprache" des Lateiniſchen: „weil wir die Länge und Kürze der Sylben nicht ſo ausdrücken, wie ſie in ihren Poeten befindlich iſt."

[59] Dieſe Teile der ‚Dichtkunſt' ſind die einzigen, denen G. F. Meier wirklich ein volles Lob ſpendet. Wol kann er auch hier nicht umhin, „den Betrachtungen des Herrn Profeſſors noch zwey Anmerkungen hinzu zu tun"; denn etwas klüger und gründlicher als Gottſched muſs er unter allen Umſtänden bleiben. Aber er läſſt ſich doch zu folgender Anerkennung herbei: „Von den 2 bis 24 §. wird von dem Sylbenmaſſe gründlich und ſchön gehandelt, und es wäre zu wünſchen, daß diejenigen unter unſern Dichtern, die dem Herrn Profeſſor folgen, dieſe ſeine gegebenen Regeln genauer beobachtet hätten, als es geſchehen, ſo würde die entzückende Harmonie und Mannigfaltigkeit des lateiniſchen und griechiſchen Sylbenmaſſes auch, in unſern deutſchen Gedichten, ſchon Mode geworden ſeyn, zu einem unleugbaren Vortheile der deutſchen Poeſie" (S. 239). Es hat zwar den Anſchein, als ob Meier des Glaubens ſey, jene Dichter, welche „dem Herrn Profeſſor" nicht „folgen", hätten die Belehrungen des Meiſters nicht mehr nötig; aber wir wollen uns dieſer einen Anerkennung ohne kritiſche Randgloſſen erfreuen.

lich von forne mit einer kurzen Sylbe verlängert werden") lauter steigende Zeilen an die Hand geben". Als von Natur gegebener deutscher Vers gilt ihm auch der Trochäus; ja, er will den „gelehrten Männern", welche meinen, dass der trochäische Vers „unserer Muttersprache natürlicher" sey als der jambische, nicht unbedingt widersprechen. Warm tritt er noch für den, durch Buchner bei uns zu Ehren gekommenen, Daktylus ein; während er vom Anapäst meint, dass wir uns „gar leicht ohne denselben behelfen" könnten. Im übrigen will er dem Dichter volle Freiheit lassen. Er spielt sogar auf die Möglichkeit an, Spondeen und Daktylen zu mischen, die heroischen Verse der Griechen und Lateiner nachzubilden; und wird dadurch zum Vater des deutschen Hexameters[60], der zwar bereits von Heräus in Verbindung mit Penta-

[60] Auch dieses Eintreten für den deutschen Hexameter wurde Gottsched von den Gelehrten sehr verargt. Ich will, um nicht ins Weite zu geraten, hier nur darauf hinweisen, dass Johann Friedrich Christ — der ursprünglich den Ehrgeiz gehabt hatte, ein deutscher Dichter zu werden, dann aber, weil er „mit der verkommenen deutschen Sprache nichts anzufangen wußte" (Muncker), sich ganz der lateinischen Versmacherei zuwandte und „klassischer", alles Deutsche hochmütig verachtender, Stockphilolog blieb — nach 1753, in seiner akademischen Rede ‚de poetica recta intelligenda', erklärte: die Dichter der neueren Sprachen müssten auf metrische und rhythmische Schönheit verzichten, da sie die Silben niemals richtig abwögen sondern eigentlich nur zählten. Vierundzwanzig Jahre nach Gottscheds tiefgreifenden Darlegungen vom genau festzustellenden Quantitätswert der Silben aller europäischen Kultursprachen durfte ein deutscher Gelehrter noch derartige Torheiten aussprechen, ohne sich lächerlich zu machen!

Natürlich hielt es Christ auch für ganz unmöglich, die antiken Hexameter auf deutschen Boden zu übertragen; nannte es (den unglaublichen ‚Hexametern' Klopstocks gegenüber nicht ohne einigen Schein von Berechtigung), mit deutlicher Hinweisung auf den, kalt und unerbittlich von ihm gehassten Gottsched, kurzweg „eine Thorheit, unserer Sprache Hexameter zuzumuten". Als eine Erwiderung hierauf haben wol die Sätze zu gelten, die Gottsched 1754 im ‚Batteux' (S. 100) veröffentlichte und die also lauten: „Hier wäre es nun Zeit, von unsern Hexametern zu reden: denn es ist kein Zweifel, daß dieß aus Spondäen und Daktylen vermischte Sylbenmaaß, der größten Mannigfaltigkeit in Abwechselungen fähig ist. Ich habe daher in meiner kritischen Dichtkunst, seit 25 Jahren die Vorschläge dazu gethan, auch Muster davon gegeben, um andre Dichter auf-

metern nachzubilden verſucht worden, aber ſchon deshalb nicht in Aufnahme gekommen war: weil Heräus ihm faſt ausſchließlich ein daktyliſches Gepräge verliehen und ihn überdies mit Reimen verſehen hatte. Dem feinen Sprachgefühl Gottſcheds blieb es vorbehalten, zu empfinden, daſs die eigentümliche Schönheit dieſes kunſtvollen Verſes verloren geht, wenn man ihn einerſeits zu einem daktyliſch hüpfenden macht, andrerſeits mit dem Reime verbindet. „Daktyliſche Verſe hat man längſt gemacht; aber ſie klingen zu weich: die Spondeen müſſen ſie männlicher machen" — meint er und fügt hinzu: „Die Reime haben uns in den andern Arten genug zu ſchaffen gemacht: in dieſer neuen müſſen wir das Hertz faſſen, endlich einmahl ungereimte Verße zu machen" —. Und nun läſſt er eine ſelbſtgefertigte Probe folgen, in der zum erſten Male auf deutſcher Erde vollendete Hexameter in einer, ſelbſt von Platen nicht ſtets erreichten, ſichren, ganz ungezwungenen Tongliederung, erklingen. Dieſe Verſe ſind ſo bedeutſam, daſs ich es nicht unterlaſſen darf, ſie mitzuteilen:

Rom und Athen war ſonſt gantz reich an Meiſtern und Künſten,
Doch was half ſie die Zahl philoſophiſcher Lehrer und Schüler,
Die man bey ihnen geſehn? O! was vor ein thörichtes Weſen,
Was vor ein albernes Zeug ward täglich in Tempeln getrieben?
Pallas erſchrack, und Jupiter ſelbſt, der Vater der Götter,
Hatte nur Abſcheu davor. Schwermt, ſchwermt nur ihr raſenden Pfaffen!
Opfer und Räuchwerk iſt nichts, wenn tauſend Laſter euch drücken.
Prüfet euch ſelbſt: Forſcht Sitten und Hertz, ja Sinn und Gedancken,
Dienet ihr Gott oder euch? Seht, wie das Gewiſſen euch ängſtet!
Reinigt den Geiſt, ſucht Weisheit und Zucht, lernt alles erdulden,

---

zumuntern. Allein es iſt mir übel gelungen. Es haben ſich Leute an dieſe Versart gewaget, die nicht einmal ſoviel Gehör gehabt, lange und kurze Sylben zu unterſcheiden, und eine erträgliche Scanſion zu beobachten: weit gefehlt, daß ſie auch in der Nachahmung natürlicher Dinge, durch abwechſelnde Töne hätten glücklich ſeyn ſollen. Indeſſen iſt das meine Schuld nicht. Vielleicht kommen einmal feinere Ohren dazu, die auch die Schönheiten des epiſchen Verſes im Virgil, ſonderlich in Abſchnitten und ungezwungenen Ausgängen der Hexameter, beobachten können. Alsdann wird eine Versart beliebter werden, die itzo bey allen, die Geſchmack haben, zum Geſpötte geworden iſt."

Dämpft erſt tapfer und friſch die eignen Begierden und Lüſte,
Dann zeigt andern den Weg und lehrt ſie tugendhafft wandeln,
Nüchtern, gerecht, großmüthig und mild ſein Leben erfüllen,
Dann wird die Ehre der Weisheit beſtehn, dann wird man bekennen,
Daß ihr durch Klugheit und Witz vor Barbarn den Vorzug gewonnen“ [61].

Wol zweifelt er nicht daran, daſs ſolche Verſe „deutſchen Ohren noch ziemlich fremde und unangenehm klingen“ werden; aber vorausdenkend und anregend fügt er hinzu: „Meines Erachtens fehlt nichts mehr, als daß einmahl ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrſamkeit noch an Witz, noch an Stärcke in ſeiner Sprache fehlt, auf die Gedancken geräth, eine ſolche Art von Gedichten zu ſchreiben und ſie mit allen Schönheiten auszuſchmücken, deren ſonſt eine poetiſche Schrifft außer den Reimen fähig iſt“; und ſo hält er es für „nicht unmöglich, daß ein großer Geiſt was neues in Schwang brächte“.

Der Hexameter leitet ihn zu der Frage hinüber, die ihn offenbar ſchon frühzeitig ernſthaft beſchäftigt hatte (wir erinnern uns, wie er über die „Marterkunſt des Dichtens“ d. h. eigentlich des Reimens klagte): ob man den Reim aus der deutſchen Dichtkunſt abſchaffen ſolle. Da nach ſeiner, bisher kaum widerlegten, Anſicht, der Reim die Erfindung germaniſcher Völker iſt [62]: ſo kann er ſchon aus dieſem Grunde nicht zum grundſätz-

[61] Wem ſich heute, 180 Jahre nach Entſtehung dieſer gehaltreichen Verſe, das Gehör gerade für die geheimſten Schönheiten des deutſchen Hexameters (und Pentameters) geſchärft hat, dem wird wol an dieſen erſten deutſchen Hexametern noch Dies und Jenes für beſſerungbedürftig gelten. So ſtört es ihn, wenn im erſten Verſe das „reich an“ als Spondäus, das „Meiſtern“ dagegen als Trochäus gemeſſen wird. So ſtören ihn die Trochäen Abſcheu, Weisheit und vor allem Räuchwerk; und verſchiedene andere, an die Stelle von Spondäen geſetzte, Trochäen: ſelbſt der, friſch die, lehrt ſie. Aber dafür ſtören ihn auch nicht die, der Natur unſerer Sprache Gewalt antuenden, verſchobenen Spondäen Platens, Mörickes und Anderer. Zweifellos ſind die Hexameter Gottſcheds flüſſiger und deutſcher als die meiſten Hexameter Platens, der dieſen ſchwierigen aber, meiner Meinung nach, deutſcheſten Vers noch keineswegs zur unbedingten Vollendung gebracht hatte; wenn ihm auch zuweilen wirklich vollendete, und ganz natürlich fließende Hexameter glückten.

[2] Am entſchiedenſten bekennt er ſich zu dieſer Anſicht in der ‚Deutſchen Sprachkunſt‘, wo er ſie zugleich mit gut begründeten geſchichtlichen

lichen Verächter des Reimes werden. Aber er war nicht nur ein über alle Ruhmes- und Ehrentitel seines Volkes eifersüchtig wachender Patriot, sondern auch ein Dichter, der als ein Denker tief in das Wesen der Dichtkunst einzudringen versuchte und die denkbar größten Vorstellungen von seiner Kunst hatte: so erwägt er denn, was für Vorteile der vaterländischen Dichtkunst erwachsen könnten, wenn wenigstens endlich die Alleinherrschaft des Reimes, die ja in Deutschland noch immer zwangsweise bestand[63], gestürzt und auch in dieser Beziehung volle Freiheit des Wählens bei uns eingeführt würde. „Vors erste würde man sich gewehnen, mehr auf das innere Wesen und die Sachen in Verßen zu sehen, als itzo geschieht; da der Klang der Reime, sonderlich in kurzen Verßen das Gehör so einnimmt, daß das elendeste Zeug bey dem gröſten Theile der Leser Beyfall findet, welches doch gantz kahl und mager aussehen würde, wenn es sich nicht reimete. Dergestalt würden sich die ärgsten Stümper allezeit am eifrigsten nach dem Reime drängen, und sich nie unterstehen ungereimte Verße zu machen;

Mitteilungen stützt (2. Aufl. S. 550 u. ff.). Er tritt dadurch in bewussten Gegensatz einerseits zu Huetius und andern, die da behauptet hatten, die Reime seyen eine Erfindung der Provenzalpoeten oder deren Vorgänger, der Araber; andrerseits zu der durch Johannes Clajus aufgekommenen, auch zu Gottscheds Zeit noch vielfach herrschenden Ansicht, dass die Deutschen den Reim aus den heiligen Büchern der Hebräer entlehnt hätten — ein Glaube, den Gottsched schon deshalb nicht teilen konnte, weil er grundsätzlich nichts davon wissen wollte, dass die Dichtkunst einen religiösen Ursprung hätte.

[63] Bodmer war wol der erste, der sich Gottscheds Eintreten für reimlose Verse zu Nutze machte; 1732 veröffentlichte er seine deutsche Übersetzung des Milton'schen ‚Verlornen Paradieses'; die zunächst wenig Beifall fand, wenn ihr auch Gottsched in den ‚Beyträgen' mit Nachdruck das Wort redete. — So meinte die Jungfer Kulmus in einem Schreiben vom 23. August 1732: „Ich kann mich nicht rühmen die ungereimte Uebersetzung des verlohrnen Paradieses durchgelesen zu haben. Jede Zeile ist mir eine Kluft, darinnen ich stecken bleibe. Das deutsche Ohr verliert gar zu viel, wenn der Wohlklang des Reimes fehlt". — Das war die damals in Deutschland herrschende Meinung. Man muss das wissen, um Gottscheds Kampf gegen die Alleinherrschaft des Reimes (schon in den ‚Discoursen der Mahlern' II, 52, war flüchtig gesagt worden, dass man „die Reime, welche eine Gattung Excremente sind, wie die Bärte, wegscheeren" solle) richtig würdigen zu können.

aus Furcht, daß man ohne dieſe Schellen ihre ſchlechte Gedancken gar zu leicht gewahr werden würde. Hernach würde man bey uns leichter gute Uberſetzungen der Alten machen können, als bisher geſchehen: da das Joch der Reime die Schwierigkeiten bey dieſer Arbeit faſt unüberwindlich gemacht." Dieſer zweite Grund wiegt für ihn faſt eben ſo ſchwer, wie der erſte; denn „es iſt allerdings nützlich, wenn auch unſtudirte Leute und Frauenzimmer ſich eine Kenntniß aller griechiſchen und römiſchen Poeten in ihrer Mutterſprache zuwege bringen können". Am wichtigſten aber ſcheint ihm die Beſeitigung des Reimzwanges für das Drama zu ſeyn; er erblickt im Reim geradezu das eigentliche Hemmnis für eine geſunde Entwickelung, für die Begründung eines kunſtvollen, die Natur nicht verleugnenden Dramas. „Tragödien und Comödien können und ſollen von rechtswegen in einer leichten Art von Verßen geſchrieben ſeyn, damit ſie von der gemeinen Sprache nicht mercklich unterſchieden, und doch einigermaſſen zierlicher als der tägliche Umgang der Leute ſeyn möge. Wenn nun alle Perſonen mit gereimten Verßen auf die Schaubühne treten, und dieſelben herbeten oder wohl gar herſingen: Wie kan das natürlich herauskommen? Oder wie kan es dem Zuſchauer wahrſcheinlich ſeyn, daß er wircklich die Handlungen gewiſſer Leute mit anſehe, und ihre ernſtliche Geſpräche höre? Die Reime klingen immer gar zu ſtudirt, und erinnern ihn ohn Unterlaß, daß er nur in der Comödie ſey, welches er zuweilen gern vergeſſen wollte; um ein deſto größeres Vergnügen zu genießen. In dieſem Stücke haben die heutigen Engelländer auch vor den Franzoſen[64] den Vorzug, indem ſie nach dem Exempel der Alten in vielen ihrer beſten Tragödien nur ungereimte Verße

[64] Es wird gut ſeyn, wenn wir uns dieſe wiederholte Hinweiſung auf den Vorzug der Engländer gegenüber den Franzoſen ins Gedächtnis einprägen; damit wir dort, wo wir uns eingehend mit dem Bühnenreformator zu beſchäftigen haben werden, die, ſo viel ich weiß, von Leſſing zuerſt in die Welt geſchriebene Behauptung, daſs der Dramaturg Gottſched uns unter das Joch der Franzoſen habe beugen wollen, von dem Leſſings geiſtreich herumſpringende Rieſenkraft uns erſt habe befreien müſſen, in ihrer ganzen Komik würdigen können.

brauchen, da hingegen dieſe lauter reimende Helden aufs Theatrum ſtellen. Sollte ich es einmahl wagen, ein Trauerſpiel zu machen, ſo will ich es verſuchen, in wieweit man hierinn wieder den Strom ſchwimmen könne."

Den Reimen ſich zuwendend, tritt er für abwechſelnden Gebrauch von männlichen und weiblichen Reimen ein, da die ſtets männlichen Reime unſerer alten Meiſterſinger und der Engländer „in unſerer Sprache zu hart", die ſtets weiblichen Reime der Italiener dagegen für unſer Gehör „zu zart" ſind. Auch über die Zäſur (den „kleinen Ruheplatz, wo man in der Ausſprache ein wenig ſtille halten, und, wenn es nöthig ſeyn ſollte, neuen Athem ſchöpfen kan") ſpricht er feine Worte: hütet ſich aber ausdrücklich, Regeln zu geben; und leitet ſeine Schüler nur durch glücklich gewählte Beiſpiele von gut und ſchlecht angebrachten Zäſuren an, ihr Gehör zu ſchärfen, um in allen Fällen entſcheiden zu können „was wohl oder übel klinget". Was den Schluſspunkt, d. h. den Abſchluſs der einzelnen Sätze eines Gedichts, anbetrifft: ſo verwirft er die zwingende Regel der Franzoſen, welche „niemals anderswo als am Ende der Zeilen einen Schluß-Punct leidet". Aber er will deshalb nicht zugleich der geſchmackloſen Willkür das Wort reden; er überläſſt es auch in dieſer Beziehung dem Einzelnen, ſich durch nachdenkliches Leſen der beſten Dichter „einen guten Geſchmack zuwege zu bringen", und vor allem „ſein Gehör zu Rathe zu ziehen". Ihm perſönlich klingt in Elegieen und andern kleineren Gedichten „nichts ſchöner, als wenn Zeile vor Zeile, oder doch höchſtens zwey und zwey Zeilen einen vollen Verſtand in ſich ſchlieſſen". In den „heroiſchen Verßen" will er dem Dichter einen freieren Spielraum einräumen; hier kann ein Satz recht gut „bis an den Abſchnitt (Zäſur) einer folgenden Zeile", auch über ein paar Zeilen hinaus gezogen werden — der gute Geſchmack muſs auch hier das Richtige zu treffen wiſſen und uns nicht zumuten, einen Satz von 5 oder mehr Verſen erträglich zu finden.

Indem er noch ausdrücklich erklärt, daſs er „die gemeinen Regeln von der Proſodie und den Reimen" nicht habe „ab-

handeln wollen", da dieſe ja „in ſo viel hundert Hand-Büchern ſtehen" und hoffentlich Jedem, der ſein philoſophiſches Werk leſe, bekannt ſeyen, ſchließt er den erſten, den eigentlichen Hauptteil des Werkes. —

Verwundert werden meine Leſer die Wahrnehmung gemacht haben, daſs auf dieſen 324 Seiten weder das Wort „korrekt" oder „Korrektheit", noch die „Regeln" irgend eine Rolle ſpielen; wie es doch, nach der allgemein verbreiteten Anſicht (insbeſondere nach der Meinung Braitmaiers, der zu Folge Gottſched nur „die das ganze 17. Jahrhundert beherrſchende Idee der Schulpoeſie, wonach die Dichtkunſt eine Art Schulexerzitium nach dem Rezept der Poetik und des Reimtrichters iſt, zu ihrer letzten Reife gebracht haben" ſoll) eigentlich der Fall ſeyn müſſte. Wenn wirklich einmal von beſtehenden Regeln die Rede iſt, ſo werden ſie einenteils abgelehnt, andernteils dem „guten Geſchmack", dem „zärtlichen Gehöre" und überhaupt dem freien Ermeſſen des Dichters, allerdings des einſichtvollen Dichters, anheimgeſtellt. Selbſt in den ſeltenen Fällen, wo Gottſched eine Regel in Worte faſſt, führt er innere Gründe für ſie an und überläſſt es dem Leſer, ſeine Anſicht zu teilen oder nicht. Von irgend einem „So ſoll es ſeyn!" im ſchulmeiſterlichen Sinne iſt nie die Rede; und gar von der „maaßloſen Überſchätzung des Gebiets der Regeln überhaupt", die für Danzel den eigentlichen Mittelpunkt ſeiner „Beurteilung" Gottſcheds bildet, läſſt ſich ſelbſt bei peinlichſt genauer Durchſuchung des Werkes (oder doch zunächſt dieſes erſten und wichtigſten Teiles) nirgend eine Spur entdecken. Nie begeht er die Abgeſchmacktheit, auf ſeine „Regeln zu pochen"; nie klammert er ſich mit pedantiſcher Starrheit an die „Regeln", wie etwa der ältere, von dem biſſchen ‚Spiritus' der Jugend verlaſſene, Klopſtock, als er endlich (etwas ſpät!) den Segen der Verstechnik erkennen gelernt hatte. Wol werden an den Dichter die denkbar größten allgemeinen Forderungen geſtellt; alle Feinheiten guter Dichtkunſt, namentlich der Kunſt Homers, werden genau ſo gründlich erwogen, wie die Abgeſchmacktheiten und Unzulänglichkeiten der Stümper gebrandmarkt werden; immer wieder wird für das Gedicht ein bedeutender, in jeder Beziehung

naturgetreu zum Ausdruck gebrachter Inhalt verlangt[65]: Aber nie hören wir einen Schulmeister oder „Diktator" sprechen, der „überall am Äußerlichen, an der auch für den schalsten Kopf faßbaren Regel, an dem Handwerksmäßigen der Kunst haftet und in dreister Unwissenheit behauptet, dies sei das Wesentliche, die Sache selbst" (Braitmaier a. a. O. I, 22); nie sehen wir den großen und weitherzigen Geschmacksreiniger auch nur den schüchternsten Versuch machen, seine Leser, beziehungweise Schüler, zu Sklaven eines ärmlichen Regelhaufens zu drillen. Nach alle dem suchen wir auf den 324 Seiten vergebens. Im Gegenteil: stets werden alle Möglichkeiten von freien Gesichtspunkten aus erwogen; und nur zu Einem bemüht sich „der bornierte Mann" seine Schüler zu erziehen: zur höchsten Auffassung des Dichterberufes, zur Freiheit des sichren Geschmackes und zu einem allerzärtlichsten Feingefühl für die Sprache. Seine Hauptregel hat keinen andern Inhalt als die große Mahnung: Haltet euch treu an die Natur um euch und vor allem an die Natur in euch. Sein immer wiederkehrendes Lieblingswort ist „Anmut"; und anmutig ist ihm nichts, was nicht „lebhaft und natürlich", nicht in jeder Beziehung „ungezwungen" ist (S. 88). So fern steht es ihm, den althergebrachten, von ihm bei jeder Gelegenheit rücksichtlos verspotteten oder auch gegeißelten Regelpedanten zu spielen, dass er (S. 108) auf die törichte Frage, ob man sich denn immer mit Regeln schleppen solle, wenn man den guten Geschmack (man sieht, auch hier ist gar nicht vom „Gedichte machen" die Rede!) haben wolle, kurz und bündig und alle seine, ihn aus Mangel an Kopf oder aus bösem Willen misverstehenden, Gegner im voraus abfertigend, antwortet: „Nicht alle die den guten Geschmack haben wollen; sondern nur die, so ihn wieder herstellen wollen, müssen die Regeln derjenigen freyen Künste einsehen, darinn sie etwas verbessern wollen"!!! Das heißt doch wol nichts anderes als: Ich habe mir die große Mühe gemacht, die

[65] „Gottsched kam nicht so weit, daß er einen bedeutenden Inhalt verlangt hätte; er begnügte sich mit einem natürlichen" (Franz Servaes, a. a. O. S. 7/8).

Geſetze der Kunſt, die ich im Geiſte der Alten[66] „wieder herſtellen“ will, zu ergründen; mir die denkbar majeſtätiſcheſte Vorſtellung von dieſer Kunſt und ihren Meiſtern zu bilden; die Beſtätigung für meine durch tiefes Nachdenken erworbenen, wol von den größten Dichtern der Weltlitteratur dunkel oder klar empfundenen, aber der Welt, und vor allem den Deutſchen noch nie zum Bewuſſtſeyn gekommenen oder gebrachten Anſchauungen bei den berühmteſten meiner Vorgänger (von denen, ſetze ich hinzu, kein Einziger ſich eine wirkliche philoſophiſche Geſammtanſchauung über die Dichtkunſt und ihre notwendigen Geſetze erworben hatte, die immer nur einzelne Fragen behandelt hatten, ohne den Blick auf das große, vielverzweigte Gebiet zu richten) zuſammen zu ſuchen. Ich zeige euch nun den Weg, auf dem das Gute, für jede tief angelegte, ernſte Begabung erreichbar, zu finden iſt — jetzt wandelt ihn: ich bin gewiſs, daſs die von mir herbeigeſehnten und herbeigerufenen „großen Geiſter“ auf ihm zum Ziele gelangen werden.

Alſo: nicht auf die äußern Regeln, oder gar nur auf ſie, und noch weniger darauf, dieſe Regeln der deutſchen Welt aufzuzwingen, kam es Gottſched an — weder auf die in Athen und Rom, noch auf die in Italien und Frankreich feſtgeſetzten; ſondern auf eine großzügige Veredlung und Vertiefung der Dichtkunſt. Mit einem Worte: auf eine ganz neue Auf-

[66] Auf dieſen Geiſt der Alten, auf den Kern, nicht auf die Schalen der alten Meiſterwerke, kam es ihm, ſoweit er die „Alten“ ins Gefecht führte, einzig und allein an; ich muſs das immer wieder hervorheben, da das Gegenteil unausgeſetzt behauptet worden iſt und noch heut zu Tage behauptet wird. Schreibt doch auch Muncker in ſeiner Jugendarbeit, ‚Leſſings perſönl. u. litterar. Verhältnis zu Klopſtock‘ auf S. 40: „Wenn G. von der Nachahmung der Römer und Griechen ſprach, ſo dachte er nicht ſowohl daran, die Antike aus ihren eigentümlichen Werken ſelbſt kennen zu lernen und im Deutſchen nachzubilden; ſondern er faßte das Alterthum in franzöſiſchem Sinne auf und hielt ſich an zufällige äußere Formen der griechiſchen Kunſt, deren Weſen und Geiſt ihm ſtets fremd blieb“. Das iſt eben im Großen und Ganzen auch heute noch die landläufige Meinung unſerer Litteraturgelehrten, weil man ihnen den Weg zu Gottſched verſperrt gehalten hat.

faſſung vom Weſen, von der hohen Würde der dichteriſchen Tätigkeit arbeitete er hin. Niemand wuſſte beſſer, als Gottſched, daſs die Geſetze, nach denen alles Lebendige, ſomit auch alle lebendige, lebensvolle Kunſt, entſteht, kein äußerlicher Kram ſind; daſs ſie ihr eigenes Leben beſitzen, das ſich nicht zwingen läſſt von pedantiſchen Zuchtmeiſtern. Und wie er noch im Jahre 1740 den kümmerlichen, am alten Buchſtabenplunder hängenden Regelpedanten ſeiner Zeit in der ‚Jubelode auf die Buchdruckerkunſt' zurief:

„Ja! forſcht der Alten Regeln aus;
Nur lehrt uns nicht, in Staub und Graus
Der freyen Geiſter Kraft zu eigner Schmach begraben!"

— ſo verfolgte er auch in ſeiner ‚critiſchen Dichtkunſt' keinen andern Zweck, als den einen: die Kraft der, teils ganz ungebunden-zuchtloſen, teils vom ſtarren, toten Regelkram eingeſchnürten deutſchen Geiſter frei zu machen, ihre Auferſtehung zu ermöglichen.

Im höchſten Grade nötig war es zweifellos, die von den alten Kulturvölkern bereits in jahrhundertelanger Schöpfer- und Denkerarbeit entdeckten, aber längſt vergeſſenen, längſt unwirkſam gewordenen Kunſtgeſetze neu zu begründen und ſo eine feſte Grundlage für die deutſche Dichtkunſt zu ſchaffen. Dieſe Geſetze waren jedoch keine toten „Regeln" im landläufigen Sinne des Wortes; keine pedantiſch erteilten Satzungen: ſondern ſie waren lebendige Formen für einen lebensvollen, ſeelen- und anſchauungreichen Inhalt und hatten nichts mit der althergebrachten philologiſchen Regelfuchſerei oder gar mit dem zöpfiſchen Regelkram der Meiſterſänger und anderer kleinen Herrſchaften zu tun. Dieſe äußeren „Regeln" ließ Gottſched denn auch ſo gut wie ganz unberückſichtigt und legte dafür, zum erſten Male in Deutſchland, ja vielleicht in der ganzen Welt (denn auch Ariſtoteles kommt hier kaum in Betracht), allen Nachdruck auf die innern, die naturnotwendigen Geſetze ſeiner Kunſt.

Darin liegt der große Wert, die umwälzende Bedeutung des Werkes; wenigſtens wollen wir ſie an dieſem Punkte der Betrachtung zunächſt allein darin erblicken.

Schon Wolf hatte erkannt, daſs „jede Vollkommenheit ihre Regel" habe (‚Vern. Ged. v. Gott u. ſ. w.' S. 84); ſchon dieſer, allem was Kunſt heißt, noch recht fremd und gleichgiltig gegenüberſtehende, Denker hatte geſagt: „Da die Regeln aus dem Grunde der Vollkommenheit beſtehen; ſo iſt vollkommener, was den Regeln gemäſſer iſt, und daher machen die Menge der Regeln, die alle zuſammen ſtimmen, Grade der Vollkommenheit aus" (S. 87). Aber wenn auch Wolf in dieſen „Regeln" immer noch etwas äußerliches erblickte (wie ſeine trivialen Beiſpiele von Türen und Fenſtern beweiſen): ſo gieng Gottſched kühnen Mutes über den Lehrer hinaus. Er forſchte nach den inneren Geſetzen (aus denen dann erſt gewiſſe äußere, erlernbare Regeln fließen), behielt dabei den philoſophiſchen, von Wolf übernommenen, Satz: „Alles Notwendige iſt ewig" unausgeſetzt vor Augen und folgerte aus ihm die unveränderliche, ewige Gültigkeit, nicht etwa gewiſſer ſatzungmäßiger Vorſchriften, ſondern der großen Lebensgeſetze aller Kunſt, im beſonderen der Dichtkunſt.

Wenn nämlich „die Regeln ihren Grund in der unveränderlichen Natur der Dinge haben" (Dichtk. S. 103); und wenn desgleichen die Schönheit eines Kunſtwerkes „ihren feſten und notwendigen Grund in der Natur der Dinge hat" (ebenda S. 110): ſo müſſen, weil „alles Notwendige ewig iſt", die „Regeln", d. h. die Kunſtgeſetze, (die inneren ſowol wie auch die äußeren, welche aus jenen fließen und daher, wo ſie nicht wirklich nur auf hinfälligen Willkürlichkeiten beruhen, ebenfalls ihre Wurzel im Notwendigen haben) ewig ſeyn.

Dieſe unerſchütterliche, von Gottſched zuerſt klar erkannte und vernunftvoll begründete Wahrheit ein für allemal feſtzuſtellen, das Deutſchland der Zukunft zur Höhe dieſer Wahrheit emporzuheben, war der junge Denker mit Leidenſchaft bemüht; und ſo kämpfte er denn auch mit leidenſchaftlichem Eifer für die philoſophiſche Aufhellung der Geiſter und vor allem für die Veredelung, die „Verbeſſerung des Geſchmackes der Deutſchen", dieſes „großen Werkes", das hundert Jahre nach Opitzens Tode „kaum bis auf die Hälfte" gediehen war (Beyträge I, Vorwort).

So ſteht die Sache! — — —

Aber gehen wir weiter!

Mit dem zweiten Teil[67] unſeres Werkes werden wir ſchneller fertig werden: Er beſchäftigt ſich in abermals zwölf Kapiteln mit den verſchiedenen Gedichtarten; bietet ebenfalls, neben feſſelnden geſchichtlichen Darſtellungen, eine Fülle geiſtvoller Betrachtungen und Bemerkungen; enthält aber zugleich vieles, was ſchon im erſten Teil zur Sprache gekommen iſt und ſoll deshalb, vornehmlich aus Raumgründen, kurz erledigt werden.

„Wir folgen der Ordnung der Natur. Oben iſt erwieſen worden, daß die Muſic zu Erfindung der Poeſie den erſten Anlaß gegeben. Die Lieder ſind alſo die älteſte Gattung der Gedichte, und wir können mit gutem Grunde von denſelben den Anfang machen." Der ganze, gründliche, überall Klarheit und Ordnung ſchaffende Gottſched ſteht auch in dieſen Worten vor uns; und es iſt ein Vergnügen, dem überlegenen Führer durch die zwölf Säle auch dieſes großen, von Meiſterhand aufgerichteten Bauwerkes zu folgen. Da ich mich hier aber, wie ſchon bemerkt, kurz faſſen muſs und will: ſo beſchränke ich mich darauf, die von Gottſched gewählte Ordnung der zwölf Gedichtarten, und aus jedem Kapitel ein paar bedeutſame Sätze mitzuteilen.

Das ganze Gebiet der Dichtkunſt gliedert ſich für Gottſched, ſeiner Zeit entſprechend, in folgende Gruppen: 1) Oden oder Lieder, 2) Kantaten und Serenaden, 3) Idyllen, Eklogen oder Schäfergedichte, 4) Elegien (Klagelieder) und verliebte Gedichte, 5) Sendſchreiben oder Briefe, 6) Satiren oder Strafgedichte, 7) Sinn- und Scherzgedichte, 8) dogmatiſche, heroiſche und andere größere Gedichte (die eigentlichen Lehrgedichte), 9) Heldengedichte, 10) Trauerſpiele, 11) Luſtſpiele und 12) Opern oder Singeſpiele.

[67] „Ehe ich dasjenige, was mir an dieſem ganzen andern Teile tadelhaft zu ſeyn ſcheint, vortrage, will ich erſt meine Begriffe von den verſchiedenen Arten der Gedichte, ſo wie ich ſie gelernt habe, meinen Leſern vorlegen" — erklärt der, in der Schule und in Baumgartens Vorleſungen jedenfalls recht lernbegierig geweſene G. F. Meier a. a. O. S. 245.

Schon in dieſer Zuſammenſtellung macht ſich der Neuerer bemerkbar dadurch, daſs er die, damals noch mit Vorliebe gepflegten Spielereien (Ringelgedichte, Bilderreime u. dgl. m.) ausſchaltet. In den ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ hatte er ſich bereits recht abfällig über dieſe Hauptarten der damaligen „Poeſie“ des deutſchen Vaterlandes, namentlich Meißens und Schleſiens, geäußert; jetzt begnügt er ſich damit, dieſen „poetiſchen Unrat, damit ſich die Muſen nichts zu ſchaffen machen“, bei dem „die gantze Kunſt aufs Reimen ankommt, und alles nach willkürlichen Geſetzen eines ſchwermenden Grillenfängers erſonnen“ wird, im Kapitel von den Scherzgedichten abzulehnen und zu bedauern, daſs ſelbſt Opitz, Neukirch, Günther und andere Dichter von Rang ſich mit ſolchen „Lappereyen“ abgegeben haben.

Was die Oden und Lieder anbetrifft, ſo tritt er zunächſt für ſingbare Lieder ein, die im Sinne Pindars, aus Strophe (Satz), Antiſtrophe (Gegenſatz) und Epodos (Schluſsſatz) beſtehen; und bereitet bei dieſer Gelegenheit, gleich dem griechiſchen Hymnendichter eine kleine Huldigung, die es wol verdient, hier eine Stelle zu finden:

Satz

Edler Pindar! deine Lieder
Füllen noch den Helicon;
Und der ſüßen Seyten Thon
Schallt noch um den Pindus wieder.
Doch wer kan in tiefen Sträuchen,
Wo nur Pan, um Mitternacht,
Bey den wilden Faunen wacht,
Deinen hohen Geiſt erreichen?

Gegenſatz

Flaccus ſelber muß bekennen;
Deinen Spuren nachzugehn
Sey ein freches Unterſtehn,
Ein verwegnes Stück zu nennen.
Traut der Römer ſeinen Schwingen
Schon ſo wenig Kräfte zu;
O! wer ſingt denn ſo wie du?
O! was wird es mir gelingen?

Schlußſatz

So ſpiel ich denn in ſtillen Gründen
Mein ungeſtimmtes Haberrohr.
Und will mir in der Hirten Chor
Nur Epheu um die Schläfe winden.
Wenn ich kein Pindar werden kan;
So ſing und ſpiel ich wie Sylvan."

Wenn Horaz und andere Dichter die einzelnen Strophen nicht immer in ſich abſchloſſen, ſondern den Satz oft in die nächſte Strophe hinübergreifen ließen: ſo will Gottſched am deutſchen Brauch feſtgehalten wiſſen, wonach eine jede Strophe ein in ſich geſchloſſener Teil des ganzen Gedichtes ſeyn muſs. Für eine Schönheit hält er es, wenn der Dichter es verſteht, den Schluſs der Strophen oder des Gedichtes „nachdrücklich und ſinnreich" zu machen. „Nicht etwa, als wenn allemahl eine Epigrammatiſche Spitzfündigkeit darinn ſtecken müſte; dieſes würde zu gekünſtelt ſeyn, und ſehr gezwungen klingen: ſondern daß nur die letzte Zeile nicht kalt und matt abfalle, und alſo das vorhergehende Feuer gleichſam dämpfe". Das Eigentümliche der Ode (Gottſched denkt natürlich nicht an ungereimte horaziſche Oden, ſondern an gereimte, ſingbare Lieder einer hohen, getragenen Art) beſteht vor allem darin, daſs in ihr „durchgehends eine gröſſere Lebhafftigkeit und Munterkeit als in andern Gedichten herrſchet". Sie „machet nicht viel Umſchweife mit Verbindungs-Wörtern oder andern weitläuftigen Formeln. Sie fängt jede Strophe ſo zu reden mit einem Sprunge an. Sie wagt neue Ausdrückungen und Redensarten; ſie verſetzt in ihrer Hitze zuweilen die Ordnung der Wörter u. ſ. w."

Die Kantaten und Serenaden ſind im Weſentlichen eine Erfindung italieniſcher Muſiker, welche den Poeten zum „Sclaven des Componiſten" erniedrigen, damit ſie ihre „Triller und Einfälle recht können hören laſſen". Das genügte für Gottſched, um ſeinem Dichterſtolz Worte zu leihen. Er führt die verſchiedenen „Regeln, welche die Herrn Muſici den Poeten vorgeſchrieben haben" und welche ſich die Poeten „ich weiß nicht warum? haben vorſchreiben laſſen", an und bemerkt dazu: „Allein wie wäre es, wenn ein Poet ſeinem Componiſten einmahl nach An-

leitung der Natur und Vernunft ſagte, wie er ſeine Cantaten ſetzen ſollte; Es möchte nun dieſes mit den Regeln und Exempeln ihrer ſo groſſen, aber ſehr unnatürlichen italieniſchen Meiſter, übereinkommen oder nicht?" — In dieſer Bemerkung haben wir den Ausgangspunkt zu erblicken für die große Revolution, die über Gluck zu Schubert und Wagner führte und darin beſtand, daſs Gottſched als Erſter die Notwendigkeit der Umkehrung des bis dahin üblich geweſenen Verhältniſſes zwiſchen Dichter und Muſiker erkannte und dementſprechend forderte, daſs nicht der Dichter ſich nach dem Muſiker, ſondern daſs dieſer ſich nach jenem zu richten habe — allerdings immer nur unter der Vorausſetzung, daſs der Dichter ein Mann nach dem Herzen Gottſcheds, alſo wirklich ein „großer Geiſt" oder doch wenigſtens ein ehrliches, vernünftig ſchaffendes, in ſeiner Kunſt erfahrenes Talent iſt. Ja, wenn Gottſched einige Seiten ſpäter, nachdem er über die vielen Abgeſchmacktheiten italieniſcher Kirchen- und Opernmuſik ſeine verurteilenden Bemerkungen gemacht hat, rundheraus erklärt: „Das Singen iſt doch nur ein angenehmes Leſen oder Ausſprechen eines Verßes, welches der Natur und dem Inhalte deſſelben gemäß iſt" — ſo wiſſen wir heute, wie fruchtbar dieſer große Satz im Laufe der Zeit wurde; daſs wir Glucks und Wagners muſikaliſch-dramatiſche Deklamation vielleicht nicht als einen deutſchen Ruhmestitel preiſen dürften, wenn ſie nicht aus dieſer Wurzel erwachſen wäre.

Was die Idyllen, Eklogen oder Schäfergedichte anbetrifft, ſo befindet ſich Gottſched höchſt wahrſcheinlich im Irrtum, wenn er glaubt, daſs die erſten Menſchen, die ſeiner Meinung nach Viehzüchter, d. h. Schäfer, waren[68], auch Schäfergedichte verfaſſt hätten. Solche Gedichte konnten, meiner Anſicht nach, erſt ent-

[68] Bis die Menſchen dahin gelangten, Heerden zu halten, muſſte ſchon eine recht lange Zeit unſeſshaften, raubtierähnlichen Lebens vorausgegangen ſeyn. Genaues läſſt ſich hierüber freilich nicht ausmachen; aber wenn Gottſched (wol in Übereinſtimmung mit den gelehrten, ſich in der Hauptſache auf das alte Teſtament ſtützenden Anſchauungen ſeines Jahrhunderts) die Viehzucht dem Ackerbau, der Jagd und dem Fiſchfang vorausgehen läſſt, ſo wird man dem heute kaum zuſtimmen.

ſtehen, als man ſich in überkultivierter Zeit Phantaſiebilder vom Glück, von der ſchlichten Schönheit des Land- und Hirtenlebens ſchuf. Wie in Griechenland und Rom, in Italien und Frankreich: ſo kam auch bey uns dieſe Art von Gedichten erſt auf, als man ſich aus den Wollüſten einer ſittlich verwahrloſten Zeit nach den angeblich keuſchen Reizen eines von ſtädtiſcher Schmutzkultur nicht berührten ländlichen Daſeyns hinſehnte. Das „unſchuldige ruhige, und ungekünſtelte Schäferleben, welches vorzeiten in der Welt geführet worden", hat in Wirklichkeit nie beſtanden, ganz gewiſs nicht am Anfange der Menſchheitgeſchichte. Und wenn auch noch J. J. Rouſſeau dieſes Glaubens war und auf ihn ſeine ganze kultur- und wiſſenſchaftfeindliche Weisheit baute; ſo wiſſen wir es heute doch beſſer; und auch Gottſched, in deſſen Geiſte Leibnizens Lehre von der Entwickelung aller Dinge und Verhältniſſe aus rohen zu feineren Formen feſte Wurzeln geſchlagen hatte, kam noch dazu, das Paradies der Menſchheit nicht in der Vergangenheit und noch weniger in den kulturloſen Zuſtänden zu erblicken.

Von dieſem Irrtum abgeſehen, gibt Gottſched auch vom Weſen des Schäfergedichts (dem er bereits im ‚Biedermann' mit großer Wärme das Wort geredet hatte) eine reich verzweigte, klare Darſtellung. Dem Zweck aller ſeiner theoretiſchen Beſtrebungen und ſeiner philoſophiſchen Neigung entſprechend, richtet er ein Ideal auf, dem die Idyllendichter nachtrachten ſollen[69]; und Servaes hat nicht ganz Unrecht, wenn er meint, daſs ſich Gottſched (den einen „nüchternen Doctrinär" zu nennen er freilich nicht unterlaſſen kann) hier „plötzlich in einen lebhaften Enthuſiaſten verwandele". Man merkt, wie es ihm Freude bereitet, feſtzuſtellen, daſs die erſten Schäfer weder Geiz noch Ehrgeiz kannten; daſs ſie gerechtigkeitliebende, „Schimpfworten und Schlägereyen" abgeneigte, dafür zu idealen Wettſtreiten aufgelegte Menſchen waren, die „mit einander ſcherzten, ohne Zoten zu reiſſen"; deren Umgang „von aller Grobheit ſo weit als von

[69] „Ich habe hier ihren Abriß mit Bedacht in der gröſten Vollkommenheit gemacht, ungeachtet noch kein Poet denſelben völlig beobachtet hat" — heißt es auf S. 385.

Complimenten und Falſchheit entfernet" war; die ſich „offenhertzig aber beſcheiden, freygebig aber nicht verſchwenderiſch, ſparſam aber nicht karg, ehrliebend aber nicht ſtoltz: endlich auch mäßig und nüchtern, und mit einem Worte gantz tugendhafft und allezeit vergnügt" zeigten.

Was ihm die Schäfergedichte ganz beſonders lieb machte, war einenteils der derbe Zug, der in ihnen, der Natur gemäß, herrſchen durfte; dann aber auch der Umſtand, daſs „die unſchuldige Schäferliebe von allen Laſtern, die ſich durch die Bosheit der Menſchen allmählich eingeſchlichen, frey ſeyn" muſſte. Theokrit wird wol gerühmt, aber nicht in Allem als Muſter hingeſtellt: weil er ſeine Schäfer zu „grob und plump abſchildert" und Laſter begehen oder begangen zu haben einander vorwerfen läſſt, die wol „unter den Griechen im Schwange waren, ſich aber vor unſre poetiſche Schäfer nicht ſchicken". Natürlich will er nicht, daſs „die Schäfer wie Mönche ſprechen"; aber ſie ſollen auch keinesfalls wie „gottloſe Leute" reden und ebenſowenig „zu ſcharfſinnigen Pariſern gemacht" werden.

Für die Elegien und „verliebten Gedichte" wird vor allem ebenfalls „die niedrige und natürliche poetiſche Schreibart", als die einzig ihnen angemeſſene, empfohlen. „Bey der Luſt und im Lachen ſchickt es ſich eben ſo wenig, mit hochtrabenden Worten gleichſam auf Steltzen zu gehen, als in der Betrübniß. Eine geſchminckte Schreibart würde hier durch ihr künſtliches Weſen nur anzeigen, daß der Witz mehr Theil an der Schrifft habe, als das Hertz[70]. Wo aber das iſt, da macht kein Affect einen guten Eindruck bey dem Leſer." Denn „die Natur wird dadurch nicht nachgeahmet, ſondern verlaſſen". In dieſer Beziehung wird an Hofmannswaldau, der „ſich durch die neuern Italiener von dem wahren und natürlichen auf das gleiſſende und gekünſtelte verleiten laſſen", wiederum ſcharfe Kritik geübt: „Die innere Art dieſer Gedichte hat er faſt niemahls erreichet.

[70] Man halte es immer aufs neue feſt, daſs Gottſched bei jeder Gelegenheit die Poeſie als eine Sache des Herzens und der Vernunft anſieht. Klares Denken und echtes Empfinden müſſen mit dem Vorſtellungvermögen zuſammenwirken — das iſt ſeine Meinung.

Anſtatt der Zärtlichkeit, die in dieſer Gattung herrſchen ſoll, giebt er uns lauter ſpitzfündige Einfälle; In eine ängſtliche Klage miſchet er eine unendliche Menge von Gleichniſſen. Statt herzrührender Figuren ſpeiſet er uns mit hochtrabenden Metaphoren. Seine verliebte Seufzer ſind voller Beleſenheit, und wenn ich poetiſch reden darf; ſo ſind die Trauer-Kleider ſeiner Elegien allezeit mit Gold und Silber verbrämet, ihre Schleyer mit Edelſteinen gezieret, und zwiſchen ihren Thränen müſſen lauter Perlen flieſſen". Gottſched läſſt nun eine ganze Geſellſchaft echter Hofmannswaldauiſcher Koſtbarkeiten an dem Leſer vorüberziehen, (die „unzüchtigen Wortſpiele und Zweydeutigkeiten" ſtellt er nicht unter Betrachtung, weil dergleichen „ſich ein erbares Gemüthe zu leſen ſchämet") und weiſt alle dieſe „verſchwendte Scharfſinnigkeiten" mit Entſchiedenheit ab.

Einen beſonders großen Wert legt er den „poetiſchen Sendſchreiben" zu, die ſeiner ganzen Weſensart ſchon deshalb ſehr zuſagen muſſten, weil ſie „nicht viel complimentiren, ſondern gerade zu gehen" und man in ihnen ſelbſt „vornehmſten Perſonen" gegenüber „alle Titel und Ehren-Worte" vermeiden darf. Dieſe Gedichtgattung iſt ihm aber vor allem auch deshalb ſo wertvoll, weil er hier endlich einmal feſtſtellen kann, daſs deutſche Dichter wie Canitz, Neukirch und Günther ſich in ihr als „groſſe Meiſter" bewährt haben. „Ihre Briefe ſind den beſten Römiſchen und Frantzöſiſchen offt gleich zu ſchätzen, ja zuweilen gar vorzuziehen". Über die ernſthaften Briefe gleitet er ſchnell hinweg; nur den ſcherzhaften widmet er eine umſtändlichere Betrachtung, in der es unter Anderem heißt: „Weil auch Schertz und Schertz ſehr unterſchieden iſt; ſo muß man ſich auf lauter erbare und erlaubte Schertzreden befleißen. Alle Grobheit, alle Zoten, alles Niederträchtige muß hier verbannet werden: Gute Einfälle dürfen deswegen keine Unflätereyen ſeyn, die dem Pöbel gemeiniglich ein Gelächter erwecken, bey Klugen aber Abſcheu und Eckel verurſachen. Wie man aber dergleichen Einfälle bekomme, das können keine Regeln lehren, das Naturell, der eigene Witz und Geiſt des Poeten bringt ſie von ſich ſelbſt hervor, nachdem die Umſtände es veranlaſſen." Er empfiehlt

ſchließlich das Leſen „luſtiger Bücher“ und den Umgang mit „aufgeweckten Leuten“, weil dadurch ſchlafende Fähigkeiten geweckt werden können; weiſt verſchiedene, damals in Aufnahme gekommene Spielereien[71] ab und bemerkt zu guter Letzt: „An eine beſondere künſtliche Diſpoſition bindet ſich ein Poet in ſeinen Briefen nicht, vielweniger wird er die Weiſiſchen Handgriffe zur Antecedens und Consequens nöthig haben. Die Vernunft weiß ihm ſchon ohne ſolche Gängelwägen, eine natürliche Ordnung der Gedancken an die Hand zu geben. Es muß ohne dem in Briefen was freyes und ungezwungenes ſeyn, und die Einfälle hängen gemeiniglich ſo am beſten zuſammen, wie ſie hinter einander entſtanden ſind“. Man ſieht: immer wieder ärgert uns der trockne, tyranniſche Schulmeiſter, der die ungebundenen Geiſter mit der Stahlrute in der Hand zwingt, am ſtraffen Seile pedantiſch ausgeklügelter Regeln auf den Parnaſs zu klettern!!!

In dem nun folgenden Kapitel ‚Von Satiren oder Strafgedichten‘ werden Homer, Lucilius, Horaz, Juvenal und Perſius als Meiſter der Gattung hingeſtellt; zumal die drei letzten „haben auch in Satiriſchen Gedichten die höchſte Vollkommenheit erreicht“. Regnier und Boileau ſind die „größten Satiren-Schreiber“ Frankreichs. Deutſchland ſteht in dieſer Gattung zurück. Vielleicht würde Günther, wenn „dieſer hitzige und aufgeweckte Geiſt zu einem reiferen Alter gekommen wäre, alle unſere übrige Satirenſchreiber verdunckelt haben“; da er aber in ſo jungen Jahren „geeifert, ſo iſt es kein Wunder, daß ſein wildes und flüchtiges Feuer von Neukirchs männlichem und geſetztem Weſen übertroffen worden“.

Nach dieſer, jedes Kapitel einleitenden, geſchichtlichen Betrachtung wendet er ſich dem Weſen dieſer Gattung zu, das ſeiner Meinung nach darin beſteht, moraliſche Strafgerichte „über einreiſſende Laſter“ zu halten. Wenn bisher viele ge-

[71] „Am Schluſſe der Briefe das Jahr und den Tag mit hineinzukünſteln, iſt was kindiſches, ohngeachtet es einige neuere aufbringen wollen. Seinen Nahmen in den Reim zu zwingen, iſt noch abgeſchmackter u. ſ. w.“

glaubt haben, „es ſtünde den geiſtlichen Lehrern allein zu, wieder die öffentlichen Laſter zu eifern“; ſo meint er dagegen: daſs zwar auch der Dichter keinen „ordentlichen Beruf, die Sittenlehre zu predigen, und das Böſe zu ſtrafen“ habe; daſs er aber keiner „Beſtallung, ſeine Einſicht in moraliſchen Dingen, zur gemeinen Beſſerung in Schrifften zu zeigen“, bedürfe; vorausgeſetzt, daſs er „ein Weltweiſer“ iſt „und die Lehre der Sitten gründlich eingeſehen“ hat. Denn „damit ſich nicht ein Blinder zum Führer des andern aufwerfe“, muſs der Satiriker „ein reifes Urtheil und eine gute Einſicht in alles, was wohl oder übel ſteht“ beſitzen; desgleichen „eine geſunde Vernunft und einen guten Geſchmack“. Wie bereits in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘, ſo wird auch in dieſem Kapitel ſehr nachdrücklich gegen die „Läſterer und Pasquillanten“ eingetreten; und auch hier findet Gottſched bedeutende, für alle Zeiten giltige Worte: „Derjenige verdienet nicht den Nahmen eines ſatiriſchen Poeten; der bloß aus Neid, Rachgier oder andern Gemüths-Bewegungen angetrieben, jemanden in Schrifften angreifet. Solche Niederträchtigkeit widerſpricht dem Begriffe, den wir von einem Weltweiſen haben: Und wo dieſer aufhört, da hört auch der Satiricus auf; oder da wird er vielmehr zum Läſterer. Die Satire würde ihren gantzen Werth verlieren, wenn ſie nur eine Vergeltung der ihrem Verfaſſer wiederfahrnen Beleidigungen wäre. Und ich würde den gewiß vor einen Pasquillanten halten, der auf ſeinen Feind ein Spott-Gedichte ſchriebe; geſetzt, daß er das gröſte Recht dazu hätte. Günther ſcheint mir in dieſem Stück tadelhafft zu ſeyn, weil er den Criſpin ſo grauſam geſtriegelt, der ihm vorher ſo manches mochte in den Weg gelegt haben.“ Die vornehme Geſinnung des Mannes, der ſich in ſeinem langen Leben tatſächlich nie ſo weit erniedrigte, ſeinen ſchmähſüchtigen Feinden auch nur ein gehäſſiges Wort zu erwidern, tritt namentlich in den letzten Sätzen klar zu Tage.

Was die „ſatiriſche Schreibart“ anbetrifft: ſo muſs ſie „die natürlichſte und ungezwungenſte von der Welt ſeyn“. Das gleiche gilt für die ‚Sinn- und Scherzgedichte‘, denen das ſiebente Kapitel gewidmet iſt. Was „zu zierlich und gekünſtelt“ iſt,

widerſtreitet dem Zweck ſolcher kleinen Gedichte, in denen man „hauptſächlich auf die Kürtze zu ſehen hat, in ſo weit dieſelbe mit der Verſtändlichkeit und Richtigkeit des Ausdruckes ſtehen kan". Zu den Sinngedichten rechnet Gottſched nicht nur das Epigramm und das Madrigal, ſondern auch das Sonnet, das von Opitz und Fleming (aber natürlich in Alexandrinern!) mit einer gewiſſen Vorliebe gepflegt worden war. Gottſched teilt dieſe Neigung nicht; und wenn Boileau einmal behauptet, daſs Apollo die Regeln des Sonnets ausgeſonnen habe; ſo erklärt er dagegen: „Meinestheils glaube ich, daß eher ein eigenſinniger Reimſchmidt, als Apollo, die Regeln des Sonnets ausgedacht: weil dieſem gewiß an dieſem gezwungenen Schellen-Klange nichts gelegen iſt." Die andere Behauptung Boileaus, daſs ein fehlerloſes Sonnet ſo viel wert ſey wie ein großes Gedicht, fertigt er mit der Bemerkung ab: „Es iſt bald ſo, als wenn ich ſagte, ein künſtlich gebautes Kartenhaus wäre eben ſo viel werth, als ein groſſer Pallaſt." Aber echt Gottſchediſch ſetzt er gleich hinzu: „Doch man kan hier jedem Liebhaber ſeinen Geſchmack laſſen". So liebenswürdig und weitherzig iſt der „pedantiſche Diktator"! Sehr hübſch iſt es, wenn er ſchließlich den Sonnettendichter dem Seiltänzer vergleicht, der „mit geſchloſſenen Beinen tantzt". „Aber verlohnt ſichs wohl der Mühe, der geſunden Vernunft ſolche Feſſel anzulegen, und um eines einzigen guten halber, welches von ungefehr einem Dichter geräth, viel hundert ſchlechte geduldig durchzuleſen?"

Man kann in Beziehung auf das Sonnet ſehr anderer Meinung ſeyn als Gottſched und — Goethe, der, wie man ſieht, auch in dieſem Falle nur das Echo des Meiſters iſt. Ich z. B. erblicke in dieſer kunſtvollen Form ein köſtliches Gefäß, das dem echten Dichter (der jeder Form inneres Leben zu ſchenken verſteht; dem alle Schwierigkeiten der Form nur dazu dienen, tief in das innerſte Weſen ſeiner Sprache einzudringen, ihre geheimſten Schätze ans Licht zu ziehen und zugleich auch der Seele ſeines Gedichtes alle mögliche Fülle zu geben) unter gewiſſen Umſtänden gerade ſo natürlich in der Hand liegen wird, wie das Diſtichon oder das einfache Strophengeflecht des Liedes.

Trotzdem wird man gerade dieſe Abweiſung des Sonnets[72] in einer Zeit, da deutſche „Dichter“ mit Vorliebe Reimſpielereien (das Sonnet iſt ebenſowenig eine Reimſpielerei wie die Terzine und Stanze; ſie ſind Formen, die eine tiefe künſtleriſche Notwendigkeit in ſich tragen) betrieben, in ihnen wol gar die „Poeſie“ erblickten, mit Ehrfurcht leſen.

In dem nun folgenden Kapitel ‚von dogmatiſchen, heroiſchen und andern gröſſern Poeſien‘ ſtellt Gottſched zunächſt noch einmal feſt, daſs die dogmatiſchen Gedichte (zu denen er nicht nur ſolche theologiſchen Inhalts, ſondern alle eigentlich didaktiſchen Gedichte rechnet) zwar oft genug von den „gröſſeſten Männern“ verfaſſt worden, daſs ſie aber trotzdem nichts mit Poeſie zu tun haben. „Es ſind philoſophiſche Abhandlungen gewiſſer Materien; aber keine Gedichte, keine Nachahmungen der Natur, ſondern Vernunft-Schlüſſe, Unterſuchungen, Muthmaſſungen der Weltweiſen, Ermahnungen zur Tugend, Troſt-Reden im Unglück und ſo weiter.“ Sie enthalten vor allem „keine Fabeln“; und würden ſchon allein aus dieſem Grunde von keinem, auf Ariſtoteles fußenden Poetiker für Dichtungen angeſehen werden dürfen. Wol erinnert ſich Gottſched noch zur rechten Zeit, daſs auch in „Oden, Elegien und Briefen ſelten eine Fabel vorkommt“. Aber einenteils hat er ja dieſe „kleinen Gedichte“ ſchon andern Ortes den „kleineren Geiſtern“ zugewieſen, welche zu großen Kunſtwerken unbefähigt ſind; andernteils bieten ſie doch immerhin Affekt-Nachahmungen oder (wie etwa Briefe und Satiren) unmittelbare Beziehungen auf wirkliche Zuſtände oder Vorgänge; genügen alſo der Forderung, daſs die Dichtkunſt Nachahmung der Natur ſeyn müſſe; und können deshalb die Ariſtoteliſche, von Gottſched feſtgehaltene, Meinung, daſs die Fabel „das eigentliche Hauptwerck in der gantzen Poeſie ſey“, nicht um ihre Kraft bringen. Trotzdem geſteht er auch den dogmatiſchen Gedichten

[72] Schon im zweiten Teile der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ heißt es u. A. auf S. 62: „Ein Sonnet, ein Ringelgedichte, und alle die kleinen Schertz- und Hochzeitverſe, davon man oft ſo viel Weſens macht, ſind gemeiniglich Früchte einer wallenden Einbildungskraft, und zu dergleichen Dingen iſt ein ſeichter Geiſt ſchon fähig.“

ſchließlich einen Platz in der Dichtkunſt zu, weil „der Ausputz, die Zierrathe, der geiſtreiche und angenehme Vortrag der allerernſthaffteſten Lehren“ ſie am Ende doch zur poetiſchen Schreibart in unmittelbare Beziehung bringen[73].

Mit dem neunten Kapitel beginnt nun endlich die Reihe der großen Dichtwerke, an deren Spitze die ‚Epopee oder das Heldengedicht‘ ſteht. Wenn Gottſched ſchon die Fabel an ſich für das „Hauptwerk“ der Poeſie; die Fähigkeit, eine gute, wahrſcheinliche Fabel zu erfinden, für das eigentlich Kennzeichnende des Dichters, erklärte: ſo verſteht ſichs von ſelbſt, daſs er, mit den meiſten ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen, im eigentlichen, eine Häufung von Haupt- und Nebenfabeln, gewiſſermaßen einen Fabelorganismus, vorſtellenden, Epos „das rechte Haupt-Werck und Meiſter-Stück der gantzen Poeſie“ erblickt. Aus dieſem Grunde iſt denn auch ihm, aller kritiſchen Einſchränkungen ungeachtet, Homer „ein recht groſſer Geiſt, ein Mann von be-

[73] Weil der „lederne Didaktiker“ Gottſched Vergils ‚Georgika‘, Horazens ‚Ars poetica‘ und dergleichen Gedichte nicht zur Poeſie rechnet, dann aber den dogmatiſchen und didaktiſchen Gedichten wegen der „poetiſchen Schreibart“, ſozureden als „poetiſch abgefaſſten Schriften“, doch einen Platz in der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ einräumt: ſo erblickt Franz Servaes (wol beeinflußt durch C. F. Brämer, auf deſſen 1744 erſchienene ‚Dichtkunſt‘ ich noch zu ſprechen kommen werde) darin einen „ziemlich erheblichen Widerſpruch“ (a. a. O. S. 10). Gottſched war eben „nicht der Mann, einen ſo hohen Standpunkt dauernd feſtzuhalten“! Wo hier der Widerſpruch zu finden iſt, weiß ich nicht. Die ‚Georgika‘ iſt kein Werk der Poeſie — das war deutlich und klar geſagt und vor allem eine ganz neue Auffaſſung. Die ‚Georgika‘ beſteht aber aus Verſen; wer alſo etwas ähnliches für Deutſchland zu „dichten“ wünſchte (und Gottſched konnte das Niemandem verbieten, und wollte es um ſo weniger, als er einem guten didaktiſchen Gedichte gewiſſe volkserzieheriſche Wirkungen keineswegs abſprach), der muſſte doch immerhin mit dem Rüſtzeuge des Poeten vertraut ſeyn — d. h. auch wenn ein ſolches didaktiſches Gedicht kein Werk der Dichtkunſt im höheren und höchſten Sinne des Wortes iſt: ſo bleibt es doch immerhin eine, der Kunſt benachbarte, mit gewiſſen Zierraten der Poeſie ausgeſtattete Leiſtung — darf alſo nicht ganz unberückſichtigt, nicht ganz der Willkür ſeichter Kunſtfremdlinge überlaſſen bleiben. — Man muſs ſchon recht flüchtig denken, um in alle dem einen „erheblichen“, ja überhaupt einen „Widerſpruch“ zu erblicken.

ſonderer Fähigkeit", der „nicht nur den Beyfall von Griechen-Land, ſondern die Hochachtung und Bewunderung des tief-ſinnigſten unter allen alten Welt-Weiſen, Ariſtotelis, erworben". Kaum weniger hoch ſteht ihm Vergil, dem er das Lob erteilt, daſs er Homer nicht nur „vernünftig nachgeahmt", ſondern auch „in vielen Stücken übertroffen" habe. Statius und Lucanus dagegen werden abgelehnt. Statius' „raſſelnder Dunſt" kann vor dem „gelinden Feuer Virgilii" nicht beſtehen; und die ‚Pharsalia' des Lucanus nennt er „eine in hochtrabenden Verſen beſchriebene Hiſtorie: die zwar in der That viel ſchöne Gedancken in ſich hält, auch zuweilen die Natur gut genug nachahmet; Allein überhaupt den Nahmen einer Epopee niemahls wird behaupten können". Andern epiſchen Gedichten der Alten will er keine Betrachtung widmen; da es ſich nicht „der Mühe verlohnt, daß man ſich dabey aufhalte".

Von den heidniſchen Römern kommt er zu den chriſtlichen „Herrn Poeten", die in abenteuerlichen Rittergeſchichten alle Wunder und Schrecken häuften. Hier werden die Bücher vom Amadis und „vom groſſen Rolandt" kurz abgefertigt; auch der „gehörnte Ritter Siegfried" und der ‚Theuerdanck' werden unter die Helden-Bücher gerechnet, die „dem barbariſchen Geſchmacke unſrer Vorfahren, nicht aber den Regeln eines vernünftigen Helden-Gedichtes[74] gemäß ſind". Ein freudiges Lob erhält wieder „der berühmte Spanier Cervantes," weil er „durch ſeinen Don Quixote den irrenden Rittern einen gewaltigen Stoß gegeben". Über Taſſos ‚Befreites Jeruſalem' ſpricht er mit einem gewiſſen Wohlwollen; die „allegoriſchen Geheimniſſe", die in ihm, nach Taſſos eigenen Erklärungen, enthalten ſeyn ſollen, verurteilt er dagegen als einen „Überreſt des übeln Geſchmacks", für den Taſſo nicht eigentlich verantwortlich gemacht werden dürfe. Auch die ‚Luſiade' und die ‚Henriade' läſſt er nicht als Heldengedichte gelten; ebenſowenig Miltons ‚verlornes Paradies' und Poſtels

[74] Dieſe Regeln ſind „in Ariſtotelis Poetic und im Homero und Virgilio leichtlich zu finden" (S. 542); man ſieht, er geht der Aufſtellung ſogenannter Regeln gern aus dem Wege — das iſt ſeines Amtes nicht. Er hat Größeres im Sinne.

‚Wittekind‘, deſſen „rauhe und garſtige Verſe“ noch beſonders erwähnt werden.

Auf Grund der ‚Poetik‘ des Ariſtoteles, der Noten Daciers zur ‚Poetik‘, der Ausführungen des Paters le Boſſu und der „drey obgedachten Helden-Gedichte der Alten“ verſucht er nun die „Haupt-Puncte, die bey einem Helden-Gedichte zu beobachten ſind,“ feſtzuſtellen. Hier ſpielen wieder die Fabeln und ihre „moraliſche Wahrheit“ eine Rolle; aber ausdrücklich wird betont, daſs der Heldendichter „die Morale ſeinen Leſer nur erraten läßt“, daſs er nur die Heldentat ſelbſt „deutlich heraus ſaget“. Mit einem Worte: des Epikers eigentlichſte und vornehmſte Aufgabe iſt die Darſtellung einer großen Handlung in allen ihren Teilen; weshalb man es „mit Grunde verdammet“, wenn er „nicht eine Handlung, ſondern eine Perſon zur Materie ſeines Gedichtes nimmt“, d. h. den ganzen Lebenslauf eines Helden, ſtatt einer Handlung oder Handlungsreihe, in deren Mitte er ſteht, zur Darſtellung bringt. Natürlich muſs in einem Heldengedicht Alles, bis auf „die Neben-Dinge“ hinunter, „ſehr genau mit etwas nothwendigem zuſammen hängen“; höchſtens daſs die „Zwiſchen-Fabeln“, die „zwar auch, aber nicht ſo nothwendiger Weiſe, mit der Haupt-Sache zuſammen hängen müſſen“, je nach Belieben und mehr zum Schmucke hier oder dort eingeſchaltet werden dürfen; wobei jedoch ſtets die Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit gewahrt bleiben ſoll. Anweiſungen über Titelgebung, Vortrag (der natürlich „ſo beſcheiden als es möglich“ iſt und „keinesfalls ſchwülſtig“ ſeyn, aber „alle Schönheiten der poetiſchen Schreibart an ſich haben,“ und „die menſchlichen Affecten ohn Unterlaß rühren“ ſoll), über die verſchiedenen Eigenſchaften der Erzählung, über die Karaktere, ihre verborgenen und ihre „überall hervorleuchtenden“ Tugenden oder Laſter, über die Beharrlichkeit der Karaktere[75] u. A. m. bilden den Schluſs dieſer

[75] Hier wird, ganz im allermodernſten Sinne, Alles aufgezählt, was einen Karakter bildet: „Die Natur, das Land da man gebohren iſt, die Eltern und Vorfahren, das Geſchlecht und Alter, das Vermögen und der Stand, die Auferziehung, die Zeiten darinn man lebt, die Glücks- und Unglücks-Fälle, die Perſonen mit denen man umgeht. Dieſes alles hilft die

Abhandlung, die allerdings als den einzigen Zweck des epiſchen Dichters anſcheinend nur das Beſtreben, „ſeine Leſer zu lehren und zu beſſern", hinſtellt[76]; aber nur: weil in jenen dunklen Zeiten (und man wird ſich die Zeit um 1730 gar nicht dunkel genug vorſtellen können!) von einem bloßen Vergnügen, und wenn es das reinſte und geiſtigſte geweſen wäre, nicht eigentlich geſprochen werden durfte; ſchon deshalb nicht, weil die litterariſchen und theatraliſchen Vergnügungen damals wirklich vorwiegend unzüchtiger und ſeelenverderbender Art und aus dieſem Grunde, nicht ohne eine gewiſſe Berechtigung, der Kirche ſchwer verhaſſt waren. Wie es aber Gottſched nie unterließ, neben der ernſten und erbaulichen die heitere, vergnügliche Seite, vor allem jedoch den künſtleriſchen Zweck der Kunſt zu betonen: ſo läſſt er durch die Schlufsworte des Kapitels ebenfalls ſeine künſtleriſchen Forderungen deutlich hindurchſchimmern: „Der Poet muß ſich ſelber vergeſſen, und nur auf ſeine Fabel, auf ſeine Perſonen und Handlungen, auf ihre Wahrſcheinlichkeit und anmuthige Nutzbarkeit ſehen. Er muß es ſich nicht mercken laſſen, daß er viel Witz und Scharfſinnigkeit beſitzet; als dadurch, daß er ſeine Leſer in der Aufmerckſamkeit erhält, ſie von einer Begebenheit auf die andre, von einem Wunder aufs andre, von einer Gemüthsbewegung auf die andre leitet; ſie bald nach Troja, bald nach Africa, bald in den Himmel, bald in die Hölle führet. Wer aber nur auf die Spitzfündigkeit in Worten und Redensarten: auf künſtliche Einfälle und andres Flittergold ſieht, der weichet von der Einfalt der Natur ab, darinn ihm Homer und Virgil vorgegangen ſind."

In den drei letzten Kapiteln werden ſchließlich die drama-

Neigungen und Sitten (die Morale) der Menſchen bilden. Wenn alſo ein Poet die Gemüths-Art ſeiner Helden wahrſcheinlich machen will; ſo muß er aus dergleichen Urſachen dem Leſer begreiflich machen, wie und warum dieſer oder jener Held dieſen und keinen andern Charakter gehabt." So zu leſen faſt 150 Jahre vor dem viel gefeierten Taine!

[76] Dieſem uns aus dem ‚Fauſt' geläufigen: Lehren, die Menſchen zu beſſern (und zu bekehren, d. i. zum Guten zu lenken, edler zu machen) begegnen wir bei Gottſched häufig.

tiſchen Gedichtgattungen einer, vorwiegend aufs Techniſche gerichteten, Betrachtung unterzogen.

Ich darf mich hier um ſo mehr darauf beſchränken, mitzuteilen, daſs Gottſched auch für dieſe, von ihm zum erſten Male aus großen Geſichtspunkten heraus groß, wenn auch ohne „äſthetiſches" Scheingerede, behandelten, Dichtwerke lebensvolle, naturgetreue Welt- und Menſchendarſtellung und ein Zuſammenwirken des Verſtandes mit der Empfindung verlangt — als dort, wo wir uns eingehend mit dem Dramaturgen und Bühnenreformator zu beſchäftigen haben werden, auch dieſe drei Kapitel in einem alles umfaſſenden Zuſammenhange ihre Erledigung finden müſſen.

Wir ſind ſomit am Ende unſerer Überſicht; wir haben „mit der Fackel der Kritik in das Gottſched'ſche Lehrgebäude hineingeleuchtet" (Servaes) und dürfen uns nun wol wirklich ein Urteil über den ‚Verſuch einer critiſchen Dichtkunſt' bilden[77].

[77] Wie ich der Verſuchung, mich mit Wanieks Beurteilung des Werkes zu beſchäftigen, aus dem Wege gegangen bin; ſo will ich es auch vermeiden, die Kindlichkeiten anderer Kritiker zu beleuchten. Feſtnageln möchte ich nur das „abſchließende Urteil" Julian Schmidts auch in dieſem Falle; um wenigſtens ein Beiſpiel dafür zu geben, wie früher in Deutſchland Litteraturgeſchichte gemacht wurde. Schmidt ſchließt ſeine Weisheiten mit folgenden Sätzen: „Das Buch war ganz ernſtlich ſo gemeint, daß es eine Anweiſung ſein ſollte, wie man gute Gedichte machen könne . . . Das ganze Buch iſt eben ſo ledern, als irgend eines der früheren Handbücher der Poetik. Von dem eigentlichen Weſen der Poeſie hatte Gottſched nicht die entfernteſte Ahnung. Seine Urtheile ſind eben ſo ſpießbürgerlich als ſeine Regeln. Der ungeheure Erfolg des Werkes ruht nur darin, daß er den Deutſchen einſchärft, man dürfe in der Poeſie ebenſowenig Unſinn reden, wie in der Proſa. Im Übrigen kommen hin und wieder leidlich verſtändige Sätze vor, die er aus Andern entlehnt. Der Kreis ſeiner eigenen Gedanken iſt von einer grenzenloſen Armut." Ich will dieſen, ſo „grenzenlos" erfreulichen, Worten nichts hinzufügen. Ich will nicht einmal an die luſtige Frage Lichtenbergs erinnern: „Wenn ein Buch mit einem Kopfe zuſammenſtößt und es klingt hohl, liegt dann die Schuld immer am Buche?"; denn es darf ohne weiteres angenommen werden, daſs der „Kopf" Julian Schmidts nie mit der ‚critiſchen Dichtkunſt' in Berührung gekommen war. Und auf das „Urteil" ſolcher Leute, die nur die Weisheit von ihres Gleichen nachſchwatzten, hat ſich im

Glaubte der fünfundzwanzigjährige Franz Servaes bei „kritiſcher" Betrachtung des Werkes (d. h. wahrſcheinlich nach flüchtiger Durchleſung der ‚Gründlichen Unterſuchung' von C. F. Brämer und der ‚Beurteilung' von G. F. Meier) „überall klaffende Riſſe, willkürlich verwendete fremde Bruchſtücke, von allen Ecken und Enden mühſelig und planlos zuſammengetragene Bauſteine" zu erblicken: ſo haben wir, als reife, nachdenkliche, wirklich prüfende, nicht nur mit Voreingenommenheit flüchtig blätternde Leſer, einen ganz, ganz andern Eindruck empfangen.

Von einem „zopfigen Schulmeiſter", den Karl Borinski nicht einmal mit dem Poetiker Opitz in Vergleichung ſtellen mochte (‚Poetik der Renaiſſance in Deutſchland' S. 114), haben wir, die wir den Blick auf die Geſammtſchöpfung und nicht nur auf einige, meiſtens obenein falſch verſtandene, Nebendinge richteten, in dem Werke nichts entdeckt; von „philiſtröſer Pedanterie" eben ſo wenig; von Planloſigkeit, von Willkür und zuſammenhangloſer Bauſteinträgerarbeit noch weniger. Kennern der Renaiſſanßpoetik treten wol dort und hier manche wohlbekannte Wendungen und Anſchauungen entgegen. Aber ſelbſt ihnen kann es keinen Augenblick verborgen bleiben: daſs auch dieſe, dem Beſitzſtande der ganzen Renaiſſanßpoetik angehörenden, Einzelzüge bei Gottſched (und zwar bei ihm zuerſt!) eine tiefere Begründung erfahren; daſs Gottſched überhaupt als Erſter, den Verſuch macht, das Alles in einen großen, neuen Zuſammenhang zu bringen; daſs es ihm, als Erſtem, in allem Weſentlichen gelungen iſt, das tote, didaktiſche Weſen aller früheren Poetiken künſtleriſch zu beleben.

Bei Gottſched gibt es keine „abgeriſſenen Bemerkungen", wie in Horazens ‚Brief an die Piſonen'. Bei ihm ſuchen wir vergebens nach „Geſchwätzigkeit, Inkonſequenz, eitlem Prunken mit totem Wiſſen", nach „roh-empiriſcher Auffaſſung künſtleriſcher

---

Großen und Ganzen bis auf den heutigen Tag das „allgemeine Urteil" der Welt über Gottſched geſtützt! Man möchte lachen, wenn der Fall nicht ſo ernſt, nicht ſo trauererweckend wäre.

Probleme", nach „gehäſſiger perſönlicher Kritik"; wie dergleichen Borinski, mit gutem Grunde, der berühmten „konfuſen Poetik" Scaligers aufmutzen durfte. Ja, ſogar dem, durch Leſſing wieder in ein unbedingtes Anſehen geratenen, „wegen der Tiefe der Einſicht in das Weſen der Kunſt und der Fülle feiner und treffender Einzelurteile unſchätzbaren" (Überweg), aber, wie mit übermäßig zureichendem Grunde ehrlicher Weiſe geſagt werden muſs, trotzdem „ungeordneten und, um nichts ſchlimmeres zu ſagen, unvollkommenen Büchlein des Ariſtoteles" (Scaliger) ſteht Gottſcheds ‚critiſche Dichtkunſt', all ihrer leicht erkennbaren Mängel ungeachtet, als ein klar geordnetes, in allen Teilen planvoll durchdachtes, von künſtleriſchem und philoſophiſchem Geiſte reich erfülltes Bauwerk hochaufragend gegenüber.

Was allen früheren Poetiken gefehlt hatte; was auch bei den neueren Franzoſen und Engländern und bei ihren Nachſchreibern, den Schweizern, nur in ſehr unklarer, bedeutungloſer Faſſung auftritt: das bildet einen der Hauptzielpunkte des Gottſchediſchen Werkes. Erſt Gottſched legt den vollen Nachdruck auf die Empfindung; erſt ihm iſt die ſchöpferiſche Tätigkeit aus dem Herzen heraus das A und Z aller Poeſie; erſt ihm iſt die lebensvolle, naturgetreue Darſtellung der Welt, des Menſchen und aller ſeiner Gemütsneigungen, der Hauptzweck „der vortrefflichſten unter allen freyen Künſten".

So vertritt denn auch erſt Gottſched die wahrhaft große Auffaſſung vom Weſen und Werte der Dichtkunſt; erſt bei ihm herrſcht der Zug zur Größe, zur Freiheit; und vor allem der Zug zur Natur. Erſt der Verfaſſer der ‚critiſchen Dichtkunſt' hat die, in wenigen Tagen flüchtig zuſammengeſchriebene ‚Poeterey' des ‚Vaters der deutſchen Dichtkunſt', überhaupt die ganze, in Günther ihren Gipfelpunkt erreichende, „opitianiſche Art" um ihr Anſehen gebracht.

Wol hatte ſchon Opitz, dem „noch weniger, als den übrigen Poetikern daran gelegen war", das Weſen der Dichtkunſt „tiefer zu durchdenken oder gar eigentümliche äſthetiſche Anſichten darzulegen" (Borinski, a. a. O. S. 63), in Anlehnung an Horaz erklärt: daſs man keinen Menſchen durch Regeln und Geſetze zu

einem Poeten machen könnte. Wol hatte auch er ſchon ſo etwas wie eine „hohe Meinung von der Seltenheit und Schwierigkeit eines wahrhaft vollendeten Kunſtwerkes“ (Borinski, S. 113); und es hat manchmal ſogar den Anſchein, als ob das dürftige Traktätlein, wie Borinski meint, eine „Anerkennung der abſoluten Übermacht der ‚nova ratio‘ durch die nationale Dichtung“ vorſtellen ſolle. Wer aber weiß, was für kümmerliche, vielfach ſpieleriſche Anſchauungen Opitz von der Dichtkunſt immer noch hatte, der kann ſolche Gelegenheitäußerungen unmöglich ſchwer nehmen; und wer jemals die „Opitziſchen Verſe“ geleſen hat, der iſt ſich auch darüber klar, daſs der „berühmte Urheber der reinen deutſchen Dichtkunſt“ (Weller) unter einem „wahrhaft vollendeten Kunſtwerke“ im Grunde nichts anderes als ein leidlich korrekt gereimtes, richtig mit Hebungen und Senkungen und mit den feſtgeſetzten Zäſuren ausgeſtattetes, in beſcheidenen, über das Gebiet der trockenen Stubengelehrſamkeit nicht hinausſtrebenden, Gränzen gehaltvolles Verskunſtſtück verſtand. Man darf das ausſprechen, ohne dadurch den, trotz alledem verdienſtvollen, von Gottſched ſelbſt ſtets ehrfurchtvoll anerkannten Beſtrebungen des reimluſtigen Bunzlauers irgendwie zu nahe zu treten.

Auch die völkiſche Neigung, aus der heraus Opitz den vielen bereits vorhandenen Poetiken ſeine ‚Poeterey‘ folgen ließ, kann ſich weder an Tiefe noch an Umfang, Zielbewuſſtheit und Kraft mit der leidenſchaftlichen Begeiſterung für die heimatliche Sprache, oder gar mit dem hochflammenden Nationalgefühl meſſen, die bereits in der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ Alles durchfluteten und ein, bisher einzig und allein auf eine gelehrte Minderheit beſchränktes, vorwiegend ledernes und verworrenes, Schulgeſchwätz zu einer lebendigen und ſchöpferiſch wirkenden Weisheit umgeſtalteten.

Das Größte, wenn ich ſo ſagen ſoll, das eigentlich Ewige des Werkes bildete jedoch, neben der, namentlich für Deutſchland, ganz neuen großen Auffaſſung von der Dichtkunſt überhaupt und der philoſophiſchen Begründung der inneren Notwendigkeit aller Kunſtgeſetze: die bedingungloſe Freimachung der weltlichen Dichtung von allen kirchlich-religiöſen, ſozureden von allen jen-

ſeitigen Einflüſſen. Bedenkt man, wie niedrig im Allgemeinen ſelbſt Männer vom geiſtigen Range eines Thomaſius über Wert und Aufgabe der Dichtkunſt dachten; erinnert man ſich, daſs ſogar ein verhältnismäßig kunſtfreundlicher Mann wie Leibniz noch die Anſicht vertrat, daſs ein Dichter ſich „nicht beſſer um das gemeine Weſen verdient machen könnte, als wenn er mit allen Kräften danach trachtete, die ewige Seligkeit mit allen Farben zu malen und den Gemütern einzuprägen"; daſs zumal der Schauſpieldichter die „Darſtellung der Schönheit des ewigen Lebens" und die „Malerei der ſchrecklichen Strafen der Verbrecher" ſich zur Hauptaufgabe machen ſollte (Guhrauer, a. a. O. II, 361); erwägt man ſchließlich, daſs bei allen deutſchen Dichtern, bis hinauf zu Günther, das religiöſe Gedicht, einenteils das Kokettieren mit den himmliſchen Ausſichten, andernteils das ganz unmännliche, undeutſche Buß- und Reuegewinſel, den Hauptbeſtandteil ihrer Kunſt bildete: ſo wird man die umwälzende Bedeutung der ‚critiſchen Dichtkunſt' auch nach dieſer Seite hin kaum zu hoch einſchätzen können.

Wenden wir uns von dieſen allgemeinen Betrachtungen dem Beſonderen zu; ſo wird uns, bei ſorgfältiger Prüfung des ganzen Werkes, Eines nicht entgangen ſeyn: der Umſtand nämlich, daſs der zweite Teil dem erſten an Wert, an innerer Selbſtändigkeit und Größe nachſteht.

Wenn wir den Verfaſſer im erſten Teil durchweg über ſeinem Gegenſtande ſtehen ſehen; wenn er dort, ſozureden, aus dem Vollſten, d. h. aus dem eigenen Geiſte, dem eigenen Herzen ſchöpfte und ſelbſt ſeine „Autoritäten" ganz nach eigenſtem Ermeſſen und nur zu dem Zwecke verwendete, um jenen Leuten, die noch „in dem Vorurtheile des Anſehens ſtecken, und nicht im Stande ſind, die Krafft gründlicher Beweiſe recht bey ſich wircken zu laſſen", ſeine Wahrheiten und Wichtigkeiten überzeugender zu machen: ſo können wir uns nicht darüber täuſchen, daſs er im zweiten Teile noch vorwiegend in ſeinem Gegenſtande ſteht, ihn nicht unbedingt beherrſcht; daſs er ſich auf dem betretenen Boden nicht ganz frei bewegt. Das aber hat ſeinen tiefen Grund.

Wollte Gottſched im erſten, dem „allgemeinen" Teil, der Welt bekannt geben, wie er ſich die Entſtehung und das Wachstum der Poeſie dachte; welche Anſprüche er an den Karakter und den Geſchmack des Dichters ſtellte; worin er das Weſen der Dichtkunſt erblickte; wie eine „poetiſche Schreibart" beſchaffen ſeyn müſſte und wodurch ihr Wohlklang, ihre Schönheit zu Stande käme: ſo hatte er ſich im zweiten Teil die ſchlichtere, jedoch ſehr viel umſtändlichere Aufgabe geſtellt: aus den beſten Muſtern der Weltlitteratur das den verſchiedenen Gedichtarten Eigentümliche herauszufinden und beſtimmte, für den Dichter zwar keineswegs unbedingt bindende aber ihm doch die nötigen Anleitungen und Stützpunkte ſchaffende, Lehren oder, wie er ſie zuweilen auch nennt, Regeln[78], daraus zu gewinnen.

Hier war es ſchon ein Großes, nur überhaupt eine, der Betrachtung Stand haltende, Ordnung und feſte, wenn auch fürs erſte noch oftmals unfreie, Geſichtspunkte zu bieten. Die eigentliche Denk- und Bedenkarbeit muſs hier groß, über die Maaßen groß geweſen ſeyn; weil Gottſched bei dieſen Feſtſtellungverſuchen in der Hauptſache nur Ordner und Klärer einer ungeheuren Fülle zuſammengetragenen Stoffes ſeyn und hierbei wol ſein ſicheres Urteil, aber nur in ſehr beſcheidenen Gränzen eigenes Wiſſen und Meinen mitſprechen laſſen durfte. Dort wo er, wie z. B. in den Abhandlungen über die Schauſpiele und Opern, ohne Weiteres ſeine eigenen, auf Erneuerung, Veredlung und Verinnerlichung gerichteten Anſchauungen zum Ausdruck bringt, iſt er wieder ganz der, über den Gegenſtänden ſtehende, philoſophiſche Kunſtwiſſer, wie wir ihn im erſten Teile zu bewundern hatten. Wo er jedoch nur das den, in ihrer Weiſe bereits feſtſtehenden, Gedichtarten Eigentümliche aus den großen Muſtern

[78] Man darf ſich von den „Regeln" Gottſcheds nicht die fürchterlichen Vorſtellungen machen, die uns von geiſtloſen, ſelbſt im Regelkram untergegangenen Gegnern des großen Mannes oder von unwiſſenden Leuten ſo oft und immer aufs neue, mit Erlaubnis zu reden, eingetrichtert worden ſind. Wenn ich verrate, daſs eine Sentenz, wie etwa die Horaziſche „Interdum vulgus rectum videt, est ubi peccat" (bisweilen trifft der irrende Pöbel das Rechte), Gottſched für eine „Regel" galt: ſo wird man erleichtert aufathmen.

feſtzuſtellen bemüht iſt; wo er nur darlegt, wie ſich die großen Meiſter alter Zeit und ihre beſſeren Nachfolger auf den verſchiedenen Gebieten bewegt haben: da merkt man, wie er ſich gebunden fühlt; wie er ſelbſt noch vielfach darnach gerungen hat, ſich nur erſt überhaupt eine feſte Anſicht zu bilden. Daſs bei alledem gelegentlich kleine, ja kleinliche Seltſamkeiten unterlaufen; daſs Gottſched ſich dort und hier noch als einen an die abgedroſchenen Dürftigkeiten und Umſtändlichkeiten ſeiner Zeit gebundenen Mann offenbart: will in dieſem Falle, wo ſichs tatſächlich um eine gewaltige Geiſtesarbeit, um einen erſten, majeſtätiſchen Schritt ins neue Morgenland deutſcher Dichtkunſt handelt, nichts beſagen. Trotz all' ſeiner, zumal im zweiten Teile bemerkbaren, Mängel und Schwächen bleibt dieſes erſte Hauptwerk des jungen Kunſtlehrers eine ganz große Schöpfung, die den gewaltigſten Geiſtesleiſtungen deutſcher Wiſſenſchaft unbedingt ebenbürtig erſcheint. Man braucht Gottſcheds Werk nur mit alle den der Dichtkunſt gewidmeten theoretiſchen Büchern, die ſeit Opitzens Vorgange in Deutſchland erſchienen waren, aber auch mit den berühmteſten und von Gottſched gewiſſenhafter Weiſe ſelbſt erwähnten Schriften des Auslandes (die Poetik des Ariſtoteles nicht ausgenommen) zu vergleichen, um zu erkennen, worin der geniale Oſtpreuße allen ſeinen Vorgängern überlegen iſt: Hier ſprach endlich einmal ein Denker, der zugleich Dichter war, über ein bisher noch nie philoſophiſch durchforſchtes, zumal in Deutſchland noch kaum betretenes großes Gebiet. Und er ſprach ſo groß von den großen Dingen und ſo klar, daſs die Wirkung ebenfalls groß und überwältigend ſeyn muſſte; wenigſtens bei allen Leſern von Herz und Kopf; bei allen Denen zumal, die wirklich den Wunſch oder die Sehnſucht hegten, in der Dichtkunſt einem hohen Ideale nachzutrachten[79]. Daſs die Wirkung bei dem „zahlreichen Haufen der halben Poeten", der geiſtloſen Reimer und Verſedrechsler und bei denen, die da glaubten klüger zu ſeyn als der eigentliche Meiſter,

[79] Selbſt Waniek muſs anerkennen, daſs „Gottſcheds Drängen auf Inhalt, Natur und Leben", bei allen damals in Frage kommenden Talenten „fördernd und reinigend eingewirkt hat" (a. a. O. S. 229).

anders in die Erſcheinung trat, läſſt ſich ohne weiteres begreifen; ändert aber nichts an der Tatſache: daſs mit dieſem Werke, ſo verbeſſerungbedürftig es in einzelnen Stücken ſeyn mochte und ſo vieles Gottſched in den ſpäteren Auflagen auch verbeſſerte, eine großartige, wahrhaft bewunderungwerte Arbeit geleiſtet worden war, die notwendigerweiſe allergrößte Wirkungen im Gefolge haben muſſte. Mit gutem Recht ſah es der Schöpfer dieſes mächtigen Werkes denn auch „vorher, wie das ganze Reich der Poeſie bey uns aufgekläret und erweitert werden würde; wenn man endlich aufhören möchte zu glauben: das Weſen der Dichtkunſt beſtünde im Scandiren und Reimen, und die Poeſie ſey nichts anders, als eine gebundene Beredſamkeit" (Vorrede zum 2. Bande der Weltweisheit). Und wir wiſſen heute, daſs er ſich in ſeiner Überzeugung nicht getäuſcht hatte. Können wir doch heute nachweiſen, wie breit ſich der Strom der Gottſchediſchen Weisheit nicht nur in alle ſpäteren theoretiſchen Lehrbücher der Dichtkunſt[80], ſondern auch in die Seelen der beſten, ja man darf ſagen, aller deutſchen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, ergoſs. Wenn „die Deutſchen ſich ſeit etwa 1740 große Auf-

[80] Auch die Breitingerſche ‚Critiſche Dichtkunſt' (es iſt ſchon bezeichnend, daſs Breitinger ſich den von Gottſched geſchaffenen Titel aneignen muſſte, weil er offenbar keinen beſſern finden konnte), ſteht dort, wo ſie nicht Abgeſchmacktheiten oder Unwichtigkeiten bietet, ganz auf dem von Gottſched, wenn auch nicht eigentlich und in allem geſchaffenen, ſo doch mit großer Überlegenheit und Überlegtheit neu bereiteten Boden. Ja ſelbſt unſere allerneueſten ‚Poetiken' bieten, ſoweit ſie ernſt zu nehmen und ſachlicher Natur ſind, im Weſentlichen nichts, was nicht ſchon in Gottſcheds grundlegendem Werke zu finden wäre. Wenn der Raum es zuließe, wollte ich das Alles mit überzeugendſter Deutlichkeit darlegen. Und unſere Dichter, von Klopſtock bis hinunter zu Platen und neueren, ihren hohen Beruf groß auffaſſenden Meiſtern, wären ſchwerlich dahin gelangt, mehr oder weniger prieſterlich den Muſen zu dienen: wenn nicht Gottſched ſein großartiges Idealbild des wahren Dichters in die Welt gebracht hätte. — Über Braitmaiers Behauptung, daſs „auf Grund der Gottſchedſchen Dichtkunſt gar keine Weiterentwickelung der poetiſchen Theorie möglich geweſen ſey und auch keine ſtattgefunden habe" (a. a. O. I, S. 20), verliere ich ſchon deshalb kein Wort: weil Gottſched mit ſeinem Werke praktiſche, künſtleriſche Zwecke verfolgte, nicht eigentlich theoretiſche.

gaben in der Kunſt zu ſtellen begannen" (Heinrich v. Stein, ‚Entſtehung der neueren Äſthetik' S. 367); wenn ſeit den Tagen Klopſtocks, Goethes und Schillers die Dichtkunſt in Deutſchland eine ernſte, das ganze Volk unmittelbar angehende Kulturſorge, man darf beinahe ſagen, eine allervornehmſte Kulturpflicht geworden iſt; ſo verdanken wir das einzig und allein, oder doch vorzugsweiſe, dem Umſtande: daſs Gottſched die denkbar größten ſittlichen und künſtleriſchen Forderungen an den Dichter und ſeine Kunſt ſtellte; immer wieder betonte, daſs die deutſche Dichtkunſt keine Spielerei, kein Tummelplatz unzüchtiger Neigungen, ſondern eine große Volksangelegenheit und vor allem eine unentbehrliche Freundin des deutſchen Hauſes, der deutſchen Familie wäre. Nicht ſeine vielverläſterten, obenein kaum dort und hier zu entdeckenden, „Regeln" haben Jahrzehntelang auf den deutſchen Geiſtern gelaſtet. Denn ſeine Regeln waren kein Joch; ſie waren großherzig erteilte, aus dem feinſten Verſtändnis für das Weſentliche der Dichtkunſt und einem überreichen, aus den beſten Werken der Weltlitteratur, ihren Vorzügen und Mängeln, geſchöpften Schatz des Wiſſens gefloſſene, Anleitungen und Warnungen. Die Macht und Herrſchaft, welche ſein Werk auf die guten und willigen Köpfe ſeiner Zeit ausübte, beſtand in dem Geiſte, der es durchwehte, ja durchbrauſte. An „Regeln" in dem Sinne, den wir vorzugsweiſe mit dieſem trockenen Worte verbinden, dachte Gottſched ſo wenig, daſs er (ich wiederhole das hier abſichtlich) ſogar grundſätzlich vermied, „die gemeinen Regeln von der Proſodie und den Reimen abzuhandeln": weil dieſe ja „in ſo viel hundert Handbüchern" zu finden waren. Um ſolcher äußerlichen „Regeln" willen (die ja ebenfalls von großer Wichtigkeit ſind, weil ſie das Handwerk der Kunſt dem planloſen Ungefähr entrücken) hätte ſich Gottſched (der dieſe Regeln ſpäter der ‚Deutſchen Sprachkunſt' angliederte[81] und da-

[81] „Es iſt aber um deſto nöthiger, die erſten Gründe der deutſchen Proſodie hier vorzutragen, je mehr Widerſpruch dieſelben bisher gefunden, und je größern Misbräuchen ſie bey vielen Dichtern ausgeſetzet geweſen. Denn einige Kunſtrichter, die ſich nur in alles, was griechiſch und latein iſt, verliebet haben, wollen in unſrer Sprache gar keine Quantitäten der

durch klar bekundete, daſs er dieſe, wenn ich ſo reden darf, grammatiſche Seite des Dichterberufs ſcharf von der ideell-künſtleriſchen getrennt wiſſen wollte) nicht die Mühe gemacht, ein ſo blätterreiches Buch zu ſchreiben. Dergleichen hätte ſeinem feurigen, lebhaften, ſtets auf das Große hin gerichteten Geiſte keinen Fleiß abgenötigt. Nein: nicht darauf kam es ihm an, pedantiſche „Regeln" feſtzuſetzen[82], die ſich erlernen ließen; deren viele ja auch in der Tat erlernt werden müſſen, wenn man auch nur die erſte Stufe des unfähigen Stümpertums überſteigen will; ſondern einzig und allein darauf: den deutſchen Reimern hohe Begriffe von ihrer ſo ſehr verwahrloſten, weil faſt immer nur von talentloſen Schulmeiſtern und talentreichen Nichtswiſſern oder Lumpen gepflegten Kunſt beizubringen; ſie der müheloſen Luſt an kleinen Spielereien zu entreißen; ſie den großen Werken der Dichtkunſt zuzuführen und ihnen die ewige Notwendigkeit aller Kunſtgeſetze klar zu legen. Statt des üblichen, ſeiner ſittlichen Mängel oder ſeiner pedantiſchen Armſeligkeit wegen dem eigentlichen Volke ganz fremd gebliebenen, Schmutz- und Schmähllieder oder ſteifleinene Nichtigkeiten verfaſſenden „Herrn Poeten" wollte er einen tief ernſten, ſeiner hohen Verpflichtungen ſich klar bewuſſten, nicht ſich mit dem Pöbel in der Goſſe wälzenden, viel-

---

Sylben ſehen, oder zugeben. Sie reden davon eben ſo wunderlich, wie die Franzoſen von der ihrigen, und meynen: wir hätten nichts, als eine Sylbenzahl in unſern Verſen; unſer Sylbenmaaß aber wäre nur ſo aus dem gröbſten, nach dem Gehöre eingerichtet: wie etwa die alten Mönche lateiniſche Verſe gemachet; ohne ſich an die wahren Quantitäten der Sylben zu kehren" — heißt es in der ‚Vormerkung' zu dem bedeutſamen 4. Teil der ‚deutſchen Sprachkunſt', welcher die ‚Conmeſſung' behandelt und die Grundlage für die deutſche Proſodie ein für allemal feſtlegte. Auch dieſes große Verdienſt des Grammatikers wurde (unter dem Einfluſſe der meſſianiſchen Stümpereien) mehr und mehr totgeſchwiegen; ſodaſs ſich der wackere Joh. Heinrich Voſs, der Gottſcheds Schriften in der Stille überhaupt recht ſorgfältig ſtudiert haben muſs, durch einfache Wiederholung der hauptſächlichſten Feſtſtellungen und Forderungen Gottſcheds noch ein beſonderes Rühmchen verſchaffen konnte.

[82] Selbſt der fünfundvierzigjährige Gottſched ſagt im ‚Batteux' (S. 145) kurz und klar und jedes Misverſtändnis ausſchließend: „Sehet die Natur an und wählet das Beſte. Das iſt der Auszug aller Regeln".

mehr über ſeinem Volke ſtehenden, ſprachgewaltigen, von einem ſicheren guten Geſchmacke geleiteten Geiſteshelden die hehre Kunſt betreiben ſehen. Keine Spur von jener, ihm immer aufs neue nachgeſagten Pedantentorheit findet ſich in ſeinem vielfach geradezu pathetiſchen Werke; von jener Torheit: daſs ſeine „Regeln" das Weſen der Dichtkunſt darſtellen ſollten; daſs man aus ihnen die Dichtkunſt „erlernen" oder Gedichte „machen lernen" könnte[83]. Wol gibt er im zweiten Teile An-

[83] Schon Danzel, der für die ‚critiſche Dichtkunſt' immerhin einiges Verſtändnis offenbart, erklärt mit ſcharf zugeſpitzter Wendung gegen den einſichtloſen Gervinus auf S. 203 ſeines Buches: daſs Gottſched Gedichte nur in ſofern habe „machen lehren wollen, als er zu lehren gedachte, wie man jene vorausgeſetzte Naturkraft (nämlich die „ſtarke Einbildungskraft" des Dichters) zu zügeln und zu lenken habe." Braitmaiers törichte, der Anſicht Danzels bewuſſt entgegenſetzte, älteren „Quellen" entlehnte Behauptung: Gottſched habe geglaubt, „daß, wie der einzelne bei mäßigem Talent und emſigem Fleiß mittelſt pedantiſch genauer Beobachtung der Regeln, d. h. der poetiſchen Rezepte nach Art des Nürnberger Trichters in jeder Gattung ein gutes Gedicht machen könne, ſo auch ein litterariſcher Verein nach Art der Leipziger deutſchen Geſellſchaft eine ganze Litteratur wie auf Beſtellung liefern könne", und daſs Gottſched durch dieſen Glauben den „ſchlagendſten Beweis" geliefert habe, daſs er „von dem Weſen und Werden der Poeſie, wie einer nationalen Litteratur überhaupt, nicht die geringſte Ahnung gehabt habe", brauche ich nach all' dem Vorangegangenen wol nicht erſt zu widerlegen.

Auch die, der landläufigen Meinung entſprechende Behauptung Munckers (‚Klopſtock' S. 29) daſs Gottſched „in der platt verſtändlichen Nüchternheit (der preußiſchen „Verſtandesdichter" Canitz und Pietſch) den höchſten Vorzug der Kunſt erblickt" habe, möchte ich bei dieſer Gelegenheit widerlegen, da ich ſpäter wol kaum dazu kommen werde. Wenn Gottſched „Lyrikern" von der, zwar etwas nüchtern verſtändigen aber doch an ſich ſoliden, Art eines Canitz oder Pietſch, gegenüber den teils verſtiegenen, teils abgeſchmackten und platt überſchwänglichen „Dichtern" im „Reiche", einen großen Vorzug glaubte zuerkennen zu müſſen; ſo war er doch weit entfernt, in ihren, an ſich verſtändigen, korrekten und gut geſchriebenen Gedichten das „Höchſte der Kunſt" zu erblicken. Weder bei dem jungen noch bei dem alten Gottſched findet ſich eine ſolche Geſchmackloſigkeit ausgeſprochen. Er hatte, wie wir nun ja wol wiſſen, viel zu hohe Anſchauungen vom Dichter, als daſs er in den, zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts immerhin glänzende Ausnahmen bildenden preußiſchen Dichtern aus der, ihm unmittelbar vorausgegangenen Zeit,

leitungen und Nachweiſungen darüber, wie die beſten Dichter in den verſchiedenen Dichtarten ihr Ziel zu erreichen ſtrebten. Wol empfiehlt er hier nachdrücklich, die verſchiedenen Gedichtarten im Sinne der früheren Meiſter rein zu halten; der bis dahin auch in dieſer Beziehung vorzugsweiſe üblich geweſenen Zerfahrenheit zu entſagen und ſich nur erſt einmal an die feſten Gränzen zu halten; weil andernfalls ja überhaupt eine Weiterentwickelung zum Höheren gar nicht möglich wäre; vielmehr die Kunſtbarbarei immer weiter um ſich greifen müſſte. Aber ſelbſt in dieſem Teile knüpft er doch immer wieder an die großen

wirklich große Dichter, überhaupt nur Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes, hätte erblicken mögen. (Wie kritiſch bereits der fünfundzwanzigjährige Gottſched ſeinem, trotz alledem und mit vollſtem Rechte verehrten, Landsmanne Pietſch gegenüberſtand, haben wir erfahren. — Auch im VII. Bande der ‚Beyträge‘ macht er es Pietſch auf S. 150 gewiſſermaßen zum Vorwurfe, daſs er ſich „nie in die Tiefe der Leidenſchaften heruntergelaſſen“ und nie danach getrachtet habe, deren „natürlichen, ungekünſtelten Ausdruck zu erreichen“.) Dieſe Dichter wurzelten, gleich Opitz und faſt allen andern Opitzianern, noch ganz in dem Boden der Anſchauung, nach welcher die Dichtkunſt im Grunde nichts anderes als eine gebundene Beredſamkeit ſeyn ſollte; und gerade zu dieſer Anſchauung ſtellte ſich der Schöpfer der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ in den ſchroffſten Gegenſatz. In den ſeltenen Fällen, wo er Beſſer, Canitz oder Pietſch überhaupt anführt, kommen ſie ihm nur als Vorbilder einer reinen Schreibart in Betracht; von irgend einer Überſchätzung dieſer Dichter iſt nie die Rede; und es wäre unbegreiflich, wie das, von Muncker neu aufgenommene, Misverſtändnis entſtehen, wie es fort und fort weitergetragen werden konnte: wenn man nicht wüſſte, daſs ein einmal ausgeſprochener, oberflächlich angeſehen, verſtändlich erſcheinender Unſinn ohne Nachprüfung Jahrzehntelang, ja Jahrhundertelang in Kraft beſtehen kann, wenn er andern Vorurteilen günſtig und für die „geſchichtliche Auffaſſung“ bequem iſt. Man merke ſichs alſo ein für allemal: Canitz, Pietſch und ihres gleichen (auch Günther gehört zu ihnen) galten dem kühnen Revolutionär auf dem Gebiete der Dichtkunſt nicht für große Dichter; in ihrer Art erblickte er nicht „das Höchſte der Kunſt“: ſondern er ſtellte ſie nur den zuchtloſen, den geſchmackloſen und ihre Mutterſprache verſudelnden „Dichtern“ ſeiner Zeit als immerhin tüchtige, vorbildliche Talente der Vergangenheit, überhaupt als einige der wenigen, für Deutſchland bisher in Betracht gekommenen Vertreter der kleineren Gedichtarten, als immerhin noch nicht von Grund aus veraltete Vorbilder auf.

Einſichten und Ausblicke des erſten Teiles an; und wir empfangen auch in dieſen, vorzugsweiſe lehrhaft gehaltenen Abſchnitten ſtets den Eindruck, es mit einem großen, wenn auch den maſſenhaften Stoff noch nicht in jedem einzelnen Falle frei beherrſchenden, ganz ungewöhnlich klaren, ſehr lebendigen und reichen Geiſte zu tun zu haben; der zwar in Dieſem und Jenem ein Kind ſeiner Zeit, aber zugleich ein, ſeiner Zeit kühnen Mutes vorauseilender, allem Chaotiſchen abholder, jedes Chaos klärender Genius iſt. Und wenn auch ein ſo beſonnener, dort, wo er wirklich ein Wiſſender iſt, vorſichtig und fein urteilender Mann, wie Franz Muncker, einmal meint, daſs erſt ſeit 1748 „ſelbſtändige Geiſter" auf dem Gebiete der deutſchen Dichtkunſt erſchienen wären (‚Klopſtock' S. 330): ſo wird man doch berechtigt ſeyn, in dem Verfaſſer der ‚critiſchen Dichtkunſt' und verſchiedener in ihr veröffentlichten Gedichte nicht nur ebenfalls einen ſehr ſelbſtändigen Geiſt zu erblicken, ſondern auch den großherzigen Erzieher ſelbſtändiger Geiſter und vieler „mittelmäßigen Köpfe", die ſich, nach Gottſcheds eigenen Worten, „erſtlich wider Willen bekehren[84] ließen und zur Dankbarkeit noch ihren Lehrer läſterten: hernach aber noch alles beſſer wiſſen wollten und ſo gelehrt thaten, als ob ſie von niemanden etwas gelernet hätten, ſondern ganz klug und erleuchtet zur Welt gekommen wären." Wer anders, als ein höchſt ſelbſtändiger Geiſt konnte den Mut finden, eine Reform der deutſchen Dichtkunſt anzuſtreben? — Denn allerdings iſt die ‚critiſche Dichtkunſt' nicht etwa ein litterariſches „Regelbuch", ein Geſetzbuch im landläufigen Sinne des Wortes; ſondern ein Reform-, ja mehr: ein Revolutionswerk erſten Ranges. Wie Gottſched mit dem ‚Grundriß einer vernunftmäßigen Redekunſt', nach Wanieks richtiger Meinung, eine „Reform der Rhetorik anſtrebte und durchgeſetzt hat" (ich füge hinzu: im Laufe der Zeit und vornehmlich durch die große ‚Redekunſt' des Jahres 1736); ſo hat er uns auch eine ganz neue, vor allem eine richtige und große Anſchauung vom Weſen der Dichtkunſt, und von der Natur

[84] Hier klingt auch wieder das „lehren, die Menſchen zu beſſern und zu bekehren" Fauſts an. — Der Satz ſelbſt findet ſich im ‚Neueſten a. d. anmutigen Gelehrſamkeit' III, 694.

des Dichters aufgezwungen. Er hat nicht nur dort der „rein äußerlichen Dreſſur gegenüber“ (durch die man „die Jünger der Beredſamkeit auf die lullianiſche Scheibe, auf die topiſchen Fächer, die Sammlungsbücher oder ſogenannten Beleſenheitsregiſter verwieſen und ſie mit Hilfe von Kollektaneen angeleitet hatte, Worte zu machen, welche mit allen möglichen oratoriſchen Zierden und gelehrtem Flickwerk ausgeſtattet waren“) „eine wirklich innere Bildung des Redners gefordert und das Weſen der Rede nicht in jenem formalen Kram, ſondern im Gehalte gefunden“ und „Sophiſten und Schwätzer aus der Zahl der Redner ausgeſchloſſen“ (Waniek): Er iſt auch hier über den eigentlichen Regelkram hinaus auf das Weſen der Dichtkunſt gedrungen; hat auch hier die Zöglinge und Koſtgänger der poetiſchen Trichter und Wörterbücher, die ſeichten Reimer[85], die geiſtloſen Zotenreißer und zuchtloſen Stümper aus dem Kreiſe der Dichter geſtoßen und uns die Einſicht geläufig gemacht: daſs die Dichtkunſt ein, der vorſtellenden Vernunft des Dichters, vor allem des großen Dichters, entwachſenes Spiegelbild der Natur ſeyn, daſs die Dichterſprache eine Sprache des Herzens und Gemütes ſeyn müſſe. Er hat der Natur, dem Menſchen mit all' ſeinen Trieben und Gemütsneigungen, wieder (oder eigentlich zum erſten Male) das Daſeynsrecht in der deutſchen Dichtkunſt erobert — und ich weiß Keinen, dem wir ein größeres, ja auch nur ein gleich großes Verdienſt[86] auf dieſem Gebiete zuſchreiben dürften. Auch Bodmer und Breitinger ſind mit ihrem, in der Hauptſache dem ‚Spectator‘ einfach nachgeplapperten, oberflächlichen und „konfuſen“ Geſchwätze nicht über Gottſched hinausgekommen,

---

[85] Selbſt ſogenannte Verskünſtler ſchätzte Gottſched, der doch eigentlich nur auf „korrekte Verſe“ geſehen haben ſoll, ſehr gering ein; wofür ich, aus Mangel an Raum, nur einen Beleg liefern will. Auf S. 45 der ‚Dichtkunſt‘ ſagt er: „Wenn die Verſe nicht ſchön ſind, ſo taugen ſie ſchon nichts. Und wenn ſie weiter nichts gutes an ſich haben, als daß ſie rein und ungezwungen flieſſen: ſo ſind ſie ſchon ſchlecht“.

[86] Ich ſpreche hier ausdrücklich vom Verdienſte. Daſs einige der Schüler und Nachfolger Gottſcheds ein größeres, einſeitiger ausgebildetes Talent für die Dichtkunſt beſaßen, als der Meiſter, waren Glücksfälle, und obenein durch Gottſcheds großes Wirken geförderte Glücksfälle; keine Verdienſte.

wie selbst Danzel uns glauben machen will, der da behauptet: daſs Gottſched „im Grunde nur auf eine poetiſche Schreibart ausgeht“ und die Poeſie „neben die Redekunſt“ ſtellt; daſs dagegen die Schweizer „in Deutſchland die erſten ſind, welche die Poeſie als Kunſt betrachten“. Wer meine, ſich feſt an die eigenſten Worte und Ausführungen Gottſcheds haltende, Darſtellung aufmerkſam verfolgt hat, weiß: daſs auch die „poetiſche Schreibart“ für Gottſched nur eine Seite der Dichtkunſt bildet; daſs er (als Erſter!) die Poeſie grundſätzlich von der Redekunſt ſcheidet; eben weil ſie ſich auf ganz andere Grundlagen, als auf die „poetiſche Schreibart“, ſtützt und einem ganz anderen Zwecke dienen ſoll. Wenn die Schweizer, ſoweit ſie Eigenes (d. h. von Addiſon, Locke und Anderen Entlehntes) geben und nicht Gottſcheds Anſchauungen „mit ein klein wenig andern Worten“ wiederholen, die Poeſie immer nur mit der Malerei vergleichen: ſo geht Gottſched (der ja den Dichter ebenfalls einen Bruder des Malers nennt in ſofern, als ſie beide Nachahmer der Natur ſeyn ſollen) jedem derartigen Vergleiche wohlweislich aus dem Wege. Ja er erklärt ſogar nachdrücklich: daſs der Poet ein viel weiteres Feld zu beſtellen habe als der Maler; daſs nur die „kleinen Geiſter“ ſich damit begnügten, die Natur nachzumalen oder zu beſchreiben[87]. Aber ich müſſte mich wiederholen, wenn

[87] Allerdings meinte Breitinger im 1. Abſchnitt ſeines Buches (S. 31): „Ich nehme dieſe Benennung (poetiſche Mahlerey) nicht, wie in dem erſten Verſuche geſchehen iſt, in dem engen Verſtande, nach welchem die Gemählde der Poeſie die ſonderbarſten Schönheiten in dieſer Kunſt ausmachen wenn ſie dem Auge der Seelen die Gegenſtände in ſolcher Klarheit vorſtellen, als ob ſie gegenwärtig ſichtbar vor uns ſtähnden, ſo daß das Gemüth dadurch ganz entzücket wird, ſondern ich verſtehe ſie allhier nach ihrem vollkommenſten Inbegriffe, ſoferne ſie neben der Ausdrückung, die ganze Arbeit der poetiſchen Nachahmung und Erdichtung mit allen ihren Geheimniſſen und Kunſtgriffen in ſich ſchließet, dergeſtalt, daß die ganze Poeſie eine beſtändige und weitläuftige Mahlerey genennet werden kann . . . ich nenne die Poeſie eine poetiſche Mahler-Kunſt, weil dieſes lebhafte und Herzbewegende Schildern das eigenthümliche Werk der Dichtkunſt iſt“ — aber er bewies durch dieſes allgemein gehaltene, ein unklares Echo der Ausführungen Gottſcheds bildende, Gerede nur, wie ganz verworren es in ſeinem Kopfe ausſah; er bewies vor allem dadurch,

ich Danzel umſtändlich widerlegen wollte. Auch an die Richtigſtellung der andern Behauptung Danzels: Gottſched habe nichts davon wiſſen wollen, daſs in jeder großen Kunſtſchöpfung die „Regel" enthalten ſey, daſs der Schaffende ſich ſelbſt die Regel gebe, will ich nicht viel Worte wenden; weil dieſe falſche Behauptung, gleich allen andern ebenſo ſchiefen Schlüſſen, nur in einem bedauerlichen Mangel an Verſtändnis wurzelt. Gottſched erklärt an geeigneter Stelle (und er wäre ja wirklich der Narr geweſen, zu dem Narren und Schelme ihn ſtämpelten, wenn er etwas anderes behauptet hätte) ausdrücklich: daſs die großen alten Dichter, weil ſie einenteils der Natur noch näher ſtanden, andernteils zweifellos denkende Männer waren, nach den in der „Notwendigkeit der Dinge" begründeten Regeln gearbeitet haben, ohne ſich ſelbſt umſtändlich Rechenſchaft von dieſen Regeln zu geben. Er erklärt ferner ausdrücklich: daſs Ariſtoteles nichts anderes getan habe, als dieſe, ſich in den großen Werken vorfindenden, Regeln feſtzuſtellen[88]; damit ſie einenteils den Genießenden, andernteils allen Jenen, die keine großen Dichter ſind, aber als gut erzogene Talente die Dichtkunſt in lebendigem Fluſs erhalten wollen und ſollen, zur Richtſchnur dienen können. Um dieſe abermalige und gründlichere, auch auf neuere Dichtwerke ſich ſtützende, Feſtſtellung war es Gottſched gleichfalls nur zu tun; und es iſt ganz unbegreiflich und zeugt von der großen Befangenheit ſelbſt eines ſo nachdenklichen Kopfes, wie Danzel es war, daſs man Gottſched ſo misverſtehen konnte. Nichts lag ihm ferner, als zu behaupten, die Regeln wären das Urſprüngliche, gewiſſermaßen von Gott und Ariſtoteles Geſetzte, dem die Dichter, ſie mochten wollen oder nicht, ſich fügen müſſten. Über

daſs er vom Weſen der Malerey gerade ſo wenig wuſſte, wie vom Weſen der Dichtkunſt. Wie klar ſteht hier Alles bei Gottſched; wie feſt und ſicher umſchreibt er den Kreis der Aufgaben des Dichters, ohne dieſen durch das Wort „Malerei" irre zu führen.

[88] Auch im 3. Bande der ‚Beyträge' ſagt Gottſched auf S. 616: „Es kommt nicht auf das Anſehen Ariſtotelis, oder andrer Critikverſtändiger an, die ſolche Regeln nach ihrem Eigenſinne ausgedacht hätten. Die geſunde Vernunft hat ſolches die griechiſchen Tragödienſchreiber gelehret, ehe dieſer Weltweiſe die Regeln der Dichtkunſt abfaſſete."

eine ſo unſinnige Behauptung hätte niemand lauter gelacht als Gottſched ſelbſt. Seine richtige und durch nichts zu widerlegende Anſicht war es dagegen: daſs Homer und die anderen Meiſter deshalb große Dichter wären, weil ſie, ſey es unbewuſſt, ſei es bewuſſt, das Kunſtnotwendige, das immer zugleich ein Vernunft- und Naturnotwendiges iſt, erſtrebt hätten. Ein großer Dichter, ein, das Weſen aller Naturorganiſation lebendig in ſich tragender Genius, würde auch in der Neuzeit notwendig den ewigen Regeln ſeiner Kunſt (wenigſtens in der Hauptſache, denn zur vollen Beherrſchung der Kunſtnotwendigkeiten gehört auch ein gutes Teil bewährter und zu erlernender Überlieferung) gerecht werden — einem ſolchen etwas „lehren" zu wollen, lag ja auch gar nicht in der Abſicht Gottſcheds. Lehren wollte er nur die an Zerfahrenheit und Zuchtloſigkeit krankenden genieloſen Dichter ſeiner Zeit und die noch zu erziehenden Talente der Zukunft. Sie ſollten einſehen lernen, worauf es den großen Dichtern aller Zeiten (und nicht etwa nur den Alten, wie ſeine weltlitterariſchen Beiſpiele zeigen) angekommen wäre, was ſie erſtrebt und erreicht, aber auch — und das iſt ſehr wichtig! — was ſie verfehlt hätten. Sie ſollten an dem blöden, auch uns heute wieder ganz geläufigen, Glauben irre werden, daſs jeder versmachende oder ſchreibende Narr ſeiner unerzogenen, liederlichen Neigung folgen dürfe, ohne auch nur die Schwierigkeiten ſeiner Kunſt zu ahnen. Lehren wollte er vor allem aber auch die Genießenden, deren unerzogener Geſchmack von unerzogenen, genieloſen Versmachern und Schreibern auf alle möglichen Irrwege geleitet wurde. Sie ſollten einſehen lernen, woran ſie ein wirkliches Dichtwerk der verſchiedenen Arten, überhaupt eine Dichtung, die dieſes großen Namens würdig wäre, erkennen könnten. Das war die Aufgabe, die Gottſched ſich geſtellt hatte — die er als Denker und Dichter zugleich löſte. Hätten die Schweizer und ihre Parteigenoſſen, hätten die Gottſchedbeurteiler der ſpäteren Zeit ſich ernſtlich bemüht, den Schöpfer der ‚critiſchen Dichtkunſt' zu verſtehen: ſo wäre der ganze, höchſt unerquickliche und die Geiſter aufs neue verwirrende „Litteraturſtreit" mit ſeinem Meere von Worten, die ſo groß klangen und, gegenüber den

ſachlichen Ausführungen Gottſcheds, nichts bedeuteten, gewiſs niemals in die Erſcheinung getreten.

Wol mag man vom Standpunkte einer noch höheren, durch die Vorarbeit Gottſcheds erſt ermöglichten, Entwickelungsſtufe manches an dem Werke vermiſſen; denn Gottſched läſſt ſich nur ſelten auf äſthetiſche Einzelbetrachtungen ein. Er ſcheint z. B. noch nichts vom Kontraſt, als einem wirkungvollen Kunſtmittel zu wiſſen; eben ſo wenig von Licht und Schatten, von verſchiedenen Graden der Beleuchtung, von Vorder- und Hintergründen; auch die Worte ‚naiv‘ und ‚ſentimental‘ ſpielen bei ihm keine Rolle. Kurz: er behält nur die groſsen Hauptſachen im Auge; weil er nur einen groſsen Hauptzweck verfolgt. Zu ſeiner Zeit konnte Gottſched jedoch wirklich nichts beſſeres tun, als ſich auf dieſen Hauptzweck zu beſchränken. Denn er ſchaffte dadurch auf einem, trotz aller lateiniſchen und deutſchen Poetiken, bisher nahezu ganz dunklen Gebiete plötzlich Licht; durch das ſpäter alle das Andere, das er noch nicht in ſeinen Plan aufgenommen oder auch vielleicht noch nicht eigentlich bedacht hatte (obwol ja ſein, weit über den Standpunkt des Ariſtoteles hinausgehendes, Geſetz von der Naturnachahmung eigentlich ſchon alle in der Natur herrſchenden Kontraſte, Licht, Schatten[89] u. dgl. m. in ſich einſchloſs), ſozureden, von ſelbſt hervorgelockt werden muſste.

Aber wo hat denn Gottſched in ſeinem Werke „der Natur des Schönen ſelbſt nachgeforſcht“? So werden meine gelehrten, in Danzels Buche bewanderten Leſer fragen. Und ferner: wie kann es entſchuldigt werden, daſs Gottſched uns die „den romaniſchen Ländern eigentümlichen Kunſtformen hat aufdrängen wollen“ (Danzel)?

Was dieſe zwei Fragen anbetrifft, ſo möchte ich die erſte in aller Kürze dahin beantworten: daſs zu umſtändlichen äſthetiſchen oder äſthetiſirenden Tüfteleien damals noch nicht die Zeit gekommen war; ſie hätten nur Verwirrung ſchaffen müſſen und

[89] Wie wir uns erinnern (vgl. S. 406), ſpricht Gottſched immerhin ſchon davon, daſs der Dichter nicht „durch zu viel Licht das Auge blenden“ dürfe.

ſchafften ſie auch, als die unklaren Schweizerköpfe ſich, einer aus Frankreich kommenden Anregung folgend (Dubos!), auf dergleichen einließen. Nötig war für jetzt nur Eines: Klarheit, unbedingte Sachlichkeit. Die aber ſpendete Gottſched im denkbar größten Umfange; ſpendete ſie zugleich mit ſolchem Tiefblick für das, was dem Dichter — jedem Dichter, auch dem größten — nottut: daſs die Wirkung ſeines Werkes ebenfalls die denkbar größte war und blieb, trotz alles „äſthetiſchen" Geredes Bodmers, Breitingers, Baumgartens und Anderer; auch trotz des ‚Meſſias', von dem ja hier noch nicht die Rede ſeyn kann. Gottſched gab ſeiner Zeit und ſeinem Volke mehr, als alle Bodmers, Breitingers und Baumgartens ihm geben konnten. Mit unfruchtbaren, wenn auch an ſich keineswegs unnützen oder wertloſen, Ergründungen des „Schönen" hat er ſich zwar nicht abgegeben; aber der eine, von Danzel (übrigens auch von Serwaes und Anderen) ſtets behutſam überſehene, großartige Satz: „Die Schönheit eines künſtlichen Werkes beruht nicht auf einem leeren Dünkel[90], ſondern ſie hat ihren feſten und notwendigen Grund in der Natur der Dinge" — dieſer eine tiefſinnige Fundamentalſatz wiegt ſchwerer als alles äſthetiſche Gerede, das ſeit 1719 (Dubos) und 1735 (Bodmer-Breitinger) bis auf den heutigen Tag in Frankreich, namentlich aber in Deutſchland, zur Welt gebracht worden iſt; wiegt in gewiſſer, d. h. in praktiſcher, Beziehung ſogar ſchwerer als die äſthetiſchen Unterſuchungen Kants und Hegels — wiegt mit einem Worte ſchwerer als die ganze nachgottſchediſche ‚Aeſthetik', die nur deshalb nie eigentlich unheilvoll, oder doch höchſtens in den Köpfen der Dilettanten und oberflächlichen Kunſtgenießer verwirrend gewirkt hat: weil die Dichter und Künſtler (wenigſtens jene, auf die es allein ankommt) ſich an alle die ſchöngeiſtigen Haarſpaltereien und abgrundtiefen

[90] D. h. ſie iſt nicht in das Belieben des erſten beſten „ſchaffenden" Hanswurſtes geſtellt, nicht in das „Gefallen" oberflächlicher, leerer Köpfe, wie ſie damals zu Tauſenden herumliefen und auch heute wieder auf allen Gebieten der Kunſt (Bildhauerei und Architektur im allgemeinen ausgeſchloſſen, weil ſich in dieſen Künſten die feſten „Regeln", ſozureden, zwingend fühlbar machen) ihr Unweſen treiben.

Flachheiten nie gekehrt[91], ſondern ſtets, bewuſſt oder unbewuſſt, an das gehalten haben, was durch Gottſched ein für allemal dem Bewuſſtſeyn der Welt eingeprägt worden war und was im Grunde nichts Anders iſt, als das Eine, was in jedem wirklich ſchöpferiſchen, nachdenklichen Dichter triebkräftig lebt: der Sinn für Organiſation; der Drang, Welt und Menſchen in ihrem Weſen zu ergründen und nach feſten, vom Verſtande klar erkannten[92] oder auch aus triebartiger Nötigung befolgten, notwendigen Geſetzen in einheitlich geordneten Abbildern zur Darſtellung zu bringen[93].

---

[91] Auch der Meſſias-Dichter hat ſich nie eigentlich an das Gerede der Schweizer gekehrt, wie dieſe glaubten und wie es auch heute noch vielfach geglaubt wird. Er hat vielmehr ſo draufzugedichtet, wie es ſeiner lyriſch-poetiſchen aber von Grund aus unkünſtleriſchen Natur gemäß war; höchſtens daſs er durch die Meinung Breitingers, daſs die echte Poeſie dem religiöſen Glauben dienen müſſe (eine Anſicht, welche dem, ſeiner Zeit vorauseilenden, weltweiſen Zukunftmanne Gottſched allerdings gründlich widerſtand), angeregt worden ſeyn mag, den Heiland zum Helden eines Gedichtes zu machen. Das „Wunderbare", das bei Gottſched ſeine feſtbegränzte Stellung einnimmt, aber bei dem Schweizer zu einem Unding geworden war („Was iſt Dichten anders, als ſich in der Phantaſie neue Begriffe und Vorſtellungen formen, deren Originale nicht in der gegenwärtigen Welt der Wirklichkeit, ſondern in irgend einem andern möglichen Weltgebäude zu ſuchen ſind", faſelt er einmal; obwol er dann doch auch wieder von der „Nachahmung der Natur" in ſeiner konfuſen Art redet), brauchte Klopſtock ſich nicht erſt beibringen zu laſſen; dergleichen fand er bei Milton und Anderen; und am beſten hätte er es bei Gottſched finden können, von deſſen Weisheit ſich ein ſo konfuſer Geiſt, wie der junge Klopſtock es ebenfalls war, naturgemäß abgeſtoßen fühlen muſſte.

[92] Man macht es Gottſched gern zum Vorwurf, daſs er die dichteriſche Tätigkeit in Beziehung zum Verſtande bringt. Aber jeder Künſtler, jeder wirkliche Dichter wird Gottſched gerade hierfür Beifall zollen. Sagt doch ſelbſt ein ſo „romantiſcher" Dichter wie Novalis: „Der Sitz der eigentlichen Kunſt iſt im Verſtande"; und: „Der denkende Verſtand iſt die höchſte Thätigkeit des künſtleriſchen Menſchen." (Vergl. H. St. Chamberlain „Richard Wagner" u. A. S. 426.)

[93] Um das wirklich zu können, d. h. um ſeine etwaigen „Geſichte" ſo körperlich außer ſich darzuſtellen, daſs ſie als lebendige Gebilde wirken, bedarf der Dichter und Künſtler natürlich einer vollkommenen Herrſchaft über die inneren und äußeren Geſetze, über alle Notwendigkeiten ſeiner

Was aber die zweite Frage anbetrifft, so habe ich darauf zu erwidern: dass Gottsched nie und zu keiner Zeit seines

Kunst. Er muss sie sich entweder im Anschauen großer Kunstwerke und im Nachdenken über alle in ihnen wirksamen Gesetze selbst erobern, oder sie müssen ihm von einer auch in diesen Dingen bereits feste Besitztümer bietenden Zeit entgegengebracht werden; so dass sie die in ihm schlummernden Fähigkeiten zu günstiger Stunde wecken. Wenn Bodmer den großen Forderungen Gottscheds mit der Phrase begegnen zu können meinte, dass die alten Dichter fürs erste nur so draufzugedichtet hätten; so übersah sein oberflächlicher Geist vor allem das Eine: dass die unbekümmert, sozureden, gedankenlos draufzudichtenden ältesten Dichter naturnotwendig zunächst gar keine wirklichen Dichtwerke schufen, deshalb auch für die Welt verschollen geblieben sind. Ein Homer dichtete (all' seiner, wahrscheinlich gar nicht auf den oder die Schöpfer der zwei Weltgedichte, sondern auf spätere, stümpernde Bearbeiter zurückzuführenden, Mängel ungeachtet) nichts weniger als nur so draufzu, wie etwa der unbefangene junge Klopstock in beseligender Gedankenlosigkeit ein großes Epos glaubte zu Stande bringen zu können. Aeschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes und andere Dramatiker, ja selbst der einfache Anakreon und der sprachgewaltige Pindar, waren, wie man auch über den Höhenrang ihrer Kunst denken mag, weit, weltenweit davon entfernt, wie ein Klopstock oder wie der „Dichter" unsers alten Nibelungen-Liedes, nur so draufzudichten. Im Gegenteil: alle diese Meister des Altertums waren zweifellos nicht nur große ursprüngliche Talente, sondern auch sehr, sehr nachdenkliche Köpfe, welche das mühsam in Jahrhunderten oder Jahrtausenden erworbene Gut der Kunstgesetze sich in ernster Arbeit zu eigen gemacht hatten. Selbst unsere kümmerlichen „Meistersinger" waren dem Zustande des „Nur-so-draufzudichtens" bereits recht weit entrückt und schufen nach strengen, sogar schon recht schwer zu befolgenden Gesetzen. Aber selbst die kleine Kunst dieser kleinen Leute war zu Gottscheds Zeit in Vergessenheit geraten; sie war überdies, wie auch die steife Kunst Opitzens, nur auf das enge Gebiet der kleinen Versdichtung beschränkt geblieben; und Gottscheds leidenschaftvolles Trachten gieng gerade darauf hin, die Deutschen endlich für die großen Formen der Dichtkunst zu erziehen. Wenn er da, mit den guten Schweizern, den zu allen Zeiten allen eitlen Stümpern geläufigen Wunsch, nur so draufzudichten zu dürfen, zur Richtschnur für die, von hochentwickelten Kulturvölkern umgebenen Deutschen aufgestellt hätte — was wäre daraus geworden?! Gräßlich zu denken! — Nein; wenn wir als ernste, einsichtvolle Menschen, und nicht nur als oberflächliche Schwätzer über diese sehr ernste künstlerische Angelegenheit reden wollen: so müssen wir Danzels, von Braitmaier so entschieden bekämpfte, Meinung: dass ein Volk erst die Technik, das Handwerksmäßige, als ein äußeres Formengesetz erlernen müsse,

Lebens, als Verfaſſer der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ am wenigſten, daran gedacht hat, uns das „romaniſche Kunſtideal“, oder die romaniſchen „Kunſtformen“ irgendwie aufzudrängen, ja ſelbſt auch nur nachdrücklich zu empfehlen[94]. Desgleichen ſuchen wir in dem ganzen Werke vergebens nach Beweiſen für Danzels Behauptung, daſs „erſt Gottſched das Siècle de Louis XIV in ſeiner Eigentümlichkeit den Deutſchen zum Muſter aufgeſtellt“, daſs er die Litteratur dieſer franzöſiſchen Epoche „ſich ausſchließlich zum Muſter genommen“ habe. — Keine Spur iſt von alledem zu entdecken; und es wäre unbegreiflich, wie der vielgerühmte, von mir übrigens trotz alledem hochgeſchätzte, nachdenkliche „Retter“ Gottſcheds zu ſolchen „Irrtümern“ kommen,

daſs dieſer Vorſtufe dann erſt die eigentliche ſchöpferiſche Phantaſiearbeit folge, in der Hauptſache für durchaus richtig erklären. Nur ein Fremdling in der Kunſt kann mit Braitmaier und Genoſſen wähnen: daſs „die Gebilde der Phantaſie eines gottbegnadeten Künſtlers“ ſich dadurch auszeichnen, „daß ihnen von Haus aus, vom erſten Keim an eine hohe harmoniſche Schönheit inne wohnt“ (a. a. O. I, S. 8). Als die älteſten Künſtler des Altertums ihre unharmoniſchen, ſteifen, unlebendigen Bildwerke und „Gedichte“ ſchufen, da ſtellten ſie ohne Zweifel den „Genius“ ihrer Zeit vor; aber ihnen fehlte noch Alles, was heute einem „Genie“ als überkommenes, reiches, auf Jahrtauſende ſich ſtützendes Erbe in den Schooß fällt. Es gibt kein „Genie“, das ohne die, ſeiner Kunſt eigentümliche, aus den „Notwendigkeiten der Dinge“ mühſam in Jahrtauſenden heraus entwickelte, Technik etwas wirklich Großes, ein Werk von „hoher harmoniſcher Schönheit“ ſchaffen kann; und ich denke groß genug von den Leſern dieſes Werkes, daſs ich mich in dieſer Beziehung ohne weiteres ihrer Zuſtimmung für verſichert halte. Daſs Gottſched übrigens nicht etwa nur Lehrmeiſter der Technik iſt, daſs er im Gegenteil vor allem darauf hingearbeitet hat, für Deutſchland Dichtwerke von „hoher harmoniſcher Schönheit“ möglich zu machen, brauche ich nach allem, was ich oben ausgeführt habe, wol nicht noch beſonders zu erwähnen.

[94] Gottſched iſt ſo weit entfernt, uns die „romaniſchen Kunſtformen“ auch nur anzuempfehlen, daſs er, wie wir uns erinnern, das Sonett unbedingt verwirft, Stanze, Seſtine, Terzine u. dgl. m. überhaupt unberückſichtigt läſſt. Ihm iſt es eben ſtets nur um die, durch die recht verſtandene Antike geläuterte, deutſche Art zu tun; und wenn er ſeine Bühnenreform ſcheinbar an das dramatiſche Franzoſentum knüpft, ſo geſchieht es nur: „weil die Deutſchen ihnen mehr zutrauen als den Alten“ (Batteux, Vorerinnerung).

wie er ſo verwirrende „Unrichtigkeiten“ in die Welt ſenden konnte; wenn wir nicht annehmen dürften: daſs er die Beſtrebungen des Sprachpolitikers mit denen des Dichters und Poetikers verwechſelte; wenn wir vor allem nicht wüſſten, daſs dieſe, eines gewiſſen Verdienſtes keineswegs entbehrende „Rettung“ doch eigentlich zur größeren Ehre eines Andern unternommen wurde.

Darüber, ob die Dichtkunſt „Selbſtzweck“ ſey, oder, wie Bodmer, Breitinger, Leſſing und Andere meinten, den Zweck habe, die Menſchen zu „beſſern“, hat Gottſched, dem ja die Begriffe „beſſern und lehren“ recht geläufig waren, ebenfalls nichts unbedingt Entſcheidendes geſchrieben — das lag außerhalb ſeines Zweckes. Schlechte Wirkungen wollte auch er, begreiflicherweiſe, mit den Schöpfungen der Dichter nicht angeſtrebt wiſſen. Das konnte er ſchon deshalb nicht wollen: weil die damals noch allmächtige Geiſtlichkeit eine Kunſt, der man in ſittlichen Dingen den Freibrief zur Zuchtloſigkeit erteilte, nie geduldet hätte. Das konnte er vor allem als Freund ſeines Volkes und in ſeiner Eigenſchaft als Volkspädagog nicht wollen. Aber darüber, daſs jede Kunſt, alſo auch die Dichtkunſt, eine freie, von allen nicht eigentlich künſtleriſchen Nebenzwecken unabhängige ſchöpferiſche Betätigung ſey, war ſich Gottſched bereits vollkommen klar — und auch in dieſer Beziehung gieng, trotz Braitmaier und Genoſſen, die Einſicht des Mannes, der die Dichtkunſt ſo ſtreng und beſonnen von der Weltweisheit, der Geſchichtſchreibung und der Redekunſt zu ſcheiden und zu unterſcheiden wuſſte[95], weit über die ſeiner Zeit hinaus. Der „Selbſtzweck“ aller Dichtung beſtand für Gottſched, wie wir uns erinnern, eben darin: daſs ſie uns freie, durch den Geiſt des Dichters verklärte Nachbildungen der Wirklichkeiten, getreue Ausdrückungen der Gemütsbewegungen und Gemütsneigungen und vor allem auch „lebhafte Abſchilderungen der Perſonen“[96]

[95] Man rufe ſich die Ausführungen auf S. 359 ins Gedächtnis zurück.

[96] Dieſe ſpielen auch in den ‚Beyträgen‘ (VI, 481 u. an anderen Stellen) eine Rolle.

böte oder bieten ſollte. Nicht die „Beſſerung", auch nicht eigentlich die „Ergötzung" bildet, nach Gottſcheds Meinung, den „Zweck der Dichtkunſt" (die ſind auch ihm ſchon nur wichtige Begleitwirkungen); ſondern die künſtleriſche, naturgetreue Wiedergebung der Erſcheinungen unſerer Welt, des körperlichen und geiſtig-ſeeliſchen Lebens. „Die Natur iſt der große Gegenſtand des Dichters" ſagt er noch 1756 in den ‚Vorübungen der Dichtkunſt'; und bereits in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen' (II, Stück 8) iſt er über das eigentlich „moraliſche" und „lehrhafte" ſo weit hinaus, daſs er die Dichtung ſich nur an die „Einbildungskrafft und Sinne der Menſchen" wenden, ihre Wirkungen nur durch ſie vermitteln läſſt. Er ſteht in alle Dem, teils auf gleicher Höhe mit ſeinen Nachfolgern, teils hoch über ihnen bis hinunter zu Eſchenburg, der 1783 einen mehrfach aufgelegten ‚Entwurf einer Theorie und Litteratur der ſchönen Wiſſenſchaften' veröffentlichte, in welchem, ſoweit ſein Inhalt auch heute noch lesbar iſt, die ganze äſthetiſche Weisheit von Baumgarten bis hinauf zu Leſſing und Engel, mit herausfordernder Nichtbeachtung Gottſcheds[97], überſichtlich verarbeitet iſt[98].

---

[97] Gottſched wird überall dort, wo er mindeſtens hätte genannt werden müſſen, einfach totgeſchwiegen. Als Quellenſpender werden immer wieder nur jüngere Herren: Bettinelli, Campbell, Diderot, Gerard, Marmontel, Adelung, Baumgarten, Breitinger, Eberhard, Engel, Leſſing, Steiner, Sulzer u. A. angeführt. Nur einmal erwähnt Eſchenburg unter den Poetiken die ‚critiſche Dichtkunſt', weil ſie hier kaum übergangen werden konnte; aber er ſetzt ihr ſchlankweg die Jahreszahl 1751 hinzu und ſtellt ihr Breitingers ‚Dichtkunſt' mit der Jahreszahl 1740 voran! So kämpfte man noch um 1800 gegen den unbequemen Meiſter!!

[98] Dieſes Buch darf ſchon deshalb einen geſchichtlichen Wert beanſpruchen, weil es offenbar macht: daſs alles Gute und Verſtändige, was die „Überwinder" Gottſcheds zu Papier brachten, nichts iſt als ein Echo aus Gottſcheds Schriften. In dem, was Eſchenburg über die Fähigkeiten des Dichters, über die Art ſeiner Tätigkeit ſagt, wiederholt er faſt wörtlich, nur ſehr gekürzt und in trocknem, dürftigem Vortrage, die Ausführungen Gottſcheds. „Die Kunſtwahrheit muß ſich immer auf Naturwahrheit beziehen; und beide werden nach gemeinſchaftlichen Geſetzen beſtimmt" heißt es denn auch bei Eſchenburg; und es wäre ein Leichtes, für faſt alle Sätze Eſchenburgs die entſprechenden Gegenſtücke bei Gottſched nachzuweiſen.

Wir sind uns in der hier abschließenden Betrachtung über alle wichtigen Einzelheiten des Werkes, über sein wahres Wesen

---

Wo er von Gottsched abweicht, da sinkt er, mit allen seinen Quellen, tief unter den Schöpfer der ‚critischen Dichtkunst' hinab. Wenn Gottsched z. B. den alten Klassikern, überhaupt der Antike, nur in sofern einen Wert beimisst, als sie dem Geschmacksreiniger und Litteraturreformator den Weg zeigen, auf dem eine neue deutsche Litteratur zu Stande kommen kann; wenn er weit entfernt ist, etwas Andres, als den Geist, aus dem heraus die alten großen Dichter und Künstler schufen, für vorbildlich zu erklären; so behauptet Eschenburg: dass „jedem Künstler und Kunstliebhaber die Bekanntschaft mit den alten Sprachen, mit der Geschichte, den Altertümern, den mythischen und allegorischen Vorstellungen der Griechen und Römer unentbehrlich" sey. Wenn Gottsched die ganze „didaktische Poesie" aus dem Bereiche der Dichtkunst ausschließt und ihr nur, wegen der „Schreibart" ein bescheidenes Plätzchen in der Poetik einräumt: so tritt sie bei Eschenburg als eine Gattung der Poesie wieder anspruchvoll auf. Lehrgedicht und beschreibende Poesie sind, nach ihm, „nahe verwandt" und spielen eine große Rolle. Am schärfsten aber tritt der Unterschied der beiden Parteien in der Auffassung vom „Zweck der Dichtkunst" hervor. Eschenburg sagt geradezu: „Der Zweck der Dichtkunst ist, zu gefallen und zu belehren. Der Dichter nützt und belehrt desto mehr, je größeres Wohlgefallen er bewirkt; auf Unterhaltung und Interesse darf er desto sichrer rechnen, je sittlicher und belehrender seine Darstellung ist" (3. Aufl. S. 59); und dieser Satz kehrt immer wieder („der allgemeine Zweck der Poesie ist zu gefallen und zu unterrichten" heißt es z. B. auf S. 203), ohne dass dem „Lehren" jemals der große Inhalt gegeben wird, den Gottsched mit dem „moralischen Lehrsatz" umfasst. Auch vom Dramatiker, zumal vom Lustspieldichter, fordert Eschenburg, im Sinne Lessings, die moralische Wirkung in der engen Bedeutung des Wortes: „Hierzu kommt dann auch die Pflicht, die dem Dichter jeder Gattung heilig sein muß, und bei denen Dichtungsarten, welche die Handlung vergegenwärtigen, zwiefach verbindlich ist, daß er alles aufs sorgfältigste vermeide, was die Sitten eher verschlimmern, als bessern, die moralische Unvollkommenheit eher empfehlen als beschämen kann" (S. 278). Über die Tragödie weiß zwar Gottsched auch nicht allzuviel zu sagen; aber was er sagt hat wenigstens Hand und Fuß und zeugt davon, dass er die flachen Ausführungen (namentlich die berühmte „Definition") des Aristoteles für bedeutunglos gehalten hat. Eschenburg kommt dagegen, als gelehriger Schüler Lessings, nicht über oberflächliche Redensarten hinaus. Er behauptet nur, dass eine Handlung „tragisch wird, wenn sie fähig ist, Mitleid und Besorgnis, das ist alle die Gemüthsbewegungen rege zu machen, denen wir unser Mitleid schenken" (S. 24); er spricht sogar davon, dass „Mitleid und Furcht durch das

und über den Geiſt, aus dem heraus es an der Schwelle der neuen Zeit unſerer Geſchichte und Litteraturgeſchichte geſchrieben wurde, klar geworden; jetzt aber dürfte ſich uns noch die Frage entgegenſtellen: ob Gottſched mit ſeiner ‚critiſchen Dichtkunſt‘ wirklich etwas Neues geboten, ob er die Erkenntnis über ein, für die Kulturmenſchheit ſo bedeutſam gewordenes, Gebiet durch irgend etwas erweitert oder wenigſtens vertieft habe? Soviel wird man wol behaupten dürfen: daſs Gottſched auch dann mit ſeinem erſten Hauptwerke groß daſtünde, wenigſtens innerhalb der deutſchen Litteraturgeſchichte und Äſthetik einer gewichtvollen Unſterblichkeit würdig wäre, wenn er nur alte, jedoch ſeit Langem nicht mehr wirkſam geweſene, Wahrheiten und Einſichten neu durchdacht und zerſtreute neuere Gedanken von einem bedeutſamen, hohen Geſichtspunkte aus in einen überſichtlichen Zuſammenhang gebracht hätte.

In meiner ganzen bisherigen Darſtellung habe ich, um nicht etwa der Überſchätzung meines Helden beſchuldigt werden zu können, es denn auch vermieden, über dieſen Rahmen hinauszugehen. Ich habe den Schein beſtehen laſſen: als ob Gottſched wirklich nur ſelbſtdenkender Erneurer und Ordner der Gedanken des Ariſtoteles und anderer alten und neuen Denker, beziehungweiſe Schriftſteller, geweſen; oder beſſer geſagt: als ob er in ſeiner Bedenk- und Ordnungarbeit nicht eigentlich über die Gränzen deſſen hinausgekommen ſey, was bereits von alle den Vordermännern, die er für den Wert ſeiner Einſichten zeugen läſſt, ohne tieferen Zuſammenhang, mehr oder weniger ſplitterweiſe, ausgeſprochen worden war. Und in Vielem darf er ja tatſächlich auf dieſem Gebiete keinen andern Ruhmestitel beanſpruchen. Aber wie der eine große Satz: daſs die Schönheit eines Werkes, daſs vor allem auch die Kunſtgeſetze ihren feſten Grund in der Notwendigkeit, in der unveränderlichen Natur der Dinge haben — wie dieſe vor Gottſched, vor 1730, ja ſelbſt noch

Trauerſpiel gereinigt werden“! — So ſah die, der überlegenen Weisheit Gottſcheds angeblich weit entwachſene, „Äſthetik“ Deutſchlands noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts aus! Man ſollte ſich das ein für allemal merken.

recht lange nachher, so viel ich weiß, keinem Poetiker und keinem Dichter zum Bewusstseyn gekommene Wahrheit[99] bereits eine vorauseilende Überlegenheit des Kunstlehrers offenbart; wie Gottsched ferner mit der Einsicht, dass ein Dichter, der die für Deutschland noch erst zu schaffenden großen Werke zu Stande bringen wolle, nicht etwa nur ein Gelehrter, sondern vor allem ein, mit reichem Wissen ausgestatteter, großer Geist seyn müsse, dem Bewusstseyn der Welt etwas ganz Neues zugeführt hat: so ist er auch nach zwei andern Richtungen hin weit über Aristoteles und alle seine sonstigen Vorläufer hinausgegangen; und es ist nötig, dass wir uns hier zum Schlusse darüber volle Klarheit verschaffen.

Schon C. F. Brämer zählte 1744 auf S. 52 seiner ‚Gründlichen Untersuchung von dem wahren Wesen der Dichtkunst' zu den Männern, die „auf verschiedene Art von der Meinung des Aristoteles abgehen", dass die poetische Naturnachahmung nur in der Fabel bestehe, neben Campanella, Vossius und Dacier auch Gottsched.

Worin besteht nun diese Abweichung? Brämer, der sein Büchlein mit dem Anspruche veröffentlichte, das wahre Wesen der Dichtkunst noch gründlicher untersuchen zu wollen, als der vielberufene Mann, dessen kunstgelehrte Weisheit er zwar zu verbessern gedenkt, dem gegenüber er es jedoch nie an der schuldigen und gern gezollten Ehrerbietung fehlen lässt[100] —

---

[99] Auch dieser Satz gehört eben zu denen, über die man stets hinweggesehen hat, weil man seine Bedeutung anscheinend nicht erkannte.

[100] Nachdem er, Gottsched vielfach misverstehend, auf einigen Seiten „die wahren Begriffe, so in der critschen Dichtkunst zum Grunde liegen", dargelegt hat, fährt er (S. S. 99/100) fort: „Diese Begriffe des Herrn Gottscheds haben nicht wenig Anhänger unter den Deutschen. Man findet dieselben in den mehresten Schriften, so seit einiger Zeit sowohl in Leipzig, als an andern Orten ausgekommen sind. Selbst des Herrn Bodmers und Breitingers Gedanken sind so sehr von denselben nicht unterschieden, als uns einige Umstände zu überreden scheinen ... Wenn also von der Poesie überhaupt die Rede ist, so kommen diese gelehrten Männer mit dem Herrn Gottsched im Grunde überein." Und gegen das Ende seiner Schrift, wo er noch einmal nachzuweisen versucht, dass Gottsched teils auf Aristoteles,

Brämer geht auf die Sache nicht näher ein; ihm kommt es nur darauf an, nachzuweiſen, daſs Ariſtoteles (was jeder aufmerkſame Leſer des ariſtoteliſchen Traktats ſich ſelbſt ſagen kann) mit ſeinem Begriffe von der Naturnachahmung etwas ſehr eingeſchränktes verſtanden, daſs er ihn einzig und allein an die Fabel geknüpft habe. Verſuchen wir alſo, uns ſelbſt die nötige Klarheit zu verſchaffen.

Für den Stagiriten iſt Poeſie nur „Nachahmung einer Handlung"; in jeder richtigen Fabel muſs eine mögliche oder wahrſcheinliche Handlung irgend einer wirklichen ſo getreu nachgebildet werden, daſs die Illuſion vollſtändig erreicht wird. Hieraus ergibt ſich bei Ariſtoteles die große Meinung von der Fabel; die ja denn auch Gottſched für das wichtigſte Stück der Dichtkunſt erklärt. Wir ſehen: die Naturnachahmung bezieht ſich bei Ariſtoteles nur auf ein enges, ich möchte faſt ſagen, auf ein ganz äußerliches Gebiet; für ihn iſt der Dichter, der Epiker wie der Dramatiker, im Grunde nichts anderes, als ein guter Fabulierer, der nebenbei noch einen lehrhaften oder, im engeren Sinne, ſittlichen Zweck verfolgt. Dieſer rein ſtoffliche Begriff der Naturnachahmung war denn auch in der ganzen Renaiſſanz-

teils auf Horaz fuße und deshalb zu unvereinbaren Widerſprüchen gekommen ſey, ſchließt er den § 203 mit folgenden Worten: „Niemand denke, daß ich hiedurch dieſem gelehrten Manne ſeinen wohlverdienten Ruhm zu ſchmälern ſuche. Ich erkenne vielmehr ſeine Verdienſte, und verehre ihn, wie ſelbige es erfordern. Niemand verdenkt es ihm vielleicht weniger, wie ich, daß er uns in ſeiner critiſchen Dichtkunſt keine gründliche und vollkommen ſyſtematiſche Poetik geliefert hat; weil ich die Schwierigkeiten davon einſehe. Ich beſinne mich auch nicht, daß er dieſes davon rühme. Vielmehr zeigt er ausdrücklich an, daß ſeine Hauptabſicht ſey, alle Begriffe, Meinungen und Regeln der berühmteſten Kunſtlehrer zuſammen zu tragen, und was man vorher mehrentheils zerſtreut und in vielen Büchern ſuchen müſſen, in eins zu bringen. Ich finde alſo mehr Urſache, den Herrn Gottſched zu entſchuldigen (!) als zu tadlen: und ich weiß nicht, was ich von einigen ſonſt gelehrten Männern denken ſoll, die ſich öffentlich vor ſeine Gegner erklären, die ihn aufs empfindlichſte verkleinern, die inſonderheit von ſeiner critiſchen Dichtkunſt, als von dem allerelendſten Buche reden, und ihr eine andere entgegenſezen; und die doch bey dieſem allen die Gottſchediſchen Begriffe in der That beybehalten."

poetik vielfach festgehalten worden und hatte sich erst im Laufe des 17. Jahrhunderts, namentlich in Deutschland, hinter der toten, von buchgelehrten Stümpern groß gezogenen, Anschauung, dass Dichten eigentlich nur skandiren und reimen sey, verloren. Davon, dass es noch andere Seiten der „Natur" gebe, die ein Dichter nachzuahmen habe, weiß Aristoteles nichts. Bei den griechischen Dichtern, bei Homer sowol wie bei den Dramatikern, zeigt sich wol schon manche feine Beobachtung des Seelenlebens, die freilich meistens im Hintergrunde bleibt und im Verhältnis zur Fabel oder Handlung nur eine nebensächliche Stellung einnimmt: aber als fester theoretischer Besitz findet sich die Forderung der Nachahmung alles dessen, was den Menschen, den Träger der Handlung, kennzeichnet, bei Aristoteles nicht[101]; auch bei Horaz tritt die Hindeutung auf die verschiedenen Karaktere, Geschlechter u. dgl. nur ganz oberflächlich auf.

So spielt denn in der ganzen Renaissanßpoetik das Psychische keine Rolle; auch bei den, auf Locke und Addison sich stützenden, Schweizern ist vor 1730 die Naturnachahmung noch so sehr ein rein aristotelischer, ganz äußerlich gefasster,

[101] An eine wirkliche Darstellung oder Versinnlichung der Seelenzustände denkt Aristoteles nie; nur was äußerlich in die Erscheinung tritt, also sichtbar ist, berücksichtigt er. In seiner ‚Rhetorik' führt er seine Beispiele an. Ein fliegendes Geschoss, die zur Wehr springenden Hellenen, die durch die Brust hervordringende Lanzenspitze, die sind ihm die „lebendig-tätigen" Dinge, welche der Dichter und der Redner zur „Veranschaulichung" brauchen soll. Davon, dass die Psychologie in den Dienst der Dichtkunst gestellt werden solle, weiß er noch nichts. — Man rufe sich bei dieser Gelegenheit auch die Seichtheiten ins Gedächtnis, die Aristoteles im 15. Kapitel auf etwa 50 Zeilen über die Darstellung der Karaktere zum Besten gibt! Man lese lieber gleich noch einmal den ganzen, von einem ungewöhnlich trivialen Kunstfremdling verfassten, nichts irgendwie Fruchtbares, den anspruchvollen und einsichtreichen Geist (ich rede hier nicht von mir, dem die großen Schranken seiner Einsicht klar bewusst sind) Befriedigendes bietenden Traktat; um ihn dann für immer zu dem wertlosen Plunder der Vergangenheit zu werfen. Ich spreche das ernst überlegt und rücksichtlos aus; obwol ich gern mit Schlosser glaube, „daß kein Mansch, die Religionsstifter etwa ausgenommen, auf das ganze Menschengeschlecht auf eine so gewaltige Weise eingewirkt hat, als Aristoteles".

Begriff: daſs ſie in der Dichtung eigentlich nichts anderes als eine Malerei erblicken. Von einer, wenn ich ſo reden darf, geiſtigen Naturnachahmung wird bei ihnen noch nie geſprochen; die gehörte damals dem Bewuſſtſeyn der Menſchheit noch überhaupt nicht an. Wol war ſchon durch Leibniz, der ſich gedrängt gefühlt hatte, „die Natur des Gemüths, der Gedancken und Affekten zu unterſuchen“[102], ein gewiſſes philoſophiſches Verſtändnis für die Perſönlichkeit, für das geiſtige Weſen des Menſchen geweckt worden; wol regten ſich bereits um die Jahrhundertwende die erſten Anfänge des Seelenſtudiums; und der Pietismus hatte in ſeiner Jugendblüte wol auch auf die, allerdings nur religiös bedingte, Entfeſſelung geiſtig-ſeeliſchen Lebens hingewirkt. Aber für die Kunſt war von dieſer neuen Errungenſchaft noch ſo gut wie nichts fruchtbar geworden; und zu einem wirklich lehrbaren Beſitz hatte ſie ſich erſt recht nicht entwickelt — trotz Velasquez und Rembrandt, trotz Cervantes und Moliere. William Hogarth zeichnete wol ſchon 1726, zu einer Zeit, als der Seelenmaler Jean Baptiſte Greuze noch Säugling war und ſelbſt Henry Fielding noch nicht über den Rahmen der ganz äußerlich behandelten Burleske hinausdachte, ſeine naturaliſtiſchen, einer ſcharfen Menſchenbeobachtung nicht entbehrenden, Blätter. Aber auch er hatte noch nicht eigentlich den Weg zur Seele des Menſchen gefunden; und die ſeelenforſchende Menſchenbeobachtung, zumal die Selbſtbeobachtung, gehörte noch zu den Geheimniſſen, um die ſich kein Maler und kein Dichter kümmerte[103]. So fern lag z. B. den Schweizern

---

[102] So ſchreibt er 1671 an den Herzog Johann Friedrich von Hannover.

[103] Wenn John Dryden in ſeinem ‚Essay on dramatic poesy‘ Racine tadelt, daſs er ſeine Roxane ohne jede Naturwahrheit raſen ließe, und meint, die Natur der Leidenſchaften wäre in allen Menſchen von gleicher Art, der Wohlſtand fiele in den großen Bewegungen fort und eine raſende Königin benähme ſich in ſolcher Lage gerade ſo wie ein raſendes Fiſchweib; ſo offenbart ſich hier ohne Zweifel bereits ein gewiſſes Verſtändnis für pſychologiſche Feinheiten. Aber obgleich bei Dryden das Wort fällt, daſs der Dichter die Natur nachahmen müſſe, wie ſie wirklich ſey: ſo merkt man doch aus Allem, daſs er auch hier nur eine mehr äußerliche

vor 1730 noch der Gedanke, ein Dichter könne oder müsse vor allem Darsteller des Seelenlebens seyn, dass sie behaupteten: der Dichter müsste im Rausche der Empfindung dichten; müsste von der Begeisterung fortgerissen werden; müsste, so zu reden, leidend in der Begeisterung stehen, wenn er mal „begeistert" dichten wollte.

Wie steht nun innerhalb dieser teils einseitig beschränkten, teils unklaren, verworrenen Anschauungen Gottscheds Lehre? Auch sie ist auf den Begriff der Naturnachahmung gestützt; aber dieser Begriff tritt in der ‚critischen Dichtkunst', ja man kann sagen, er tritt schon in den ‚vernünftigen Tadlerinnen' so neu geprägt, so philosophisch geklärt auf, dass er eigentlich erst in der Fassung, die Gottsched ihm gegeben, zu einem fruchtbaren Besitz der Menschheit werden konnte[104]. Gottsched prägt jedoch nicht nur den flachen aristotelischen Begriff von der, auf die Fabel beschränkten, Naturnachahmung neu aus, indem er vom Dichter eine große allgemeine Weltkenntnis[105] fordert:

Nachahmung im Auge hat. Davon, dass auch die Äußerungen der Affekte von äußeren Verhältnissen mit bedingt sind; dass eine Königin, überhaupt eine gebildete Frau, sich also tatsächlich in ihren Affektäußerungen immer von einem Fischweibe unterscheiden wird, weiß Dryden noch nichts. Diese Einsicht findet sich erst bei Gottsched (vgl. S. 390 u. S. 433 Anmerkg.). Trotzdem bleibt es bedeutsam, dass Dryden schon theoretisch die Naturnachahmung auf die Darstellung der Leidenschaften bezieht; er könnte also in gewissem Sinne für einen (allerdings zunächst, und zumal für Deutschland, unwirksam gebliebenen) Vorläufer des Poetikers Gottsched in dieser Beziehung gelten.

[104] Dass auch dieser alte und immer wieder vergessene, von Gottsched neu begründete und neu geprägte, Begriff von der Naturnachahmung seine Zeit brauchte, ehe er im allgemeinen fruchtbar wurde, erkennt man daraus: dass Edward Young noch 1759 eine Großtat zu tun glaubte, als er in seinen ‚Conjectures on original composition' dem Pseudoklassizismus entgegentrat mit der, damals ganz ernstliches Aufsehen erregenden Lehre: dass wahre Originalität nur Nachahmung der Natur seyn könne. Auch Thomas Gainsborough wurde erst ziemlich um dieselbe Zeit zum Bahnbrecher der naturalistischen Landschaftmalerei.

[105] Auch in seiner Ausgabe des Batteux (1745) sagt er auf S. 112: „Enge Kenntnisse der Welt und kurze Aussichten (d. h. ein kleiner Geisteshorizont) machen keine großen Dichter." Man sieht, wie er diesen neuen, anspruchvollen Gedanken sein ganzes Leben hindurch festgehalten hat.

er gibt ihm auch die große, eine ganz neue Bahn brechende Vertiefung und Erweiterung dadurch: daſs er dem Dichter nicht nur die, ihn von allen andern Künſtlern unterſcheidende, Nachahmung der „unſichtbaren Gedanken menſchlicher Gemüther“ zur Aufgabe ſtellt (vergl. S. 359); ſondern überhaupt alle Poeſie auf das Seelenleben des Menſchen gründet; daſs er ſogar die alte Meinung, die Poeſie habe ihren Urſprung in der Religion, bekämpft und rund heraus erklärt: „Die Poeſie hat ihren Grund im Menſchen ſelbſt. Sie hat ihren erſten Quell in den Gemüths-Neigungen des Menſchen“ (Dichtk. 57). In dieſer Erklärung allein liegt jedoch nicht eigentlich das Neue, was Gottſched dem Bewuſſtſeyn der Menſchheit zuführte; ſondern darin vor allem liegt es: daſs er (möglichenfalls angeregt von Dryden, der ja ſchon für die Darſtellung der Leidenſchaftäußerungen Nachahmung der Natur verlangte) vom Dichter vor allem eine genaue Beobachtung dieſer Gemütsneigungen und aller Leidenſchaften zum Zwecke der Darſtellung forderte. Hatten die Schweizer (vielleicht in einer bereits unklar in ihnen aufdämmernden Ahnung vom Werte der Seelendichtung) noch mit Plato gewähnt: daſs der Dichter, wenn er als religiös bedingter Sänger den großen Geſang anſtimmte, in der Begeiſterung ſtehen müſſte; hatten ſie gewiſſermaßen das Dichten, in alle den Fällen wo es nicht nur ein Malen war, als einen, dem Bewuſſtſeyn des Dichters entrückten, Naturvorgang aufgefaſſt; ſo ſagt nun Gottſched, im Gegenſatz zu ihnen und kühn das Neuland echter, lebendiger Dichtung, wahrhaftiger Seelenkunſt betretend: Nicht in der Begeiſterung, nicht im Affekte muſs der Dichter ſtehen, wenn er ein Dichter, ein Künſtler ſeyn will, ſondern über dem Affekt; der Affekt muſs bereits hinter ihm liegen, muſs von ſeinem Künſtlergedächtnis feſtgehalten worden und auf dieſe Weiſe zu einem ſichren Beſitze ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie geworden ſeyn. Das iſt der große (auch von Dryden noch nicht klar, noch in keiner Beziehung erſchöpfend bedachte), neue Gedanke, den Gottſched, weit über den unkünſtleriſchen Denker Ariſtoteles und alle ſeine Nachſchreiber hinausgehend, in der

‚critiſchen Dichtkunſt‘ vertritt. Nicht ein Sklave ſeiner Affekte ſoll der Dichter ſeyn, ſondern ihr Beobachter, Ergründer und Meiſter. Denn erſt dadurch, daſs er die Menſchen, daſs er vor allem ſein eigenes Seelenleben und alle Äußerungen desſelben ſcharf beobachtet; alle geheimen und geheimſten Regungen des Herzens „ſtudiert“ und auf dieſe Weiſe ſeiner ſchöpferiſchen Begabung die Möglichkeit ſchafft, getreu die Vorgänge und Äußerungen der menſchlichen Seele *nachzuahmen*, wird er wirklich zum Dichter; zum bewuſſt die Natur nachgeſtaltenden Künſtler. Wir ſehen: der an und für ſich nahezu tote, ariſtoteliſche Begriff von der, im Erfinden einer Fabel beruhenden, Naturnachahmung, erhält hier ſeinen großen, den Schwerpunkt alles künſtleriſchen Schaffens von der beſchränkten äußerlichen Weltbetrachtung in die *empfindende und überſchauende Seele*, *in die feſthaltende und herausgeſtaltende Seelenkraft* des Dichters verlegenden, ſomit auch *für das ganze Gebiet der Lyrik* die neue Bahn brechenden Inhalt; er iſt etwas von Grund aus Neues geworden[106]. Und wie neu dieſer umgeſtaltete Begriff war; wie ſo ganz unverſtanden er fürs erſte blieb: das erkennen wir nicht nur daraus, daſs ein ſo nachdenklicher Mann wie C. F. Brämer ihn als ſolchen gar nicht erkannte; daſs er ſogar glaubte, Gottſched habe die Naturnachahmung, wie Ariſtoteles, nur auf die Fabel bezogen, das poetiſche der anderen Gedichtarten, der Oden, Elegien u. ſ. w., aber einzig und allein in der Schreibart erblickt; ſondern vor allem daraus: daſs ſelbſt noch der Dichter des ‚Götz‘ mit den Herren Bodmer und Genoſſen wähnte, „ein von einer Empfindung volles Herz“, und nur dies, „mache“ den Dichter; ohne zu bedenken, daſs die „von

[106] Nach dieſer Feſtſtellung werden meine Leſer beurteilen können, für wie berechtigt *Eugen Wolfs* Meinung, daſs Gottſched von einer „geiſtloſen Auffaſſung der Ariſtoteliſchen Nachahmungstheorie“ ausgegangen ſey (a. a. O. I, 185), gelten muſs. Wolfs Glaube, daſs Gottſched immer nur „befliſſen iſt, dem Stagiriten auf dem Gebiete der Poetik Gefolgſchaft zu leiſten“, zeugt um ſo mehr von Oberflächlichkeit, als dieſer Gottſchedforſcher recht gut weiß, daſs der „Leipziger Schulmeiſter der deutſchen Litteratur“ (II, 87) „auf allen andern philoſophiſchen Gebieten eine Emanzipation von Ariſtoteles erſtrebte“.

einer Empfindung vollen Herzen" maſſenhaft in der Welt herumirren, und daſs erſt die Fähigkeit, ſich über die Empfindung zu ſtellen, dieſe Empfindung auf Grund genaueſter Selbſtbeobachtung künſtleriſch durch das Wort zur Darſtellung zu bringen, den Dichter, den dichtenden Künſtlern offenbart. Hätte Brämer die, bereits von Horaz flüchtig angedeutete[107], Lehre Gottſcheds richtig erkannt: ſo wäre er nicht zu dem Glauben verleitet worden, daſs Gottſched in ſeiner ‚critiſchen Dichtkunſt' „nur die ähnliche Vorſtellung würklicher Dinge und die wahrſcheinliche Erdichtung Nachahmung nenne" (a. a. O. S. 96). Aber wie Brämer Gottſched ſo gröblich misverſtehen konnte, daſs er behauptete: dieſer habe „dogmatiſche Schriften und Abhandlungen zu Gedichten gemacht" (während Gottſched wiederholt ausdrücklich erklärt, daſs er, in Abweichung von ſämmtlichen bisherigen Theoretikern der Dichtkunſt, alle didaktiſche Reimerei grundſätzlich nicht zur Poeſie zähle, ſie vielmehr nur deshalb in den Rahmen des zweiten, des praktiſchen, Teils ſeiner ‚Dichtkunſt' einbeziehe, weil ſie ſich des Mittels der Vers- und Reimkunſt bediene, alſo gewiſſe Zuſammenhänge mit dem Handwerkszeug der Dichtkunſt habe); wie er aus dieſem Irrtum heraus in der Theorie Gottſcheds einen tiefklaffenden Widerſpruch zu erblicken glaubte, den er durch ſeine ‚gründliche Unterſuchung' aus der Welt ſchaffen wollte: So erkannte er auch die zweite, von Gottſched geleiſtete, Großtat nicht und verſuchte, den angeblichen Mangel in Gottſcheds Auffaſſung vom Zweck der Poeſie dadurch zu beſeitigen, daſs er einen von Gottſched bereits überwundenen, mit überzeugenden Gründen aus der Welt geſchafften alten Aberglauben, ſo zu reden, mit den eigenen Worten Gottſcheds gegen dieſen ausſpielte.

Wir erinnern uns, daſs Gottſched nicht allein den „gemeinen Begrif, nach welchem nichts zu einer Poeſie erfodert wird, als die gebundene Rede" (Brämer), einen Begriff, der, ſelbſt noch

[107] Format enim natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: juvat, aut impellit ad iram.
Aut ad humum moerore gravi deducit, et angit;
Post effert animi motus interprete lingua.

um die Mitte des 18. Jahrhunderts „den gröſten Haufen zu Anhängern“ hatte (Brämer a. a. O. S. 74), grundſätzlich bekämpfte (vergl. S. S. 325, 407, 442, 449); daſs er nicht allein der Meinung des Ariſtoteles, daſs ein Gedicht ohne Verſe möglich ſey, ſowie der Anſicht Morhofs und Leclercs, nach welcher „die heutigen Romane nichts anderes als ungebundene Gedichte“ wären, die, alle Poetiken der Vergangenheit bis hinunter zu der Neukirchs, Menantes' und Anderer um ihren Wert bringende, weit ausgreifende, philoſophiſche Begründung gab: ſondern daſs er auch das Gerede von der „gebundenen Beredſamkeit“ durch die Feſtſtellung deſſen, was die Poeſie in ihrem ganzen Weſen von der Beredſamkeit und Redekunſt unterſcheidet, endgiltig widerlegte. Die Redekunſt war, ſeiner, von Anbeginn zäh feſtgehaltenen und philoſophiſch begründeten, Überzeugung nach, ebenſowenig eine „ungebundene Dichtkunſt“, wie die Dichtkunſt eine „gebundene Redekunſt“ war. Dieſe beiden, eigentlich ſchon von Ariſtoteles auseinandergehaltenen[108], aber von den ſpäteren Theoretikern bis zu Gottſched hinauf ſtets in einen Topf geworfenen Begriffe, die ſelbſt noch bei Eſchenburg zuſammengekoppelt erſcheinen[109], hatte der große Oſtpreuße ein für allemal dadurch von einander getrennt, daß er (als Erſter!) die unüberbrückbare Verſchiedenheit ihrer Zwecke klarlegte. Der

[108] Ohne ſich in den Gegenſtand zu vertiefen (Ariſtoteles geht nie in die Tiefe, nur mit an und für ſich löblicher, aber meiſtens pedantiſcher Umſtändlichkeit in die Breite), ſagt er doch im 1. Kap. des 3. Buches der ‚Rhetorik‘, daſs „der Stil der Rede“ (den er für „angemeſſen“ hält, wenn er „bewegt, individuell-karakteriſtiſch und dem Stoffe gemäß iſt“) „von dem der Dichtung verſchieden“ ſey. Von dieſer Einſicht findet ſich bei den ſpäteren Theoretikern keine Spur; auch bei Morhof fließen „Carmina und Reden“ immer zuſammen und auf S. 238 ſeiner ‚Teutſchen Gedichte‘ heißt es dementſprechend:

„Du ſelbſt biſt dein Poet,
Ein Redner deines Ruhmes“.

[109] Nach altem Brauche ließ Eſchenburg ſeiner Theorie der Dichtkunſt unmittelbar die der Redekunſt folgen, ihre innere Zuſammengehörigkeit dadurch aufs neue bekundend. Die „redenden Künſte“ gehören denn auch noch weit ins 19. Jahrhundert hinein zum feſten Beſtande der Äſthetik.

Zweck der Redekunſt iſt nichts anderes, als den Redner zu befähigen, ſeine Zuhörer zu einer beſtimmten Anſicht oder Entſchließung zu überreden: Der Redner ſoll nicht dem Dichter nachäffen, ſchöne Worte machen, Geſchichten erzählen oder ſchläfrig irgend welche Banalitäten zum Beſten geben; noch weniger ſoll er, wie Lohenſtein und Genoſſen, bombaſtiſch ins Blaue hinein ſchwatzen und mit unklar gedachten Begriffen Fangball ſpielen; ſondern all' ſeine Welt- und Menſchenkenntnis und alle gründliche Kunſt der Rede aufbieten, ſeine Zuhörer zu irgend einer Leidenſchaft zu entflammen und gewiſſermaßen auf ſeine Seite herüber zu reden. Der Dichter hingegen ſoll Welt und Menſchen, ſoll vor allem die Leidenſchaften, die Vorgänge in den Seelen der Menſchen, mit ſorgfältigſter Berückſichtigung aller auf ſie von außen einwirkenden Mächte (vergl. S. 433, Anmerkung), in getreuer Nachahmung außer ſich darſtellen und dadurch rein ideale, auf kein Augenblicksziel gerichtete Wirkungen verurſachen. Das heißt, um es kurz auszudrücken: Der Dichter (deſſen Aufgabe es keineswegs iſt „Gemüthsbewegungen zu erregen", die „Gemüther der Menſchen zu bewegen", wie Morhof behauptete; da er ſonſt einen Zweck verfolgen würde, der in den Wirkungskreis des Redners fällt) ſoll, als genauer Kenner des menſchlichen Herzens, ſein Herz ſprechen laſſen (nicht wie ein Beſeſſener oder Betrunkener, der kaum weiß, was „der Gott aus ihm redet"; ſondern wie ein beſonnener Forſcher und Künſtler, der mit jedem Ton und jeder Gebärde jedes Affekts genau vertraut und im Stande iſt, ſie naturgetreu zum Ausdruck zu bringen); ſoll insbeſondere als Dramatiker und Epiker ſeine Menſchen aus ihrem Herzen heraus ſprechen laſſen; während der Redner, als Mann von Herz und Herzenkenner, in die Herzen hinein reden ſoll, um ſie in einen genau vorher erwogenen Affekt zu verſetzen, eine beſtimmte Überzeugung in ihnen zu erwecken.

Deutlicher konnte Gottſched nicht ſagen, was er meinte; klarer nicht zum Ausdruck bringen, daſs Dichter und Redner zwar von einer genauen Kenntnis des Menſchen, des menſchlichen Herzens und aller ſeiner Neigungen und geheimſten Re-

gungen ausgehen müſſten; daſs ſie aber zwei ganz verſchiedene Zwecke auf eine auch in der Mittelanwendung verſchiedene Weiſe zu verfolgen hätten; daſs der Redner nicht darzuſtellen, der Dichter nicht zu reden und zu überreden habe.

Und nun vergleiche man damit, was ein, den konfuſen Schweizern immerhin weit überlegener, Denker wie Brämer, in der ausgeſprochenen Abſicht, Gottſched mit aller ſchuldigen Ehrfurcht recht gründlich zu widerlegen und neue Offenbarungen über Weſen und Zweck der Dichtkunſt in die Welt zu ſenden, als Ergebnis einer langen Gedankenkette bietet: „Demnach ſiehet man nun, daß die unvermerkte Belehrung und Ueberredung nicht wohl anders geſchehen könne, als durch geſchickte und anmuthige Erdichtungen . . . Wir können alſo mit Grunde ſagen: Beſteht eine Poeſie in Erdichtungen; ſo kan man der Dichtkunſt keinen andern Endzweck zueignen, als die unvermerkte Belehrung[110] und Ueberredung“ (a. a. O. S. 190/91). Mehr noch: weil „die gebundene Schreibart etwas zur Poeſie macht“, ſo behauptet er auf Seite 208, daſs man „der Dichtkunſt keinen andern Endzweck ſetzen könne, als die Ohren zu beluſtigen, und dem Gedächtniſſe in einigen Fällen behülflich zu ſeyn“! Und um gar keinen Zweifel über ſeine wahre Meinung aufkommen zu laſſen: ſo bekennt er ſich offen als einen überzeugten Anhänger Bacons und faſſt auf S. 299 „die Begriffe dieſes groſſen Mannes“ in den einen Satz zuſammen: Die Dichtkunſt iſt eine Wiſſenſchaft durch Erdichtungen auf eine unvermerkte Art zu erbauen: und alle Reden und Schriften, welche durch Erdichtungen unvermerkt zu erbauen ſuchen, ſind Gedichte.“

So weit war der deutſche „Geiſt“ alſo 15 Jahre nach Erſcheinen der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ wieder gekommen!

---

[110] Ich darf hier wol darauf hindeuten, daſs ſelbſt der angeblich ſo weit über Gottſched hinausgeſchrittene Leſſing es noch 1760 (als ein reifer Mann von 32 Jahren!) den religiöſen Hymnen Klopſtocks recht naiver Weiſe zum Vorwurfe machte, daſs er aus ihnen „nichts Neues über Gott gelernt“ hätte! Gottſched mag ſich über dieſe Weisheit ſeines ſchneidigſten und ſkrupelloſeſten Gegners vor Lachen geſchüttelt haben.

Alle Mühe, welche ſich Gottſched gegeben hatte, das von Grund aus künſtleriſche, ſinnlich-darſtellende Weſen aller Dichtung klarzulegen; Dichtkunſt und Redekunſt ſtreng von einander zu ſcheiden; nachzuweiſen was die eine von der andern trennte, wenn beide in ihrer ganzen Eigentümlichkeit zur Wirkung kommen ſollten, — all' die Fülle von Geiſtesarbeit war zunächſt umſonſt verrichtet worden[111]; wenigſtens in ſo weit, als ſie der Welt wirklich Neues zum Bewuſſtſeyn bringen wollte!

Man wird es mir nicht verargen, daſs ich etwas umſtändlich auf das unbedingt Neue in der ‚critiſchen Dichtkunſt' und, anknüpfend hieran, auf den Gottſchedverbeſſerer Brämer eingegangen bin. Denn nur auf Grund dieſes, mit Überlegung herausgeſuchten, Einzelfalles[112] habe ich das hohe Verdienſt der

---

[111] Litteraturkundige Leſer werden ſich erinnern, daſs auch der weiſe Profeſſor Baumgarten im Jahre 1740 ein Gedicht für nichts anderes als eine „ſinnliche Rede" oder für „eine Rede, die ſo lebhaft iſt, daß ſie ein Sylbenmaaß fodert" hielt; und daſs Gottſched von dem Halliſchen Weltweiſen G. F. Meier eine kräftige Rüge erhielt, weil er im ‚Neuen Bücherſaal der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften' über dieſe großartige ‚Definition', welche den ſchier unausrottbaren Begriff von der „gebundenen Beredſamkeit" zur feſten Grundlage hatte, ſpöttelte.

[112] Auf die umſtändlichſte, für die nachweltlichen Verächter der ‚critiſchen Dichtkunſt' vielfach maßgebend geweſene, Gegenſchrift, auf Georg Friedrich Meiers ‚Beurteilung der Gottſchediſchen Dichtkunſt' (1747) näher einzugehen, habe ich für unnötig gehalten; obwol man ihr eigentlich überall begegnet, wo von äſthetiſchen Dingen im allgemeinen und von dem Dichtkunſt-Theoretiker Gottſched im Beſonderen die Rede iſt; und obwol ſelbſt noch Heinrich von Stein dem „Dogmatiker der Baumgartenſchen Äſthetik" (der durch ſeine „Critik einem ſyſtematiſchen und geſchickten Kopfe Gelegenheit zu geben" wünſchte, „eine philoſophiſchere und ſyſtematiſchere Dichtkunſt zu ſchreiben, als die Gottſchedſche iſt" — was doch eigentlich überflüſſig war, da die ‚critiſche Dichtkunſt' ſeines Meiſters Breitinger ſchon ſeit 1740 die Welt beherrſchte!) in ſeiner ſchon erwähnten, manches kluge Wort enthaltenden, jedoch vorwiegend auch nur kritiklos mit Herkömmlichem ausgeſtatteten Schrift mehr Seiten widmet, als er für Gottſched Zeilen übrig hat. Da man mir aber vielleicht nachſagen könnte, daß ich den keinesfalls geiſtloſen, auf andern Gebieten ſogar verdienſtvollen, Mann, dem auch die Kunſt zur Natur gehörte (‚Neues Lehrgebäude von den Seelen der Thiere' S. 30), nicht zu ſeinem Rechte

Denkarbeit des Poetikers Gottsched klar und, wie ich in aller Bescheidenheit hoffe, überzeugend zur Darstellung bringen können.

---

kommen ließe, weil er Gottscheds Werk „ausführlich und stückweise geprüft" und fast in jeder Beziehung für höchst unzulänglich erkannt hatte: so will ich sein Buch, auf das ich ja bereits in einigen kurzen Anmerkungen hingedeutet habe, wenigstens an dieser Stelle noch etwas eingehender kennzeichnen.

Gleich den meisten Gegnern Gottscheds, bezw. der ‚critischen Dichtkunst', stützt sich auch Meier (der sich „eine Ehre daraus gemacht haben würde, mit diesem berühmten Manne [der „iederzeit ungemein empfindlich wird, wenn man seinen Cato oder seine Dichtkunst angreift", S. 8] in eine vernünftige und bescheidene critische Streitigkeit verwickelt zu werden" [S. 7], dieser Ehre jedoch nicht eigentlich gewürdigt wurde) einenteils auf die Weisheit der Herren Bodmer, Breitinger und Baumgarten, andernteils auf das stolze Bewusstseyn von seiner eigenen geistigen Überlegenheit (Immer wieder stellt er den Einteilungen und Untersuchungen Gottscheds pedantische, „nach seinen Begriffen" in zahlreiche Unterabteilungen gespaltene „accurate" Einteilungen u. dgl. voran, und vergisst nie, sich dünkelhaft selbst als den Klügern hinzustellen; etwa in der Art: „Ich müste meinen Lesern zu wenig Verstand zutrauen, wenn ich es ihnen selbst nicht überlassen wolte, aus der Vergleichung der beyden Absätze zu erkennen, wie viel man an der Gottschedischen Eintheilung aussetzen kan. Sie ist gar nicht ordentlich" [S. 105]; oder: „Ohne Zweifel wird also ein ieder meiner Leser ohne mein Erinnern sehen, worin er [G.] meiner Einsicht nach geirret, wenn ich seine Theorie widerlegt habe" [S. 195]; oder: „Wenn ich überhaupt sagen soll, was mir an diesem Capitel nicht gefällt, so werde ich es am besten meinen Lesern begreiflich machen, wenn ich zeige, wie ich diese Materie abhandeln würde" [S. 153] u. s. w.). Weil er an einem Werke, das „unter den Deutschen in einem sehr grossen Ansehen steht", dessen sich „viele Schulmänner bedienen, die Jugend daraus zu unterrichten, und den Geschmack derselben in der Dichtkunst darnach zu bilden", von dem „unendlich viele deutsche Dichter selbst gestehen, daß sie ihm ihre poetische Gabe zu dancken haben" und das „die meisten Wercke des Witzes, welche ietzo so häufig unter uns zum Vorscheine kommen", zu „Kindern" hat — weil er an einem solchen „schon unzälige mal beurtheilten" Werke von seinem Professorstandpunkt aus und als eingefleischter Regelpedant, fast überall etwas auszusetzen findet: so dünkt er sich für befugt, „die Dichtkunst des berühmten Herrn Professor Gottscheds für ein Buch zu halten, welches voller Mängel und Fehler ist und den Geschmack der Deutschen in der Dichtkunst verdirbt" (was ja der gute Pyra schon 1743/44 von der ganzen „Gottschedianischen Sekte" behauptet hatte). Wie er bekennt, will er seine kritische Arbeit wol „aufs aller Bescheidenste"

Gerade dieſer Fall macht es, meiner Anſicht nach, ohne weiteres offenbar: welch ein Abgrund zwiſchen Gottſched, dem viel-

durchführen; aber in alle der zurückhaltenden Gelaſſenheit verrät ſich doch ſo viel Gelehrtendünkel, daſs der gläubige Leſer den Eindruck empfangen muſs: hier ſey wirklich der rechte Mann über den flüchtigen, ſeichten und verſtändnisloſen Ausſchreiber des Ariſtoteles und einiger Franzoſen gekommen.

Was hat nun Meier (der Gottſched u. A. den „erſtaunlichen Fehler" aufmutzt, daſs „die fünf erſten Capitel, die von den innern und gröſſern Schönheiten eines Gedichts handeln, nur 65 Blätter ausmachen, die ſechs letztern, welche von den kleinern und äuſſern Schönheiten handeln, aber 94" [S. 29]!) an der ‚critiſchen Dichtkunſt' (dieſem „unordentlich geſchriebenen" Buche, das den „thätigen Beweis" liefert, „daß der Verfaſſer deſſelben keinen ordentlichen, ſyſtematiſchen, und methodiſchen Kopf von der Natur empfangen habe" [S. 31]), irgendwie Bedeutſames auszuſetzen? Er wirft ihrem Verfaſſer zunächſt vor, daſs er „die Hiſtorie der Poeſie nicht zum erſten Capitel gemacht haben würde", wenn er „mehr ſyſtematiſch und philoſophiſch gedacht hätte"; denn eine ſolche Hiſtorie, die auch „ein geſchickter und groſſer Dichter" nicht zu kennen brauche, gehört „zur Einleitung, niemals aber in die Reihe der weſentlichen Theile" der zur Behandlung ſtehenden Wiſſenſchaft. Schon hier tritt uns der alles beſſer wiſſende Pedant (der allen Ernſtes behauptet, daſs „eine Dichtkunſt eigentlich ein ſchöner Abriß und vortrefliches Gemälde eines Gedichts ſeyn müſſe" [S. 31]) in ſeiner ganzen Größe entgegen; er führt denn auch faſt auf jeder dieſer nahezu 400 Seiten das entſcheidende Wort. Nie kann der Leipziger „Herr Profeſſor" es dem Halliſchen Herrn Profeſſor recht machen. Köſtlich iſt es z. B., wenn er ſich (S. 21) lang und breit darüber aufhält, daſs Gottſched über den „Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Gedancken", die einem Dichter zu Gebote ſtehen, keine „Regeln" und „Abhandlungen" geliefert hat (aus dem einfachen Grunde nicht, weil dieſe Güter das perſönliche Eigentum jedes einzelnen Dichters und Menſchen ſind, über die „Regeln" aufzuſtellen ein Gottſched zu vernünftig war). Für ebenſo unentſchuldbar hält er es, daſs Gottſched die „Quellen der poetiſchen Gröſſe" nicht gezeigt, überhaupt von der poetiſchen Größe gar keine „Abhandlung" geliefert hat (Meier liefert ſie, um ſeine Überlegenheit zu beweiſen, mit wenigen Sätzen: „Die groſſen Dinge haben entweder eine natürliche, oder moraliſche Gröſſe. Jene iſt entweder die kleinere, oder mittlere, oder gröſte Gröſſe. Dieſe entſpringt entweder aus den gemeinen Tugenden, oder aus den edlen, oder aus den heroiſchen. Daher entſteht die niedrige Art zu dencken, die mittlere, die erhabene; diejenige, die ſchlecht und recht genennet wird, die edle und die heroiſche u. ſ. w."). Natürlich ſteht auch Meier noch auf dem Standpunkt, daſs ein

verhöhnten, dem ſelbſt von ſeinen gläubigſten Jüngern nur im Äußerlichen verſtandenen, Dichter-Denker und ſeinen, ſich ihm

Dichter, gleich einem Redner und Philoſophen, ſeine Leſer oder Hörer zu überreden oder zu überzeugen (ja ſogar zu „lehren" [S. 227]) habe, und hält es daher für einen großen Mangel, daſs „die Abhandlung von der poetiſchen Ueberzeugung gantz und gar fehlt"; da doch ein Theoretiker, der „die Materie von der poetiſchen Gewisheit gründlich ausführen will", notwendiger Weiſe „zeigen muß, von was für Sachen ein Dichter, als ein Dichter, einen andern überzeugen kan, und wie die poetiſchen Beweiſe (köſtlich!) beſchaffen ſeyn müſſen" (S. 24). Wer vom Dichter „poetiſche Beweiſe" verlangt, der will auch „poetiſche Urtheile", ja ſogar „poetiſche Schlüſſe" bei ihm finden; und daraus folgt: daſs Gottſched überaus tadelnswert iſt, weil er in ſeinem „philoſophiſchen Lehrbuche" auch über dieſe „gantz und gar" nichts abgehandelt hat; obwol doch ein Dichter „nothwendig wiſſen muß, welche Urtheile ſich zu einem Gedichte ſchicken, oder welche ſich nicht dazu ſchicken" (S. 26); und obwol doch nur ein Menſch, der „von der Poeſie gar keinen Begriff hat", leugnen kann, „daſs in einem Gedichte Schlüſſe vorkommen müſſen" (S. 27). — Nun aber gar die „poetiſche Methode"! Kein gar nichts hat Gottſched über dieſe, für jeden echten Gelehrten das A und Z aller Wiſſenſchaft bildende, Krücke zu ſagen! „Wo muß in einem Gedichte der allerſchönſte Gedancke ſtehen? Was iſt die ſchöne Verwirrung? Wie müſſen die Beweiſe auf einander folgen? Wo muß man das rührende anbringen? Hundert ſolche Fragen laſſen ſich aufwerfen, und man erwartet die Beantwortung derſelben, von dem Herrn Profeſſor vergebens. Dieſes iſt um ſo vielmehr zu bewundern, ie gefliſſentlicher derſelbe, in ſeiner Redekunſt (aus der, wie ich kurz bemerken will, Meier ſich gern das nötigſte Rüſtzeug holt, um den Poetiker Gottſched, ſo zu reden, mit deſſen eigenen Worten zu bekämpfen), die Methode, die in einer Rede beobachtet werden muß, abgehandelt hat. Oder ſolte er wohl gar in den Gedancken ſtehen, daß in einem Gedichte keine Methode ſtatfinden könte?" (S. 27). Wie mag Gottſched über dieſes verſtändnisloſe Geſchwätz, das wol gar noch Tauſenden in Deutſchland für tiefe Weisheit galt, gelächelt haben! — Aber es iſt weder meine Aufgabe, die Leſer durch ausgedehnte Anführungen aus Meiers Schrift zu beluſtigen; noch erlaubt es der enge Rahmen meines Werkes, dem in ſeiner abgeſchmackten Umſtändlichkeit ſchier unerträglichen, überlegen tuenden Pedanten, dem alles Mögliche „wider die erſte Regel der Ordnung" verſtößt; der immer wieder die Feſtſetzung von „Regeln" oder einen „allgemeinen vollſtändigen Unterricht" von Dingen, die mit der Dichtkunſt wirklich nichts zu tun haben, vermiſſt; der den, allem ſeichten Regelkram abholden Gottſched des öftern darüber belehrt, daſs „kein Dichter im Stande ſeyn wird" eine „gute Fabel zu machen" oder ein gutes Gedicht, „wenn man ihm nicht

weit überlegen dünkenden Zeitgenoſſen gähnte; wie eine Verſtändigung eigentlich ganz unerreichbar ſeyn und bleiben

mehrere Regeln vorſchreibt" (S. 113), und ſehr ärgerlich darüber iſt, daſs ſich „die Gottſchediſche Dichtkunſt um das allgemeine der poetiſchen Regeln am wenigſten bekümmert" (S. 120), Schritt für Schritt zu folgen. Den obigen, die geiſtigen Vorzüge unſeres Beſſerwiſſers hinreichend bezeugenden, Proben will ich deshalb nur noch Einiges hinzufügen, was den Beweis liefern kann, daſs Meier den, von ihm ſo ſchulmeiſterlich abgekanzelten, Meiſter ſelbſt in leicht verſtändlichen Dingen falſch verſtanden hat.

So erblickt Meier (S. 112/3) einen unverzeihlichen Widerſpruch darin, daſs Gottſched einmal ſagt: eine Allegorie iſt nicht notwendig eine Fabel; und etwas ſpäter erklärt: die Handlung einer Fabel kann auch allegoriſch ſeyn. So oberflächlich iſt dieſer „gründliche Weltweiſe", daſs er nicht einmal fähig iſt, das Unterſcheidende, ganz Selbſtverſtändliche und völlig Widerſpruchloſe in den beiden Sätzen zu erkennen. — Auf S. 189 wird dem „Herrn Profeſſor", der „aus einem Mangel hinlänglicher deutlicher Begriffe von den Sachen" immer aufs neue „Fehler" begeht, welche dem unerbittlichen Kritiker zur umſtändlichen Auskramung der eigenen, gern geſpendeten, Weisheit Veranlaſſung bieten, folgende Belehrung zu Teil: „Ohne Zweifel iſt es falſch, wenn der Herr Profeſſor behauptet, ‚der gröſte Zierrath poetiſcher Ausdrückungen beſtehe in den tropiſchen uneigentlichen und verblümten Worten und Redensarten'. Der erhabene Ausdruck iſt ohne Widerrede der ſchönſte, und der iſt ofte gar nicht verblümt." Alſo: weil der „erhabene" Ausdruck angeblich der „ſchönſte" iſt (die Unzulänglichkeit des „gründlichen Weltweiſen" tritt ſchon in dieſer Behauptung zu Tage), ſo iſt es ein Irrtum, zu ſagen, daſs der gröſte Zierrat des poetiſchen Ausdruckes in den Tropen u. dgl. beſteht! — Von dieſer Art ſind eigentlich alle Belehrungen, die Gottſched ſich gefallen laſſen muſs. Erklärt Gottſched z. B. daſs „der Witz eines Poeten ſich hauptſächlich in der glücklichen Erfindung verblümter Redensarten zeige", ſo bemerkt der tiefſinnige Dogmatiker (S. 161): „Mir deucht, daß ohne Beweiß unleugbar ſey, daß mehr Witz dazu erfordert werde, die gantze Handlung eines epiſchen oder theatraliſchen Gedichts zu erfinden, als eine verblümte Redensart zu erdencken" — er hat alſo längſt vergeſſen, daſs Gottſched mit dem Begriff „Witz" nur die „Gemütskraft, das Ähnliche an den Dingen leicht wahrzunehmen" bezeichnet, daſs dieſer „Witz" nur eine der vielen Eigenſchaften iſt, welche der Dichter neben der „Erfindungskraft" beſitzen muſs!

Aber mein Raum iſt knapp; und ich habe die Empfindung, als ob ich dem ſeichten Schwätzer, dem der Dichter und Poetiker Gottſched vor allem deshalb verhaſſt war, weil ſeinen Gedichten „dasienige erhabene fehlt, welches allein mit der Religion verbunden iſt" (‚Unterſuchung einiger Urſachen des verdorbenen Geſchmackes der Deutſchen' S. 28); der laut nach

mußte[113]. Gerade die Art, wie ein, trotz aller betonten Meinungverſchiedenheit wohlwollender „Richter" vom Schlage Brämers mit vollkommenſter Verſtändnisloſigkeit für das von Gottſched Feſtgeſtellte, ſeine vorgeblich beſſere, zum Teil noch obenein aus Gottſcheds ‚Grundriſs der Redekunſt' geſchöpfte Weisheit zu Markt brachte, gibt, wenn ich nicht irre, einen Maßſtab dafür: wie der ganze „kritiſche Sturm" gegen den Poetiker Gottſched zu beurteilen iſt. Und wir werden es jetzt gern gelten laſſen, daſs Gottſched ein gerechtes Urteil über ſein Werk erſt von einer unparteiiſchen, geiſtig fortgeſchrittenen Nachwelt erwartete.

Ich ſchließe hier meine, Manchem vielleicht ſchon gar zu lang ſcheinende, mir aber trotzdem noch keineswegs für erſchöpfend geltende, Betrachtung über das erſte grundlegende Hauptwerk meines Helden; und weiſe nur noch zu guter Letzt darauf hin,

---

„guten Gedichten, in welchen mehr Chriſtenthum enthalten wäre" verlangte (Ebda. S. 20) und deshalb einige Jahre ſpäter ſo begeiſterungvoll und heldenhaft für die erſten Geſänge des ‚Meſſias' eintrat, ſchon viel zuviel Worte gewidmet habe. Immerhin war es nötig, auch an dieſem Beiſpiel zu zeigen, mit was für „Gegnern" Gottſched es zu tun hatte; und wie gut begründet die, mehr als 150 Jahre lang zu Recht beſtandene, Neigung, dieſen Leuten zu glauben, auf ihr „Urteil" hin Gottſched für einen Narrn zu halten, geweſen iſt.

[113] Ganz verſtändnislos ſtand offenbar auch ein alter Freund Gottſcheds, der inzwiſchen zu einer Profeſſur der Moral hinaufgerückte Königsberger Daniel Heinrich Arnold, der ‚critiſchen Dichtkunſt' gegenüber. Dieſer gab nämlich 1732 einen ‚Verſuch einer ſyſtematiſchen Anleitung zur Poeſie überhaupt' heraus, deſſen „Schwerpunkt im Gegenſatze zu dem Gottſched'ſchen in der ſtärkeren Betonung des Formalen in der Poeſie, in der Kunſt, Verſe zu ſchreiben, lag", um mit Waniek zu reden. Dieſes, in geiſtiger Beziehung ganz belangloſe, Buch kennzeichnet ſich nicht nur dadurch als eine Art von Widerſpiel zu dem Werke Gottſcheds, daſs hier wieder die Poeſie vorwiegend als eine gebundene Redekunſt und als eine Kunſt, Verſe zu machen, hingeſtellt wird, ſondern vor allem auch dadurch, daſs ihr Verfaſſer faſt ausſchließlich die geiſtliche Lyrik für ſeine Beweisführungen und Beiſpiele heranzieht, während dieſe in der ‚critiſchen Dichtkunſt' grundſätzlich ausgeſchaltet bleibt. Natürlich geht Arnold dem Revolutionswerke ſeines Freundes „möglichſt aus dem Wege" (Waniek); was den großherzigen Gottſched trotzdem nicht hinderte, mit dem kümmerlichen Königsberger in freundſchaftlichem Verkehre zu bleiben.

daſs Gottſched hier zum erſten Male eine Bemerkung macht, die bereits auf eine Idee hindeutet, welche ſpäter die große Wirkſamkeit des Sprachpolitikers beherrſchen und ſich in ihren Folgen für unſer Volk ſo höchſt ſegensreich erweiſen ſollte.

In dem Kapitel über Idyllen und Schäfergedichte wendet er ſich bei Gelegenheit gegen Richard Steeles, auch in Deutſchland zuweilen laut gewordene, Meinung: daſs man ſolche Gedichte in bäuriſchen Dialekten abfaſſen müſſe. Nun hatte Gottſched auf ſeiner Sommerreiſe durch die niederdeutſchen Gebiete nicht nur die Braut geſucht, mit alten und neuen Freunden verkehrt, ſondern auch, zu Gunſten ſeiner im Stillen ſich geſtaltenden ‚Deutſchen Sprachkunſt‘, ſehr aufmerkſam das niedere Volk, aber auch die „Gebildeten“ ganz Norddeutſchlands belauſcht, um ſich ein feſtes Bild vom Zuſtande der deutſchen Sprache und ihren verſchiedenen Mundarten zu ſchaffen. Bei dieſen Forſchungen war er dann zur Einſicht über den bunten Wirrwarr ſowol der Volksſprache als auch der hochdeutſchen Sprache der Gebildeten gelangt; und aus dieſer Einſicht mag ihm zuerſt der Gedanke von der unbedingten Notwendigkeit einer einheitlichen hochdeutſchen Sprache, die ja gerade ſo mundartlich zerklüftet war, wie die niederdeutſche, erwachſen ſeyn. So entſchlüpft ihm denn hier (S. 393) der bedeutſame Satz: „Die niederſächſiſche Bauerſprache ändert ſich ſelbſt in Städten alle zwey oder drey Meilen, iſt alſo zu keiner Gewißheit zu bringen“; und er fügt hinzu: „Wer nur ſeines Ortes Beyfall erwerben will, mag es in ſeiner beſondern Mundart verſuchen. Wer gantz Deutſchland gefallen will, muß bey der Hochdeutſchen bleiben“. Davon, daſs auch die hochdeutſche Sprache noch „zu keiner Gewißheit gebracht“ wäre, daſs ſie erſt noch dazu gebracht werden müſſte, redet er nicht — das mochte ihm nicht in den Rahmen der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ paſſen; ſollte wol auch fürs erſte noch ſein, in der Stille ſorgfältigſt zu durchdenkendes Geheimnis bleiben. Aber die Bemerkung als ſolche zeugt davon: daſs ihn die Sprachfrage ſchon ernſthaft beſchäftigte; daſs er nach der Mundart ſuchte, in der ſich alle Glieder des deutſchen Volkes mit einander verſtändigen konnten; nach der Nationalſprache, die das feſte geiſtige und

politiſche Band für die bunte Geſellſchaft der verſchiedenen deutſchen Stämme und Stammzweige zu bilden vermochte.

Um zu guter Letzt noch ein Wort über die Wirkung des „in ſeiner Art ohnfehlbar unſchätzbaren Buches“ (Ludovici) zu ſagen: ſo können wir uns heute kaum eine ganz klare Vorſtellung davon machen, wie groß, wie aufregend ſie damals war und notwendigerweiſe ſeyn muſſte.

Stach Gottſched einerſeits in ſehr gefährliche Weſpenneſter, weil man in Deutſchland „ſeit funfzig Jahren, wenige Dichter ausgenommen, nichts als poetiſche Hannswürſte und hungerige Reimſchmiede, die ſich nicht einbilden konnten, daß ein Poet ein Gelehrter ſeyn müßte“ gehabt hatte[114]; traf er zudem nicht allein dieſe jämmerlichen Patrone, ſondern auch die ſehr dünkelhaften Griechiſch- und Lateingelehrten an ihrer empfindlichſten Stelle dadurch, daſs er es wagte, als volksbildender Deutſcher, nicht als volksverachtender Philolog, „der faſtvergeſſnen Spur der Alten nachzugehn“ (Ged. I, 593), den Geiſt, nicht nur die Redensarten, der alten Dichter und Denker ſeinem Volke zu vermitteln; und durfte er ſich deshalb nicht wundern, daſs er (dem in Leipzig, in Dresden und anderwärts ohnehin der Feinde genug lebten) jetzt auf allen Seiten „geneidet und geläſtert“ ward (Berger): ſo konnte es doch andrerſeits nicht ausbleiben, daſs begeiſterungfähige, eine leidenſchaftliche Sehnſucht nach Neuem und Großem in ſich hegende Jünglinge, daſs vor allem aber auch einſichtvolle, den großen, tiefen Ernſt des, mit kühner Selbſtändigkeit emporſtrebenden, Revolutionärs nach ſeinem Werte würdigende Männer und Frauen aus ihrer Anerkennung und Bewunderung kein Geheimnis machten; wenn ſie auch kaum in

[114] Der Ausſpruch ſtammt von dem Wittenberger Profeſſor und Hofrat von Berger. Im ‚Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit‘ wird er 1753 zum erſten Male mitgeteilt; von wo er ſpäter in die geſchichtliche Vorrede zum 2. Teile der ‚Weltweisheit‘ herübergenommen wurde. Der, im philologiſchen Sinne, „gelehrte“ Dichter gehört natürlich noch der Zeit vor Gottſched an; dieſer ſelbſt war, wie wir uns erinnern, weit entfernt, in dem Dichter nun einfach einen „Gelehrten“ zu erblicken; er hätte dann nie daran gedacht, das „ungelehrte Frauenzimmer“ für die Dichtkunſt zu gewinnen.

der Lage seyn mochten, das Aufsehen erregende Werk nach seiner vollen, philosophisch-kritischen und litteraturgeschichtlichen Bedeutung zu schätzen. Der wichtigste Erfolg seiner großen, wie Brämer und Meier bezeugen, für fast alle Dichter und Poetiker der nächsten Jahrzehnte maßgebenden, Arbeit war jedoch die Rangerhöhung, welche dem, kurz vor Vollendung seines dreißigsten Lebensjahres stehenden Magister jetzt endlich zu teil wurde.

Gottsched hatte längst beanspruchen dürfen, einer Professur gewürdigt zu werden. Das brodlose Amt des Seniors der ‚Deutschen Gesellschaft' hatte ihm zwar in gewissen Kreisen der Gelehrtenwelt bereits ein höheres Ansehen gegeben; aber seinem berechtigten Ehrgeize konnte, ja mehr: durfte damit keineswegs genügt seyn. Er brauchte den Professortitel, brauchte vor allem die Würde des Professors, wenn ihm die Durchführung seiner weitgespannten Pläne gelingen sollte.

Schon 1728 schien seinem stillen Wunsche die Erfüllung winken zu wollen. Der Hofdichter König, dem er sich anvertraut hatte, schrieb ihm am 1. August: „Ich hoffe durch den Herrn Präsidenten[115], der gar favorabel heute von Ihnen mit mir gesprochen, wills Gott, nebst anderer patronen Beihülfe eher etwas für Sie auszurichten, wenn es auch vorerst nichts anderes wäre als die professio extraordinaria poeseos, wozu ich nur ein gutes tempo abwarte."

Aber auch im Januar 1729 wusste König dem Harrenden nur den Rat zu geben, sich bei dem Präsidenten von Bünau und zwei anderen vor einer Rangerhöhung stehenden Herren „durch eine gratulation zu recommendiren". Als dann die Veröffentlichung der ‚critischen Dichtkunst' bevorstand, setzte Gottsched sich aufs Neue mit dem Dresdenischen Gönner in Beziehung; der ihm die erbetenen Ratschläge in einem längeren, mit Fremdwörtern übersäeten, Schreiben wohlbedacht erteilte. Er empfahl ihm, das Werk dem Kammerherrn von Loos zu „dediciren" und erbot sich, dem hohen Herrn, „falß er nicht selbst auf die Messe kommt", das Buch zu überreichen. Für

[115] Heinrich von Bünau ist gemeint.

den Fall, daſs Gottſched die erſtrebte „profession durch ein Special-rescript immediate durch Ihro Majeſtät erhalten müſſen", ſtellte er anheim, die Widmung an den „Kammerjunker von Brühl" (den ehemaligen „Leibpagen" Auguſts des Starken, ſpäteren Reichsgrafen und allmächtigen Miniſter) zu richten; rät aber entſchieden davon ab, unter Hinweiſung darauf, daſs „das geh. Raths-Collegium ſowohl als das Consistorium es nicht verdauen könne, wenn ſie durch dergleichen Special-Befehl forcirt werden, eine Stelle zu vergeben". Sein letzter Rat blieb auch diesmal: daſs Gottſched dem Präſidenten von Bünau bei deſſen bevorſtehendem Eintreffen in Leipzig, einen Beſuch machen, ihm ſein „dessin wegen der profession" ſagen und ſich ihm bei deſſen bevorſtehender Wiederverheiratung „insinuiren" ſollte. Zu Bünau konnte nun Gottſched allerdings durch Mencke, mit dem Bünau befreundet war, leichter gelangen; dazu bedurfte es der Vermittelung Königs nicht. Um jedoch ſein Ziel ſchneller zu erreichen, wandte ſich Gottſched an Brühl und verſuchte, mit dem Könige, der ſich am letzten Septemberſonntage in Leipzig aufhielt „um die Pferde zu ſehen", unmittelbar in Beziehung zu treten. Aber auch diesmal geriet ihm die Sache nicht. Am 16. Oktober nahm endlich die Angelegenheit eine glücklichere Wendung: Johann Heinrich Erneſti, der langjährige ordentliche Profeſſor der Dichtkunſt an Leipzigs Hochſchule, ſtarb; und nun arbeitete Gottſched, ſozureden, mit Dampf auf das freigewordene Amt hin. Bezeichnend genug für jene Zeit ſtellte er König, den er immer noch nötig zu haben glaubte, ein Geſchenk in Ausſicht; das dieſer allerdings am 22. Oktober zurückwies mit den Worten: „In vorigen Zeiten wäre vielleicht mit einem presente etwas zu thun geweſen, aber itzt geht es nicht mehr an. Aber wie wenig kennen Sie mich noch, daß Sie mit dergleichen offerte gegen mir ſelber ſich herauslaſſen. Ich habe, ſo lange ich manchem ehrlichen Manne mit allem Eifer und vieler Mühe gedient, nie etwas angenommen, ob es gleich oft Leute waren, die ich kaum gekannt; wieviel weniger würde ich es von Ihnen annehmen . . . Wenn ich in dieſem Falle ein wenig mehr auf mein interesse ſehen wollen, ich würde meine

Börſe voller haben, als ſie nicht iſt.“ So pflegen Beſtechungsverſuche von ſonſt zugänglichen Leuten gewöhnlich abgelehnt zu werden, wenn ſie ungelegen kommen; denn peinlich mochte es König wol ſeyn, daſs der Idealiſt Gottſched (ſein „Schützling“, der doch vermutlich nur irgend einem gutgemeinten Rate gefolgt war, als er ſich entſchloſs, von ſeinem ſehr dürftigen Beſitz dem wohlhabenden Hofdichter etwas zu opfern) ihm für die gütigſt in Ausſicht geſtellte Beihülfe ein „presente“ glaubte anbieten zu müſſen. Immerhin ſpielte König den wohlwollenden Gönner mit Würde weiter und riet ihm ſogar, die verſäumte Überſendung der inzwiſchen erſchienenen ‚Dichtkunſt‘ an Bünau und drei andere einflusreiche Herren „eiligſt“ zu „redressiren“. König hätte auch diesmal wahrſcheinlich nichts durchgeſetzt oder durchſetzen können; weil er wuſſte, daſs Herr von Brühl ein Gegner Gottſcheds war; und er ſich doch dieſen mächtigen Mann mit ſeinem Eintreten für den freigeſinnten Magiſter nicht zum Feinde machen durfte. Aber Gottſched gieng jetzt ſeinen eigenen Weg. Dem Rate Königs entſprechend ſandte er ſein Werk an den Geheimrat von Leipziger, an Bünau und an den in dieſem Falle nicht zu umgehenden Oberhofprediger Marperger, den entſchiedenſten Gegner aller Aufklärungbeſtrebungen; während er zugleich dem Staatsminiſter Grafen von Zech in Dresden einen Abdruck perſönlich überreichte. Fürs erſte ſtellten ſich der Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches jedoch wiederum neue Schwierigkeiten in den Weg. Abgeſehen davon, daſs Gottſched ſeit Jahren unter den Feindſeligkeiten ihm gehäſſiger, vielfach ſogar einflusreicher, Perſönlichkeiten zu leiden hatte[116]: ſo ſchien ihm zunächſt die Anwartſchaft eines, zur Dichtkunſt zwar in keiner unmittelbaren Beziehung ſtehenden, jedoch durch einen „doppelten Cabinetsbefehl“ unterſtützten „Exſpectanten“, Namens Menz, die Hoffnung vereiteln zu ſollen. Glücklicherweiſe war

[116] „Ich vernehme, daß ſie viel mißgönſtige Feinde auf dem Halſe haben, gegen welche Sie Sich zum Theil nicht einmahl wehren dörfen“, ſchreibt Gottlieb Stolle 1730, am 13. April aus Jena; und von den Intriguen, denen Gottſched ſchon 1727 ausgeſetzt war, berichtete er, wie wir uns erinnern, ſelbſt an König.

ihm Graf Zech ein gewogener Herr, der ſich die Mühe machte, den „Beweis der Fähigkeit“ des Nebenkandidaten in der ländlichen Stille ſeines Rittergutes eingehend zu prüfen. Aber auch diesmal wären die Bemühungen des, bei Hofe und bei der hohen Geiſtlichkeit nichts weniger denn beliebten, Kandidaten vermutlich erfolglos geblieben: wenn jetzt nicht der geiſtig hochſtehende Heinrich von Bünau, der Kurator der Leipziger Hochſchule, ſich ſeiner Sache angenommen hätte.

Schon durch Mencke war der gefeierte Geſchichtſchreiber, der „Deutſchlands alte Thaten aus der Vorwelt Nebel“ hervorgezogen (Ged. II, 117), auf Gottſched hingewieſen worden. Dieſer hatte in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ dem „Livius der Deutſchen“ gehuldigt und 1728, bei Gelegenheit des Todes ſeiner erſten Gemahlin, „Bünaus Schmerz zu der Gattinn Gruft begleitet“ (Ged. II, 113) in einer längeren Ode, in der er die Maler, als „Treue Brüder der Poeten, wahre Schüler der Natur“, dem überlebenden Wittwer das Bild der Entſchlafenen zu ſchaffen aufgefordert, dem „großen Manne“ ſelbſt aber zur Abfaſſung einer Lebensgeſchichte der ihm Entriſſenen geraten und ihm zugerufen hatte:

„Dann erhebe Dich von neuen,
Deinen Aemtern nachzugehn,
Und den Muſen vorzuſtehn,
Die ſich Deiner Aufſicht freuen.
Kommſt Du nun an unſre Linden,
Wo der Künſte Wohnplatz iſt,
Deren Haupt und Schmuck Du biſt;
So laß Deinen Schmerz verſchwinden;
Regt er aber dennoch ſich,
O ſo denk auch einſt an mich.“

Als nun Bünau ſich 1729 am 23. November mit der Komteſſe von Hoym neu vermählte, widmete Gottſched dem „Haupt der Muſenſöhne“ abermals ein längeres Gedicht, das gleich ſehr anmutig einſetzte:

„Weicht, ihr traurigen Cypreſſen!
Löſche nur, vergnügtes Haus,
Deine Todtenkerzen aus;

Aller Kummer ſey vergeſſen!
Schmücket Haupt und Haar mit Myrten,
Brennet Hochzeitfackeln an,
Daß die Zahl gelehrter Hirten
Bünaus Feſt beſingen kann."

Die etwas ſchnell erfolgte Wiedervermählung wurde natürlich nach allen Seiten hin auf die triftigſten Gründe geſtützt[117]; dann folgten verſchiedene, uns heute ſeltſam anmutende, Ratſchläge an die „hohe Braut"; und zuletzt kam, unter Anrufung der Muſen, die Anſpielung auf das, was ihm denn doch zunächſt am Herzen liegen mußte:

„Lehrt mich ihren Werth beſingen,
Wie nur neulich Gruft und Schmerz:
Daß mein Reim auch Bünaus Herz
Mag mit reger Luſt durchdringen.
Aber ach! ihr könnt nicht ſpielen,
Weil man euren Trieb verſchmäht;
Wenn ihr meine Kunſt ſo vielen
Gänzlich nachgeſetzet ſeht.

Höre du nur ihre Klagen,
Schließe du nur nicht das Ohr;
Deſſen Preis ich nach, wie vor,
Will auf ſpäte Zeiten tragen.
Theurer Bünau! meine Seyten
Trotzen der Vergeſſenheit;
Weil ſie ſich den Seltenheiten
Deines hohen Ruhms geweiht.

O wie will ich mich erheben,
Wenn dein ewiger Verſtand,
Nächſt den Werken deiner Hand,
Auch durch meinen Reim, wird leben!
Phöbus wird mir Kränze winden,
Deinen Namen zu erhöhn:
Müßt ich nur an unſern Linden
Nicht betrübt zurücke ſtehn."

---

[117] . . . Seelen deines gleichen
Siegen über Schmerz und Tod;
Ihrer Großmuth muß die Noth
Ihrer Pflicht der Kummer weichen u. dgl. m.

Jetzt endlich wurde ihm die längst verdiente Berücksichtigung zu teil. Am 4 Dezember beantwortete Bünau den poetischen Glückwunsch mit folgendem Schreiben:

Wohl Edler
Vielgeehrtester Herr!

Dem Herrn Magister sage vor die Mühe, so derselbe sich bey meiner Verheyrathung durch Uebersendung eines wohlgesetzten Carminis geben wollen, schuldigen Dank. Gott erfülle nach seiner Gnade Dero wohlmeinenden Wunsch, und lasse gleichergestalt Ew. Wohledl. alles ersprießliche Wohlseyn angedeyen. Und wie Ew. Wohledl. sich jederzeit meiner Freundschaft zu versichern haben: Als melde vor itzo, wie Sie nunmehro würklich zu der Professione poeseos extraordinariae gelanget. Kan ich weiter zu Dero Satisfaction etwas beytragen, so werde ich mir daraus eine Freude machen. Der ich verharre Ew. Wohledlen ganz ergebener Heinrich v. Bünau Pr.

Wenige Tage später geschah es denn, dass ihm in aller Form „das erlauchte geheime Consilium das außerordentliche Lehramt auftrug", welches er 1730, am 18 Februar mit einer, den großen Vorteil edler Dichter und Denker für Staat und Menschheit noch einmal ins helle Licht rückenden, lateinischen Rede ‚De Poetis Philosophis Reipublicae generique humano utilissimis' antrat[118].

Auch diese, bis zum letzten Augenblick von geheimen Widersachern Gottscheds mit allen Mitteln bekämpfte[119], Er-

[118] Zu diesem Festakte lud Gottsched durch eine ebenfalls lateinisch abgefasste Einladungsschrift ‚Musae Philosophiae quondam obstetrices', ein, in der er den bei den alten Kulturvölkern bestandenen, schon in der ‚critischen Dichtkunst' klar zur Darstellung gebrachten, Zusammenhang der Dichtkunst mit der Philosophie abhandelte.

[119] Noch kurz vor der tatsächlichen Ernennung zum außerordentlichen Professor scheint diese in Frage gestanden zu haben. Johann Gottlieb Krause schreibt nämlich 1729, am 17. Dezember von Wittenberg aus an Gottsched, nachdem er dessen „ausbündigen meriten" sein Kompliment gemacht hat, folgendes: „Vielleicht kan Ihnen die eloquentz nächstens die-

hebung des vielgehaſſten ehemaligen Flüchtlings aus der oſtpreußiſchen Fremde zum Profeſſor der Dichtkunſt machte großes Aufſehen in Deutſchland und erregte teils offene Wut, teils herzlichſte Freude. Von den verſchiedenſten Seiten „gratulirte“ man dem „liebreichen Oberhaupte“ der ‚Deutſchen Geſellſchaft‘

---

jenige Belohnung geben, welche Ihnen die Poeſie vor dißmahl zu ertheilen durch allerhand Kunſtgriffe ſchleichender Müßiggänger verhindert worden.“ Bünaus perſönlichen Bemühungen hatte es Gottſched offenbar zu danken, daſs ſchließlich doch alle Gegenbeſtrebungen der Feinde vereitelt wurden; und ſehr wahrſcheinlich traf ſchon Julian Schmidt das Richtige, als er in ſeiner Litteraturgeſchichte (I, 443) ſchrieb: „Heinrich von Bünau verſchaffte im Dezember 1729 ihm eine außerordentliche Profeſſur“. Ich kann deshalb Danzel nicht beiſtimmen, wenn er (S. 128) behauptet, daſs König „Gottſcheden die Profeſſur verſchafft“ habe. Danzel ſcheint zu dieſer Annahme durch eine Bemerkung gekommen zu ſeyn, die ſich in dem bekannten Briefe des Bruders Königs an Gottſched, vom 21. April 1730, findet: „... wenn Sie ... den Eifer, ſo er Ihnen bishero für Ihre Beförderung ſo augenſcheinlich bezeuget, nicht vorſetzlicher Weiſe hemmen ... wollten“. Einen gewiſſen Eifer hatte König wol an den Tag gelegt; aber bewirkt hatte er tatſächlich nichts. Ich bin ſogar geneigt anzunehmen, daſs König über den ſchließlichen Erfolg des kühn aufſtrebenden „Konkurrenten“ verſtimmt war. Schon das Verhalten, das er 1728 den Bemühungen Gottſcheds gegenüber, den Grafen Manteuffel zum Protektor der ‚Deutſchen Geſellſchaft‘ zu gewinnen, an den Tag legte, ſcheint dafür zu ſprechen: daſs der überaus eiferſüchtige und neidiſche Dresdner Hofdichter keineswegs geneigt war, ſich den Ruhm Gottſcheds über den Kopf wachſen zu laſſen. Als Gottſched ſich im Herbſt 1729 wegen der Profeſſur unmittelbar an den König wenden wollte, riet ſein „Gönner“ ſehr entſchieden ab; vielleicht aus guten und ſachlichen Gründen; denn Gottſched, der ſich trotzdem nicht abhalten ließ, den Schritt zu tun, erreichte dadurch zunächſt nichts. Vielleicht aber war es König auch nicht recht, daſs ſein bisheriger „Schützling“ ſich dem Landesherrn vorſtellen und ſeine ganze Perſönlichkeit auf dieſen wirken laſſen wollte. Mir macht es ſogar den Eindruck, als ob Gottſched, zu deſſen edelſten Eigenſchaften die Dankbarkeit gehörte, ſehr wohl gewuſſt hat, daſs ſein „Gönner“ ihn nur ſo weit zu „fördern“ wünſchte, als ihm ſelbſt daraus Vorteil erwachſen konnte, d. h. um ſich einen wirkſamen Ruhmesherold zu gewinnen. König fühlte ſich viel zu ſehr als Primus omnium, als daſs er den beginnenden Weltruhm des Leipziger Magiſters nicht misgünſtig hätte betrachten ſollen. — Aber hier iſt noch nicht der Ort, eingehend über dieſe Dinge zu ſprechen; nur berührt muſſten ſie ſchon bei dieſer Gelegenheit werden.

zu der „professione extraordinaria“. Nicht nur die alten Königsberger und Leipziger Freunde, nicht nur viele kleine Streber, die sich von dem „leutseligen“, dem „theuren Gottsched einen geneigten Gönner versprachen“, dessen „gütige Unterweisung noch was männliches aus der Kindheit ihrer Dichterey ziehen dürfte“ [120], sandten ihm freundliche, ja huldigende Worte. Auch hervorragende Männer wie der Merseburger Dr. Triller und Andere suchten jetzt Gottscheds Gunst; schätzten mit dem jugendlichen Hamburger C. L. von Hagedorn „diejenigen glücklich, welche Gelegenheit hatten, dero nutzreichen Unterweisung zu genießen“, und bemühten sich „um die Ehre, dermaleins einen Zuhörer derselben abzugeben“. Am gewichtvollsten für den, jetzt von allen Seiten umdrängten Heerführer eines aufstrebenden Geschlechtes war aber vielleicht der Brief, den Friedrich von Hagedorn, durch die Vermittelung seines Bruders, aus London an ihn sandte und den ich, obwol ihn schon Danzel mitgeteilt hat, an diesem Orte nicht unterdrücken möchte, da er, wie kein anderes Zeugnis, die Vorzugsstellung offenbart, welche sich der nunmehrige Professor in sechsjähriger von Stufe zu Stufe emporrückender Arbeit errungen hatte:

London d. $\frac{27 \text{ März}}{7 \text{ April}}$ 1730.

Hoch Edler,
Hochgeehrtester Herr Professor

Aus meines Bruders letzterem Schreiben vernehme ich Ew. HochEdl. Ernennung zum Professor der Dicht-Kunst. Ich kann nie ohne Empfindung Verdienste vergolten sehen, die so bekannt und ausnehmend sind, als die Ihrigen. Folglich darf ich Sie aufrichtig versichern, daß diese Zeitung mir höchst

[120] In diesem Sinne schreibt ein gewisser J. G. Schumann 1730, am 26. Mai, aus Helmstädt. Ähnlich heißt es in dem Briefe eines, mir nicht näher bekannt gewordenen, F. V. Wolshoffer, der sich mit „dero unvergleichlich wohl gerathnem Versuch zu einer poetischen critic“ beschäftigt: „Ich habe aber auch ehe dero Versuch gelesen, noch keinen rechten Begriff von der Dichtkunst gehabt, sondern war nur mit Reimen vergnügt, um rechte ideen bekümmerte ich mich nicht viel“.

angenehm geweſen und ich an Ihrem Vergnügen in der That Theil genommen. Daher trage ich kein Bedenken, Ew. HochEdl. zu dem Antritt Ihrer neuen Würde hiermit Glück zu wünſchen. Ihre Schriften und Einſicht in den politen Wiſſenſchaften habe ich jederzeit vor vielen anderen hochgeſchätzet und ich beſitze ein näheres Recht, Ihnen ſolches kund zu machen, als unzählige andere, die etwa dergleichen thun müſſen. Dieſes Recht giebet mir die Verbindlichkeit, ſo ich Meines Hochgeehrteſten Herrn Profeſſoris über meine durch ſo verſchiedene Druck-Fehler und Unrichtigkeiten verſtellete Gedichte gefälltem ſehr geneigtem Urtheil ſchuldig worden, wiewol mich deſſelben durchaus unwürdig erkenne. Indeſſen bediene mich mit Ew. HochEdl. Erlaubniß, dieſer Gelegenheit, mir die Ehre ihres guten Andenckens und Wohlwollens auszubitten, weil es mir eine Freude ſeyn wird Sie völlig zu überführen, wie in dienſtbefliſſenſter Ergebenheit mit dem Eifer neuer und der Beſtändigkeit aller Freunde beharre

Ew. HochEdl.
Ganz gehorſamer Diener
Hagedorn.

Nun war wol der feine, weltmänniſche Dichter, als er dieſen Brief ſchrieb, kaum zweiundzwanzig Jahre alt; aber er gehörte nicht nur der vornehmen Geſellſchaft an (ſeit 1728 lebte er als Privatſekretär des däniſchen Geſandten in London), ſondern war auch kurz vorher mit ſeinem ‚Verſuch einiger Gedichte‘ hervorgetreten, in denen ſich der Zögling Chaulieus, Priors und Lafontaines ſchon vielfach von der Sprache und dem Geiſte des Herausgebers der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ und des ‚Biedermannes‘ beeinflusſt zeigte. Sein Schreiben, dem bald noch andere folgten, muſſte für Gottſched um ſo mehr von Bedeutung ſeyn, als es die Äußerung eines für ſeine Zeit ſehr hochſtehenden auch die deutſche Sprache bereits mit einer gewiſſen Anmut und Sicherheit beherrſchenden Dichters und Zukunftmannes war. Die deutſche Jugend ſprach hier in einem ihrer beſten und edelſten Vertreter zu dem reiferen Manne, der ſich danach ſehnte, der

Führer dieſer begabten Jugend zu werden. Gottſched durfte nunmehr glauben, daſs er dieſes Ziel erreichen, daſs er fortan nicht nur ein Lehrer an einer Hochſchule, ſondern der Lehrer eines in die Zukunft hineinwachſenden Geſchlechtes ſeyn würde. Mit dieſem ſtolzen Bewuſſtſeyn durfte er in das dritte Jahrzehnt ſeines Lebens eintreten — allem Haſs und Neid, allem Giftgeheul ſeiner, ſchon jetzt nur allzu zahlreichen, Gegner zum Trotze.

Siebentes Kapitel

Die Anfänge des Dramaturgen und Bühnenreformators

Zu denen, die ſich, nach Bekanntwerden der Amtserhöhung Gottſcheds, beeilten, dem „hochgeehrteſten Herrn und Gönner“ ihre gehorſamſten Dienſte anzubieten, gehörten auch Johann Neuber und ſeine Gattin, das vielgefeierte ‚Friederiecgen‘. Beziehungen hatten wol ſchon ſeit der Oſtermeſſe des Jahres 1727 zwiſchen dem Herausgeber des ‚Biedermannes‘ und den Theatergewaltigen beſtanden; aber für die, ſehr von ſich eingenommenen, ‚Principale‘ hatte der ſchlichte, noch ziemlich ſchwer um das tägliche Brod kämpfende, Magiſter keine Autorität vorgeſtellt. Auch dem Senior der ‚deutſchen Geſellſchaft‘ war es nur in ſehr engen Gränzen geglückt, Einfluſs auf das Ehepaar zu gewinnen. Jetzt wurden plötzlich aus den Gönnern Freundſchaft und Gunſt ſuchende Verehrer; und nichts konnte dem Manne, der ſoeben in den letzten Kapiteln der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ ſeine ſehr ſelbſtändigen Anſichten über Trauerſpiel, Luſtſpiel und Oper ausgeſprochen hatte, willkommener ſeyn.

Das, am 21. Februar[1] 1730 von Blankenburg aus an Gottſched gerichtete Schreiben bildet den eigentlichen Ausgangspunkt der, nun kraftvoll einſetzenden, Bühnenreformbeſtrebungen des ‚Extraordinarius‘; und dieſer Umſtand ſoll mir Gelegenheit geben, den Anfang und die erſte Entwickelungſtufe der Arbeit des Dramaturgen und Bühnenreformators eingehend zu prüfen und ins rechte Licht zu ſtellen. Ich werde zu dieſem Zwecke

[1] Danzel gibt irrtümlich den 5. Februar an.

teils in die Vergangenheit zurück-, teils aber auch ein wenig in die, noch vor uns liegende, Zukunft hinübergreifen müſſen; weil es mir darauf ankommt, gleich hier ein feſtumriſſenes und erſchöpfendes Bild vom erſten Teil der dramaturgiſchen Lebensarbeit unſeres Helden zu liefern.

Die deutſche Schaubühne war (wenn man von den lateiniſchen Schul- und Studentenkomödien des 15. und 16. Jahrhunderts abſieht) allezeit ein Tummelplatz teils roher Zotenreißerei, teils geſchmackloſen Unſinns geweſen. Wol hatte ſich die Meiſterſingerſtadt Nürnberg im 16. Jahrhundert etliche Jahrzehnte hindurch einer, in der Hauptſache von Hans Sachſens Faſtnachtſpielen belebten, anſpruchloſen, auch anderen Städten des Reiches wertvolle Anregungen bietenden Volksbühne erfreut[2]. Wol war durch die engliſchen Wanderkomödianten ein neuer friſcher Zug in das immer noch recht kümmerliche deutſche Bühnenleben gekommen; und ſogar zwei deutſche Fürſten, Moritz von Heſſen (der edle Landgraf, in deſſen Haupte zum erſtenmale der, allerdings nicht zur Ausführung gekommene, Plan eines nationalen Heeres aufſtieg) und Heinrich Julius von Braunſchweig, waren bemüht geweſen: einerſeits die deutſche dramatiſche Litteratur, andrerſeits das deutſche Bühnenweſen zu veredeln; ohne jedoch etwas Bemerkenswertes erreichen zu können; da ihren, teils vom franzöſiſchen, teils vom niederländiſchen und engliſchen Theater abhängigen, Beſtrebungen die großen Geſichtspunkte und klaren Ziele, ihnen ſelbſt aber die geiſtigen Kräfte gemangelt hatten, die für eine gründliche Neubildung der tiefgeſunkenen deutſchen Bühnenkunſt unbedingt nötig waren. Der dreißigjährige Krieg hatte dann ſelbſt dieſe dürftigen Anfänge vollkommen zu Grunde gerichtet; und wenn auch Andreas Gryphius um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als

[2] Die religiöſen, meiſt auf die Kirche beſchränkten „Myſterien“ früherer Zeiten haben mit der dramatiſchen Kunſt ebenſowenig zu tun, wie die, von grauenvollſter Gemeinheit erfüllten, Faſtnachtſpiele des 15. Jahrhunderts. Auch die Beſtrebungen des Jeſuiten Paul Aler (1656—1727) kommen, ſo bedeutend ſie waren, kaum in Frage; da ſie nur den Schulaufführungen galten.

Nachahmer des Niederländers Vondel, einen Anlauf zum Beſſeren nahm (zumal er in ſeinen Komödien geſunderen und zukunftkräftigen, leider des lebendigen Zuſammenhanges mit der tätigen Bühne entbehrenden Zielen zuſtrebte): ſo gieng auch dieſes Beſſere ſchnell in den blutrünſtigen Greueln und gezierten Verſtiegenheiten Lohenſteins, Hallmanns und anderer Nachahmer des Marinismus unter. Chriſtian Weiſes lederne Schulkomödien, die dem widerwärtigen Unweſen ſteuern wollten, waren am wenigſten dazu angetan, dem entſetzlichen Wuſte ſiegreich zu begegnen oder gar eine lebendige Bühnenkunſt edler Art zu ſchaffen. Auch die Verſuche des prachtliebenden braunſchweigiſchen Herzogs Anton Ulrich (1685—1714), des „höchſterleuchteten Meiſters, mächtigſten Vermehrers und aller untertänigſten Nachfolge preiswürdigſten Vorgehers hochteutſcher Sprache“ (Stieler), abermals und wenigſtens im engen Rahmen eine Veredelung der deutſchen Schaubühne nach franzöſiſchem Muſter durchzuführen, hatten ſich ſelbſt in ihrer örtlich begränzten Wirkung nicht über den Tod des edlen aber ſchwachen, 1710 in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückgekehrten, Fürſten hinaus erhalten können.

So war neuerdings wieder Alles drunter und drüber gegangen; und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bevölkerten die Spielpläne der herumvagabundirenden Schauſpielerbanden tatſächlich nur noch freche, pöbelhafte Poſſen und ganz kunſtloſe Abenteuerlichkeiten, in denen rohe und recht viel ſchlüpfrige, durchaus eindeutige Scherze mit Folter- und Mordgreueln, mit Geiſter- und Geſpenſtererſcheinungen abwechſelten und die Sprache an unſinnigem Schwulſt ſo ziemlich alles jemals Dageweſene noch übertraf.

Den „Dramatikern“ entſprachen im Großen und Ganzen die Schauſpieler; entſprach vor allem der Geſchmack des Publikums. Konnte man es den gebildeten oder geſellſchaftlich hochſtehenden Männern und Frauen nicht verdenken, daſs ſie keine Neigung zeigten, ſich von entgleiſten Studenten, kunſtreitergleichen ungebildeten Gauklern und ſchlimmeren Leuten die ſinn- und zuchtloſen Ausgeburten unfähiger, ja vielfach ganz gemeiner ‚Skri-

benten' vorſpielen zu laſſen; ſo war es eine zwingende Notwendigkeit für die wenigen, von Ort zu Ort ziehenden, vorwiegend mit Mistrauen, ja mit Widerwillen geduldeten Komödiantenbanden: ſich an den Marktpöbel zu halten; deſſen ſchlechten, von keiner Kultur beleckten, Geſchmack mit dem elendeſten, ſinnloſeſten Handlungwirrwarr zu befriedigen. Allerdings war auch von Seiten litteraturfreundlicher, gelehrter Männer, ja ſelbſt von Schauſpieldirektoren gelegentlich eine Beſſerung dieſer troſtloſen Zuſtände verſucht worden. Der bekannte Leipziger Magiſter Chriſtoph Kormart hatte ſich um die Mitte des 17. Jahrhunderts bemüht, in Anlehnung an Vondel ſteife, von ellenlangen Geſprächen erfüllte, mit „wichtig ausführlichen Vernunftſchlüſſen abgehandelte", aber trotzdem höchſt zerfahrene, antikiſierende Trauerſpiele für die Bühne einer Studentengeſellſchaft zu ſchreiben; ohne daſs es ihm gelungen war, mehr als eine ſchnell vorübergehende Teilnehmung des Rats und einiger Hochſchullehrer an ſeinen gutgemeinten aber bedeutungloſen Verſuchen zu erwecken. Einen wirklichen Erfolg hatte er ſchon deshalb nicht erringen können: weil er, trotz aller ſchulmeiſterlichen Reformluſtigkeit, doch in allem Weſentlichen ein Kind ſeiner Zeit blieb; mit Göttern, Teufeln und allerhand Geiſtern arbeitete und von den künſtleriſchen Bedingungen auch nur eines Theaterſtückes, geſchweige denn eines Dramas, nicht die geringſte Kenntnis beſaß. Es iſt deshalb ganz ausgeſchloſſen, daſs von dem Verſuche dieſes „Bühnenreformators" auch nur „einzelne Keime fortgewirkt haben mögen"; wie Waniek herzlich gern annehmen möchte, um Gottſcheds Reformbeſtrebungen in ihrem eigentümlichen, ganz perſönlichen Werte ſchmälern zu können. Immerhin brachte ſeine Aufführung des Corneilliſchen ‚Polyeuct' einen tüchtigen Studenten in Beziehung zur Bühne: Johann Velthen fand ſoviel Freude an der, dem franzöſiſchen Urbilde nicht ganz unähnlichen Tragödie, daſs er die, bisher von ihm fleißig betriebenen, gelehrten Studien an den Nagel hieng, eine Zeitlang mit andern Wanderkomödianten in Deutſchland herumzog, bald ſelbſt Gründer und Leiter eines Völkchens leichtlebiger Thespiskärrner wurde und ſeine, zwar nicht vollendete aber doch

immerhin leidliche Gelehrtenbildung in den Dienſt einer wenigſtens nicht ganz rohen Schauſpielerei ſtellte. Natürlich fehlten auch ihm die wirklich hohen Ziele; der Hauptzweck blieb ihm, wie allen Theaterdirektoren, das Geldeinnehmen. Aber wenn gerade damals der, vom italieniſchen Arlecchino beeinflusſte, in ſeinem plumpzotigen Weſen jedoch leider urdeutſche, fürchterliche Hanswurſt nahezu die Alleinherrſchaft der deutſchen Bühne an ſich geriſſen hatte; ſo vertrat Velthen noch einigermaßen die beſſere Seele des Schauſpiels, ohne jedoch reformatoriſche Pläne dabei zu verfolgen. Einen ſeiner Zwecke erreichte er verhältnismäßig ſchnell: ſeine Truppe galt um 1700 für die beſte, fand überall großen Zulauf und wurde die hohe Schule für manches tüchtige Schauſpielertalent; unter Anderen auch für den ehemaligen Studenten Karl Ludwig Hofmann, der 1723 die Direktorswittwe Elenſohn-Haacke[3] heiratete und auf dieſe Weiſe Leiter

---

[3] Andreas Elenſohn, ſpielte, von Wien kommend, zum erſten Male in Leipzig 1672, vom 2.—25. Oktober, an 16 Tagen; in den Standgeldrechnungen des Marktvogts, deren Kenntnis wir den verdienſtvollen Mitteilungen Guſtav Wuſtmanns verdanken (‚Quellen zur Geſch. Leipzigs' I, S. 477 ff.), wird der Name Ellenſon geſchrieben. Als Elenſon kehrt er 1673 zu Neujahr, 1679 zur Michaelismeſſe, 1683 zur Oſter- und zur Michaelismeſſe wieder; ſtets nur wenige Tage verweilend; was darauf ſchließen läſſt, daſs die Geſchäfte nicht allzugut giengen. Im Jahre 1710 erſt ſpielt eine Sophie Elendſohnin als „Mecklenburgiſche Comoediantin" zur Neujahrszeit an 20 Tagen; dieſe, die wahrſcheinlich des Andreas Elenſon verwittwete Gattin war, heiratet kurze Zeit darauf den „hochfürſtlichen Mecklenburgiſchen Hofcomoedianten" Johann Caſpar Hacke, der 1712 zur Michaelismeſſe im Leipziger Fleiſchhauſe (oder wie es früher zu heißen pflegte: „übern Fleiſchbäncken auf der Frau Dr. Langin, Boden" oder „auf dem Fechtboden über den Fleiſchbäncken") an 15 Tagen ſpielt. Zur Oſtermeſſe 1713 taucht dann vorübergehend ein „hochdeutſcher Comoediante" Ferdinand Elendſohn (vermutlich ein Sohn des Andreas und der Sophie) im Fleiſchhauſe auf. Zu Neujahr 1714 kehrt Johann Caſpar Haacke (jetzt mit aa geſchrieben) zurück, um von 1715 ab faſt alljährlich, entweder zu Neujahr, zur Oſter- oder zur Michaelismeſſe, als „kgl. polniſcher, und churf. ſächſiſcher privilegirter Hofcomoediante" 14—20 Tage lang zu ſpielen (1718 iſt er als Johann Chriſtoph Haacke, 1722 als Johann Caſpar Haak ins Regiſter eingetragen). Im Jahre 1722 ſpielt er, gleich als ob er geahnt hätte, daſs er dem Tode geweiht wäre,

der ‚Sächsischen Teutschen Hof-Comödianten‘ wurde, die fast alljährlich im Januar oder zur Messezeit in Leipzig mit großem Beifall ihre Vorstellungen gaben. Zu den Mitgliedern dieser, immerhin bevorzugten, Truppe gehörte der, offenbar „entartete“, Sohn eines Magdeburger Predigers, Friedrich Kohlhardt; gehörten vor allem der ebenfalls nicht ungebildete Johann Neuber und seine Gattin Friederike Karoline. So kam es wol, dass die Leipziger Studenten den, sozureden, aus der Art geschlagenen, ehemaligen Hochschulbürgern vielfach nahe traten; und es ist nicht unmöglich, dass auch für den jungen Magister Gottsched der Umstand, dass ein Predigerssohn bei der Truppe war, bestimmend wurde, sich mit den Theaterbürgern, die wenige Monate nach seinem Eintreffen in Leipzig 12 Tage lang im Fleischhause spielten, unmittelbar in Beziehung zu setzen.

Er hatte bis dahin noch nie einer wirklichen Theateraufführung beigewohnt. Nach dem fernen Königsberg war nie eine Schauspielerbande gekommen; sie wäre von der auch dort sehr mächtigen Orthodoxie vermutlich überhaupt nicht geduldet worden. Die einzigen Werke dramatischer Art, welche ihm in der Heimat bekannt wurden, waren: eine recht sinnlose Schulkomödie, die er 1717 am Reformationsfeste miterlebte; ferner Lohensteins Trauerspiele und eine schlechte Opitzische Übersetzung der ‚Antigone‘. Die „Dramen“ Lohensteins hatte er „von vielen himmelhoch erheben“ hören; ihm selbst aber war es unmöglich, irgend etwas ihn Fesselndes in ihnen zu finden. So ließ er denn „diese Art der Poesie in ihren Würden und Unwürden beruhen“; um so mehr, als er auch „die rauhen Verse“ und die „etwas gezwungene Übersetzung“ des Opitz ungenießbar fand. Erst als er Anfangs der zwanziger Jahre einige Komödien

zu Neujahr und zu Ostern an zusammen 30 Tagen. Zu Neujahr und Ostern 1723, zu Ostern 1724 und zu allen drei Spielzeiten des Jahres 1725 wird seine Gesellschaft von Johann Caspar Haackens Witwe geführt, die auch schlechtweg als „die Hofcomoediantin Haackin“ bezeichnet wird. Zu Neujahr und Ostern 1726 spielen „Johann Caspar Hackens Erben“; zu Neujahr 1727 „die Haackischen Hofcomoedianten“. Dann verschwindet der Name: zu Ostern spielt bereits der „Hofcomoediante Johann Neibert“ auf dem Fleischhause.

von Molière las, wurde in ihm „eine ungemeine Luſt erwecket", ſolche Stücke von der Bühne herab zu erleben.

In Leipzig ſollte nun dieſer Wunſch in Erfüllung gehen. Er „verſäumte faſt kein einziges Stück", das die ‚privilegirten Dreßdeniſchen Hofcomödianten' ſpielten; und ward nun „die groſſe Verwirrung gewahr, darinn dieſe Schaubühne ſteckte. Lauter ſchwülſtige und mit Harlekins Luſtbarkeiten untermengte Haupt- und Staats-Actionen, lauter unnatürliche Romanſtreiche und Liebeswirrungen, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten waren dasjenige, ſo man daſelbſt zu ſehen bekam". Nur ein vernünftiges Stück ſpielten die Herrſchaften: Corneilles ‚Cid' in der Überſetzung von Greflinger. Aber von welcher Güte die Aufführung war, erkennt man daraus: daſs Gottſched weder Verſe noch Reime heraushören konnte und deshalb ein Stück „in ungebundener Rede" geſehen zu haben glaubte. Immerhin fühlte er ſich durch die wertloſe Darſtellung dieſes, wenn auch nicht ſtreng nach den Regeln der Académie française, ſo doch nach einem vernünftigen Plane gearbeiteten Stückes zu der „Überlegung von dem Aufnehmen der Schauſpiele unter den Deutſchen" veranlaſſt; und ſeine Teilnehmung für das, ihm als etwas ganz Neues entgegengetretene, Theaterweſen wurde noch geſteigert, als er etliche Wochen ſpäter Gelegenheit hatte, die ‚Privilegirten' in Dresden wiederzuſehen.

Er war, wie wir uns erinnern, im März mit dem Hofdichter J. U. König bekannt geworden, hatte dieſem die Anregung gegeben, dem Landesherrn die Gründung einer Akademie für die deutſche Sprache vorzuſchlagen und, dank ſeiner geiſtigen Lebhaftigkeit und ſeiner auf eine rein deutſche Sprachkultur gerichteten Beſtrebungen, dem einflusreich ſcheinenden Manne näher treten dürfen. Als nun im Juni die Dresdener Aufführung zweier Komödien von König bevorſtand, ſcheint dieſer den neugewonnenen „Günſtling" veranlaſſt zu haben, der Aufführung beizuwohnen; denn noch im Juli erſchien in den Leipziger ‚Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen' ein Bericht über die Aufführung, die, meiner Anſicht nach, auf keinen Andern als auf Gottſched zurückgeführt werden kann; der ja

damals den von Krauſe geleiteten Monatblättern bereits unmittelbar nahe ſtand. In dieſem Berichte (S. 623/24) wird zunächſt dem ‚geduldigen Socrates‘, dem Hauptſtück der Aufführung, nachgerühmt, daſs er (wie das die Meinung Königs ſeyn mochte) „aufs genaueſte nach den Regeln der Schauſpiele ausgearbeitet und voller fremder (d. i. neuerfundener) Verwirrungen“ ſey. Dann heißt es weiter: „Er hat faſt lauter Vornehme des Hofes in ungemeiner Menge zu Zuſchauern gehabt, und durchgehends vollkommenen Beyfall erhalten; ja ſelbſt diejenigen auf andere Gedancken gebracht, die bißher wegen der elenden Beſchaffenheit unſrer deutſchen[4] Komödien, die deutſche Sprache vor ungeſchickt zu Schauſpielen gehalten, als die nicht genug ausgearbeitet ſey, durch einen delicaten Schertz oder feine Spötterey die Zuſchauer zu kützeln, oder durch natürliche Vorſtellungen und ungezwungene Redensarten dem Character eines Luſtſpiels ein Gnügen zu thun; da doch ein Verfaſſer und ſein elender Geſchmack daran Schuld iſt, wenn die deutſchen Schertz- und Luſtſpiele nicht gerathen, nicht aber die Sprache, welche nur einen Mann erfodert, der die Politeſſe, die Sitten und Manieren des Hofes, der feinen Welt und den Umgang vornehmer Leute kennt.“

So war nun der redegewandte, nicht zum wenigſten auch im Vortrage von Gedichten beſtens geübte Magiſter, der zweifellos eine angeborene Befähigung für den Schauſpielerberuf in ſich trug, plötzlich mit den auf der deutſchen Bühne herrſchenden Zuſtänden vertraut geworden; und kaum hatte er geſehen, was in der Hauptſache von den Bühnenleuten geboten wurde, und erfahren, daſs unter günſtigen Umſtänden, für beſſere, von einer anſtändigen Geſinnung beſeelte Stücke ſehr wol ein Publikum zu

[4] Wenn auch der Geiſt, in welchem der Bericht gehalten iſt, nicht ſchon auf Gottſched, als den Verfaſſer, ſchließen laſſen könnte, ſo doch das „deutſch“, mit dem er, als Oſtpreuße, nach Leipzig kam; während im Reiche und zumal in Sachſen noch „teutſch“ geſchrieben wurde, wie es auch König ſelbſt (man vergleiche Königs Brief an Bodmer vom 28. März 1724, den Eugen Wolff a. a. O. II, 41 mitteilt) ſchrieb. Natürlich bildet für Waniek dieſer Bericht eine der Anregungen, durch die G. zu ſeinen bühnenreformatoriſchen Beſtrebungen veranlaſſt wurde!

finden war und was für Wirkungen ſie ausüben konnten: ſo flammte auch der Entſchluſs in ihm auf, dieſe ſo allgemein verachtete, ſelbſt von ihren beſten „Künſtlern" recht würdelos vertretene, Schaubühne[5] für ſeine, ihm immer klarer bewuſſt werdende, Zwecke zu verwerten.

Das Ziel, das ihm von Anbeginn ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn vor Augen geſchwebt hatte, und das er, in all' der Überfülle der Berufsarbeiten, niemals aus den Augen verlor, das ihm auch inmitten der Sorgen und Unruhen gerade der erſten Leipziger Jahre den feſten Mittelpunkt für alle ſein Ringen und Kämpfen bot, war immer nur: die Hebung des geiſtigen, ſittlichen und dadurch zugleich des politiſchen Zuſtandes der Deutſchen; die Schaffung jener idealen Güter, durch welche das dem Ausland ohnmächtig gegenüberſtehende „Volk von Helden" wieder zu einem „Herrenvolke" werden; mit denen ausgeſtattet, „Deutſchlands alter, zur Freyheit geneigter großer Geiſt" zu neuem Leben gelangen konnte.

Zur Erreichung dieſes großen Zieles ſchien ihm nun die Schaubühne ein ganz beſonders wirkſames Werkzeug werden zu können; vorausgeſetzt, daſs es ihm gelang, dem üblichen widerwärtigen „Kunſtbetriebe" zu ſteuern. Eine gewaltige Macht konnte von der Bühne ausgehen; das hatte ihn die Aufführung der Stücke des Dresdener Hofdichters gelehrt[6].

[5] „Entſetzlich war der Zuſtand des deutſchen Theaters, den Gottſched vorfand" ſagt Johannes Crüger a. a. O. mit Recht.

[6] Waniek hat natürlich das Bedürfnis, dem erſten „Vorgänger" Gottſcheds, dem Magiſter Kormart, in der Perſon Königs einen zweiten an die Seite zu ſetzen; und wenn Gottſched in der Vorrede zum ‚Cato' weder den ‚geduldigen Socrates' noch den ‚Regulus', weder den ‚Dreßdniſchen Schlendrian' noch ‚die verkehrte Welt' nennt: ſo „verſchweigt er hierbei wiſſentlich die Beſtrebungen ſeines litterariſchen Bundesgenoſſen". Wir kennen die „Eigentümlichkeit" Wanieks zur Genüge, als daſs wir über dieſes „wiſſentliche Verſchweigen" Worte machen ſollten. Ich will nur bemerken, daſs die Stücke Königs, gleich dem ‚Cid' Langes, ſozureden, Paradeſpeiſe für die ſächſiſchen Hofſchauſpieler waren, die, ohne hervorragende oder gar künſtleriſche Eigenſchaften zu beſitzen (das Lob, das Gottſched ihnen 1724 in der ‚Zeitung von gelehrten Sachen' und 1725 in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen' erteilte, galt mehr dem einflusreichen Hof-

Die Bedeutung der Schaubühne für das Kulturleben eines Volkes war ihm bei tieferem Nachdenken klar geworden; zugleich aber drängte ſich ihm auch die Einſicht von der Erneuerung- und Verbeſſerungbedürftigkeit des ganzen Theaterweſens, der „Kunſt“ und „Künſtler“ ſowol, wie des Publikums, gebieteriſch auf. Er beſchloſs, die, trotz gelegentlicher und unverbindlicher Ablenkungen auf ein beſſeres Gebiet, ganz verwahrloſte Schaubühne zu einem Kulturwerkzeug zu veredeln; dramatiſche Dichtkunſt und Schauſpielkunſt in den Dienſt der künſtleriſchen und ſittlichen Volkserziehung zu ſtellen.

Seine leidenſchaftvolle Begeiſterung drängte ihn auch auf dieſem Gebiete ſofort zu Taten, trachtete auch hier gleich einem großen Ziele nach. Zunächſt muſſte er verſuchen, den Theaterdirektor und die Schauſpieler zu gewinnen; und das war natürlich keine leichte Sache. Denn dieſen Herrſchaften kam es vor Allem darauf an, ihrem Publikum, das in der Hauptſache aus lärmluſtigen, mehr oder weniger angetrunkenen Studenten beſtand, zu gefallen und möglichſt viel Geld einzunehmen. So benutzte er fürs erſte die ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘, um den Boden zu bereiten und ſeine beſonderen Wünſche zum öffentlichen Ausdruck zu bringen. Da er unter der Maske einer Halliſchen Momusſchweſter ſchrieb, ſo begann er im 17. Stücke mit der Erklärung: daſs er nicht wüſſte, auf wen es ankäme, die, von einer angeblichen ‚Eburina‘ ſehr draſtiſch geſchilderten Zuſtände im Saale der ‚Sächſiſchen Hof-Comödianten‘ zu verbeſſern. Er gab zu verſtehen, daſs die Leipziger Theaterverhältniſſe „nicht gar zu ſonderlich“ d. h. die ſchlechtweg üblichen ſeyn müſſten, daſs alſo überall, wo deutſche Schauſpieler ihre Künſte zeigten, das Publikum gerade ſo ſchlecht wäre, wie es dem Tiefſtande der, von der guten, gebildeten, zumal von der kirchlich beeinfluſſten Geſellſchaft verachteten, Bühnenkunſt entſpräche, und erklärte zugleich, daſs „wohlgeſittete Leute ein ſolch ungeſchlachtes Weſen nicht an ſich zeigen“ würden.

dichter und darf nicht allzuſchwer genommen werden, um ſo weniger, als Gottſched damals noch kaum wuſſte, was zu einem guten Theaterſtück oder Drama gehört), aus dem Rahmen des damals üblichen hinausfielen.

Dieſe Wendung deutet bereits auf das eigentliche Ziel hin: die Schaubühne ſoll dem Einfluſs minderwertiger, oder doch ihrer Zügelloſigkeit ſich hingebender, Zuſchauer möglichſt entrückt und reiferen, gebildeten, wohlgeſitteten Bürgern zugänglich gemacht werden. Das kann natürlich nicht geſchehen, ſolange die Bühne ſelbſt einer, teils pöbelhaft-zuchtloſen, teils verſtiegen-geſpreizten, Afterkunſt dient. Eine Beſſerung iſt alſo nur möglich, wenn auf eine Veredelung der Spielpläne, auf eine Verinnerlichung und Vertiefung der Schauſpielkunſt hingearbeitet und nachgewieſen wird, was für bedeutende, künſtleriſche und ſittliche Wirkungen von der Bühne herab erzielt werden können.

Gottſched nimmt gleich hier die Gelegenheit wahr, ſich über das ihm vorſchwebende Ideal mit einiger Umſtändlichkeit auszuſprechen. Er hatte nahezu ein Jahr Zeit gehabt, über die, von außen auf ihn eingeſtürmten, Anregungen nachzudenken; ſich über die Aufgaben der dramatiſchen Kunſt wenigſtens ſo weit klar zu werden, als nötig war, um nicht wie ein unerfahrener Neuling von Dingen zu ſprechen, über die jeder Schauſpieler ſelbſt die beſten Einſichten zu beſitzen ſich einbilden mochte. Feſt und zielbewuſſt geht er an die Arbeit, die, weil er zur Bühne nicht unmittelbar in Beziehung ſteht, ſich allerdings fürs erſte auf Rat- und Vorſchläge beſchränken muſs, aber doch ſchon ſo reif und mit einer ſo großen Geſichtsweite in die Erſcheinung tritt, wie es bis dahin, wenigſtens ſo weit die deutſche Zunge klang, unerhört geweſen war.

Prüfen wir nun, was der fünfundzwanzigjährige Magiſter an dramaturgiſchen Einſichten zu bieten hat; wie er den kühnen Kampf um die Erneuerung und Veredelung der deutſchen Schaubühne, der bald einen ſo gewaltigen Umfang annehmen und in ſeinen Wirkungen keineswegs nur auf die Gränzen Deutſchlands beſchränkt bleiben ſollte, einleitet: „Was die Comödien überhaupt anlanget, ſo ſcheinet es uns, daß ſie ſo gar nicht zu verwerfen ſind. Denn ſo viel wir aus dem Durchleſen einer oder der anderen franzöſiſchen Comödie[7] urteilen können ſo werden

[7] Da in Halle, wie wol überhaupt im ganzen preußiſchen Staate Friedrichs Wilhelms I., keine Schauſpielerbanden geduldet wurden, ſo

darinnen die Laſter und üble Gewohnheiten der Menſchen lächerlich gemacht, der Nutze und Schade, der daraus erwachſen kan, wird ſehr lebhafft vorgeſtellet, und die Zuſchauer, die damit vielleicht behafftet ſind, werden bewogen, ſich dererſelbigen zu entledigen: indem ſie beſorgen müſſen eben ſo auslachenswürdig zu erſcheinen, als die laſterhafften Perſonen auf dem Schau-Platze geweſen. Wer nur die allergeringſte Ehrliebe bey ſich hat, kan dieſes unmöglich erdulden, und es iſt ihm unerträglich, wenn er andern zum Gelächter werden ſoll. Darum haben dieſe Vorſtellungen einen ſehr tiefen Eindruck in ſeinem Gemüthe, und ſind offt kräfftigere Bewegungs-Gründe vom Böſen abzuſtehen, als die beſten Vernunfft-Schlüſſe eines Sitten-Lehrers. Das bloſſe Durchleſen einiger Schauſpiele hat uns hiervon ſchon überführet: und was wird nicht die ſichtbare Vorſtellung durch lebendige Perſonen vor Krafft haben, wenn ſie der Natur gemäß, das iſt ungezwungen, munter und nach Beſchaffenheit desjenigen Characters den ſie ausdrücken ſollen, von denen ſpielenden Perſonen geſchiehet. Doch weil das meiſte auf diejenigen ankommt, ſo Comödien ſchreiben, ſo wäre es rathſam, daß ſie 1. ſich lauter ſolche Laſter und Tugenden abzuſchildern vornehmen möchten, die im gemeinen Leben, unter Leuten von allerley Ständen häufig vorzukommen pflegen. Denn was Königliche und Fürſtliche Perſonen anlanget, die in denen ſogenannten Haupt- und Staatsactionen vorgeſtellet werden, ſo iſt es wahr, daß der gezwungene Glantz ihrer Kleidungen, und die Pracht ihrer Hofſtatt, die Augen des unterſten Pöbels ſehr blendet, allein denen, die etwas beſſer urtheilen, muß dieſes gantze Weſen lächerlich und ungereimt vorkommen. Die Zufälle, ſo regierenden Häuptern und andern Standes-Perſonen begegnen, hat kein einziger Zuſchauer jemals gehabt, wird ſie auch ſein Lebenlang nicht haben. Was nützet ihm dann die Vorſtellung derſelben[8]?

---

durfte „Phyllis" natürlich nur durch das Leſen einiger Stücke ihre Weisheit gewonnen haben. Franzöſiſche Komödien aber mußten es ſeyn, weil es leſenswerte deutſche Komödien neueren Urſprungs nicht gab.

[8] In den ſpäteren Auflagen lautet die Stelle anders: „Die harten Zufälle, die regierenden Häuptern und anderen Standesperſonen begegnen,

2. Sollte man nicht unnöthige Verwirrungen in denen Schau-Spielen erdencken, um die Zuſchauer aus einem Labyrinth in den andern zu ſtürtzen. Die Verkleidungen, Auswechſelungen der Kinder, und Ermordungen ſind ſo ſeltſam im gemeinen Leben, daß ſie ſich faſt niemals zutragen. Darum mercket der Zuſchauer gleich, daß er bloſſe Fabeln und Hirn-Geſpenſter, nicht aber den gemeinen Lauf der Welt ſiehet. Er hält alle ſolche Vorſtellungen entweder vor unmöglich oder doch vor unwahrſcheinlich; folglich haben ſie in ſeinem Hertzen keine Krafft. Dahin gehören die Vorſtellungen des Affects der Liebe, die man insgemein ſo unſinnig werden und ſo hefftig raſen läſt, als Gott lob, nirgends unter uns geſchiehet. 3. Endlich ſollte man billig in einem jeden Schau-Spiele, entweder ein Laſter, oder eine Tugend vorſtellig machen: aber dergeſtalt, daß man bey jenem, allezeit das darauf folgende Verderben und Unglück, als eine Strafe deſſelben; bey dieſer hingegen, die darauf folgende Glücks-Fälle und Wohlfahrt, als ihre Belohnung bemercken könte. Geſchieht dieſes nicht, ſo wird ein Schauſpiel entweder unnützlich oder gar ſchädlich: So wie es im Gegenteile keinen geringen Nutzen haben würde, wenn es allezeit ſo eingerichtet wäre.

„Ich enthalte mich mehrere Regeln der geſunden Vernunfft von Comödien hieher zu ſetzen, weil wir bey uns davon nichts wiſſen, und die Einwohner unſerer Stadt (Halle) auch hiebey ſchon einen Eckel werden empfunden haben."

Über das „Moraliſche", das ſchon hier eine der Hauptforderungen bildet, wollen wir uns jetzt keiner Betrachtung hingeben; weil wir dazu bald noch beſſere Gelegenheit finden werden. Von Wichtigkeit iſt es nur, feſtzuſtellen: daſs der junge Gottſched auch hier, wie bereits 9 Monate früher in den ‚Zeitungen von gelehrten Sachen', auf die Ungezwungenheit, von der damals nur der, allerdings übermäßig „ungezwungene"

können zwar in beweglichen Trauerſpielen zu Erregung des Schreckens und Mitleidens vorgeſtellet werden: aber alsdann brauchet man die Narrenpoſſen eines Harlekins nicht dabey; die gleichwohl von ſchlechten Comödianten immer eingemenget werden."

Hanswurſt etwas wuſſte, hinweiſt; daſs er von den Schauſpielern eine naturgemäße, ungezwungene, karakteriſtiſche Menſchendarſtellung verlangt; daſs er den unſinnig verwickelten, unwahrſcheinlichen Bühnenhandlungen, zu Gunſten einfacher, keuſcher Kunſt, den Krieg erklärt, und das bürgerliche Luſt- und Trauerſpiel[9] in den Geſichtskreis der deutſchen Welt rückt aus dem, zunächſt allerdings einigermaßen ſeltſam anmutenden, Grunde: weil der einfache Bürger, den er ſich als den Zuſchauer denkt (wodurch er das veredelte Volkstheater in bewuſſten Gegenſatz zum höfiſchen Theater ſtellt, das damals ja faſt nur einenteils italieniſche Opern und Balette, andernteils, d. h. ausnahmsweiſe, franzöſiſche Tragödien und Komödien in gezierter Darſtellung pflegte), niemals in die Lage kommen kann, das Unglück und den Glanz hoher Herren und Frauen, ſozureden, am eigenen Leibe zu erleben.

Im 44. Stücke (31. Oktober) ſchildert uns dann zunächſt ein Herr ‚Logophilus‘ aus Leipzig die „vormahlige Hackiſche, oder ietzige Hofmannſche Bande“, die „in Teutſchland[10] kaum

[9] Hierdurch wird die alte, auch von Johannes Crüger in der Einleitung zu ſeinem Buche ‚Gottſched und die Schweizer‘ vertretene, Überlieferung hinfällig, nach welcher erſt Leſſing für das bürgerliche Drama eingetreten ſey. Der Umſtand, daſs Gottſched erſt in der 4. Aufl. der ‚Cr. Dichtkunſt‘ (1754) das bürgerliche Schauſpiel für eine berechtigte dramatiſche Gattung erklärte, kann nichts daran ändern, daſs er ſchon 1725 die Tragödien mit ihren „Königlichen und Fürſtlichen Perſonen“ für bürgerliche Zuſchauer ablehnte, d. h. Helden verlangte, denen, als ihres Gleichen, ſchlichte Bürger nachfühlen, deren Tun und Treiben ſie ohne weiteres verſtehen könnten.

[10] Wenn Gottſched jetzt ebenfalls Teutſchland ſchreibt, ſo tut er das nur, um ſich dem damals in Sachſen herrſchenden Sprach- und Schriftgebrauch anzupaſſen. In der 4. Auflage der ‚Deutſchen Sprachkunſt‘ äußert er ſich auf S. 692 über dieſen Fall folgendermaßen: „Meine Ausſprache und Gewohnheit brachte es mit ſich, daß ich Deutſch und nicht Teutſch ſchreiben mußte; bis ich im Anfange des 1724. Jahres nach Leipzig kam, und von einigen Liebhabern des T verleitet wurde, meine Rechtſchreibung zu ändern. Man wird alſo in der erſten Ausgabe von Pietſchens Gedichten, in einem Paar Überſetzungen und andern Kleinigkeiten, ſo ich um die Zeit herausgegeben, überall Teutſch gedruckt finden. Aber im 1727ſten Jahre bin ich wiederum veranlaſſet worden, die Sache genauer zu unter-

ihres gleichen haben wird. Die meiſten (ihrer Schauſpieler) wiſſen allerley Charactere, Stände, Alter, Laſter und Tugenden ſo wohl vorzuſtellen, daß man rechte Meiſterſtücke von ihnen ſiehet. Sie haben in vielen von ihren Luſt- und Trauerſpielen nicht nur die Beluſtigung ihrer Zuſchauer, ſondern auch ihren Nutzen zur Abſicht: denn ſie ſtellen die gemeinen Fehler der Menſchen auf eine ſo lebhafte Art vor, daß ſelbſt diejenigen, ſo damit behaftet ſind, ihren Ubelſtand erkennen müſſen. Ich ſage, in vielen von ihren Spielen; nicht aber in allen. Etliche ſind nemlich nach dem läppiſchen und phantaſtiſchen Geſchmacke der Italiener eingerichtet. Scaramutze und Harlequin ſind mit ihren Poſſen allezeit die Hauptperſonen darinnen, und dieſe verletzen mit ihren zweydeutigen Zoten alle Regeln der Sittſamkeit und Erbarkeit. Andre hingegen ſind gantz ſpaniſch, und gehen auf Steltzen. Alle Geſpräche und Redensarten ſind hochtrabend, daß ſie alle geſunde Vernunft überſteigen. Man ſagt da nicht, daß der Mittag vorüber ſey; ſondern daß der Monarch der Geſtirne den Mittagswirbel ſchon überſtiegen habe. Ein Ritter liebet eine Prinzeßin nicht, ſondern die Pflantze ihrer Annehmlichkeiten ſchlägt in dem Erdreiche ſeines Hertzens tieffe Wurzeln u. d. m., welches abgeſchmackte Zeug aber den Comödianten ſelbſt, die vermuthlich keinen übeln Geſchmack von ſolchen Dingen haben mögen, verdrüßlich zu ſeyn ſchiene. Weswegen alle Kenner unter den Zuhörern wünſcheten, daß ſie ſich durch einen geſchickten Mann, dieſe ungereimte Dinge durchſehen, und was vernünftigeres an die Stelle ſetzen laſſen möchten."

Dieſe Mitteilung[11] iſt in ſo fern von Bedeutung, als ſie den erſten Verſuch darſtellt, die Schauſpieler, bei denen kluger-

ſuchen; und da befand ich: daß ich gar nicht Urſache gehabt hätte, mich in meiner alten Art irre machen zu laſſen."

[11] Ihr folgt eine Anzeige der obenerwähnten Stücke Königs, die mittlerweile ihren Weg nach Leipzig gefunden hatten. Hier kommt dasſelbe Urteil, das in den ‚Zeitungen von gelehrten Sachen' zu finden war, zum Ausdruck. Die Stücke werden ſehr gelobt; auch der aus dem Franzöſiſchen überſetzten Tragödie ‚Regulus' (für welche der ſächſiſche Hof Kleider aus der Hofgarderobe hergeliehen hatte) wird nachgerühmt: daſs ſie „durchgehends einen guten und vernünftigen Geſchmack zeigete", obſchon die

weiſe „kein übler Geſchmack“ vermutet wird, im guten Sinne zu beeinfluſſen. Hofmann aber blieb für die Anregungen unzugänglich; er glaubte, den „geſchickten Mann“, der ihm, und mit einem gewiſſen Rechte, in Theaterſachen, noch keine ausreichende Erfahrung zu beſitzen ſchien, entbehren zu können. Er lehnte ſogar die Aufführung des, von Gottſched überſetzten Fontenelliſchen Schäferſpiels ‚Endimion‘ ab; und die Folge war zunächſt, daſs Gottſched in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ nicht mehr auf die „Bande“ zu ſprechen kam.

Aber der Zug zur Bühne, die Leidenſchaft, für die Veredelung der Kunſt- und Kulturzuſtände im deutſchen Vaterlande zu arbeiten, und die Überzeugung, daſs dieſem großen Zwecke die Schaubühne als eines der vornehmſten Werkzeuge dienen könnte: ſie waren nun einmal in Gottſched ſo übermächtig geworden, daſs er jetzt ſelbſt in Büchern, die weit ab vom Theater zu liegen ſchienen, ſeiner neuen Lieblingsneigung nachhieng. Im Frühjahr 1727 veröffentlichte er Fontenelles ‚Geſpräche der Todten‘, denen er einen ‚Diſcurs des Überſetzers von Geſprächen überhaupt‘ vorangehen ließ, in welchem zwar der damals noch mitten in der eigentlichen Aufklärungsarbeit ſtehende Verfaſſer ſchon darauf hindrängt, daſs man ſeinen lieben Deutſchen nicht nur „Hiſtoriſche Bücher und Romanen“ oder gar „nur lauter Poſtillen in Händen“ laſſen, ſondern ihnen „auch in weltlichen Dingen, von der Haushaltung, von dem Gebrauche der Vernunfft, von einem klugen Umgange mit Leuten, von der Bürger-

---

Verſe „nicht nach den vollkommenſten Regeln der heutigen reinen Poeſie gerathen waren“. In der 2. Auflage iſt dieſe, inzwiſchen verjährte, Hymne auf die ſehr mäßigen Verſuche des Dresdniſchen Hofdichters, mit dem Gottſched ſeit dem Frühjahr 1730 für immer auseinandergeraten war, beſeitigt. Wenn es in der Vorrede zu dieſer Auflage heißt: „Imgleichen iſt manches Einſchiebſel, welches gleichfalls, wider des rechten Urhebers Willen, von einer andern Hand eingefloſſen war, hier weggeblieben“: ſo möchte man beinahe glauben, daſs der „teutſche Molière“, wie König in der Anzeige vom 31. Oktober genannt wird, an der kleinen Reklame nicht ganz unbeteiligt war; daſs der machtloſe Gottſched ſich wol nur einem „ſanften Drucke“ hatte fügen müſſen, dem vielleicht auch die Anzeige in den ‚Zeitungen‘ ihren Urſprung verdankt haben mochte.

lichen Klugheit, von allerley Pflichten des menſchlichen Lebens, von der Erkenntniß der Natur, vom Ackerbau und gantzen Landleben, von Künſten und Handwerken, von der Kaufmannſchafft u. d. g." ausreichende Kenntnis vermitteln ſolle; in welchem er aber auch zugleich einige, dramaturgiſch recht wichtige Betrachtungen anſtellt. Ausgehend davon, daſs „ein Trauerſpiel ſowohl, als eine Comödie, in gewiſſer Abſicht nichts anders iſt, als ein Zuſammenhang verſchiedener Geſpräche; die aber insgeſammt zu einem einzigen Zwecke abzielen", bemüht er ſich, feſtzuſtellen, was das Weſen des Geſprächs ausmacht; wie es der Epiker, vor allen jedoch der Dramatiker, für ſeine Kunſtzwecke zu geſtalten hat. Denn „darauf kommt in Luſt- und Trauerſpielen ſehr viel an. Wer nicht eine geſchickte Unterredung zu einer Scene machen kan: wie will der ein gantzes Theatraliſches Stück verfertigen, welches aus lauter ſolchen Scenen zuſammengeſetzt ſeyn muß?" Hier ſpielt nun bereits die Naturgemäßheit, welche zwei Jahre ſpäter die große Tendenz der ‚critiſchen Dichtkunſt' bilden ſollte, eine bedeutſame Rolle: Im Leben reden die Leute ſchlichtweg, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt; und auch der gebildetſte Hofmann läſſt ſich nicht einfallen, in Verſen zu ſprechen. In den Tragödien und Komödien ſowol der Alten wie auch der, nach ihrem Muſter dichtenden, Italiener, Spanier und Franzoſen reden die Perſonen jedoch in reimloſen oder gereimten Verſen; und das „ſcheint einer Haupt-Regel der Geſpräche zu wieder zu laufen; welche haben will, daß man in allem der Natur folgen ſolle". Nun hat er wol gegen die reimloſen jambiſchen Verſe der Alten kaum etwas auszuſetzen, weil ſie „von der gemeinen Art zu reden ſo ſehr nicht abweichen, daß ſie gar zu gekünſtelt klingen ſollten"; anders aber verhält ſichs mit den gereimten Verſen der neueren Völker: „Die Reime verrathen einen Comödianten gar zu ſehr, daß er nicht von Hertzen, ſondern aus dem Gedächtniſſe redet. Darum wäre es zu rathen, daß man alle Theatraliſche Sachen entweder in ungereimten Verßen; oder gar in ungebundener Schreibart verfertigen möchte." Das war ein ſehr kühner Vorſchlag. Denn wir wiſſen, daſs damals die ge-

lehrte oder gebildete Welt, vor allem die Fürsten und Hofleute, deutsche Trauer- und Lustspiele nur dann nicht ganz unerträglich fanden, wenn sie, gleich den über alles bewunderten pariſiſchen Vorbildern, in gereimten Alexandrinern daherſtolzierten. Die Stücke ſelbſt mochten ſo ſinnlos, die Sprache in ihnen mochte ſo abgeſchmackt, geſpreizt und verſtiegen ſeyn, wie es nur immer möglich war: falls jedoch das Reimgeklapper mit einigem Geſchick durchgeführt wurde, ſo ließ man die „Barbarenſprache" gelegentlich, und natürlich ganz ausnahmsweiſe, neben dem göttlichen Singſang italieniſcher Kaſtraten gelten. Und nun wollte Gottſched den Reim von der Bühne verbannt, wollte gar den Vers überhaupt von der ſchlichten Proſa verdrängt ſehen! Wie ſehr ihm, dem die Reime zu günſtiger Stunde mühelos zuzufließen ſchienen, das Reimen damals zuwider war, haben wir ſchon erfahren (S. 141/42). Wie ſehr zumal dem Manne, der uns zur keuſchen Einfachheit der Alten, vor allem jedoch zur Natürlichkeit im Denken und Dichten, im Reden und Schreiben hinführen wollte, das öde, in den ewigen Alexandrinern ganz beſonders peinigend wirkende „Reimgeplärre" verhaſſt ſeyn muſſte, können wir ohne weiteres verſtehen; und ſeines feurigen Dichterherzens leidenſchaftliche Sehnſucht klingt uns entgegen, wenn er 1728 in einer, dem Freiherrn von Seckendorff gewidmeten, Rede ausruft:

„Ihr Muſen, werft das Joch
Der deutſchen Poeſie mit kühner Hand zurücke;
Und ſtrebt der Freyheit nach, die Griechenland und Rom
Den lorbeerreichen Weg zum Helikon gewieſen!"

Doch nicht etwa nur die äußere Natürlichkeit wollte er für die Bühnenſprache durchgeführt ſehen; wichtiger war es ihm, daſs dem innerlichſten Weſen des Geſpräches ſein Recht würde. Wer kümmerte ſich damals auf der deutſchen Bühne um die Wahrheiten und Wahrſcheinlichkeiten des Lebens, des Verkehrs der Menſchen unter einander? Die „handelnden Perſonen" ſprachen alle nach einer und derſelben Art: entweder trivial, auch plump, wie die ungebildeten, ſich ihre Zugſtücke ſelbſt zurechtſchreibenden, Schauſpieler zu ſprechen gewohnt waren; oder

verſtiegen, wie es die Nachfolger Lohenſteins für „poetiſch“ hielten. Nun aber behauptete Gottſched, daſs „ein Geſpräch einer wahrhafftig gehaltenen Unterredung ähnlich ſeyn“ müſſte, daſs deshalb nichts der Natur mehr zuwider liefe, als das ewige Einerlei der Reden, wie es auf der deutſchen Bühne heimiſch war; und er wuſſte ſeine Meinung, die einer künſtleriſchen Forderung gleich kam, in überzeugendſter Weiſe zu begründen: „Wenn Leute insgemein mit einander ſprechen: ſo redet ein jeder nach ſeinem Character. Das iſt, er wird nichts ſagen, als was ſeinem Stande, ſeiner Lebensart, ſeinen Meynungen und Gewohnheiten gemäß iſt. Kein König, wird wie ein Unterthan, kein Knecht wie ein Herr, kein Soldat wie ein Gelehrter, kein Frauenzimmer wie eine Mannsperſon reden: Es wäre denn in einer Verſtellung. Daher flieſſet nun die erſte beſondere Regel: Ein gutes Geſpräch muß jede Perſon ihrem Character gemäß aufführen.“ Wenn jedoch auf der Bühne die Natur, d. h. die künſtleriſche Naturnachahmung, herrſchen ſoll, ſo muſs der Dramatiker zugleich darauf achten, daſs er „nicht eine Perſon gantz allein reden, die andern aber ſchweigen laſſe. Dieſes iſt der Natur gar nicht gemäß. Wenn ein paar Perſonen mit einander ſprechen; ſo wird ja die eine nicht gantze Stunden nacheinander predigen: die andre wird auch was dazu ſagen, und zum wenigſten dann und wann mit einer Frage, oder ſonſt einem Einfalle, die Rede des andern unterbrechen. So gar in Hiſtoriſchen Erzehlungen, die von einer Perſon des Geſpräches zuweilen geſchehen können, muß dieſes ſtatt finden. Es klingt ſehr wunderlich, wenn der eine den andern gleich im Anfange des Geſpräches fragt: Wer er ſey? Dieſer aber anfängt: Ich heiße N. N. und bin im Jahre 4640 nach Erſchaffung der Welt ans Licht gebohren. Mein Vater hieß ſo, und meine Mutter ſo u. ſ. w. und dieſes ſo lang nach einander fortſetzet, bis ſein gantzer Lebens-Lauf mit dem darauf erfolgten Tode und allen Begräbniß-Ceremonien endlich ein Ende hat. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die andre Perſon in währender Zeit eingeſchlafen ſey, und dieſen Schwätzer indeſſen habe ausreden laſſen“. Dieſen zwei Regeln (daſs die Menſchen in einem dramatiſchen Auf-

tritt ihrem Karakter, ihrem Geſchlechte, Stand und ihrer Lebensart entſprechend reden müſſen, und daſs ein Geſpräch wirklich ein mehr oder weniger bewegtes Hin und Her von Fragen, Antworten und Meinungaustauſchungen, nicht aber ein langweiliges Nacheinander von Erzählungen oder gar die Predigt eines Einzelnen, dem der Andere ſchweigend zuhört, ſeyn müſſe) fügt Gottſched noch die dritte hinzu, die ſich mit ſeiner Abneigung wider den Reim im Schauſpiel nahe berührt: „Alle Redensarten und Ausdrücke eines Geſpräches müſſen natürlich, gewöhnlich und ungekünſtelt ſeyn. Wenn es ſcheinet, daß die redenden Perſonen auf ihren Vortrag ſtudiret haben müßen; ſo glaubt der Leſer (Zuſchauer) nicht mehr, daß er eine Unterredung leſe (höre), darinnen man gewohnt iſt Dinge zu vernehmen, die den Redenden natürlicher Weiſe einfallen können. Folglich iſt die hochtrabende, ſchwulſtige und gekünſtelte Schreibart aus den Geſprächen gantz verbannet: Es wäre denn, daß ſie, den Character einer gewiſſen Perſon auszudrücken, nöthig wäre. Doch darf ſich hier niemand einbilden, als ob deswegen in Geſprächen die allerniederträchtigſten Redensarten, zu lauter Zierrathen würden: und als wenn man ſich gar nicht der geringſten Richtigkeit der Ausdrückungen zu befleißigen hätte. Pöbelhaffte Leute reden auch pöbelhafft, und wer dergleichen Perſonen in Geſprächen aufführet, muß ſie freylich nach ihrer Art, das iſt ſchlecht und einfältig ſprechen laſſen. Allein Leute von beſſerer Gattung, enthalten ſich in ihren Unterredungen alles deſſen, was dem Wohlſtande und der eingeführten Artigkeit der Sitten zuwieder läufft.“ Aber damit dieſes „naturaliſtiſche“ Kunſtgeſetz nicht falſch verſtanden werde, ſo fügt er, ergänzend, hinzu: daſs der ‚Scribent‘ in einem hochdeutſchen Schauſpiel nicht etwa mundartliche Entgleiſungen verwerten dürfe; daſs er die Geſpräche ſeiner Menſchen vielmehr von den Mängeln einer „fehlerhafften Mundart ſaubern“ müſſe. Und begründend meint er: „Wie ein Mahler nicht verbunden iſt, alle Sommerſproßen, kleine Narben und Flecken des Antlitzes, davon man ein Bild verlanget, abzuſchildern: ſo iſt auch der Verfaſſer eines Geſpräches nicht verbunden, alle kleine Fehler

einer Unterredung auf das genaueſte nachzuahmen: Es wäre denn, daß er die redenden Perſonen dadurch lächerlich machen wollte.“ Aus demſelben Grunde will er denn auch die Natürlichkeit nicht ſo weit getrieben wiſſen, daſs der Schauſpieldichter ſeine hochdeutſch redenden Menſchen in dem damals üblichen fremdſprachlichen Miſchmaſch reden läſſt. „Wir Deutſchen ſind hierinnen allen andern Nationen überlegen, weil wir Latein, Griechiſch, Italiäniſch, Franzöſiſch, und wer weiß was noch mehr vor Sprachen durcheinander reden; wenn wir gleich keine einzige davon recht verſtehen. Da fragt ſichs nun, ob iemand, der ein Geſpräche ſchreibt, verbunden ſey, ſich dieſer eingeriſſenen Gewohnheit zu bequemen? Ich antworte, nein. Mein Beweißgrund fließt aus dem vorigen. Dieſe unnöthige Vermiſchung der Sprachen iſt ein Ubelſtand und Fehler unſrer täglichen Geſpräche, und zeiget die Armuth der Redenden in ihrer Mutterſprache, oder eine üble Gewohnheit an: Folglich darf ein Scribent dieſelbe nicht nachahmen; wofern er nicht im Sinne hat, dieſe böſe Gewohnheit, als was ungereimtes vorzuſtellen.“

Aus alle dieſen, dem ‚Diſcurs von Geſprächen‘ entlehnten Sätzen erkennen wir: daſs Gottſched, noch bevor er in ſeiner ‚critiſchen Dichtkunſt‘ anſpruchvoll als Geſetzgeber und Bahnweiſer auftrat, ſich in allem Weſentlichen über das, namentlich in Deutſchland, erſt noch zu ſchaffende dramatiſche Dichtwerk ſowol, wie auch über das Weſen ſeiner Verkörperung von Seiten der, ebenfalls noch erſt zu erziehenden, Bühnenkünſtler klar geworden war. Das deutſche Drama ſoll ein ſtreng, aber nicht naturaliſtiſch kleinlich, der Natur, d. h. dem Leben, nachgebildetes, in ſich zuſammenhängendes, von vernünftigen oder auch in Leidenſchaft ſtehenden Menſchen getragenes, wenn irgend möglich in reimlos gebundener, oder in ungebundener durchaus reiner hochdeutſcher Sprache verfaſſtes Kunſtwerk ſeyn, deſſen ſämmtliche Perſonen die Schauſpieler getreu nach dem Leben zu verkörpern haben. Damit war nun wol in der Hauptſache nichts eigentlich Neues ausgeſprochen; da ſchon die Alten in ihrer Weiſe nach ſolchen Grundſätzen gearbeitet hatten; und zumal in Frankreich verſchiedene dieſer Lehren ernſthaft bedacht und wenigſtens von

den beſten Komödiendichtern bewuſſt oder unbewuſſt ausgeübt worden waren. Aber im Jahre 1727 muſſten ſolche, in einem neuen Zuſammenhange vorgetragene, teils alte, teils aber auch zum erſten Male neu gedachte Wahrheiten im deutſchen Vaterlande für höchſt umſtürzleriſch gelten: Der ſteifen, gezierten, von der maßgebenden Deutſchen Geſellſchaft urteilslos bewunderten franzöſiſchen Tragödie mit ihren, in tötlicher Regelmäßigkeit wiederkehrenden, Reimen und dem damals von den deutſchen Schauſpielern wol gar noch überbotenen „ſingenden Heulen der franzöſiſchen Komödianten“ (‚Crit. Beyträge‘ III, 628) war damit offen der Krieg erklärt.

Die Zeit dazu hatte Gottſched offenbar ſorgfältig abgepaſſt: Seine Kriegserklärung erſchien 1727 in der erſten Hälfte des Mai; und zur Oſtermeſſe kamen Johann und Friederike Karoline Neuber mit ihren ehemals ‚Haackiſchen Hofcomoedianten‘ zum erſten Male nach Leipzig, um bis auf Weiteres den Fechtboden im Leipziger Fleiſchhauſe zu allen drei Spielzeiten (Januar[12], Oſtern und Michaeli) zu beherrſchen. Unter dieſen Umſtänden machte ſichs gewiſſermaßen von ſelbſt, daſs Gottſched jetzt, ziemlich zur gleichen Zeit, als in Düren der Schultragödiendichter und große Förderer der Schüleraufführungen, Paul Aler, ſtarb (2. Mai), die perſönlichen Beziehungen zum Theater abermals aufnahm. Der neue Verſuch glückte beſſer; ohne daſs freilich fürs erſte eine weſentliche Änderung zum Guten eintrat. Auch dem, im Dezember desſelben Jahres zum Senior der ‚Deutſchen Geſellſchaft‘ emporgeſtiegenen Manne von weitreichendem Anſehn, zeigte ſich der gebildete Neuber zunächſt nur theoretiſch zugänglich. Wol war ihm in Braunſchweig, wo er gemeinſchaftlich mit ‚Friederiecgen‘ das beſcheidene Muſenhaus eines Kaffeewirtes Wegner geleitet hatte, bereits mit einigen, vom Herzog Auguſt Wilhelm gewünſchten, um 1700 von deſſen Vater Anton Ulrich der Hofbühne zugeführten Überſetzungen (dem, von Breſſand „in

[12] Zu Michaeli 1727 und Neujahr 1728 ſcheint Neuber allerdings in Leipzig nicht geſpielt zu haben; die von Wuſtmann mitgeteilten Standgeldrechnungen enthalten hierüber jedenfalls keine Mitteilungen.

ziemlich rauhe Verſe" gebrachten ‚Regulus' des Pradon, den ebenfalls von Breſſand verdeutſchen Tragödien ‚Brutus' und ‚Alexander und Porus', ſowie dem ‚Cid' in Gottfried Langes Übertragung) ein Erfolg zu Teil geworden; aber einzig und allein Dank der anfeuernden Gunſt des Hofes, der zwar, nach alter guter braunſchweigiſcher Überlieferung, dem deutſchen Weſen nicht abhold, indeſſen, gleich faſt allen anderen deutſchen Höfen, für das franzöſiſche Theater begeiſtert war. In Leipzig aber gab es wol einen, leidenſchaftlich für die Erneuerung und Veredelung des geſammten Bühnenweſens kämpfenden, von einer kleinen Gefolgſchaft umgebenen, Magiſter; jedoch keinen Hof. In Leipzig ſpielte das Neuber'ſche Paar überdies mit einer eigenen „Bande": ſo blieb denn im Trubel der Oſtermeſſe zunächſt wenig oder gar kein Raum für Verſuche würdiger Art. Neuber, vor allem jedoch ſeine, nur als Schauſpielerin ihres Gleichen überragende, ſehr eitle Gattin: beide wollten, um des leichten Erfolges und der guten Einnahmen willen, nach wie vor die ſchlechten Poſſen des Tages, die Haupt- und Staatsaktionen mit ihren fürchterlichen Hanswurſtſcherzen bevorzugen; während Gottſched, ohne Rückſicht auf die niedrigen, unerzogenen Neigungen des Maſſenpöbels zu nehmen, dem litterariſch wertvollen, dem guten Geſchmack und den Anſprüchen der Vernunft nicht unbedingt Hohn ſprechenden, ernſten Drama die herrſchende, ja die allein herrſchende Stellung eingeräumt wiſſen wollte. Aber nicht nur Neuber und ſein ‚Friederiecgen' widerſtrebten zunächſt noch der wirklichen Durchführung der Forderungen des gelehrten Freundes; auch die meiſten übrigen Schauſpieler, und ſie vor allem, wieſen den, jenſeits vom Bau ſtehenden, Lehrmeiſter mit Entſchiedenheit ab. Die, im Alleinbeſitz aller Bühnenrechte ſich wohl fühlenden, ſittlich und künſtleriſch nur den allerniedrigſten, heute kaum für möglich zu haltenden, Anſprüchen genügenden, Komödianten[13] fanden es bequemer, ſich in ihrer Tiefe gehen

[13] „Denn unſre teutſche Comedianten ſind insgemein ſolche elende unwiſſende und gemeine Leuthe, bringen auch ſolche abgeſchmackte Sachen in ihren Schauſpielen vor, daß niemand als der Pöbel, ſolche anhören kan" — ſchreibt J. U. König 1725, am 15. Mai an Bodmer (Eugen

zu lassen, als mit wirklichen Dichtern oder auch nur mit Vertretern des ernsten Schrifttums gemeinsame, ihnen besondere künstlerische Pflichten auferlegende, Arbeit zu leisten. So kam fürs erste kein Fortschritt zu stande.

Aber Gottsched wäre nicht Gottsched gewesen, wenn er sich durch diese vorläufigen Miserfolge hätte zurückschrecken lassen. Mochten Leute wie König und seines Gleichen sich damit begnügen, den „entsetzlichen Zustand des deutschen Theaters" (Johannes Crüger) zu beklagen, es natürlich zu finden, dass die vornehme und gebildete Gesellschaft von diesem Theater nichts wissen wollte; mochten sie ihren Ehrgeiz darin suchen, zum Vergnügen der Höfe mäßige Textbücher für glanzvolle, aber sinnlose, aller Natürlichkeit und Wahrheit Hohn sprechende, Opern zu schreiben — Gottsched konnte sich dabei nicht beruhigen. Er nahm die Sache tief ernst. Er wurde nicht müde, bei jedesmaligem Wiedererscheinen der Neuberschen Truppe sich mit dem führenden Ehepaar und den gebildeteren Schauspielern der Gesellschaft eingehend über die von ihm verfolgten Ziele zu besprechen; und seiner Zähigkeit glückte es schließlich doch, die Widerstrebenden zu gewinnen. Die, vom braunschweigischen Hofe begünstigten deutsch-französischen Tragödien fanden jetzt auch in Leipzig Beifall; und als man nun gar den ‚Cid', in der Übertragung des vielvermögenden Leipziger Bürgermeisters Gottfried Lange, auf den Spielplan setzte, gab es, aus ohne weiteres begreiflichen Gründen, nicht nur einen ganz gewaltigen äußeren Erfolg; sondern der hohe Rat und die gute Gesellschaft in Leipzig wurden fest an die, durch Neuber vertretene, deutsche Schaubühne gefesselt.

Im Jahre 1729 setzte dann Gottsched zunächst die Aufführung des ‚Cinna' in der Übersetzung des Nürnbergischen Ratsherrn Christoph Führer durch. Auch dieser neue Versuch glückte; und nun machte sich Gottsched selbst an die Arbeit, um

Wolff a. a. O. II, 43.) Man muss das festhalten, um die Bemühungen Gottscheds auch für die Hebung des geistigen Höhenstandes der Schauspieler, ohne die ja eine, für gebildete Männer und Frauen bestimmte, von Dichtern bediente Schaubühne nicht möglich werden konnte, richtig abzuschätzen.

die Racinische ‚Iphigenie‘ zu verdeutschen, die noch im Herbst desselben Jahres auf dem jetzt schon von einer Art von künstlerischem Heiligenschein umflossenen Fechtboden des Fleischhauses erschien und mit ihrem Erfolge den aller früheren Stücke weit übertraf.

Diese, durch Gottscheds unermüdlichen Eifer bewirkten, Verhältnisse wären trotzdem zweifellos ohne Dauer gewesen und nur auf Leipzig, Braunschweig und allenfalls noch auf Nürnberg beschränkt geblieben: wenn Gottsched jetzt nicht für eine große, das ganze gebildete Deutschland in Erregung versetzende wissenschaftliche Kundgebung gesorgt hätte. Und weil er gerade dabei war, der deutschen Welt, sozureden, das litterarische Gewissen zu wecken, Ordnung in das chaotische Durcheinander des Dichtungwesens zu bringen und vor allem die deutsche Jugend zum Verständnis für die großen Dichtungarten zu erziehen: so benutzte er die Gelegenheit, um vor ganz Deutschland sein dramaturgisches Glaubensbekenntnis abzulegen und dadurch einerseits die Bestrebungen Neubers, des noch immer nicht unbedingt gewonnenen Theatergewaltigen, zu unterstützen; andrerseits den Theaterleuten gegenüber zu einer maßgebenden Stellung zu kommen, die er sich notwendigerweise erobern musste, wenn sein guter Einfluss dauernd erfolgreich und auch über Leipzig hinaus wirksam bleiben sollte. So kam Gottsched dazu, in seiner ‚critischen Dichtkunst‘ dem Drama, von dem in früheren deutschen Poetiken kaum die Rede gewesen war, einen breiten Raum zu widmen; ja, sein ganzes Werk gewissermaßen in den Betrachtungen über Trauerspiel, Lustspiel und Oper gipfeln zu lassen.

Auch hier gibt er zunächst den geschichtlichen Überblick, in welchem er seinen Lesern auseinandersetzt, wie in Griechenland die Tragödie der Aeschylos, Sophokles und Euripides[14] aus

[14] Gottsched hat in der ersten Auflage der ‚cr. Dichtk.‘ irrtümlich die Reihenfolge: Aeschylos, Euripides und Sophokles. Erst später, als er seine litteraturgeschichtlichen Forschungen weiter ausdehnte und vertiefte (was damals noch mit großen Mühen verknüpft war), kam er dazu, sich selbständig ein ganz richtiges Bild von der Entwickelungsgeschichte der Tragödie zu schaffen. Um 1730 kann er Euripides noch nicht näher gekannt haben.

den „abgeſchmackteſten Liedern", aus „Zoten und gemeinen Poſſen" entſtanden war; und daſs, während früher „die Poeten ſich nach den Zuſchauern gerichtet hatten, die in ihrer erſten Grobheit an etwas ernſthafftem noch keinen Geſchmack finden konnten: ſondern nur allezeit lachen wollten", mit den eigentlichen Tragikern die Kunſt auf die alte Schaubühne gekommen war, um welche ſich dann „verſtändigere Zuſchauer, die an den gewöhnlichen Fratzen ein Mißfallen hatten, und lieber was kluges ſehen wollten" ſchaarten. So ſollte es nun, ſeiner großen Anſchauung nach, in Deutſchland ebenfalls gehen: den Hanswurſtpoſſen, an denen ſich ungebildete, rohe, rauchende und vielfach ſogar betrunkene Zuſchauer ergötzten, ſollten ernſte, nach feſten Grundſätzen gearbeitete Dichtwerke folgen, die ein gebildetes Publikum an ſich feſſelten; und die Frage, wie dergleichen anſpruchvolle Schauſpiele beſchaffen ſeyn müſſten, wurde von großer Wichtigkeit. In Deutſchland hatte man ſich über dieſe, doch recht bedeutſame, Kunſtfrage noch kaum jemals vernünftige Gedanken gemacht[15]. Selbſt die paar „Dramatiker", welche im

[15] Wie es um dieſe Dinge noch im erſten Viertel des 18. Jahrhunderts bei uns ſtand, können wir ermeſſen, wenn wir uns die bedeutſamſte Ausführung über Wert und Weſen der Schauſpiele vergegenwärtigen, die ſich vor Gottſcheds Auftreten nachweiſen läſſt; ſie findet ſich in Wolfs ‚Vernünfftigen Gedancken von dem geſellſchafftlichen Leben der Menſchen' (S. 268 u. ff.) und lautet alſo: „Es iſt zur Genüge ausgeführet worden, was lebhaffte Exempel, ſo wohl in Erregung der Begierde zum Guten und in Dämpffung der niedrigen zum Böſen, als auch in Beſſerung des Willens und Behauptung der Herrſchafft über die Sinnen, Einbildungs-Krafft und Affecten; abſonderlich auch in Erlangung der Weißheit und Klugheit, wie nicht weniger zur Aufmunterung zum Gebete, mit einem Worte in Beförderung aller Tugenden und Beſitzung aller Laſter, beytragen. Derowegen da die Comödien Vorſtellungen der freudigen Begebenheiten der Menſchen durch lebendige Perſonen ſind; hingegen Tragödien der Trauer-Fälle: ſo ſind Comödien und Tragödien ſehr dienlich zur Beſſerung des Menſchen, wenn die Tugenden und Laſter nach ihrer wahren Beſchaffenheit vorgeſtellet werden, abſonderlich aber darauf geſehen wird, daß man zeiget, wie die freudigen Begebenheiten aus der Tugend, hingegen die Trauer-Fälle aus den Laſtern kommen, indem es doch endlich bey aller Lenckung des Willens darauf ankommt, daß man den Erfolg der Handlungen vorher ſiehet. Es haben aber Comödien und Tragödien da-

letzten Jahrhundert auf der deutſchen Bühne, der öffentlichen ſowol wie der auf die Schulen und Hochſchulen beſchränkten, zu

---

rinnen einen Vorzug für geſchriebenen Hiſtorien, daß ſie einen gröſſern Eindruck in das Gemüthe des Menſchen machen. Nemlich die Geberden und Minen der Menſchen, imgleichen die Veränderung der Stimme, damit die Worte vorgebracht werden, nachdem man von dieſem oder einem andern Affect getrieben wird, laſſen ſich zur Zeit nicht völlig beſchreiben. Ja wenn es auch angienge, ſo müſte doch derſelbe, ſo das Buch lieſet, darinnen eine Geſchicht beſchrieben wird, ſelbſt alles, was er lieſet, nachthun, oder einen andern ſich alles vormachen laſſen, wofern es einer Comödie und Tragödie gleich gültig werden ſollte. Über dieſes haben auch Comödien und Tragödien einen Vorzug für den wahren Exempeln, die in der Welt paßiren und darauf man acht hat. Nemlich da die Exempel uns hauptſächlich den Erfolg der guten und böſen Handlungen zeigen ſollen; ſo hat man für allen Dingen zu erkennen, daß dieſes oder jenes, was uns entweder Vergnügen oder Verdruß verurſachet, aus den Handlungen herkommen, denen wir es zuſchreiben, damit wir die Schein-Götter von den wahren unterſcheiden und uns dieſelben nicht mehr blenden laſſen. Da nun im menſchlichen Leben alles nach und nach geſchiehet, auch öffters lange Zeit hingehet, ehe das Unglück kommet, welches man ſich durch laſterhafftes Leben auf den Hals ziehet; oder man auch im Gegentheil das Glück erwartet, damit die Tugend belohnet wird: ſo erkennet man öffters nicht, daß dieſer oder jener Zufall aus dieſen oder jenen Handlungen erfolget, oder auch aus unſerem Vergnügen das gegenwärtige Mißvergnügen erwachſen ſey. Hingegen in Comödien und Tragödien folget alles, was zuſammen gehöret, in einer kurtzen Reihe auf einander, und läſſet ſich daraus der Erfolg der Handlungen viel beſſer und leichter begreiffen, als wenn man im menſchlichen Leben darauf acht hat. Derowegen weil Comödien und Tragödien ſo nützlich ſind; ſo hat man auch dieſelben in gemeinen Weſen zu veranlaſſen. Man begreiffet aber aus dem, was geſaget worden, wie dergleichen Freuden- und Trauer-Spiele beſchaffen ſeyn müſſen, und daß diejenigen, welche ſie erfinden wollen, in den Zufällen des menſchlichen Lebens ſehr erfahren und in der Sitten-Lehre, auch der Staats-Kunſt wohl geübet ſeyn müſſen; hingegen die Comödianten ihre Perſon nicht wohl agiren können, wenn ſie nicht allerhand Vorſtellungen anzunehmen bereit ſind. Denn wiedrigen Falles ſiehet es der Wahrheit nicht ähnlich, und kan dadurch niemand überredet werden, daß die Sachen ſo aus einander erfolget, wie man in der Comödie und Tragödie ſiehet, folgends ſind die Comödien und Tragödien mehr hinderlich und ſchädlich, als nützlich. Man kan ſchon hieraus abnehmen, warum man nicht alle Comödien und Tragödien ohne Unterſchied billigen und im gemeinen Weſen dulden kan. Jedoch ſind auch noch andere Urſachen vorhanden. Nemlich, wenn ſie ſo

Worte gekommen waren, hatten keine Nötigung empfunden, sich über die Gesetze ihrer Kunst klar zu werden. Erst in Gottsched begann der deutsche Geist sich Klarheit über eine, hier zu Lande noch ganz im Argen liegende, in den kindlichsten Anfängen sich befindende, Dichtart zu verschaffen; und es ist um so erstaunlicher, dass Gottsched sich auch in diesem wenig erhellten Gebiete so vortrefflich zurecht fand, dass er vor allem, in der Hauptsache das Richtige zu finden wusste, als er in sich selbst kaum ausreichende Stützen für das von ihm zu errichtende Gebäude besaß. Er war kein geborener Dramatiker. Er konnte nur über die Kunst des Dramatikers nachdenken; ohne von innen heraus, gewissermaßen unter dem Zwange eines lebendigen Schaffenstriebes, der sich im dunklen Drange des rechten Weges bewusst wurde, seinem Nachdenken ein festes Ziel zu geben. Wenn er die verwahrloste deutsche Schaubühne nun ebenfalls in den Rahmen seiner völkischen Erneuerungarbeit einbeziehen, wenn er des tief darniederliegenden deutschen Kulturlebens verachtetes Stiefkind, dem sich ernsthaft zu widmen noch nie einem wirklich gebildeten, geschweige denn einem überlegenen Geiste der Mühe für wert geschienen hatte, endlich zu Ehren und Ansehen bringen wollte (und das war, neben dem großen völkischen Kulturzweck, die Hauptabsicht bei den bühnenreformatorischen Bestrebungen Gottscheds; nicht etwa, wie Danzel a. a. O. S. 328 meint, nur „die Beförderung des Gebrauchs der deutschen Sprache und des Vorhandenseins einer regelrechten deutschen Bühnenlitteratur"): so musste er schon aus der Not eine Tugend machen und hoffen, dass der deutsche Genius ihm die rechten Mittel an die Hand geben würde.

Sein Eifer, seine Leidenschaft waren so groß, waren auch auf diesem Gebiete so „lebendig tief und uneigennützig", wie,

---

beschaffen sind, daß sie den Zuschauern zu den Lastern Anlaß geben, sie von der Tugend abführen und die bösen Begierden in ihnen rege machen: so erhellet, daß man sie zu verbieten hat. So können auch noch andre Neben-Ursachen dazu kommen, die sie verwerflich machen. Als wenn damit z. E. das Geld depensiret wird, welches man nöthiger an andern Orten brauchet; imgleichen wenn man damit die Zeit verderbet u. s. w."

nach Danzels richtiger, nur leider bei ihm nie eigentlich wirksam gewordener, Meinung, sein „Interesse für deutsche Sprache und Litteratur". Wie er, ohne Rücksicht auf seine Stellung als immer noch kirchlich gebundener Hochschullehrer zu nehmen, mit den verachteten Schauspielern in unmittelbare Beziehung getreten war: so tritt er nun auch in seinem wissenschaftlichen Werke für das, von der Geistlichkeit gehasste weltliche Schauspiel mit unerschrockener Kraft ein; und zwar wiederum als Erster in Deutschland und gleich mit einer so festen Richtung auf das zunächst Nötige, dass man die Zielsicherheit seines Vorgehens nicht anders als bewundern kann.

Sehen wir uns nun die Hauptsätze seiner Dramaturgie recht genau, recht gewissenhaft an.

Das Wichtigste auch in der Tragödie ist die Fabel. Wie ist diese zu Stande zu bringen? Gottsched antwortet, ähnlich wie er es schon im 4. Kapitel des ersten Teiles getan hatte: „Der Poet wehlet sich einen moralischen Lehr-Satz[16], den er seinen Zuschauern auf eine sinnliche Art einprägen will. Dazu ersinnt er sich eine allgemeine Fabel, daraus die Wahrheit seines Satzes erhellet. Hiernechst sucht er in der Historie solche berühmte Leute, denen etwas ähnliches begegnet ist: und von diesen entlehnet er die Nahmen, vor die Personen seiner Fabel, um derselben also ein Ansehen zu geben. Er erdencket sodann alle Umstände dazu, um die Haupt-Fabel recht wahrscheinlich zu machen, und das werden die Zwischen-Fabeln, oder Episodia genannt. Dieses theilt er dann in fünf Stücke ein, die ungefehr gleich groß sind, und ordnet sie so, daß natürlicher Weise das letztere aus dem vorhergehenden fliesset: Bekümmert sich aber weiter nicht, ob alles in der Historie so vorgegangen, oder ob alle Neben-Personen wircklich so und nicht anders geheißen" (S. 571).

Der Fabel entspricht die Handlung, deren Gestaltung in einer Tragödie (mit der wir es für jetzt allein zu tun haben)

[16] Gottsched spricht auf S. 133 der ‚Dichtkunst' auch von einem „lehrreichen moralischen Satze", was beachtet werden muss, wenn man den „moralischen Lehrsatz" nicht falsch verstehen will.

ſo beſchaffen ſeyn muſs, daſs ſie den Anſprüchen der Vernunft, aber auch den Bedingungen, die ſich aus der Eigentümlichkeit der Kunſtart und deren Verkörperung ergeben, genügt. Gottſched ſagt alſo: „Die gantze Fabel hat nur eine Haupt-Abſicht: nehmlich einen moraliſchen Satz; alſo muß ſie auch nur eine Haupt-Handlung haben, um derentwegen alles übrige vorgehet. Die Neben-Handlungen aber, die zur Ausführung der Haupt-Handlung gehören, können gar wohl andre moraliſche Wahrheiten in ſich ſchlieſſen. Alle Stücke ſind alſo tadelhafft und verwerflich, die aus zwoen Handlungen beſtehen, davon keine die vornehmſte iſt.“ Einheit der Handlung (S. 573). — „Die Fabel eines Schau-Spieles, die mit lebendigen Perſonen in etlichen Stunden lebendig vorgeſtellet wird, kan nur einen Umlauf der Sonnen, wie Ariſtoteles ſpricht; das iſt einen Tag dauern. Denn was hat es vor eine Wahrſcheinlichkeit, wenn man in dem erſten Auftritte den Helden in der Wiege, weiter hin als einen Knaben, hernach als einen Jüngling, Mann, Greis, und zuletzt gar im Sarge vorſtellen wollte. Oder wie iſt es wahrſcheinlich, daß man es auf der Schau-Bühne etliche mahl Abend werden ſieht; und doch ſelbſt ohne zu eſſen oder zu trincken oder zu ſchlafen immer auf einer Stelle ſitzen bleibt? Die beſten Fabeln ſind alſo diejenigen, die nicht mehr Zeit nöthig gehabt, wirklich zu geſchehen, als ſie zur Vorſtellung brauchen; das iſt etwa drey oder vier Stunden: Und ſo ſind die meiſten griechiſchen Tragödien. Kommt es hoch, ſo bedürfen ſie ſechs, acht oder zum höchſten zehn Stunden zu ihrem gantzen Verlauf: Und höher muß es ein Poet nicht treiben; wenn er nicht wieder die Wahrſcheinlichkeit handeln will. Das iſt nun eben die Kunſt, die Fabel ſo ins kurtze zu bringen, daß keine lange Zeit dazu gehöret.“ Einheit der Zeit (S. 574). — „Die Zuſchauer bleiben auf einer Stelle ſitzen, folglich müſſen auch die ſpielenden Perſonen alle auf einem Platze bleiben, den jene überſehen können, ohne ihren Ort zu ändern. Es iſt alſo in einer regelmäßigen Tragödie nicht erlaubt, den Schau-Platz zu ändern. Wo man iſt, da muß man bleiben; und daher auch nicht in der erſten Handlung im Walde, in der andern in

der Stadt, in der dritten im Kriege, und in der vierten in einem Garten oder gar auf der See seyn." Einheit des Ortes (S. 575). — Zu einer gut entwickelten Handlung gehört ferner der „Knoten oder die sogenannte Intrigue", in die sich die Fäden der Handlung kunstvoll verschlingen, bis „die letzte Handlung, oder wo möglich der letzte Auftritt alles auf einmahl auflöset" und den „Glücks-Wechsel (Peripetie)" herbeiführt (S. 576). Als Muster und Meister wird auch hier, wie bei andern Gelegenheiten, Sophokles (diesmal mit der ‚Electra') herangezogen; während die französischen Klassiker mit ihren „einfachen oder schlechten Fabeln" bemängelt werden.

Träger der Fabel und Handlung sind „die Charactere". Da Fabel und Handlung in der Tragödie einheitlich seyn müssen, so müssen es auch die Karaktere seyn: „Es muß also der Poet seinen Hauptpersonen eine solche Gemüthsbeschaffenheit geben, daraus man ihre künftige Handlungen wahrscheinlich vermuthen, und wenn sie geschehen, leicht begreifen kan. Sogleich in dem ersten Auftritte, den sie hat, muß sie ihr Naturell, ihre Neigungen, ihre Tugenden und Laster verrathen; dadurch sie sich von andern Menschen unterscheidet. Ein wiedersprechender Character ist ein Ungeheuer, so in der Natur nicht leicht vorkommt: daher muß ein Geitziger geitzig; ein Stoltzer stoltz; ein Hitziger hitzig; ein Verzagter verzagt seyn und bleiben: Es würde denn in der Fabel durch besondre Umstände wahrscheinlich gemacht, daß er sich ein wenig geändert hätte. Denn eine gäntzliche Aenderung des Naturels oder Characters ist ohnedem in so kurtzer Zeit unmöglich." (S. 577/8).

Von gleicher Wichtigkeit für das Zustandekommen eines echten Dramas, einer wahrhaftigen Tragödie wie Fabel, Handlung und handelnde Menschen, ist nun auch die Sprache, oder, wie man zu Gottscheds Zeit sagte, die Schreibart. Es ist ohne weiteres einleuchtend, dass dem Verlangen nach naturgetreu handelnden Menschen das nach natürlich redenden Menschen gesellt seyn musste. Wol sollen sich die Menschen in der Tragödie „auf eine edlere Art als der gemeine Pöbel ausdrücken" (S. 578); aber sie sollen sich trotzdem „einer vernünftigen hohen

Art des Ausdruckes" befleißigen; nach dem, von Griechenlands beſten Dramatikern gegebenen Beiſpiele. Der „gantz unerträglichen falſchen Hoheit" Senecas und Lohenſteins wird deshalb der Krieg erklärt[17]. „Die beſte allgemeine Regel, die man hier geben kan, iſt: die Natur eines jeden Affects im gemeinen Leben zu beobachten, und dieſelbe aufs genaueſte nachzuahmen. Nun findet man aber, daß auch die fürnehmſten Standes-Perſonen, zwar ihrer Würde gemäß dencken und ſprechen, ſo lange ſie ruhiges Gemüthes ſind. Sobald ſie aber der Affect übermeiſtert, vergeſſen ſie ihres hohes Standes faſt, und werden wie andre Menſchen. Wenn wir nun einen wahrhafftig Traurigen ſehen, dem vergeht die Luſt wohl, ſcharffſinnige Klagen auszuſtudiren; er wird ſo kläglich und beweglich ſprechen als ihm möglich iſt: denn wo er ſelbſt nicht weinet, ſo wird gewiß niemand zum Mitleiden bewogen werden. Hier fragt ſichs nun unter andern, ob ſich in die Schreibart der Tragödien auch viel Gleichniſſe ſchicken? Ich antworte, man darf nur auf die Natur ſehen. Nun finde ich nicht, daß man im gemeinen Leben, wenn wir von ernſtlichen und wichtigen Dingen reden, lange Vergleichungen zu machen pfleget. Wem das, wovon er zu reden hat, zu Herzen geht; der hält ſich mit ſolchen Spielen des Witzes nicht auf: ſondern dringt gerade auf die Sachen ſelbſt. Ein anderes iſt es mit einem Poeten in einem Heldengedichte. Dieſer iſt ſelbſt in der Fabel nicht mit verwickelt, die er erzehlt; ſondern gleichſam nur ein Zuſchauer oder Herold derſelben. Der kan ſich alſo wohl die Zeit nehmen, Gleichniſſe zu machen und ſo weitläuftig auszuführen als er will. Allein in der Tragödie kommt der Poet gar nicht zum Vorſchein; ſondern es reden lauter andre Leute, die mit an den Begebenheiten Theil haben, und als ordentliche Menſchen eingeführet werden müſſen. Ich finde auch, daß Sophocles nicht über zwey oder drey Gleichniſſe in ſeinem Oedipus angebracht; und zwar gantz kurtz, und gleich-

[17] „Sonderlich drucken die Lohenſteiniſchen Perſonen niemahls den Affect recht natürlich aus: ſondern da ſie im Schmertze aufhören ſollten auf Steltzen zu gehen; ſo bleiben ſie unverändert bey ihren ſcharffſinnigen Sprüchen und künſtlichen Spitzfindigkeiten" (S. 579).

ſam im Vorbeygehen. Hingegen Lohenſtein und Seneca ſind faſt überall voll davon; wodurch dann abermahl ihre Schreibart die unnatürlichſte von der Welt wird. Eben das iſt von der Gelehrſamkeit und Beleſenheit zu mercken, ſo dieſe beiden Tragödien-Schreiber ihren Perſonen zu leyhen pflegen. Sie ſchicket ſich vor dieſelbe nicht, zumahl wenn ſie im Affecte reden[18]; und könnte an bequemere Oerter verſparet werden." (S. 579/81).

Wir wollen bei dieſen tiefen und feinen, für die damalige, der Menſchenbeobachtung faſt ganz entwöhnte, oder vielmehr zu ihr noch gar nicht erzogene, Zeit wahrhaft bewunderungswerten Ausführungen zunächſt Halt machen und die verſchiedenen für das Trauerſpiel aufgeſtellten „Regeln" von Punkt zu Punkt einer kritiſchen Betrachtung unterziehen.

Sehen wir uns alſo fürs erſte den vielberufenen, ſchon im erſten Teile der ‚Dichtkunſt' ſeine bedeutſame Rolle ſpielenden „moraliſchen Lehrſatz" etwas näher an.

Die „moraliſchen Abſichten" nehmen bei Gottſched in der erſten Zeitſpanne ſeines Wirkens (etwa bis 1735) überhaupt einen hervorragenden Platz ein; er macht ſie gewiſſermaßen dem Dichter unter allen Umſtänden zur Pflicht. Er ſetzt ohne weiteres voraus, daſs der Dichter, weil er „auch ein redlicher Mann ſeyn muß, es nicht unterlaſſen wird, ſeine Fabeln ſo lehr-

---

[18] Ähnlich heißt es in der ‚Beſcheidenen Antwort auf eines ungenannten Gönners critiſche Gedanken über den ſterbenden Cato' (‚Cr. Beyträge' II, 55/6): „Es iſt eine gemeine Meynung, daß die Schreibart der Trauerſpiele die erhabenſte und prächtigſte ſeyn müſſe, die man haben kan. Allein dieſes Vorurtheil iſt wohl bey den meiſten aus dem Leſen des tragiſchen Seneca entſtanden, der freylich allezeit auf Stelzen geht, und die gemeinſten Sachen ſo ſchwülſtig ausdrückt, daß es alle Wahrſcheinlichkeit und Natur überſteiget ... Die wahre Regel der Schreibart iſt bloß die Wahrſcheinlichkeit und die allgemeine Pflicht des Poeten, die Natur ſelbſt nachzuahmen ... Die Perſonen der Tragödie ſind nicht ſinnreiche Poeten, die ſo künſtlich denken und reden können wie Seneca und Lohenſtein. Sie ſind ordentliche Menſchen, die nach Beſchaffenheit ihres Standes, Alters, Geſchlechtes, Glückes und Unglückes, dieſe oder eine andere Sprache führen."

reich zu machen, als es ihm möglich ist", daſs er „keine einzige erſinnen wird, darunter nicht eine wichtige Wahrheit verborgen läge" (S. 131/2). Nehmen wir nun erſtlich an, daſs Gottſched hier immer nur eine philiſtröſe, oder meinetwegen religiös gedachte, Sittlichkeit (von der „wichtigen Wahrheit", die ja eigentlich ſchon Alles klar macht, wollen wir zunächſt abſehen) im Auge hat; ſo wird ſichs fragen: wie wir dieſe Forderung geſchichtlich zu beurteilen haben. Denn auch künſtleriſchen Grundſätzen gegenüber müſſen wir darauf achten, wann ſie aufgeſtellt wurden. Von dieſem Geſichtspunkte aus wird man es aber doch zum wenigſten für übereilt halten dürfen, wenn man, wie etwa Waniek, meint, daſs „jede Kritik weit abirren" müſſe, „welche nicht die Schönheit, ſondern die Sittlichkeit als letzten Zweck der Poeſie ſetzt". Falls etwa heute, faſt 200 Jahre nach Gottſched, ein Äſthetiker die Sittlichkeit (im landläufigen Sinne verſtanden) für „den letzten Zweck" der Poeſie, zumal des Dramas, erklärte, ſo wäre eine derartige Abfertigung wol berechtigt; um ſo mehr: als die „Sittlichkeit" nie der „letzte Zweck" der oder einer Kunſt ſeyn kann, es auch nie geweſen iſt. Als jedoch Gottſched, inmitten einer künſtleriſch und ſittlich ganz unerzogenen, verwahrloſten Zeit, den Sittlichkeitsbegriff in ſeine „Poetik" einführte; als er aus ernſteſten Gründen der Dichtkunſt nicht nur die Hervorbringung ſchöner Werke und ein aus deren Genießung ſich ergebendes Luſtgefühl, ſondern auch eine ſittliche Wirkung zum Zweck ſetzte: da war dies in jeder Beziehung eine Großtat, wenigſtens im Rahmen der deutſchen Kunſt- und Geiſtesgeſchichte. Es war unter allen Umſtänden etwas Großes und im höchſten Sinne Dankenswertes, daſs er der Dichtung nicht allein die Unterhaltung-, ſondern zugleich die Erziehungaufgabe ſtellte; daſs er zumal vom Drama die ſittliche Wirkung verlangte. Worin aber ſah er dieſe ſittliche Wirkung? Wollte er, wie man ihm das nachſagte und heute noch nachſagt, die Leſer und Zuſchauer durch Dichtung und Drama zu landläufig tugendhaften, im kirchlich-pfäffiſchen Sinne ehrbaren, den engherzigen Forderungen ſtrenger „Moraliſten" und Sittlichkeitwächter genügenden Philiſtern erzogen wiſſen? Was verſtand er

unter ſeinem, ſo viel beſpöttelten und verurteilten „moraliſchen Lehrſatz"?

Wenn wir bedenken, daſs für Gottſched das A und Z aller Kunſt die Naturnachahmung war; daſs er immer wieder erklärte, nichts könnte in der Kunſt für ſchön gelten, was zu der uns umgebenden und in uns waltenden Natur im Widerſpruch ſtände: ſo werden wir dieſe ernſte Frage nicht mit ein paar ſeichten Redensarten beantworten dürfen. Wir müſſen uns hierbei zunächſt an den Philoſophen halten, der ſchon 1728 im 91. Blatte ſeines ‚Biedermanns' bekennt: „Die geiſtliche Moral zu ſchreiben, iſt meines Amtes nicht, wenn ich gleich Luſt und Geſchicklichkeit dazu hätte . . . Ich handle nur von der Tugend, inſoweit ſie durch den guten Gebrauch der natürlichen Kräfte erlangt werden kan. Ich will nur zeigen, was uns die Vernunfft vom Thun und Laſſen der Menſchen lehret. Dieſe lehret aber ſehr viel; und in Wahrheit mehr, als ſich viele einbilden". Wir müſſen uns ferner Folgendes aus dem zweiten Bande ſeiner ‚Weltweisheit' (§ 165) geſagt ſeyn laſſen: „Die Abſicht der philoſophiſchen Sittenlehre iſt nur, durch den natürlichen Gebrauch der Vernunft die vernünftigen Einwohner der Welt zu rechten Menſchen zu machen. Denn obgleich ein chriſtlicher Weltweiſer die Offenbarung und ihren großen Werth ſehr wohl kennet: ſo überläßt er doch die höhern Bewegungsgründe zur Tugend denen, die berufen ſind, ſelbige aus der heiligen Schrift zu lehren". Dieſe „philoſophiſche Sittenlehre" Gottſcheds war nun, trotz des in ihr immer wiederkehrenden Gebrauchs der damals nicht zu umgehenden Begriffe „Tugend" und „Laſter", im Grunde nichts anderes, als eine philoſophiſch vertiefte Weltklugheit, die in der „Tugend" eigentlich nur Lebenstüchtigkeit, im „Laſter" nur die Untüchtigkeit, in der Welt ſeinen Platz mit Ehren zu behaupten, erblickte. Sie ließ ſich auf den einen, von Wolf zuerſt ausgeſprochenen Satz gründen, der bei Gottſched in den verſchiedenſten Wendungen wiederkehrt; auf den Satz: Tue nur, was dir zum Heile gereicht; unterlaſſe dagegen Alles, was dich irgendwie, ſey es an Geiſt und Gemüt, an Ehre, an Vermögen oder an Geſundheit ſchädigen muſs. Bedenke jedoch, daſs du zu deinem Heile des Wohlwollens deiner

Mitmenſchen bedarfſt; tue daher auch nichts, was dieſe ſchädigen und dadurch dir zu Feinden machen müſſte. Das heißt: ſey kein Sklave deiner unbewachten Triebe; ſondern handle mit Beſonnenheit, mit zeitig erworbener Welt- und Menſchenkenntnis immer ſo, wie es zu deinem Vorteile gereichen muſs, ohne daſs dadurch eine Schädigung deiner, dir nicht unmittelbar feindlich gegenüberſtehenden, Mitmenſchen bewirkt wird. — Mit einer, für jene Zeit immerhin erſtaunlichen, ſelbſt bei Wolf nicht zu findenden, Offenheit erklärt er geradezu: „Es kömmt hierbey gar nicht auf die Frage an, ob ein Gott ſey? Die Natur der Handlungen bleibt doch allemal eben dieſelbe, und unſer Thun und Laſſen zieht gewiſſe Folgerungen nach ſich, welche entweder die Vollkommenheit oder die Unvollkommenheit befördern. Daher ſind ſie denn auch gut oder böſe, es mag nun ein Gott ſeyn oder nicht ſeyn, wie ſie (die Gottesleugner) irriger Weiſe dafür halten: Genug, daß die Natur des Menſchen und aller Dinge einmal ſo iſt und bleibet, wie wir ſie finden. Solange ſie nun ſo iſt und bleibt, ſo lange bleibt auch das Geſetz der Natur bey ſeiner völligen Kraft und Gültigkeit" (Weltweisheit II § 36). Und um es ganz deutlich zu machen, daſs er bei ſeiner Sittenlehre an kein göttliches „Du ſollſt!" denkt, gibt er dem, ſchon in die Beweisführung hereingezogenen, Atheiſten zu bedenken: daſs er, wenn er gleich keinen Gott anerkennt, doch erfahren werde, daſs „ein Geſetz der Natur vorhanden iſt"; daſs ihm „die böſen Folgen ſeiner Handlungen ſchon die Augen öffnen werden". Und er fügt hinzu: „Will er das aber kein Geſetze nennen, wo er keinen Geſetzgeber ſieht: ſo mag ers eine Pflicht, eine Regel der Vernunft und Klugheit nennen, oder wie er ſonſt will. Genug, daß er allemal verbunden iſt, das Gute zu thun, und das Böſe zu laſſen, wo er nicht ſeine eigene Glückſeligkeit haſſet" (Ebenda § 87). Es verſteht ſich zugleich für Gottſched von ſelbſt, daſs der vernünftige Menſch das Gute „mit Luſt thut" und das Schlechte „mit Vergnügen meidet" (§ 52).

Wir erſehen aus dieſen paar Sätzen ſo viel, daſs Gottſched unter „Moral" immerhin etwas anderes verſtand, als die Bibel-

moraliſten ſie verſtanden wiſſen wollten; daſs ſie ihm kein drakoniſches göttliches Geſetz war, ſondern das natürliche Ergebnis aller natürlichen und geſellſchaftlichen, aller phyſikaliſchen und geiſtigen, ja ſogar aller wirtſchaftlichen Verhältniſſe. Wenn er trotzdem durch manche Wendungen den Anſchein zu erwecken verſuchte, als ob er bei ſeinen „moraliſchen" Forderungen an gott- und pfaffengefällige blutloſe Tugenden dachte, ſo tat er das nur aus einer Zwangslage heraus. Wir wiſſen ja, mit welchem blindwütigen Haſſe die damals noch allmächtige Geiſtlichkeit, zumal die proteſtantiſche, alles verfolgte, was mit weltlicher Kunſt, insbeſondere mit dem Theater, in Beziehung ſtand. Wollte Gottſched dieſem, als einem Teufels- und Höllenwerke verfolgten und gebrandmarkten, nur an einigen wenigen Orten des räumlich großen Reiches notdürftig und vorübergehend geduldeten Theater die notwendige geachtete Stellung erobern: ſo muſſte er auf jede Weiſe dartun, daſs auch das Theater „moraliſche" Wirkungen, und wol gar noch ſtärkere als Kirche und Kanzel es vermochten, hervorbringen konnte. Edle, erziehliche Wirkungen ſollten freilich von der Bühne unter allen Umſtänden ausgehen; darüber war er ſich ganz klar; und wir ſollten es ihm bis in alle Zukunft danken, daſs er uns dies zum Bewuſſtſeyn gebracht hat. Aber an die landläufigen Moralpredigten dachte er dabei nicht im entfernteſten; und wenn unſere Gottſched-„Forſcher" und Gottſched-„Kenner" nur wenigſtens die ‚critiſche Dichtkunſt' ſo gründlich geleſen hätten, wie ſie auch heute noch geleſen zu werden verdient: ſo würden ſie auf S. 23 knapp und klar ausgeſprochen gefunden haben, was für einen Sinn Gottſched mit dem Begriff „Moral" verband. Es heißt hier nämlich: „Dieß iſt die nothwendigſte Eigenſchafft eines Poeten, der theatraliſche Stücke verfertigen will. Er muß die Moral verſtehen, oder den Menſchen mit allen ſeinen verſchiedenen Neigungen und Begierden kennen". Moral war für Gottſched eben nichts anderes als eine, auf die genaueſte Kenntnis des Menſchen und der ihn beherrſchenden natürlichen Geſetze ſich gründende Weltklugheit oder Weltweisheit, durch welche „die vernünftigen Einwohner der Welt zu rechten Menſchen gemacht" werden ſollten. Moral war für ihn vor

allem ein praktiſcher Seelenbeſitz, eine aus der ſorgfältigſten Selbſtbeobachtung und nicht zum wenigſten auch der Beobachtung anderer Menſchen ſich ergebende Seelenkenntnis (Pſychologie). Wenn Gottſched alſo für die Tragödie den „moraliſchen Lehrſatz" forderte[19], ſo war das eine echt künſtleriſche Grundforderung. Jedenfalls umſpannte ſein „moraliſcher Lehrſatz", oder „lehrreicher moraliſcher Satz", ein viel weiteres Begriffsgebiet, als ihn etwa die „Theſe" des jüngeren Dümas oder die „Tendenz" eines Gutzkow, Ibſen, Björnſon, Zola, Tolſtoj und anderer Allermodernſter umfaſſt. Die Tragödie, das Drama überhaupt, war für Gottſched eben nichts anderes als ein auf die genaueſte Kenntnis des äußeren und inneren Menſchen ſich ſtützendes Weltbild, das unter dem Scheine der Vergnügung unvermerkt an der Erziehung, ſozureden an der moraliſchen Aufklärung des Zuſchauers, arbeitet.

So ſollte der Tragödiendichter, Gottſcheds Meinung nach, „geſchickt ſeyn, das Elend des menſchlichen Lebens recht einzuſehen" (‚Beyträge' III, 303); der Komödiendichter aber ſollte „die Leute als Kinder anſehen, denen man den Arzneybecher mit Honig beſtreichen muß. Er verſpricht Luſt und leiſtet mehr, als er verſpricht. Er läßt ſie lachen, um ſie klüger und tugendhafter (d. i. an Seelen- und Menſchenkenntnis reicher geworden) nach Hauſe zu ſchicken" (‚Beyträge' VI, 600). Und wie er vom Tragödiendichter „eine beſondere moraliſche Einſicht, eine tiefſinnige Erkenntniß von den Quellen alles Verderbens und ſehr viel Scharfſinnigkeit in Betrachtung derſelben" verlangte (‚Beyträge' III, 303); ſo war ihm der kein Komödiendichter, der nur „Zoten und Fratzen" zum Beſten geben, deſſen „ſeichter Geiſt" aber „das Lächerliche in den menſchlichen Handlungen nicht

[19] Aus ihm hat ſich bei Schiller misverſtändlich der Begriff einer „moraliſchen Anſtalt", als welche ſich die Schaubühne bekunden ſollte, entwickelt. Wenn Schiller (wie übrigens auch Leſſing) den, bei Gottſched immer wiederkehrenden, Begriff „moraliſch" nicht falſch und flach verſtanden hätte, ſo wäre er nie auf den Gedanken gekommen, die Schaubühne, die nach Gottſcheds Anſicht, zuerſt und zuletzt eine edle Vergnügungſtätte, eine Kunſtſtätte für das Volk ſeyn ſoll, zu einer „moraliſchen Anſtalt", im engern ſittlichen Sinne des Begriffs, zu ſtämpeln.

finden und abbilden" könnte; der „keinen anderen Witz" beſäße als die Geſchicklichkeit, „einen ſchlüpfrigen Auftritt auszuhecken". Wol meinte er, daſs die Komödie „nur einen Zweck, nämlich: die Beluſtigung der Zuhörer" habe (Ebenda VI, 473); aber er behauptete zugleich, daſs „die Komödie viel nützlicher im gemeinen Weſen ſeyn würde, wenn ſie allezeit von wahren Weltweiſen ausgeübt würde" (Ebenda VI, 600). Wie er ſich den Dichter überhaupt nicht anders als einen großen, tief ſittlichen, weiſen Mann, als einen Lehrer, Erzieher und Freund ſeines Volkes denken konnte: ſo forderte er für den Bühnendichter insbeſondere die große, zum mannhaften Karakter geprägte Perſönlichkeit, die ſich jedoch niemals lehrhaft vordrängen ſollte. Der Sentenzenprunk, der ſich leider bei unſern ‚Klaſſikern' ſpäterhin ſo breit machte, war ihm als etwas Undramatiſches, Unnatürliches und deshalb Unkünſtleriſches verhaſſt. Auch der Dramatiker ſollte, ſeiner Anſicht nach, nicht „reden", ſondern „bilden". Alles Andere müſſte ſich dann von ſelbſt ergeben; falls er nur die „Moral" im Auge behielte[20] und nicht vergäße, ſich die „Abſicht" zu ſetzen: ohne die es ja überhaupt kein Kunſtwerk und kein Drama gibt.

Wir ſehen: von dem vielberufenen und vielbeſpöttelten „moraliſchen Lehrſatz" bleibt nichts übrig, als eine ganz notwendige künſtleriſche Forderung, die von einem Dramatiker allezeit um ſo gewiſſenhafter, ich möchte beinahe ſagen: um ſo unwillkührlicher erfüllt werden wird, je höher er ſelbſt als Menſch und Künſtler ſteht.

Was nun die ebenfalls ſo viel bekämpften und beſpöttelten „drei Einheiten" anbelangt: ſo darf zunächſt nicht überſehen werden, daſs Gottſched hier nicht etwa nur dem Muſter der

[20] Leſſing hat auch dieſe Forderung Gottſcheds mit großer Oberflächlichkeit bekämpft. In ſeiner ‚Theatraliſchen Bibliothek' meint er u. A., daſs die Aufſtellung des moraliſchen Lehrſatzes nicht die erſte Aufgabe des Dramatikers, ſondern vielmehr das Endergebnis ſeiner Arbeit ſey; die Moral müſſe frei aus der Dichtung hervorwachſen. Man wird dieſer echt Leſſingiſchen Weisheit gegenüber fragen dürfen: wie ein ſolches „Endergebnis" wol zu Stande kommen könnte, wenn der Dramatiker nicht von Hauſe aus planvoll darauf hinarbeitete?!

Franzoſen, ſondern recht eigentlich dem der alten Tragiker folgte. Weshalb aber folgte er ihm? Gottſched war ein viel zu ſelbſtändiger Geiſt, als daſs er nur deshalb etwas hätte tun oder auch nur gutheißen mögen, weil die Alten, oder die Franzoſen, oder ſonſt irgend eine „Autorität" es ſo lehrten.

Alſo nochmals: weshalb folgte Gottſched dem, von den Tragikern Griechenlands gegebenen Muſter? Wir dürfen auch bei Beurteilung dieſes von Gottſched neu begründeten dramatiſchen Kunſtgeſetzes nicht vergeſſen, daſs Gottſched den Grund aller Kunſtgeſetze und aller Kunſt in „der unveränderlichen Natur der Dinge" erblickte; daſs er deshalb überall und ſtets verlangte, man ſolle „auf die Natur ſehen" und vor allem in die Seele des Menſchen. Tut man dies aber: ſo wird man notwendigerweiſe zu der Erkenntnis kommen, daſs ſich allenfalls über die enggefaſſte „Einheit des Ortes" ſtreiten läſſt (nämlich: wenn man den Zuſchauer nicht als den an einen Ort gefeſſelten Miterleber der Handlung, — ſondern als einen Geſchichtenzuhörer, der nur dem, an ſeine Phantaſie ſich wendenden Bericht eines Erzählers lauſcht, denken, alſo überſehen will, daſs der Zuſchauer mittelbar zum Drama gehört); daſs aber die Einheit der Zeit in jeder Beziehung zwingend aus der unbedingt gebotenen Einheit der Handlung folgt und folgen muſs. Das Drama, zumal die Tragödie, braucht, wie Gottſched es frühzeitig klar erkannt hatte, vor allem „ſtarke Leidenſchaft". Leidenſchaften aber laſſen ſich nicht, ſozureden, auf Flaſchen ziehen; ſie ſind Geburten der Gelegenheit, des Augenblicks, der Stunde, des Tages[21]. Eine Nacht reicht aus, um uns heute

[21] Aus Mangel an Raum kann ich über dieſe ſehr ernſte Kunſtfrage, welche das Weſen aller dramatiſchen Kunſt im Kern berührt, hier nur die flüchtige Bemerkung machen. Vielleicht finde ich ſpäter einmal Zeit, ihr eine tiefergehende Betrachtung zu widmen. Ich weiß natürlich, daſs es große Leidenſchaften gibt, die den Menſchen Jahre, Jahrzehnte lang beherrſcht halten; meine „Leidenſchaft" für Gottſched iſt ja ſelbſt bald 10 Jahre lang in Dauer. Aber von ſolchen Leidenſchaften iſt auch in der Tragödie nicht die Rede; ſie ſind, wenn ich ſo reden darf, epiſcher Natur, ſchreiten langſam einem Ziele zu und entwickeln ſich an der Entwickelung des von ihnen verfolgten Zweckes. Die dramatiſche, zumal die tragiſche Leiden-

Dinge und Verhältniſſe anders beurteilen zu laſſen als geſtern. Morgen den Faden neu knüpfen, wo er geſtern zerriſſen wurde; morgen die Schnur an der Stelle weiterdrehen, wo man geſtern aufgehört hat — das mag an ſich ganz verſtändig und ohne weiteres möglich ſeyn; dramatiſch aber iſt es nicht; und tragiſch iſt es ſchon gar nicht. Unter dem, alle vernünftigen Begriffe, alle Grundwahrheiten der Seelenkunde verwirrenden, Einfluſſe der ſinn- und zuſammenhangloſen „Dramen" von Bacon (Shakſpere) haben wir uns zwar gewöhnt, Leidenſchaften, die wochen-, ja monate- und jahrelang immer dieſelben bleiben und Menſchen, die anſcheinend nichts anderes zu tun haben, als ſich dauernd im Kreiſe ſolcher „Leidenſchaften" herumzudrehen, für naturecht, für dramatiſch und für tragiſch zu halten; aber ſobald Vernunft und Einſicht, Geſchmack und Urteil auf dieſem Gebiete wieder zur Herrſchaft gekommen ſeyn werden, wird man auch erkennen: daſs dieſe abenteuerlichen „Wunderwerke" ſelbſt dann weder dramatiſch noch tragiſch wären, wenn ſie vernünftig gearbeitete, in ſich zuſammenhängende, nicht nur aus loſe durcheinandergewirbelten Vorgängen beſtehende Schauſpiele wären. Dieſe ganze ſogenannte „Kunſt Shakeſpeares", wie ſie uns in den Dilettantenſtücken Bacons vorliegt, iſt keine, der alten Tragödie gegenüber einen Fortſchritt bedeutende, neue Kunſt; ſondern ſo alt, wie das ſtückeſchreibende Stümpertum alt iſt. Sie iſt überhaupt keine Kunſt; und konnte gewiſſe Schichten der europäiſchen Menſchheit nur deshalb ſo vollſtändig blenden: weil einenteils die dramatiſche Kunſt als ſolche ein, auch heute noch nur Wenigen bekanntes, Geheimnis iſt; und anderenteils in dieſen törichten Machwerken ſich Bruchſtücke von dramatiſchen Kunſtwerken eines großen philoſophiſchen Künſtlers vorfinden, welche dort, wo ſie vom „Überarbeiter" angebracht ſind, zwar meiſtens den herrſchenden Unſinn noch ſteigern, aber trotzdem ihrer Einzelwirkung nicht ganz beraubt erſcheinen. So konnte der unheilvolle Irrtum, in dem bunten Wirrwarr des „Shakeſpeare-Dramas" eine große, der Nacheiferung werte Kunſt zu er-

ſchaft iſt die Frucht einer ganz beſtimmten, eng begränzten Gelegenheit. Beginn, Höhepunkt und Ende in den Folgen liegen ganz nahe zuſammen.

blicken, auch dann noch bestehen bleiben, als Lessing, Schiller und andere Bühnendichter längst wieder den von Gottsched neu gewiesenen Weg eingeschlagen hatten und, wenn auch immer noch vorzugsweise in epischer, auf weite Zeiträume verteilter Fabelführung, die Schaffung eines vernunftvollen, einheitlichen, klar zu übersehenden Dramas mit mehr oder weniger glücklichem Erfolge anstrebten[22]. Erst in neuester Zeit hat sich, in Verbindung mit einer strengeren Beobachtung der Natur und einem daraus sich entwickelnden vernunftgemäßen Denken, das Bessere, das Richtige durchzusetzen begonnen. Es ist jedenfalls nicht ohne Bedeutung, dass z. B. die neueren Stücke von Ibsen sich fast ausnahmelos nicht nur an einem Tage (oft sogar nur in wenigen Stunden), sondern auch in ein und demselben Raume abspielen.

Wenn heute nicht wieder auf den Gebieten der Litteratur, der Musik und Malerei sich Alles im zuchtlosen, das Echte und Schlichte fast erstickenden, Wirrwarr befände; wenn der unerzogene, dreiste, seiner Selbstherrlichkeit nie, seiner Pflicht stets vergessende, von den Schwierigkeiten und Forderungen wahrer Kunst keine Ahnung besitzende Individualismus nicht Jahrzehntelang bei uns Trumpf gewesen und es vielfach immer noch wäre: so hätten auch auf unserer Schaubühne niemals flüchtig hingeworfene, dem äußeren Rahmen der Bretterhandwerkerei notdürftig angepasste novellistische Skizzen für Bühnenstücke oder gar für Dramen gelten und als Meisterwerke neuer dramatischer Kunst bewundert werden können. Jedenfalls haben uns die bühnenwerklichen Offenbarungen des, in seinen, auf die Nachahmung der Natur gerichteten, Absichten zwar nichts weniger als neuen aber trotzdem lobenswerten, ‚Naturalismus' von dem doch bereits einigermaßen gebahnt gewesenen Wege zum Drama wieder vollständig abgelenkt; und es wird schwer genug fallen, sich auf die rechte Straße zurück zu finden. Wenn man aber den mehr oder weniger anspruchvollen Litteraturschutt unserer Tage bei Seite gefegt und sich den freien Blick auf das End-

[22] Die eingehende Kritik der Herrlichkeiten Bacons (Shaksperes) findet man in meinem, 1886 erschienenen, Hauptwerke ‚Shakespeare-Litteratur'.

ziel aller dramatiſchen Kunſt erkämpft haben wird: dann wird man ſich auch vollkommen klar darüber werden, daſs das Drama, welches doch eine von innen heraus organiſirte Schöpfung ſeyn ſoll und ſeyn muſs, die drei Einheiten, zum wenigſten die Einheit der Handlung und der Zeit, nötiger hat als den Vorhang, die Deckenſtücke und Schiebewände. —

In dem der Tragödie gewidmeten Kapitel hatte Gottſched die Hauptpunkte ſeines dramaturgiſchen Glaubensbekenntniſſes und ſeiner ſchauſpieltechniſchen Forderungen[23] klargelegt; aber

[23] Einer der Hauptmängel der Stegreifkomödien und Staatsaktionen war ihre Zuſammenhangloſigkeit; in jeder Szene fieng die Sache ſozureden immer von neuem an. Sollte die erneuerte Bühne alſo wirklich der Kunſt dienen; ſollten Tragödie und Komödie einheitliche, durch die Bühnendarſtellung noch einheitlicher gemachte Kunſtwerke werden: ſo muſſte auch dieſem Schlendrian geſteuert werden. Zu den wichtigen Stücken der Dramaturgie des neunundzwanzigjährigen Bühnenreformators gehört alſo auch die wiederholt (S. 585 und 598) geſtellte Forderung, daſs „die Auftritte oder Scenen in einer Handlung (dem Akt oder Aufzug) allezeit mit einander verbunden ſeyn müſſen: damit die Bühne nicht eher gantz ledig werde, bis die gantze Handlung aus iſt". Es gehört ſomit zu den „Irrtümern" Wanieks, wenn er es (a. a. O. 185) ſo darſtellt, als ob Gottſched erſt im Jahre 1730 ſich nach dieſer Richtung hin „theoretiſch weitergebildet" und in Hedelins ‚Pratique du Théâtre' „ein Geſetzbuch gefunden" habe, „nach deſſen Studium erſt" er die ſogenannte ‚Liaison des scènes' als „eine vernunftgemäße und dem Weſen der Gattung entſprechende Regel bezeichnen konnte". Das iſt „echter" Waniek! „Sein" Gottſched kann keinen Schritt tun, keinen Grundſatz aufſtellen, ohne einen franzöſiſchen Vorgänger und Vorſprecher; er wird immer wieder als ein Trottel hingeſtellt, deſſen träges Gehirn nicht eher einen Gedanken faſſen kann, bis er ihn zufällig bei einem Franzoſen gefunden hat. — Auch zu der Forderung vom Zuſammenhang der Auftritte kam Gottſched notwendigerweiſe durch ſein Nachdenken über das Drama. Seine ganze Natur drängte ihn dazu, auch dieſe Forderung aufzuſtellen; und es entſprach ſeiner, von mir bereits eingehend gekennzeichneten Taktik, daſs er auch für dieſe Forderung die ſtützenden „Autoritäten" herbeiſuchte und ſeinem Satz die Bemerkung hinzufügte: „Die Alten ſowohl, als Corneille und Racine haben dieſes fleißig beobachtet" (S. 585). Daſs der, von mir ſchon hinreichend gekennzeichnete G. F. Meier auch an dem Dramaturgen Gottſched viel auszuſetzen hat, iſt ſelbſtverſtändlich. So findet er den „Unterricht von den Scenen vollkommen unvollſtändig"; ſeiner weltweiſen Meinung nach „hätte müſſen unterſucht werden, wo eine Scene anfangen und aufhören muß, wie lange

im Luſtſpielkapitel finden ſich noch ſehr wichtige Ergänzungen, deren wichtigſte dem Selbſtgeſpräch und dem Beiſeiteſprechen gelten. Sehen wir ſie uns an.

„Da ich von Scenen handle, muß ich auch der einzelnen Scenen gedencken, wo nur eine Perſon auftritt. Bey den Alten hatten dieſe mehr Wahrſcheinlichkeit als bey uns; weil nehmlich, da der Chor allezeit auf der Bühne ſtund, und mit vor eine Perſon anzuſehen war. Bey uns aber iſt die Bühne leer: Und die Zuſchauer gehören nicht mit in die Comödie: folglich hat die Perſon niemanden, den ſie anreden könnte. Kluge Leute aber pflegen nicht laut zu reden, wenn ſie allein ſind. Es wäre denn in beſondern Affecten, und das zwar mit wenig Worten. Daher kommen mir die meiſten einzelnen Scenen ſehr unnatürlich vor; und außer der erſten im Geitzhalſe des Moliere, wüſte ich faſt keine zu nennen, die mir gefallen hätte. Man hüte ſich alſo davor, ſo viel man kan; welches auch mehrentheils angeht, wenn man dem redenden noch ſonſt jemand zugiebt, der das, was er ſagt, ohne Gefahr wiſſen oder hören darf. Ebenſo übel ſteht es, wenn jemand vor ſich auf der Schaubühne redet, doch ſo, daß der andre der dabey ſteht, es nicht hören ſoll: gleichwohl aber ſo laut ſpricht, daß der gantze Schauplatz es verſtehen kan. Was hier vor eine Wahrſcheinlichkeit ſtecke; habe ich niemals ergründen können: Es wäre denn, daß die anweſende Perſon auf eine ſo kurtze Zeit ihr Gehör verloren hätte“ (S. 598). Wie wenig unſere „Klaſſiker“ ſich in dieſer Beziehung von Gottſched haben belehren und leiten laſſen, wiſſen wir. Da ſie die ſchwere Kunſt, den Zuſchauer ohne Selbſtgeſpräche in mancherlei Geheimniſſe der Handlung, der handelnden Perſonen zumal, einzuweihen, nicht kannten; und (gleich Shakeſpeare und den romaniſchen Bühnendichtern) keine Nötigung empfanden, ſich dieſe Kunſt aus eigenen Mitteln zu erfinden: ſo hielten ſie es für bequemer, ihre Stücke mit ſolchen arienmäßigen Selbſtgeſprächen auszuſtatten, die dem Weſen des Dramas von Grund

dieſelbe dauren muß, wie viele Perſonen dazu nöthig, und was dergleichen Fragen mehr ſind“ (S. 345). Ja, was ſo ein „Dogmatiker der Baumgartenſchen Äſthetik“ nicht alles meinen, wünſchen und — vermiſſen kann!

aus zuwiderlaufen. Erſt Heinrich von Kleiſt machte mit der Forderung Gottſcheds ernſt; und nach ihm haben wol die meiſten beſſeren deutſchen Schauſpielſchreiber (zumal unſere Skizziſten des Naturalismus) ſich bemüht, das Bühnenſtück von Selbſtgeſprächen rein zu halten. Man ſollte jedoch nicht vergeſſen, daſs Gottſched „in beſondern Affecten" das kurze Selbſtgeſpräch nicht ausgeſchaltet wiſſen wollte. Denn allerdings würde das Drama kein wirkliches Bild des Lebens bieten, wenn der Dramatiker überſähe: daſs jeder Menſch in gewiſſen Lagen dazu gedrängt wird, oder doch gedrängt werden kann, mit ſich ſelbſt zu ſprechen. Eine kurz und ſchnell zu Wort kommende Selbſtbeſinnung oder Selbſtbetrachtung, ein Ruf an oder in die eigene Seele: ſie verſtoßen weder gegen die Natur noch gegen die Kunſt des Dramatikers. Undramatiſch, unkünſtleriſch iſt und bleibt nur das langathmige, die Handlung ſtörende Selbſtgeſpräch und das, dieſem nahverwandte, Beiſeiteſprechen.

Was die Karaktere anbetrifft, ſo muſs natürlich auch der Komödiendichter „die Natur und Art der Menſchen zu beobachten wiſſen, jedem Alter, jedem Stande, jedem Geſchlechte, jedem Volcke ſolche Neigungen und Gemüthsarten geben, als wir von ihnen gewohnt ſind" (S. 599); notwendig erſcheinende Abweichungen müſſen überzeugend begründet und alle Übertreibungen ſorgfältig vermieden werden (Ebenda). In Beziehung auf „Liebe und Luſtigkeit" ſollen ſich „die Comödienmacher nur in acht nehmen, daß ſie in der erſten nicht die Geſetze der Schamhaftigkeit und Zucht, in der andern aber die Erbarkeit aus den Augen ſetzen"; d. h.: auch der Luſtſpielſchreiber ſoll bedenken, daſs er für ein gebildetes, aus Männern und Frauen beſtehendes Publikum arbeitet. Hier ſind wir endlich bei dem grundſätzlichen Gegner des ‚Hans Wurſts' angelangt; dem wir jetzt eine, wenn auch nur kurze, Betrachtung widmen müſſen.

Zu den großen, ſeit 150 und mehr Jahren, teils aus allerdings kaum verzeihlicher Unkenntnis, teils in bewuſſter böſer Abſicht, über Gottſched immer aufs neue verbreiteten, Unwahrheiten gehört auch die Behauptung: daſs Gottſched keinen Sinn für Humor gehabt und den Hans Wurſt nur deshalb ſo ſehr gehaſſt

habe, weil er unfähig gewesen sey, die tiefe Berechtigung dieser „volkstümlichen" Gestalt zu erkennen, ihren humoristischen Kern zu empfinden. Neuerdings ist sogar die Meinung vertreten worden: dass Gottsched den zu Unrecht gehassten Possenreißer lieber hätte verfeinern als von der Bühne verbannen sollen. Wer jedoch die, oft von Witz und Humor, von Ironie und Satire geradezu sprühenden polemischen Schriften Gottscheds, die in manchen seiner Gelegenheitgedichten herrschende Laune, kennt, wird sich keinen Augenblick darüber in Unklarheit befinden: dass Gottsched, als er mit allmählich zunehmender Unterstützung von Seiten der Neuberin, den Kampf gegen Hanswurst und Genossen aufnahm, eine große, ernste, tief berechtigte, sittlich-künstlerische Tat vollführte. Nur der Unverstand, der gewöhnt war, sich von dem „für die französische Regel fanatisirten Pedanten" (Devrient) die allerlächerlichste Vorstellung zu bilden, konnte glauben: dass Gottsched, als er gegen den Hans Wurst zu Felde zog, den Humor, ja selbst den burlesken Humor totschlagen wollte. Nichts lag ihm ferner. Nichts hatte der Mann, der 1740 in den ‚Beyträgen' das herrliche Wort aussprach: „Zur Comödie gehört ein lautes Lachen" (VII, 581), mit größerer Entrüstung zurückgewiesen, als den Versuch: der Bühne, dem Lustspiel den Humor und das befreiende Lachen zu rauben. Denn er wusste, so gut wie Justus Möser, dass „die Freude ein Bedürfnis unserer Seelen ist". Selbst Eduard Devrient, der in seiner ‚Geschichte der deutschen Schauspielkunst', zur größeren Ehre der Neuberin, Gottscheds bahnbrechende und maßgebende Bemühungen um die Bühnenreform nach Möglichkeit in den Schatten stellt, kann nicht umhin, zu meinen: dass es „vielleicht auch Gottsched nicht eingefallen war, das Burleske von der Bühne zu verbannen"; dass „nur der Freibrief totaler Zügellosigkeit, die Berechtigung zu Unsinn, Plattheit und Schmutzerei, den das buntscheckige Kleid des Harlekin, den das Stegreifspiel überhaupt gab, vernichtet werden sollte." Wenn wir das überflüssige „vielleicht" bei Seite werfen: so ist allerdings mit diesem Satze die Wahrheit unmittelbar ausgesprochen. Schon 1728 hatte Gottsched im 85. Stücke des ‚Biedermannes'

erklärt: „Eine gute Comödie ſucht ihre Zuſchauer durch nichts anders zu beluſtigen, als durch die lebhaffte Vorſtellung lächerlicher Thorheiten, die unter den Menſchen im Schwange gehen“[24]; und er hatte hinzugefügt: „Der Komiker müſte ſehr arm an guten Einfällen ſeyn, der nicht bey ſo vielen närriſchen Begebenheiten, ſo (im Luſtſpiel) auf der Bühne vorkommen, irgend was luſtiges ſagen könnte, ohne die Regeln der Ehrbarkeit zu verletzen. Zu geſchweigen, daß in regelmäßigen Comödien der Verfaſſer oder Poet ſelbſt der luſtigen Perſon die meiſten Scherzworte in den Mund leget. Ich rede alſo hier von einem luſtigen Harlekin, nicht aber von einem unflätigen Hans Wurſte“. Mit einem Worte: nicht der „luſtigen Perſon“ (ſelbſt wenn ſie eine typiſche, des perſönlichen Charakters entbehrende Geſtalt wäre) galt Gottſcheds Haſs; denn für ihn konnte es im Luſtſpiel gar nicht luſtig genug zugehen. Was er beſeitigt wiſſen wollte, war der von Grund aus gemeine, vom Schmutz der Gaſſe triefende, fratzenhafte, ſeinem ganzen Weſen nach unverbeſſerliche, zucht- und humorloſe deutſche Harlekin, genannt Hans Wurſt; mit dem verglichen die pöbelhaften Klowns der großen Reiterbuden unſerer Tage noch Idealerſcheinungen ſind.

Aber noch von zwei andern Geſichtspunkten aus bekämpfte Gottſched den Hans Wurſt und in dieſen Fällen zugleich den Harlekin überhaupt. Der „Witz“ dieſes ſtändigen Poſſenreißers (gleichviel, welchen Namen er trug) war ausſchließlich Wortwitz, in der Weiſe, wie er ſpäter ſich mit Saphir in die Litteratur flüchtete und auch heute vielfach in Feuilletons und einer gewiſſen Sorte von Berliner „Luſtſpielen“ oder „Schwänken“ ſein erfolg- und ertragreiches Unweſen treibt. Gottſched aber ſah die Seele des Luſtſpiels in den humoriſtiſch beleuchteten Karakteren; nicht im Wortwitz. Auf Seite 600 ſagt er ausdrücklich: „Das Lächer-

[24] Ähnlich heißt es im 95. Blatte des ‚Biedermanns‘: „Zoten und Fratzen ſind nicht das Werk eines wahren Comödien-Schreibers. Dadurch ſuchen ſich nur ſeichte Geiſter zu helfen, die das Lächerliche in den menſchlichen Handlungen nicht finden oder abbilden können“. Wie Gottſched von den erfolgreichen Luſtſpielen und Schwänken unſerer ſo herrlich weit gekommenen Zeit urteilen würde, können wir uns leicht denken.

liche der Comödien muß mehr aus den Sachen als Worten entſtehen. Die ſeltſame Aufführung närriſcher Leute macht ſie auslachenswürdig. Man ſehe einen Thraſo im Terentz, einen bürgerlichen Edelmann und eingebildeten Kranken im Moliere an: ſo wird man ſich des Lachens nicht enthalten können; obgleich kein Wort an ſich lächerlich iſt. Dieſes iſt nun das wahre Beluſtigende in der Comödie[25]. Allein kleine Geiſter, die keine Einſicht in die Moral beſitzen, und das ungereimte Weſen in den menſchlichen Handlungen weder wahrnehmen noch ſatiriſch vorſtellen können, haben ſich auf eine andre Art zu helfen geſucht. Sie haben das Lächerliche nicht in den Sachen, ſondern in Worten und Geberden zu finden gemeynet. Daher hat Harlekin und Scaramutz die Hauptperſon ihrer Luſtſpiele werden müſſen. Dieſe müſſen durch närriſche Kleider, wunderliche Poſituren und garſtige Fratzen, den Pöbel zum Gelächter reitzen. Von dieſem allen haben die Alten nichts gewuſt. Terentz hat ſeine Comödien ohne eine luſtige Perſon lächerlich genug zu machen gewuſt, und ein Poet ſetzet ſich alſo in den Verdacht, als verſtünde er ſein Handwerk, das iſt, die Satire nicht: wenn er ohne die Beyhülfe eines unflätigen Poſſenreißers nichts luſtiges auf die Schaubühne bringen kan." Doch nicht nur, daſs der „Humor" des Hans Wurſts aus gemeinem Wortwitz in Verbindung mit unzüchtigen, nichtswürdigen Geberden beſtand; ſondern ſein bloßes Daſeyn zerſtörte, namentlich in den doch einigermaßen ernſt gemeinten Haupt- und Staatsaktionen, jede dramatiſche Wirkung. In alle den, vom Hans Wurſt beſeelten großen und kleinen Schauſtücken war die eigentliche Handlung durchaus zur Nebenſache geworden; ſie diente nur dazu, den vom pöbelhaften Gelächter halb oder ganz erſchöpften Zuſchauern eine Art Erholung zu gönnen. Drei Stunden hintereinander immer nur lachen mag und kann kein Menſch; da muſſte der langweilige „Ernſt" die vom „Scherz" allzu heftig erregten Gemüter be-

[25] Ich möchte hier an den Satz aus den ‚critiſchen Beyträgen' (IV, 294) erinnern: „Man liebt auslachenswürdige Stücke, da man doch nur dieſelben hochhalten ſollte, welche uns das Auslachenswürdige in den Handlungen der Menſchen vorſtellen".

ſänftigen, oder irgend eine verwickelte „Intrigue" dafür ſorgen, die Gedanken der abwechſelungbedürftigen „Gründlinge" auf ein anderes Gebiet hin zu lenken. So lange der Hans Wurſt die Schaubühne beherrſchte, ja, ſo lange die Zuſchauer auch nur auf ihn rechnen durften, konnte von einer Bühnenreform nicht die Rede ſeyn. Er muſſte vom Schauplatz ein für allemal verſchwinden, wenn dieſer eine Stätte der dramatiſchen und der Schauſpielkunſt werden ſollte.

Aus allen dieſen Gründen war Gottſcheds vornehm geführter Kampf gegen den Hans Wurſt nicht etwa die Schrulle eines humorloſen Stubengelehrten, ſondern eine dramaturgiſche Großtat, welche ſelbſt durch die Verteidigungsrede, die Juſtus Möſer 1762 dem Harlekin in den Mund legte, nicht um ihren nachweltlichen Ruhm gebracht werden kann. Für einen Bühnenreformator großen Stils, wie Gottſched einer war, durfte die Tatſache, „daß noch Niemand ſeine Abendmahlzeit übel verdauet hätte, welcher mein (d. h. Harlekins) geringes Auditorium mit ſeiner angenehmen Gegenwart zu beehren ſich gefallen laſſen", kein Gewicht haben; und was Möſers Harlekin ſonſt noch vorbrachte, war um ſo bedeutungloſer, als es auch nur wieder Misſtändniſſe zur Vorausſetzung hatte. Der Harlekin, wie ihn Möſer zu Worte kommen ließ, war in keiner Weiſe der, alle Geſetze der Kunſt und Schönheit verhöhnende, jede künſtleriſch-dramatiſche Wirkung unmöglich machende rohe Geſelle, den Gottſched rückſichtlos bekämpft hatte. Dieſer Harlekin achtete nicht nur „die Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung, welche kein Meiſter in der Kunſt verletzen wird" (S. 68); er war auch ſehr umſtändlich darauf bedacht, jede Familienbeziehung zum Hans Wurſt abzulehnen. Auf Seite 66 erklärt er: „Hanß Wurſt der Dreyzehnte, welcher mit Carl dem XII die Bühne betritt, iſt nie von meiner Familie geweſen, und ich gebiete hiermit allen meinen Nachkommen, ſich bey Verluſt meines väterlichen Segens alles Umganges mit demſelben zu enthalten"; und auf Seite 67 fügte er hinzu: „Die Poſſen, die Anſpielungen, die Zweydeutigkeiten, ſind Behelfe ſolcher Bettler, welche unter meinem Namen die ehrbare Welt hinter-

gehen und zugleich einen Beweis abgeben, wie vieles ich mir von dem Zuſchauer verſprechen könne, wenn derſelbe ſogar dergleichen Aftergeburten ſeines Gelächters würdigt. Ich, und Alles, was von unſerer Familie iſt, wird ſich aber nie einen ſolchen Vorwurf zu Schulden kommen laſſen. Es gehen mithin alle obige Anklagen nur wider diejenigen, welche als Geſpenſter in meiner Geſtalt erſcheinen." Dieſer Harlekin, der „ſich ſchmeichelte, in der beſten komiſchen Welt ein nothwendiger und angenehmer Bürger zu ſeyn" (S. 13), war alſo durchaus ein Geſinnungsgenoſſe Gottſcheds, wenn er auch den Beweis dafür, daſs er die drei Einheiten, überhaupt die Geſetze der Kunſt, achtete, ſchuldig blieb; und man ſieht wirklich nicht ein, mit welchem Rechte Möſer den, in ſeinem Werte ſo ſehr überſchätzten, 1777 ſogar noch einmal aus der Vergeſſenheit gezogenen, meiner unmaßgeblichen Meinung nach herzlich gehaltarmen, Traktat in die Welt ſandte. Unwirkſam konnte die Großtat Gottſcheds durch einen ſolchen, ſchon etwas verſpätet ausgeführten Gegenzug nicht mehr gemacht werden; dazu hielt ſie zu ſehr die Bahn des Fortſchritts, der Sitten- und Kunſtverfeinerung inne. Und wie ſicher Gottſched das Gute auch in dieſem Kampfe vertrat, lehrt allein ſchon die Tatſache: daſs ſowol der „deutſche" Hans Wurſt wie der welſche Harlekin (die beide um 1770 ſchon in den letzten Zügen lagen[26], wenn ſie

[26] G. F. Meier klagte noch 1746, in ſeiner Schrift ‚Von einigen Urſachen des verdorbenen Geſchmackes in Deutſchland': „Die meiſten Schaubühnen liegen in dem äuſſerſtem Verderben. Der Harlequin, der Zotenreiſſer, der Poſſenreiſſer herrſcht noch auf dem Theater". — Komiſch wirkt es in dieſem, gegen den „platten" und „ireligiöſen" Geſchmacksverderber Gottſched gerichteten Libell, wenn auf S. 27 zu leſen ſteht: „Diejenigen Männer unter uns, welche den rühmlichen Entſchluß auszuführen angefangen haben, das deutſche Theater zu verbeſſern, ſind nicht genug zu loben, und wenn meine Bitte kräftig wäre, ſo wollte ich ſie erſuchen, in ihrem rühmlichen Eyfer fortzufahren. Ich will dafür gut ſeyn, daß eine allgemeine Verbeſſerung des Geſchmacks zu hoffen iſt, ſo bald alle Schaubühnen in Deutſchland verbeſſert ſeyn werden." Wer diejenigen Männer, welche um 1746 „angefangen" hatten, „das deutſche Theater zu verbeſſern", waren, verſchweigt der wohlmeinende Herr, der ſozureden, ſich ſelbſt zum Pfande dafür ſetzen will, daſs der Geſchmack ſich beſſern werde, wenn „alle

ihren großen Gegner auch in engen Gränzen immer noch einige Jahrzehnte überlebten) seit etwa 1800, ich will nicht sagen spurlos, aber doch als typische Gestalten, von der deutschen Bühne verschwunden geblieben sind und keine Aussicht haben, je wieder auf ihr lebendig zu werden.

Wir haben jetzt den Kreis dessen, was Gottsched in seiner ‚critischen Dichtkunst' über den Anteil des Dramatikers am dramatischen Kunstwerk, über das ernste und heitere Bühnenstück an sich, zu sagen hatte, durchlaufen; es bleibt uns nur noch übrig, den andern Teilen seiner Dramaturgie einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Gottsched hatte (und auch das unterscheidet ihn von allen seinen, dem eigentlichen Schrifttum angehörenden, Vorgängern und Nachfolgern) eine klare Vorstellung davon, dass das vom Dichter gelieferte Buch noch keineswegs das dramatische Kunstwerk ist; dass dieses erst auf Grund des Buches durch alle Mittel der Bühne hervorgebracht werden muss: dass also Dichter, Schauspieler und Spielleiter sich einander in die Hände arbeiten müssen, wenn das, allen Ansprüchen der Vernunft, der sinnlichen und seelischen Empfindung und des guten Geschmackes genügende, Drama zur Erscheinung kommen soll. So wurde sein Blick notwendigerweise auf das Gesammtwesen der von den Bühnenleuten immer erst noch zu schaffenden Aufführung hin gelenkt; und seinem Nachdenken entgieng keine Seite der verkörpernden Kunst des Theaters.

Von der größten Bedeutung war es vor allem, dass die Schauspieler (die in Deutschland bisher eigentlich nur aus dem Stegreif und wie ihnen der ungebildete Schnabel gewachsen war daraufzu geredet hatten; denen von wirklicher Menschendarstellung nur ganz ausnahmsweise ein matter Begriff aufgedämmert war) zu einer künstlerischen Behandlung des Dichterwortes und vor allem zu einer naturgetreuen Ausdrückung der verschiedenen

---

Schaubühnen verbessert seyn werden". Was mag Gottsched, nach einer zwanzigjährigen Reformtätigkeit auch auf diesem Gebiete über dergleichen törichtes, unehrlich seine Verdienste totschweigendes Geschwätz gedacht haben?!

Affekte erzogen wurden. Im ‚Grundriß der Redekunst‘ hatte Gottsched bereits die wichtigsten Lehren erteilt; jetzt konnte er sich darauf beschränken, zu erklären: dass „auf die Aussprache und die Geberden der spielenden Personen in der Vorstellung eines Trauer-Spieles fast alles ankommet“; und dass „das beste Mittel, eine lebhaffte Aussprache und Stellung zu erlangen“ darin bestehe: dass „ein guter Comödiante dasjenige erst bey sich zu empfinden bemüht seyn müsse, was er vorzutragen willens ist“. Er wies zugleich darauf hin, dass es „bey den Alten eigene Lehr-Meister gegeben, die jungen Comödianten Anleitung dazu gaben, wie sie eine Rolle gut spielen sollten“ und rückte dadurch den Vorspielmeister, der 130 Jahre später in Heinrich Laubes dramaturgischem Haushalt als Vortragsmeister eine so bedeutsame Stellung einnahm, in den Gesichtskreis der deutschen Bühnenwelt.

Aber wenn die Schauspieler wie wirkliche Menschen handeln, reden und sich bewegen sollten, so musste auch endlich mit dem lächerlichen Schlendrian der schablonenhaften französischen Kostümierung gebrochen werden. Er lenkt also sein Augenmerk zugleich auf die „Kleidungen“ und gibt hier, soviel ich weiß überhaupt zum ersten Male, ganz aus eigenem Nachdenken geflossene Anweisungen, die für die Bühne neuer, geographisch und geschichtlich weit über den Rahmen der antiken Welt hinausgewachsener, Völker von der größten Wichtigkeit wurden. Er will, dass „die Kleidungen der Personen“ nicht nur „nach ihrem Charakter und Stande eingerichtet seyn“ sollen; sondern dass, vor allem in der Tragödie, „die Personen bald in Römischer, bald in Griechischer, bald in Persianischer, bald in Spanischer, bald in altdeutscher Tracht auf der Schaubühne erscheinen; und dieselbe so natürlich nachahmen als es möglich ist“. Er findet es „lächerlich, wenn wir die Römischen Bürger in Soldaten-Kleidern mit Degen an der Seite vorstellen: da sie doch lange weite Kleider von weißer Farbe trugen“; er findet es „noch seltsamer, wenn man ihnen gar Staats-Perrücken und Hüte mit Federn aufsetzet“, und verlangt, dass „ein verständiger Aufseher der Schaubühne sich in den Alterthümern umsehe; und

die Trachten aller Nationen, die er aufzuführen willens iſt, in Bildern ausſtudire". Jedenfalls will er, daſs man der Natur auch in dieſer Beziehung ſo treu folge, wie es möglich iſt. „Je näher man es darinn der Vollkommenheit bringet, deſto größer wird die Wahrſcheinlichkeit, und deſto mehr wird das Auge der Zuſchauer (die allerdings als gebildete Leute gedacht ſind; da der Pöbel nach ſolchen Dingen ja nie fragen würde) vergnüget." Dementſprechend ſoll denn auch die Bühne ſelbſt naturgetreue Bilder bieten und „der Theatern-Meiſter" dafür ſorgen, daſs richtig gekleidete Römer, Spanier oder Deutſche auch in einer, ihnen ſorgfältig angepaſſten, Umrahmung auftreten.

Schließlich wendet er ſich ſogar der Theatermuſik zu, die in den beſſeren Theaterbuden nicht fehlen durfte. Er weiſt darauf hin, daß die Muſik „bei den Alten in der Tragödie einer von den beſten Zierrathen war", als Trägerin des Chores aber auch zugleich „einen weſentlichen Theil der Schauſpiele ausmachte". Von dieſem herrlichen und bedeutungvollen Zubehör des alten Theaters war nun in der armſeligen deutſchen Schaubude nichts übrig geblieben als ein Häuflein dürftiger Muſikanten, die „ſich zwiſchen jeder Handlung mit allerhand luſtigen Stücken hören ließen"; ja vielfach geſellten ſich dieſen „Inſtrumentiſten" ſogar Tänzer, die mit ihren Sprüngen das zerſtreute Publikum noch mehr zerſtreuten (S. 570). Das alles paſſte ſo ſchlecht wie möglich in den Rahmen der von Gottſched angeſtrebten Bühnenreform. Abhülfe muſſte deshalb wenigſtens angeſtrebt werden. Daſs die neue Oper ein Zerrbild der alten Tragödie war, wuſſte Gottſched; eine Beſeitigung oder doch Zurückdrängung dieſer Afterkunſt war ſeiner Anſicht nach alſo nur durch eine Anknüpfung an die alte Tragödie möglich. So kommt er zu einem auch heute vielleicht der Neu- und Nachprüfung würdigen Vorſchlage: „Weil dieſe (Zwiſchenaktsmuſiken) die Zuſchauer gantz aus der Aufmerckſamkeit auf die vorigen Vorſtellungen bringen; ſo fragt ſichs, ob es nicht möglich wäre, anſtatt der alten Oden des Chores, eine nach unſerer Art eingerichtete Cantate von etlichen Vocaliſten abſingen zu laſſen:

Aber eine ſolche, die ſich allezeit zu den kurtz zuvor geſpielten Begebenheiten ſchickte, und folglich moraliſche[27] Betrachtungen darüber anſtellete. Dieſes würde ohne Zweifel die Zuhörer in dem Affecte, darinn ſie ſchon ſtänden, erhalten, und zum bevorſtehenden deſto beſſer zubereiten. Und eine ſolche Tragödie müſte zehnmahl ſchöner ſeyn als eine Opera, die den Liebhaben der Muſic zu gefallen, alles durchgehends muſicaliſch vorſtellen läſſet, aber dabey gantz und gar von der Natur abgehet, und die gantze Wahrſcheinlichkeit aufhebet". Daſs der große „Freund der Alten" mit dieſem Vorſchlage nur eine Brücke zur alten Tragödie hinüber bauen wollte, leuchtet ohne weiteres ein. Galt ihm doch Racines Verſuch, die antike Tragödie mit ihren Chören nachzubilden, für ſo bedeutſam, daß er ſich „wunderte, daß man dieſes nicht durchgehends wieder aufgebracht hat" (S. 570). —

Wir haben jetzt den ganzen, auf Trauerſpiel und Luſtſpiel beſchränkten Schatz dramaturgiſcher Einſichten, über den Gottſched in ſeinem dreißigſten Lebensjahre verfügte, einer kritiſchen Durchſicht unterzogen und werden nun unſere theatergeſchichtliche Betrachtung wieder aufnehmen, werden prüfen müſſen, wie es ihm gelang, dem lebendigen Theater ſeine großen Forderungen zugänglich zu machen.

Wenn wir in Eduard Devrients ‚Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt' das Kapitel ‚Frau Neuberin und die Leipziger Schule' leſen, ſo empfangen wir allerdings den Eindruck: als ob die ganze große Bühnenreform das Werk „einer Frau von auserleſener Tüchtigkeit" geweſen ſey, neben der ſelbſt Johann Neuber, nur als „thätigſter, unverdroſſenſter Geſchäftsgehülfe" gelten dürfe; deſſen Namen denn auch ſie allein „in die Kunſtgeſchichte gebracht hat". Suchen wir nach einem Grunde für dieſe ganz unſinnige Überſchätzung der begabten aber durchaus oberflächlichen, mühſam in die Reformbewegung hineingezwungenen Schauſpielerin: ſo ſcheint er in einer an ſich wol richtigen, aber falſch eingeſchätzten, Vorausſetzung zu beruhen. Devrient ſagt nämlich (II, 4): „Die Schauſpielkunſt, der Comödiantenſtand,

[27] Wir haben nicht vergeſſen, was Gottſched unter Moral und moraliſch verſteht!

das ganze Theaterweſen war ſo durchaus eine heruntergekommene Wirtſchaft, ein verlüderter Hausſtand, in dem vor allen Dingen erſt wieder aufgeräumt, Ordnung, Fleiß und gute Zucht eingeführt werden mußten, daß niemand beſſer, als eine tüchtige Frau dies Geſchäft übernehmen konnte." Wäre es nur auf den „verlüderten Hausſtand" angekommen, ſo hätte vielleicht eine tüchtige Hausfrau genügt, um Ordnung zu ſchaffen. Aber ſelbſt dann wäre ſie im vorliegenden Falle von ſich aus, als fahriges ‚Friederiecgen', gar nicht im Stande geweſen, dergleichen zu bewirken; vielmehr war auch hier der geſchäftstüchtige, ſittenſtrenge Mann die Ordnung ſchaffende Perſönlichkeit. Johann Neuber auch war es, der ſeinem Weibe doch wenigſtens eine Art von ſolider Häuslichkeit bot, in der die Neuberin dann ohne beſondere Mühe als Hausfrau, als überwachende Hüterin ihrer jüngeren Handwerksgenoſſen, walten konnte. Damit war ja immerhin im engen Kreiſe etwas erreicht. Denn die Schaffung eines ehrſamen, dem lüderlichſten Zigeunertum entriſſenen, Schauſpielerſtandes war ja eine der Vorausſetzungen für die von Gottſched angeſtrebte Veredelung der Schaubühne. Aber mit der eigentlichen Bühnenreform, mit der Reform der ganzen dramatiſchen Kunſt hatte das doch ſo wenig zu tun, daſs die Neuberin ſchon 1741 dazu kommen konnte, den eigentlichen Schöpfer dieſer großen Bühnenreform, den edlen Lehrmeiſter, dem allein ſie ihre Stellung „in der Kunſtgeſchichte" verdankte, mitſammt ſeinen anſpruchvollen Ratſchlägen und Forderungen dem öffentlichen Gelächter preiszugeben und ſich dadurch ſelbſt um den kleinen Ruhm zu bringen, den ſie als begabte Schauſpielerin durch ihre künſtleriſchen Hilfeleiſtungen für ſich in Anſpruch nehmen durfte[28].

[28] Ich werde auf eine Widerlegung des, namentlich durch Eduard Devrient, verbreiteten Glaubens an die bühnenreformatoriſchen Verdienſte der Neuberin im Verlaufe meiner Arbeit nur ganz gelegentlich eingehen; da ja „die allgemein gangbare Anſicht, als ſei es vornehmlich die letztere geweſen, die ſich der Sache mit Verſtändnis und Eifer angenommen", bereits von Danzel zu Schanden gemacht worden iſt. Auf Braitmaiers, von vollſter Verſtändnisloſigkeit für die Bühnenreformarbeit Gottſcheds und ihre Anknüpfungen beherrſchte kleinliche Ausführungen (a. a. O. I, 17 u. ff.) einzugehen, halte ich der Mühe nicht für wert.

Wollen wir den Weg verfolgen, auf dem Gottsched im Bunde mit den Theaterleuten, zuerst mit Neuber und seiner Frau, späterhin mit Schönemann, Koch und Eckhof, seine Bühnenreform allgemach durchsetzte: so müssen wir zunächst im Auge behalten, dass der, für das französische Theater schwärmende, Herzog August Wilhelm von Braunschweig Neuber befohlen hatte, die s. Z. von Anton Ulrich auf den Spielplan seiner Hofbühne gebrachten Übersetzungen einiger französischer Tragödien abermals vor dem Hofe und der besten Gesellschaft Braunschweigs aufzuführen. Das war, wie von Seiten des Herzogs, so auch von Seiten Neubers ohne jede reformatorische Nebenabsicht geschehen; ja diese lag ihm und allen seinen Schauspielern, die Neuberin mit eingeschlossen, so fern: dass er, dessen schauspielerische Haupt- und Lieblingsleistung in einer typischen Rolle, dem sogenannten Anselmo, der Stegreifkomödie, bestand, auch in Leipzig seinen Spielplan im Wesentlichen aus Hans Wurst-Possen, aus Haupt- und Staatsaktionen zusammenstellte. Hätten die Neubers ihre vier französischen Alexandrinertragödien nicht zufällig auf dem Lager gehabt: so wäre es Gottsched wol auch 1727 und 1728 noch nicht geglückt, auf das Prinzipal-Ehepaar einen, zunächst sehr bescheidenen, Einfluss zu gewinnen. Als ein geborener Taktiker aber wusste er die gegebene Lage auch in diesem Falle so glücklich für seine großen Absichten auszunutzen: dass Neuber sich bereit erklärte, wenigstens ein paar Abende seines, ohnehin stets kurz bemessenen, Leipziger Aufenthaltes der regelmäßigen verdeutscht-französischen Tragödie zu widmen. Da nun Leipzig einen Bürgermeister besaß, zu dessen litterarischen Jugendsünden die Übersetzung des Corneillischen ‚Cid' gehörte; und in Nürnberg ein vielvermögender Ratsherr lebte, der hinwiederum der Übersetzung des Corneillischen ‚Cinna' unmittelbar nahe stand: so bekam, durch geschickte Ausnützung dieser Zufallstatsachen, die Neubersche Gesellschaft für ihr kleines Tragödiengepäck, außer in Braunschweig, auch zugleich in Leipzig und Nürnberg Unterkunftstätten, die, so kümmerlich sie fürs erste seyn mochten, doch immerhin einen Boden bildeten, von dem aus ein so gewandter Kulturstratege, wie Gottsched, sehr wol

die Eroberung weiterer Gebiete betreiben konnte. Viel Vertrauen zu der Gottſchediſchen Reformbeſtrebung hatten die Neubers und ihre Schauſpieler zunächſt nicht; konnten es auch kaum haben. Ihre eigene Natur widerſprach dem Neuen zu ſehr; und zumal das im Grunde ganz unfranzöſiſche Weſen des oſtpreußiſchen Magiſters (der allen Ernſtes die deutſche Schaubühne auf den Fuß des antiken Theaters zu ſetzen und insbeſondere das, ihm ſo widerwärtige, franzöſiſche Reimgeklingel eben ſo gründlich von der deutſchen Bühne verdrängt wiſſen wollte, wie das kunſtloſe Proſageſtammel der Stegreifkomödianten) mußte die praktiſchen Leute bedenklich machen. Sie wußten ja genau, daſs ohne die, dem gereimten franzöſiſchen Alexandriner nachgedichteten Verſe, ohne die „nach dem böſen Muſter der heutigen Franzoſen“ gebildete, Gottſched ſo unleidliche „gekünſtelte und durchgehends ſinnreiche Schreibart“ nicht einmal der braunſchweigiſche Hof, geſchweige denn die andre, vorzugsweiſe franzöſiſch beeinflußte Hof- und Bürgergeſellſchaft für eine „deutſche“ regelmäßige Tragödie oder Komödie zu gewinnen ſeyn würden; und ohne dieſe franzöſierten Herrſchaften konnte ja doch damals weder etwas erſtrebt noch durchgeſetzt werden. Alſo, wie geſagt: wir dürfen nicht glauben, daſs die Neubers, als ſie ſich bereit finden ließen, auch in Leipzig ihr braunſchweigiſches Tragödiengepäck auszukramen und ſpäter noch den Führer'ſchen ‚Cinna‘ und Gottſcheds ‚Iphigenie‘ zu ſpielen, wirklich einer großen Reform dienen oder gar dieſe ſelbſt bewußt anbahnen wollten. Das Einzige, wohin ihr, zumal der eitlen Neuberin, Trachten zunächſt gieng, war: die, keineswegs zahlreiche, gute, d. i. vornehme Geſellſchaft in den wenigen Städten, die für eine Wanderbühne überhaupt in Frage kamen, an ſich zu feſſeln und beſſere Geſchäfte zu machen, als ſie im allgemeinen von den wenigen, vorzugsweiſe auf den Pöbel angewieſenen deutſchen Schauſpielerbanden gemacht wurden. Wenn trotzdem die Anfänge der deutſchen Bühnenreformbewegung an das Jahr 1727, an die erſten Leipziger Aufführungen der 4 franzöſiſchen Tragödien, geknüpft bleiben; ſo hat das ſeinen Grund darin: daſs dieſe Aufführungen bereits unter die Obhut Gottſcheds

geſtellt waren; daſs Gottſched ihnen die große Wichtigkeit gab; daſs er ſie, ſo wenig ſie dem entſprachen, was er eigentlich wollte, für den Ausgangspunkt ſeiner Bühnenreform gelten ließ und, ſo weit ſeine werbende Kraft reichte, dem kleinen Tragödienbeſtande der Neubers planvoll den Boden bereitete.

Doch das Alles hätte nicht zugelangt, ſelbſt einen ſo klugen und für vernünftige Beeinfluſſung empfänglichen Mann wie Neuber auf dem verſuchsweiſe eingeſchlagenen Wege feſtzuhalten; ſchon deshalb nicht: weil die Teilnehmung auch des beſſeren Publikums ſehr bald erlahmt wäre; weil man denn doch lieber die franzöſiſchen Urſchöpfungen hätte ſehen mögen, als ihre mehr oder weniger ſchwerfälligen Verdeutſchungen. Sollte der Verſuch Beſtand haben: ſo muſſte der Mann, der die Bühnenreform durchſetzen wollte, ohne doch zu der Bühne irgendwie unmittelbar und als eine, mit wirklicher Macht ausgeſtattete, leitende Perſönlichkeit in Beziehung zu ſtehen, einerſeits für wirklich und urſprünglich deutſche Bühnenwerke ſorgen; andrerſeits eine weithin ſichtbare, ja fühlbare Autorität für ſich in Anſpruch nehmen dürfen.

Die Autorität ſchaffte ſich Gottſched durch die Veröffentlichung der ‚critiſchen Dichtkunſt‘; und ſie wurde vor aller Welt anerkannt und in ihrem Werte vertieft dadurch, daſs einſichtvolle Männer ihn zum akademiſchen Lehrer der Dichtkunſt erhoben, ihm den Titel gaben, der das nötige ſtrahlende Licht um ihn verbreitete. Jetzt war der weithinreichende Einfluſs da. Jetzt wuchs die Zahl der Anhänger des deutſchen „regelmäßigen“ Theaters ins Große. Jetzt erkannten auch Johann und Karoline Neuber, daſs es ſich verlohnte, der, vom Hans Wurſt geſäuberten, Tragödie die Bühne grundſätzlich frei zu geben, mit der ihnen zu Teil gewordenen Gunſt der nunmehrigen ‚Magnifizenz‘ vor Aller Augen Staat zu machen.

Aber mit den ſechs Überſetzungen, denen ſich allerdings noch die, von Gottſched veranlaſſten, von Akt zu Akt an Neuber gehenden Überſetzungen zweier anderer Tragödien geſellten[29],

[29] „Ich ſpornte zugleich ein paar gute Freunde, und geſchickte Mitglieder der Deutſchen Geſellſchaft an, dergleichen zu thun“, heißt es in der

war auch beim beſten Willen nicht viel auszurichten. Zudem entſprach eine ſo ausſchließlich mit Stücken franzöſiſcher Herkunft verſorgte Schaubühne auch keineswegs dem Ideal, das Gottſched in der Seele trug. Wol hatte er ſein dramaturgiſches Kapitel mit den Worten geſchloſſen: „Wir Deutſche müſſen uns ſo lange mit Überſetzungen aus dem franzöſiſchen behelfen, bis wir werden Poeten bekommen, die ſelbſt was regelmäßiges machen können.“ Das aber war doch nur mit Rückſicht auf „unſre großen Herren, die nur in ausländiſche Sachen verliebt ſind,“ geſagt worden; denen er „endlich einen Geſchmack von deutſchen Schauſpielen beybringen“, die er daran gewöhnen wollte, ſich nur überhaupt einmal deutſch geſchriebene Theaterſtücke nahe kommen zu laſſen. Denn im damaligen Deutſchland war doch nun einmal für das deutſche Theater „nicht viel zu hoffen“, ſo lange die Fürſten, der Adel und die reiche, von den Höfen ihre Wegweiſungen erhaltende Bürgergeſellſchaft, auf der, dem „deutſchen Pöbel“ entrückten, Schaubühne nur franzöſiſche, zierlich gereimte Trauer- und Luſtſpiele ſehen wollten. An die alten Überſetzungen alter franzöſiſcher Tragödien hatte Gottſched anknüpfen müſſen, um nur überhaupt eine Anknüpfung zu finden. Wie er jedoch in der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ erklärte, daſs „Herr Neuber ſich äuſſerſt angelegen ſeyn ließe, die deutſche Schau-Bühne auf den Fuß der alten Griechiſchen und neuen Frantzöſiſchen zu ſetzen“ (S. 585): ſo gieng ſein Streben auch von Anfang an darauf, die deutſche Bühne nicht nur der plumpen Stegreifkomödie und den zuſammenhangloſen, vielfach gezierten Haupt- und Staatsaktionen, ſondern zugleich dem franzöſiſchen Einfluſſe zu entziehen, ſie für die gebildete deutſche Sprache und für die deutſche, der guten griechiſchen ſo nahe verwandte, kernige Weſensart zu erobern. Die ſchon früher von mir angeführten Worte:

„Ihr Muſen, werft das Joch
Der deutſchen Poeſie mit kühner Hand zurücke;

Vorrede zum ‚ſterbenden Cato‘. Dieſe „geſchickten“ Leute waren A. B. Pantke, der Racines ‚Berenice‘, und J. F. von Heynitz, der ‚Chimenens Trauerjahr‘ von Corneille überſetzte.

Und ſtrebt der Freyheit nach, die Griechenland und Rom
Den lorbeerreichen Weg zum Helikon gewieſen"

bezogen ſich vor allem auf die verliebte, zierliche und vorwiegend gezierte, vom gereimten Alexandriner beherrſchte franzöſiſche Dramatik, die tatſächlich wie ein Joch auf den deutſchen Geiſtern laſtete und nicht nur ihres Reimklingklanges wegen von Gottſched ganz ernſthaft gehaſſt wurde. Sein Streben gieng deshalb anfangs vor allem darauf hin, den gereimten Tragödien der Franzoſen reimfreie entgegenzuſetzen. Auf Seite 315 der ‚critiſchen Dichtkunſt' hatte er herausfordernd geſagt: „Wenn alle Perſonen mit gereimten Verßen auf die Schaubühne treten, und dieſelben herbeten oder wohl gar herſingen: Wie kan das natürlich herauskommen? Oder wie kan es dem Zuſchauer wahrſcheinlich ſeyn, daß er wirklich die Handlungen gewiſſer Leute mit anſehe, und ihre ernſtliche Geſpräche höre? Die Reime klingen immer gar zu ſtudirt, und erinnern ihn ohn Unterlaß, daß er nur in der Comödie ſey, welches er zuweilen gern vergeſſen wollte; um ein deſto größeres Vergnügen zu genießen. In dieſem Stücke haben die heutigen Engelländer auch vor den Franzoſen den Vorzug, indem ſie nach dem Exempel der Alten in vielen ihrer beſten Tragödien nur ungereimte Verße brauchen, da hingegen dieſe lauter reimende Helden aufs Theatrum ſtellen. Sollte ich es einmahl wagen ein Trauerſpiel zu machen, ſo will ich es verſuchen, in wieweit man hierinn wieder den Strom ſchwimmen könne."

Das war eine wohl überlegte Erklärung; und ſie kann gar nicht hoch genug gehalten werden, wenn man die, zur ſtarren Phraſe gewordene, auch von Danzel nur gelegentlich (S. 328), keineswegs grundſätzlich, abgelehnte, unehrliche Behauptung: daſs Gottſcheds, des „Gallomanen", ganzes Trachten darauf gerichtet geweſen ſey, die deutſche Bühne zur Heimſtätte franzöſiſcher Art und Kunſt zu machen, widerlegen will. Gottſcheds kraftvolle, derbe, etwas ſchwere, aller heiteren Züge ungeachtet tief ernſte, oſtpreußiſche Natur ſtand im entſchiedenſten Gegenſatze zu jenem franzöſiſchen Weſen, das an den deutſchen Höfen und in der beſſeren deutſchen Geſellſchaft bewundert und nachgeäfft wurde.

Nur was auch in der franzöſiſchen Litteratur gediegen, was dort in bewuſſter Abhängigkeit vom Geiſte der alten großen Griechen und Römer entſtanden war, ließ er, in beſonnener Zurückhaltung und ſtets unter einſchränkenden Vorausſetzungen, gelten; weil es dem, was er für das Richtige, dem deutſchen Kunſtleben Nötigſte, hielt, nicht eigentlich widerſprach. Von dieſem Standpunkt aus muſſte er als Dramaturg notwendigerweiſe zur Ablehnung der Reime gelangen; und es lag durchaus in der Richtung ſeines feſt ins Auge gefaſſten Zieles, als er 1730, um dem Drängen des ſtückebedürftigen Neuber nachzukommen, daran gieng, den ‚Cato' des Engländers Addiſon in reimloſe Sechsfüßler[30] zu übertragen. Der Verſuch, den gereimten Alexandriner von der deutſchen Bühne zu verdrängen, ſollte ganz ernſtlich gemacht werden. Wenn trotzdem Gottſched im entſcheidenden Augenblick zurückwich und ſeinen ‚ſterbenden Cato' ſo weit, als es ſeiner unfranzöſiſchen Natur möglich war, der gereimten franzöſiſchen Klaſſikertragödie anpaſſte: ſo hatte das ſeine ſehr gewichtigen Gründe; über die wir uns unbedingt klar werden müſſen.

Wir wiſſen, daſs Gottſched bei Durchführung ſeiner dramaturgiſchen Revolution, die an dem bisherigen deutſchen Muſenſtall keinen Stein auf dem andern laſſen wollte, mit zwei widerſtrebenden Machthabern rechnen muſſte: mit der höfiſchen, ganz im Banne des franzöſiſchen Geſchmacks, insbeſondere des dramatiſchen Franzoſentums, ſtehenden Geſellſchaft; und mit den, der Gunſt dieſer Herrſchaften und des, der höfiſchen Art nachtrachtenden, Bürgertums bedürftigen Schauſpielern und Schauſpieldirektoren; ſoweit dieſe (und für Gottſched kam ja zunächſt nur die Neuberiſche ‚Bande' in Frage; als die einzige, welche ſich einem höheren

[30] Wanieks Angabe (a. a. O. 184), daſs Gottſched dieſen erſten Verſuch „in reimloſen Fünffüßlern" ausgeführt habe, iſt ein Irrtum, wie nachſtehende Probe lehren mag:

Die Nacht verliert ſich ſchon, die Morgenröthe brennt,
Der Wolken rother Glanz verkündigt ſchon den Tag
Den zwiefach großen Tag, den Roms und Catons Fall
Ganz ſtolz zu machen ſcheint uſw.

künſtleriſchen Ehrgeiz ergeben hatte) überhaupt willens waren, ſich auf der Bahn des geordneten Schauſpiels feſthalten zu laſſen. Hätte nun der, dem deutſch-franzöſiſchen klaſſiziſtiſchen Drama, ſozureden hausüblich, wohlwollend gegenüberſtehende braunſchweigiſche Hof die Zumutung, ſich eine reimloſe deutſche Tragödie oder Komödie anſehen zu ſollen, entrüſtet abgelehnt; ſo war es ohne weiteres begreiflich, daſs die Neubers, daſs zumal, die beifallſüchtige, dem geſpreizten „Klaſſizismus" der franzöſiſchen Theaterhelden treulich nacheifernde Karoline, mit reimloſen Tragödien ebenfalls nichts zu tun haben wollten. Das waren zwei, ſehr ſorgfältig zu bedenkende, Nötigungen. Für ſich ſelbſt hat Gottſched ſeinen Standpunkt allezeit feſtgehalten. Auch als er im Jahre 1738 dem Verächter aller reimloſen Poeſie, ſeinem vielvermögenden, ihn aufrichtig verehrenden, Gönner Manteuffel gegenüber mit Nachdruck den Verdacht, daſs er gewillt ſey, in der deutſchen Dichtkunſt alle Reime abzuſchaffen, zurückweiſt; erklärt er zugleich unumwunden: auf den „großen Dichter" warten zu wollen, der „Geſchick, Feuer und Herz genug hätte, ein Trauerſpiel ohne Reime zu machen". Aber als beſonnener Mann, der genau wuſſte, wo kleine Zugeſtändniſſe gemacht werden müſſten, wenn große Dinge durchgeſetzt werden ſollten, rechnete er mit den zunächſt unabänderlichen Verhältniſſen. Und wie er ſeine Reform überhaupt nur deshalb an die Franzoſen angeknüpft hatte, weil im damaligen Deutſchland keine andere Anknüpfung möglich war[31], vor allem auch „weil die Deutſchen ihnen mehr zutrauten

[31] Wie ſehr Gottſched bey den, ihm keineswegs erfreulichen Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen unter einem, fürs erſte unabänderlichen, Zwange ſtand, beweiſen folgende Sätze, mit denen er 1738 des Franzoſenſchwärmers Manteuffel abfällige Äußerungen über die unzulänglichen „Poetes allemands" beantwortete: „Die Schwäche unſrer deutſchen Poeten im Abſehen auf Theatraliſche Sachen iſt mir vollkommen bekannt, und Ew. Hochgräfl. Excellenz haben davon ſehr richtig geurtheilet. Allein zu allem Glücke haben die bewußten Comödianten (die ‚Neuberiſche Bande' iſt gemeint) auch nicht ein einziges Stück von deutſchen Poeten auf ihrer Schaubühne (man erkennt aus dieſer Anmerkung, daſs Gottſched auf die Originalität ſeines ‚Cato' keinen Wert legte), da iſt kein Lohenſtein, kein Gryph, kein Hollmann, kein Weiſe, kein Dedekind zu ſehen oder zu hören.

als den Alten" (Vorerinnerung zum Batteux): ſo gab er den reimloſen Vers ohne vieles Beſinnen preis, um nur nicht die Fühlung mit den, für ſeine Reform zur Zeit ganz allein in Frage kommenden, Mächten zu verlieren. Noch 1745 ſagt er im ‚Neuen Bücherſaal' (I, 329) bei Gelegenheit einer Beſprechung der, auf ſeinen Wunſch von Profeſſor Stähelin verfaſſten reimloſen Überſetzung der Voltairiſchen ‚Merope': „Eben dieſes (d. h. die ungereimten Verſe) war die Urſache, warum unſere Comödianten ſolche Arbeit aufzuführen Bedenken trugen"; und ſogar noch in der, 1757 erſchienenen, 4. Auflage der ‚Deutſchen Sprachkunſt', ſieht er ſich gezwungen, ſeinem wiederholten Wunſche, daſs „ſich bald jemand dieſen neuen Lorbeerkranz (des Erretters der deutſchen Schauſpiele vom Joch des Reimes) erwerben möge", die Anmerkung folgen zu laſſen: „Die ganze Schwierigkeit iſt nur, die Komödianten zu bereden, daß ſie reimloſe Stücke aufführen" (S. 634)[32].

Von dieſem Geſichtspunkt aus muſs man denn auch den erſten, allerdings noch recht unſelbſtändigen, aber trotzdem höchſt bedeutſamen Verſuch, der deutſchen Bühne ein immerhin auf deutſchem Boden gewachſenes, den dramaturgiſchen Forderungen des Geſetzgebers in allem Weſentlichen genügendes Trauerſpiel zu ſchenken, beurteilen. Der ‚ſterbende Cato', mit dem wir uns erſt im nächſten Kapitel zu beſchäftigen haben werden, war

Es ſind lauter Stücke von den beyden Corneillen, von Racine, von Moliere, von Destouches, von Voltaire, von Capistron und anderen neueren franzöſiſchen Poeten, die im Theatre François, nicht aber im Theatre Italien vorkommen. Da nun die Deutſchen hierbey nichts gethan, als daß ſie obgedachter Meiſter Schauſpiele überſetzt haben, ſo fällt die Hauptfrage weg, daß etwa die Stücke ſchlecht ſeyn möchten." Man muſs ſich auch hierüber klar geworden ſeyn, wenn man die immer aufs neue wiederholte Torheit, daſs Gottſched unſre Bühne unter das franzöſiſche Joch habe beugen wollen, richtig würdigen und vor allem aus unſerer Litteraturgeſchichte fortfegen will.

[32] Selbſt ſeine geliebte Luiſe Adelgunde Victoria Kulmus ſchrieb ihm 1732, am 23. Auguſt, nachdem ſie Bodmers Proſaüberſetzung des ‚Verlornen Paradieſes' zu leſen verſucht hatte: „Jede Zeile iſt mir eine Kluft, darinn ich ſtecken bleibe. Das deutſche Ohr verliert gar zu viel, wenn der Wohlklang des Reimes fehlt."

weder ein Dichtwerk im höheren Sinne, noch ein wirkliches, von innerem Leben erfülltes Drama und hätte es auch vielleicht selbst dann um 1732 nicht seyn können, wenn in Gottsched der Dämon des Dramatikers tätig gewesen wäre. Diese, in ihrem Empfinden so ganz deutsche Römertragödie war vielmehr ein, aus zwingender Sorge um die Erhaltung der, notdürftig und fürs erste kümmerlich genug durchgesetzten, Reform erzeugtes Werk der Abfindung und Anbequemung; als solches aber mit so außerordentlichem Geschick den bestehenden Verhältnissen und vor allem auch der durch Gottsched selbst überall im Reiche genährten Sehnsucht angepaßt: daſs der in Deutschland noch nie dagewesene, allerorts helle Begeisterung weckende Erfolg des merkwürdigen Stückes ohne weiteres begreiflich erscheinen muſs.

Da wir der Entwickelung der Dinge nicht vorgreifen dürfen, so müssen wir uns hier mit der Feststellung begnügen: daſs Gottsched für seine bühnenreformatorischen Absichten, Dank seiner durch nichts zu ermüdenden Zähigkeit, aber auch Dank seiner Anbequemung an das geliebte und bewunderte französische Muster, einen höchst wertvollen Mitarbeiter gewonnen hatte. Johann Neuber, der sich immer mehr in die, seiner Eigenliebe schmeichelnde, Sendung als Apostel des Gottschedischen Bühnenevangeliums hineinlebte, wurde ihm tatsächlich ein verständnisvoller Gehülfe; ein auf das Apostelamt stolzer Kampfgenosse, der seinem „hochedlen" Lehrer und, jetzt bereits recht einfluſsreichen, Gönner, trotz keineswegs glänzender Geschäfte, 1731, am 21. Juli von Nürnberg aus das ihn ehrende Geständnis ablegte: „Da wir aber einmahl was Gutes angefangen, so will ich nicht davon lassen, so lange ich noch einen Groschen daran zu wenden habe."

Die seelische Beeinfluſsung des tüchtigen Praktikers war also dem großen Theoretiker und staatsmännisch fein auch jetzt noch recht fern gerücktes Ziel verfolgenden Kunststrategen vollkommen geglückt[33].

[33] Ich will Neubers Gutwilligkeit nicht unterschätzen; kann mich aber kaum des Glaubens erwehren, daſs Neuber schließlich nur deshalb seine Kraft der Bühnenreform widmete, weil er in seiner Gesellschaft keinen Hanswurst hatte, der dem berühmten Müller die Waage halten konnte. Wenn er sich neben dem Konkurrenten behaupten wollte, muſste ers anders machen. Das führte ihn wol allein Gottsched zu.

Dem unerwarteten und als eine sehr unbequeme Last empfundenen Messias der deutschen dramatischen Kunst war jetzt endlich ein Apostel, ja man darf sagen, eine ganze Gesellschaft von Aposteln, erstanden; und mit diesem Häuflein Getreuer konnte der Messias, der glücklicherweise zugleich ein Feldherr und ein Staatsmann war, wol hoffen, Großes durchzusetzen.

Unsäglich viel war allerdings noch zu tun, um auch nur den mühsam eroberten Boden zu behaupten; geschweige denn von ihm aus neue Eroberungen zu machen. Die Zahl der Feinde war noch zu groß; die Macht fremder, vor allem die Macht falscher Kunst lastete schwer auf Deutschland und schien, von den Höfen begünstigt, bis in alle Zukunft unerschüttert bestehen bleiben zu sollen. Ein Haupthindernis für die gesunde Weiterentwickelung des in engen Gränzen Erreichten bildete zumal die mit verschwenderischer Pracht ausgestattete, aller Vernunft, aller Naturwahrheit und jedem schlichten, keuschen Geschmack Hohn sprechende Oper. So lange sie auf den Hofbühnen und den Bühnen der reichsten Städte herrschte, blieb für das einfache, dem falschen Prunk streng aus dem Wege gehende, der Natur, dem Leben, der Wahrheit hingegebene deutsche Schauspiel wenig zu hoffen. Wollte Gottsched seine Bühnenreform durchsetzen, wollte er dem vernunftvollen Kunstdrama die herrschende Stellung auf der deutschen Schaubühne, dem deutschen Schauspieler den Vorrang vor dem italienischen Kastraten erobern: so mußte er seinen Kampf, mehr noch als gegen die Stegreifkomödien und Hanswurstaktionen, gegen die Oper, das widerliche, von allen deutschen Höfen gehätschelte Zerrbild der griechischen Tragödie, richten. Gottsched sah sich also gezwungen, in bewußten, rücksichtlos betonten Gegensatz zu dem Geschmack der Höfe zu treten[34], jener allmächtigen Höfe, die er doch zugleich für die Durchsetzung seiner Bühnenreform sehr nötig brauchte. Fürwahr: in einer schwierigeren, ja nur

[34] Als Gegner des Hans Wurst befand er sich so ziemlich in derselben Lage. Meint er doch 1751 in der 4. Aufl. der ‚Dichtkunst' (S. 772), daß „die Großen dieser Welt sich gern an den Bauerpossen des Hanswursts belustigen".

in einer gleich ſchwierigen Lage hat ſich ein Kunſtreformator kaum jemals befunden. Auch der Kampf, den Richard Wagner mit ſeiner vom Geiſte Gottſcheds beſeelten, Kunſttheorie gegen den alten Opernſchlendrian führte, fand unter weſentlich günſtigeren Verhältniſſen ſtatt und wäre noch leichter zu führen geweſen: wenn Wagner nur einen Bruchteil von Gottſcheds Weltklugheit, und Beſonnenheit, vor allem von deſſen ſich ſelbſt bezwingender, ſich feſt in eigene Zucht nehmender Seelenkraft beſeſſen hätte.

Gottſched war ſich denn auch der Schwierigkeit ſeines Unternehmens klar bewuſſt; und es zeugt von ſeinem, alles gewöhnliche Maaß weit überſteigenden, mutvollen Idealismus, daſs er vor dem Kampfe gegen das italieniſch-franzöſiſche Opernunweſen nicht zurückſchreckte. So wurde ſein, von großen Ideen beſeelter, ihm ſchwerſte Feindſchaften weckender Krieg wider das „Oper-Theatrum" zu einem Hauptſtück ſeiner ganzen dramaturgiſchen Arbeit; und wir müſſen jetzt dem erſten Teile dieſes Krieges ebenfalls unſere ſehr ernſte Aufmerkſamkeit zuwenden.

Wann Gottſched mit der Oper bekannt wurde, läſſt ſich nicht genau feſtſtellen. In Leipzig hatte das Paradekunſtwerk der Höfe ſeit etwa 1720 keine Stätte mehr gehabt; der erſte „Operiſte", den Pleiß-Athen nach langer Enthaltſamkeit wieder bei ſich beherbergte, war ein gewiſſer Financi, der 1744 zur Oſtermeſſe im Reithauſe einige Aufführungen durchſetzte[35]. Sehr

[35] Ich ſtütze mich hier auf die Angaben, die Guſtav Wuſtmann in ſeinem wertvollen Werke ‚Quellen zur Geſchichte Leipzigs' auf S. 486 bietet. Erſt ſeit 1744 erſcheint die Oper bis 1756 faſt alljährlich für einige Tage oder Wochen im Reithauſe: Angelo Mingotti 1745, 1746, 1747 (zweimal!) 1751; Nicolini 1748; Locatelli 1753, 1754, 1755 (zweimal!) und 1756. Dann tritt eine längere Pauſe ein. Es vergehen 8½ Jahre bis ein ‚Monsieur' Poſchi ſich 1764 während der Michaelimeſſe 17 Tage hindurch im Reithauſe hören läſſt; und abermals 8½ Jahre, bis ihm ein ‚Monsieur' Paſtelli, diesmal im Comödienhauſe (vermutlich im ſogenannten ‚neuen Komödienhauſe', das in Quandts Hofe 1766 errichtet worden war), folgt (1773). Mit dem Jahre 1774 verſchwinden dann die „Operiſten" ſo gut wie ganz aus dem Leipziger Theaterleben. Wol erſcheinen zu Neujahr 1784 für 9 Tage „Italiäniſche Virtuoſen" und zu Oſtern desſelben Jahres „Die unter des Herrn Entrepreneur Bondini ſtehenden italiäniſchen Opernvirtuoſen" ſogar an 30 Tagen; und auch

wahrſcheinlich iſt es demnach, daſs der Ausflug, den Gottſched im Frühjahr 1728 nach Dresden machte, wo er J. U. Königs, des Hof- und Operntextdichters, Gaſtfreundſchaft genoſs, ihm die erſte Bekanntſchaft mit der italieniſchen Oper vermittelte. Im Spätſommer des Jahres 1728 beginnt nämlich der Kampf Gottſcheds gegen die Oper, den er im 85. Blatte des ‚Biedermannes‘ mit folgenden, zunächſt noch ſehr zurückhaltenden Worten einleitet: „Ich beklage die Meiſter der Muſik, die ſich genöthiget ſehen, durch ihre göttliche Kunſt[36], der Geilheit und Wolluſt zu Statten zu kommen, ja ſo zu reden einer gifftigen Poeſie das rechte Leben zu geben. Wie viel edler könnten ſie nicht dieſelbe anwenden, wenn ſie erbaren Stücken ihr Talent wieſen.“ Zehn Wochen ſpäter folgt im 95. Blatte der erſte rückſichtloſe Angriff; den er mit einem Satze von St. Evremont einleitet: „Die Oper iſt ein ungereimter Miſchmaſch von Poeſie und Muſic, wo der Dichter und Componiſt einander Gewalt thun, und ſich überaus viel Mühe geben, ein ſehr elendes Werk zu Stande zu bringen.“ — Dann fährt er, auf Grund eigener Erfahrungen, alſo fort: „Man muß ſeinen Verſtand entweder zu Hauſe laſſen, und nur die Ohren mitbringen, wenn man in die Oper geht; oder man muß ſich Gewalt anthun, und alle Möglichkeiten die uns darinn vorgeſtellet werden, verdauen können.“ — „Die Charactere in den Opern ſind lauter verliebte

1786 hält ſich Bondini noch 23 Tage während der Oſtermeſſe. Aber von dieſer Zeit ab findet im 18. Jahrhundert keine Opergeſellſchaft mehr in Leipzig ihr Publikum: das Schauſpiel hatte die Oper bis auf Weiteres endgiltig in Leipzig verdrängt. Daſs Leipzig bis zum Jahre 1720 zuweilen Opernaufführungen erlebt hatte, ſteht geſchichtlich feſt. Gottſched ſelbſt ſagt auf der letzten Seite der ‚critiſchen Dichtkunſt‘: „Das Leipziger Theatrum iſt faſt ſeit zehn Jahren eingegangen“. — In den Mitteilungen Riemers wird als „Principal“ der Operiſtentruppe des Jahres 1744 übrigens ebenfalls Pietro (?) Mingotti genannt (Wuſtmann 422/3).

[36] Hier wird, ſoviel ich weiß, zum erſten Male die Muſik eine „göttliche“ Kunſt genannt, als welche ſie ſpäterhin ſo gern von Muſikern und Muſikſchwärmern angeſprochen wurde, bis ihr E. Th. A. Hoffmann, Schopenhauer und Richard Wagner ſozureden die Heiligkeit zuſprachen: „Unſer Reich iſt nicht von dieſer Welt“, heißt es in Hoffmanns ‚Kreisleriana‘ (Kapitel 7).

Helden, die sich um eines scheelen Blickes halber das Leben nehmen wollen! Lauter grausame Schönheiten, die im Hertzen gantz anders dencken als sie reden! Es ist immer dasselbe: Und wer drey Opern gesehen hat, der hat sie alle gesehen. Ich schweige noch, wie diese Charactere zuweilen beobachtet werden. Mancher Held geberdet sich weibischer als ein Weib; und manche Opern-Prinzessin viel heldenmüthiger als ein Held. Mancher Bediente übertrifft seinen Herrn, und umgekehrt. Die Römer werden wie Deutsche gebildet, und die Asiatischen Könige reden wie Italienische Phantasten." — „Die Opern-Personen dencken und reden fast lauter Phöbus und Galimatias. Man sollte offt schweren, daß zwey Verliebte, die in einem Auftritte mit einander umgehen, selbst nicht wissen, was sie dencken oder sagen. Es sind lauter Augen-Sonnen, Thränen-Regen, Corallen-Lippen, Felsen-Brüste, Diamant-Hertzen, Elfenbein-Hände: so vieler in Brand-stehenden Seelen, tyrannischer Gestirne und heiß glühender Seufzer zu geschweigen. Dieß ist das Hohe der Opern: dieß ist ihre prächtige Sprache, die an innerm Werthe offt weniger beträgt, als die Perlen und Edelsteine, so auf den schimmernden Kleidungen der Spielenden, so sehr das Auge blenden. Kein Mensch redet da, wie es die Natur, sein Stand, sein Affect mit sich bringt; sondern wie der Componist es gern haben möchte. Um eines langen Trillers halber den er gern anbringen möchte, muß eine sonst vernünftige Person offt die gröste Thorheit von der Welt begehen, indem sie uns dasjenige Italienisch vorsinget, was sie uns auf deutsch weit besser hätte sagen können." — „Unsre Opern haben alles musicalisch gemacht. Die Personen müssen nach Noten lachen und weinen, husten und schnupfen. Und die zornigste Person sieht sich genöthiget, so lange auf die Zunge zu beissen; biß ihr Wiedersacher seine Triller ausgeschlagen. Alsdann ist es ihr erlaubt, ihre Antwort im Kammer- oder Chor-Tone anzuschlagen."

Das war deutlich gesprochen; und in Deutschland geschah es überdies zum ersten Male, dass Jemand in dieser offenen, rücksichtlosen Weise dem Lieblingspektakel der Höfe das Urteil sprach. Im Auslande hatte es wol nicht an, freilich sehr ver-

einzelten, Stimmen gefehlt, die ſich gegen das Opernunweſen erklärten[37]; aber in Deutſchland, zumal in Sachſen, deſſen Hof ein opferfreudiger Bewunderer der italieniſchen Oper und gewiſſer deutſcher, den welſchen und franzöſiſchen Vorbildern treulichſt nachgeahmter, „Singſpiele" war, muſſte dies Vorgehen Gottſcheds (trotz einiger, bereits in Neukirchs Satiren zu finden geweſener opernfeindlicher Sätze) für unerhört gelten. Und Gottſched beſchränkte ſich nicht etwa auf das Wenige, was er im ‚Biedermann' geſagt hatte. Er war entſchloſſen, dem, die böſen Haupt- und Staatsaktionen in Beziehung auf Unnatur und ſinnloſen Schwulſt wol gar noch übertreffenden Opernunweſen ſo lange mit Vernunftgründen und ſorgfältig herbeigeſuchten „Autoritäten" auf den Leib zu rücken, bis es dem ernſten Schauſpiele nicht mehr unmittelbar ſchaden konnte und wenigſtens in den Städten, welche der Bühnenreform Teilnehmung entgegenbrachten, beſeitigt oder doch auf ein kümmerliches Maaß eingedämmt ſeyn würde. So war es denn ſelbſtverſtändlich, daſs er nun in der ‚critiſchen Dichtkunſt' den begonnenen Kampf mit ganz beſonderem Nachdruck fortſetzte und die „Opera", das „gantz nagel-neue Stück in der Poeſie, davon ſich bey den Alten[38] wohl niemand hätte träumen laſſen", rückſicht- und vorurteilslos unter die Lupe nahm.

Schon im Kapitel ‚Vom Wunderbaren in der Poeſie' hatte er (§ 23) geſagt: „Es erfordert nicht viel Verſtand, alle Augenblicke einen Gott vom Himmel kommen zu laſſen, um dem Schauſpiele auszuhelfen, wenn es wiederwärtig ablauffen will, wo nicht ein höherer Beyſtand dazu kömmt. Das heißt mehrentheils den Knoten zerſchneiden, aber nicht auflöſen. Und darin

[37] So z. B. La Bruyere, Boileau, St. Evremont und Descallieres.

[38] Wir ſehen, daſs Gottſched immer wieder auf „die Alten" hinweiſt, daſs ſie für ihn das eigentliche Maaß bilden, nach welchem er Alles miſſt; natürlich nicht, weil ſie nur eben „die Alten" ſind, ſondern weil das von ihnen Erſtrebte und Erreichte im Weſentlichen ſeinen, ihm von Natur eigenen, ſeinem Nachdenken als richtig erſcheinenden Anſchauungen entſprach. Nur daraus läſſt ſich auch die Zähigkeit erklären, womit er an ſeinen großen Forderungen bis ans Ende ſeines Lebens feſt hielt.

verſtoßen gemeiniglich unſere Opernſchreiber . . . So geſchieht es, daß man uns ſtatt des wahrhafftig Wunderbaren mit dem Falſchen aufhält; anſtatt vernünfftiger Tragödien ungereimte Opern voller Maſchinen und Zaubereyen ſchreibt, die der Natur und wahren Poeſie zuweilen nicht ähnlicher ſind, als die geputzten Marionetten lebendigen Menſchen. Solche Puppenwerke werden auch von Kindern und Unverſtändigen als erſtaunenswürdige Meiſterſtücke bewundert und im Werthe gehalten. Vernünfftige Leute aber können ſie ohne Eckel und Gelächter nicht erblicken und würden lieber eine Dorfſchencke voll beſoffener Bauren in ihrer natürlichen Art handeln und reden, als eine unvernünfftige Haupt- und Staatsaktion ſolcher Opermarionetten ſpielen ſehen“[39]. Jetzt aber gieng er zum großen Angriff über und führte ihn ſo gründlich durch, wie es ihm, nach dem damaligen Stande ſeines muſikaliſch-dramatiſchen Wiſſens, nur immer möglich war.

Einen geſchichtlichen Überblick ſendet er auch in dieſem Falle ſeiner Kritik voraus; dann fährt er fort: „Ich habe bisher nur eine kurtze Erzehlung von der Oper gemacht; und meine Gedancken davon noch nicht geſagt. Allein aus dem obigen wird man leicht ſehen können, was ich davon halte. Wenn nicht die Regeln der gantzen Poeſie[40] übern Haufen fallen ſollen: So muß ich ſagen: die Opera ſey das ungereimteſte Werck, ſo der

[39] Der überlegene G. F. Meier kann auch in dieſem Falle nicht umhin, Gottſched Eins zu verſetzen. Er ſagt: „Geſetzt, die Opern wären keine gute Gedichte, ſo ſind ſie doch nicht die allerſchlechtſten, und die durchlauchtigen Bewunderer und Liebhaber derſelben verdienen mehr Reſpect, als mit dieſer bittern Critik beſtehen kann. Ein Kunſtrichter verräth nicht nur ſeine Schwäche, wenn er falſch urtheilt, ſondern auch wenn er unmäßig lobt oder tadelt (S. 109)“. Wir ſehen: hier wird einenteils der Kunſtbanauſe, andernteils der „ſervile“, den Durchlauchtigen Herrſchaften ohne den nötigen „Reſpect“ begegnende „Umſchmeichler der Höfe“ gebrandmarkt, der uns erſt ſpäter noch ein wenig beſchäftigen ſoll.

[40] Wir erinnern uns, daſs, nach Gottſcheds tiefer Einſicht, dieſe Regeln „aus der unabänderlichen Natur der Dinge“ fließen, ihren „feſten und nothwendigen Grund in der Natur der Dinge“ haben und nicht auf einem „leeren Dünkel“ oder auf ausgeklügelten Willkürlichkeiten beruhen.

menſchliche Verſtand jemahls erfunden. Ein jeder kan aus der Beſchreibung eines Gedichtes überhaupt den Beweiß machen. Ein Gedichte oder eine Fabel muß eine Nachahmung einer menſchlichen Handlung ſeyn, dadurch eine gewiſſe moraliſche Lehre beſtätiget wird. Eine Nachahmung aber, die der Natur nicht ähnlich iſt, taugt nichts: denn ihr gantzer Werth entſteht von der Ähnlichkeit. Aus dieſer aber ſind alle Regeln gefloſſen, die wir oben von der Schau-Bühne, ſowohl vor die Tragödie als Comödie gegeben haben. Dieſe Regeln ſind alſo aus der Natur ſelbſt genommen, durch den Beyfall der größten Meiſter und Kenner von Schau-Spielen beſtärcket, und bey den geſcheuteſten Völckern gut geheiſſen worden. Was alſo davon abweichet, iſt unmöglich recht, und wohl nachgeahmet. Wer ſieht aber nicht, daß die Oper alle Fehler der oben beſchriebenen Schau-Spiele[41] zu ihren größten Schönheiten angenommen hat; und ihre fürnehmſte Anmuth verlieren würde, wenn man ſie davon befreyen wollte?

„Einmahl iſt es gewiß, daß die Handlungen und dazu gehörigen Fabeln, mit den alten Ritterbüchern und Romanen mehr Ähnlichkeit haben; als mit der Natur, ſo wie wir ſie vor Augen haben. Wir müſſen uns einbilden, wir wären in einer andern Welt, wenn wir eine Oper in ihrem Zuſammenhange anſehen: So gar unnatürlich iſt alles. Die Leute dencken, reden und handeln gantz anders, als man im gemeinen Leben thut, und man würde vor närriſch angeſehen werden, wenn man im geringſten Stücke ſo lebte, als es uns die Opern vorſtellen. Sie ſehen daher einer Zauberey viel ähnlicher, als der Wahrheit, welche Ordnung und einen zulänglichen Grund in allen Stücken erfordert. Wo ſieht man im gemeinen Leben Leute, die ſich als Götter einander anbeten; Liebhaber, die auf den Knieen vor ihrer Gebieterin liegen, und ſich das Leben nehmen wollen;

[41] Bunter Szenenwechſel, zuſammenhangloſe Handlung ohne ſtrenge Führung der Auftritte jedes einzelnen Aufzuges und vor allem der Monolog, der, als Bravourarie, in der Oper geradezu das Hauptſtück bildete, neben dem alles Andere unbeachtet blieb; wie das ja heute noch in Italien vorzugsweiſe die Regel iſt.

Printzen die in Geſtalt der Sclaven in weitentlegene Länder ziehen, weil ſie ſich in den bloßen Ruf von einer Schönheit verliebet hatten; Könige ihre Kronen um eines ſchönen Weibes halber verlaſſen, und was dergleichen Phantaſien mehr ſind? Wo hört man die gewöhnliche Oper-Sprache, von Sternen und Sonnen, von Felſen-Brüſten und Aetna-gleichen Hertzen, von verfluchten Geburts-Stunden um eines ſcheelen Blickes wegen, und grauſamen Donner-Keilen des unerbittlichen Verhängniſſes, welches eine verliebte Seele nur zu lauter Marter erkohren hat? Alle dieſe Dinge ſind uns ſo fremde, daß wir ſie in keiner Reiſe-Beſchreibung von Liliput vor erträglich halten würden: und gleichwohl ſollen ſie in der Opera ſchön ſeyn. Ich ſchweige noch von der ſeltſamen Vereinbarung der Muſic mit allen Worten der Redenden. Sie ſprechen nicht mehr, wie es die Natur ihrer Kehle, die Gewohnheit des Landes, die Art der Gemüths-Bewegungen und der Sachen, davon gehandelt wird, erfordert: Sondern ſie dehnen, erheben, und vertiefen ihre Thöne nach den Phantaſien eines andern. Sie lachen und weinen, huſten und ſchnupfen nach Noten. Sie ſchelten und klagen nach dem Takte, und wenn ſie ſich aus Verzweifelung das Leben nehmen, ſo verſchieben ſie ihre heldenmäßige That ſo lange, bis ſie ihre Triller ausgeſchlagen haben. Wo iſt doch das Urbild dieſer Nachahmungen? Wo iſt die Natur, mit der dieſe Fabeln eine Ähnlichkeit haben.

„Ich weiß es wohl, daß es hie und da große Liebhaber und Bewunderer der Opern giebt, ſo ſie vor das Meiſterſtück der menſchlichen Erfindungs-Kunſt; vor einen Zuſammenfluß aller poetiſchen und muſicaliſchen Schönheiten; vor einen Sammelplatz aller ſinnlichen Ergetzlichkeit anſehen[42]. Allein ich weiß auch, daß alle dieſe Leute, die im übrigen gar vernünftige und rechtſchaffene Männer ſeyn können, die wahren theatraliſchen

[42] Dieſe „ſinnliche Ergetzlichkeit" iſt in ſofern bemerkenswert, als auch ſie klar zum Ausdruck bringt, daſs Gottſched in der Kunſt, zumal in der dramatiſchen, auch im hohen Grade eine Sinnenfreude, d. h. ein lebhaftes Vergnügen erblickte; für eine „Sache", in der es vor allem „auf die Luſt" ankäme.

Regeln ſich niemahls bekannt gemacht: oder dieſelben doch nicht aus ihren Gründen hergeleitet geſehen. Sie halten derowegen in Sachen, die auf die Luſt ankommen, alles vor willkührlich, und meynen, man müſſe es damit nicht ſo genau nehmen. Was nur den Augen und Ohren gefiele, das wäre ſchon gut; und man müſſe die Vernunft hier ſchweigen heißen, wenn ſie uns dieſes Vergnügens durch ihre critiſche Anmerckungen berauben wollte. Alle dieſe Vorſtellungen heben meine obige Gründe nicht auf: und ich kan mich nicht entſchließen, die Oper vor was natürliches, vor eine geſchickte Nachahmung menſchlicher Handlungen, oder überhaupt vor was ſchönes zu erklären. Ich ſehe über das dieſelbe ſo an, wie ſie iſt; nehmlich als eine Beförderung der Wolluſt, und Verderberin guter Sitten. Die zärtlichſten Thöne, die geilſten Poeſien, und die unzüchtigſten Bewegungen der Opern-Helden und ihrer verliebten Göttinnen bezaubern die unvorſichtigen Gemüther, und flößen ihnen ein Gifft ein, welches ohnedem von ſich ſelbſt ſchon Reitzungen genug hat. Denn wie wenige giebt es, die allen ſolchen Verſuchungen, die ſie auf einmahl beſtürmen, zugleich wiederſtehen können? So wird die Weichlichkeit von Jugend auf in die Gemüther der Leute gepflantzet, und wir werden den weibiſchen Italienern ähnlich, ehe wir es inne geworden, daß wir männliche Deutſche ſeyn ſollten.

„Es iſt ohnedem das Vorurtheil bey uns eingeriſſen, daß ſo gar die Italieniſche Sprache in dem Halſe eines Caſtraten viel beſſer klinge, als die Deutſche. Daher machen die meiſten (deutſchen d. h. vorzugsweiſe aus dem Italieniſchen oder Franzöſiſchen überſetzten) Opern auch ein Miſchmaſch in der Mundart. Ein und dieſelbe Perſon ſinget bald deutſch bald italieniſch; und ihre Zuſchauer laſſen ſichs weiß machen, das klinge überaus ſchön, was ſie doch nicht verſtehen. Das iſt aber nichts neues. Auch den deutſchen Text verſteht man, vor ſo vielen Trillern und künſtlichen Veränderungen der Thöne, in einer mäßigen Entfernung von der Schaubühne, ſchon nicht mehr, wo man nicht ein Buch hat, und durch das Leſen ſich einhilft. So iſt denn die Oper ein bloßes Sinnen-Werck: der Verſtand und das

Hertz[42] bekommt nichts davon. Nur die Augen werden geblendet; nur das Gehör wird gekützelt und betäubet. Die Vernunft muß man zu Hause lassen, wenn man in die Oper geht, damit sie nicht etwa durch ein gar zu kützliches Urtheil die gantze Lust unterbreche. Man will gemeiniglich eine Oper eine musicalische Tragödie oder Comödie nennen. Allein umsonst. Sie könnte so heißen, wenn sie nach den obigen Regeln der Alten eingerichtet wäre: Aber man zeige mir doch solche Opern! Sind ja etliche von der Art zu finden: so werden auch die rechten Kenner derselben sie gewiß vor schlechte Stücke in der Art erklären, und gegen alle andere verachten."

Nachdem Gottsched auf diese Weise seine „Gedancken von Opern mit Gründen bestärcket" hat, lässt er, seiner wohlüberlegten Gewohnheit nach, einige „Autoritäten" zu Worte kommen, um sich „wieder diejenigen mit Zeugnissen" zu „verwahren, die sich dadurch mehr, als durch gute Beweisthümer einnehmen lassen". Er führt gewissenhaft Alles an, was Boileau, La Bruyere, Racine, St. Evremont und Descalliers über die Oper geäußert hatten, und liefert dadurch zugleich den Beweis: dass er über das „musikalische Drama" jener Tage schon um 1730 sehr viel ernster, tiefer und gründlicher nachgedacht hatte, als seine Vorgänger. Wol steht er dem Neuen, das mit der Oper doch zweifellos geschaffen war, in allen diesen und den früheren Ausführungen nur kritisch abweisend gegenüber; aber wenn wir ihnen die trefflichen, eine ganze Reform der Gesangsprache in sich schließenden Betrachtungen über die Kantaten hinzufügen, die wir im sechsten Kapitel (S. 423) kennen gelernt haben: so empfangen wir doch den Eindruck, dass der Weg auch zur Opernreform schon jetzt von Gottsched gefunden war, wenn gleich er, als Alles aufs genaueste überlegender Mann, es noch vermied, ihn wirklich zu betreten. Es genügte ihm fürs erste, kundzutun: dass, und warum die italienische Oper seinen tiefernsten Bestrebungen, zu Gunsten des eigentlichen deutschen Dramas, im Wege stand; dass sie seinem männlichen, auch von der „göttlichen Musik" hoch

[42] Wir sehen: auch hier, wie überall in seinen ästhetischen Forderungen, vergisst er das Herz nicht.

denkenden Geiſte, nicht nur aus künſtleriſchen, ſondern eben ſo ſehr aus volksſeeliſchen und volksſittlichen Gründen, für eine verderbenſtiftende Macht galt, in deren Zurückdrängung, oder gar völliger Beſeitigung, er eine der notwendigſten Vorbedingungen für die geſunde Weiterentwickelung des immer noch recht ausſichtlos um eine Vorzugsſtellung ringenden deutſchen Schauſpiels erblickte.

Wir mögen heute den einen oder anderen Grund, aus dem Gottſched die damalige rein italieniſche, oder ihre noch unkünſtleriſchere Nachahmung, die deutſch-italieniſche Oper bekämpfte, nicht mehr für ganz berechtigt halten; wir mögen heute (da wir das, wie wir ſpäter ſehen werden, von Gottſched theoretiſch begründete deutſche muſikaliſche Drama, in der Geſtalt, wie Richard Wagner es ihm zunächſt gegeben, als unveräußerliches Nationaleigentum verehren) ſelbſt Gottſcheds Spötteleien über die „nach Noten“ lachenden, weinenden, huſtenden und ſchnupfenden Opernpuppen für unangebracht halten: das Alles kann die Tatſache nicht aus der Welt ſchaffen, daſs Gottſched der erſte Deutſche iſt, der, aus einer großen Geſammtidee heraus (und nicht nur gelegentlich, wie einige ältere Franzoſen und Deutſche), die ganz unkünſtleriſche, dem deutſchen Genius widerſtrebende italieniſche Oper[43] mit vorwiegend unwiderleglichen, ernſten

[43] Noch hundert Jahre nach Gottſcheds erſtem Anſturm gegen die italieniſche Oper konnte E. Th. A. Hoffmann ſagen: „Die Italiener erhoben ſich nicht zu der Anſicht, daß die Oper in Wort, Handlung und Muſik als ein Ganzes erſcheinen, und dieſes untrennbare Ganze im Totaleindruck auf den Zuhörer wirken müſſe; die Muſik war ihnen vielmehr zufällige Begleiterinn des Schauſpiels, und durfte nur hin und wieder als ſelbſtändige Kunſt, und dann für ſich allein wirkend, hervortreten. So kam es, daß im eigentlichen Fortſchreiten der Handlung alle Muſik flach und unbedeutend gehalten wurde, und nur die Prima Donna und der Primo Huomo in ihren ſogenannten Scenen in bedeutender, oder vielmehr wahrer Muſik hervortreten durften. Hier galt es aber dann wieder, ohne Rückſicht auf den Moment der Handlung, nur den Geſang, ja oft auch nur die Kunſtfertigkeit der Sänger, im höchſten Glanze zu zeigen.“ Es darf daraus ohne Weiteres angenommen werden: daſs der Königsberger Hoffmann die ‚critiſche Dichtkunſt‘ ſeines großen Landsmannes und den, auf Gottſched ſich ſtützenden, ‚Kritiſchen Muſicus‘ von Scheybe genau kannte.

Gründen bekämpfte. Seine Bühnenreform wäre nicht die Alles umgestaltende Herkulesarbeit gewesen, wenn er sich mit geschlossenen Augen an der welschen Afterkunst vorbeigedrückt hätte. Er musste, von seinem völkisch und künstlerisch bedingten Standpunkt aus, die Oper (auch die vom sächsischen Hofe damals übermäßig bevorzugte französische des Lully und seiner Nachfolger) für die Todfeindin des deutschen Dramas halten, des echten Dramas überhaupt: das ein Spiegelbild der wirklichen Welt liefern; das nicht nur durch bunte Bilder und schmeichlerische Klänge die Sinne bestricken, sondern vor allem durch eine edle, Vernunft und Gemüt beschäftigende und befriedigende Handlung, durch lebensvolle Menschengestaltung, durch eine teils markige, teils anmutige, von Geist und Empfindung beseelte Sprache seinen großen Zweck erfüllen sollte. So wurde der Kampf gegen die, mit einer Fülle von Reizen ausgestattete, welsche Misgeburt eine große, tiefbegründete Notwendigkeit für Gottsched; und es ist kaum anzunehmen, dass er ihn mit geringerer Leidenschaft geführt hätte, wenn ihm 1729 die Möglichkeit geboten worden wäre, zu der deutschen Oper Hamburgs nähere Beziehungen anzuknüpfen. Wol hatte hier der damals fünfundfünfzigjährige Reinhold Keiser mit seinen Opern (in gewisser Beziehung den ersten deutschen Opern) der neuen Kunstgattung das größte, glänzendste Ansehen geschaffen; ein so unbedingtes Ansehen: dass im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts der Begriff ‚Hamburgische Oper' gerade so kennzeichnend war, wie im zweiten Viertel der Begriff ‚Leipziger Tragödien'. Aber wie genial auch in diesen, von köstlicher Melodik reich erfüllten, Opern vieles komponiert, wie trefflich zumal die Übereinstimmung von Ton- und Wortausdruck in ihnen oft genug durchgeführt war — zur dramatischen Kunst standen auch diese musikalischen, allerdings recht sterblichen, Meisterwerke nur in ganz äußerlicher Beziehung; und Gottsched wäre durch sie schwerlich veranlasst worden, seine grundsätzliche Stellung zur italienisch-französischen Oper und ihren deutschen Nachahmungen zu ändern. Das könnte man höchstens glauben, wenn man in Gottscheds reichgegliederter Reformarbeit nur zu-

ſammenhangloſe Augenblickseinfälle, wie deren gelegentlich bei Franzoſen und Engländern ans Licht getreten waren, ſehen wollte; während ihr doch ein von innen heraus einheitlicher Schöpfergedanke zu Grunde lag, und auch im Geiſte dieſes Dramaturgen „ſich alle Wahrheiten in Glieder einer großen Kette verwandelten; oder beſſer in Äſte und Zweige eines gemeinſchaftlichen Stammes, aus dem ſie alle hervorſproſſten“[44]. —

Mit dem ſtolzen Bewuſſtſeyn, der deutſchen Dichtkunſt und dem deutſchen Drama die bisher noch nie beſeſſene feſte Grundlage geſchaffen, in das wüſte Chaos des ganzen deutſchen Schrifttums lichtvolle Ordnung gebracht und den beſten Köpfen, zumal der beſten Jugend, ſeines Volkes einen hohen Begriff vom Weſen der Dicht- und Redekunſt, von den Aufgaben einerſeits des Redners, Dichters und Dramatikers, andererſeits der Schaubühne beigebracht zu haben, durfte der außerordentliche Profeſſor der Poeſie ſein dreißigſtes Lebensjahr beginnen, mit welchem der unermüdliche Kämpfer, unter dem Jubel der Wohlgeſinnten und dem Neidgeheule der Misgünſtigen, die erſte Staffel weitreichenden, echten Ruhmes erklomm.

[44] ‚Lobſchrift auf Wolf‘ S. 149.

Achtes Kapitel

Neue Prüfungen und Kämpfe

Als die ‚critiſche Dichtkunſt' erſchienen war und ihr ſchnell berühmt gewordener Schöpfer den Profeſſortitel erhalten hatte, ſtand Gottſched noch keineswegs auf der höchſten Höhe ſeines Einfluſſes; wol aber auf der höchſten Höhe ſeiner Einſicht in das, weſſen das deutſche Volk jetzt vor allem bedürftig war. Die Entwickelung, welche ſeine Lebensarbeit von dem Tage an, da er, als ein deutſcher Perſius, die Schmutz- und Narrenlyrik des ſächſiſchen ‚Parnaſſes' brandmarkte, genommen hatte, war nun auf einen Punkt gelangt, von dem aus das Tätigkeitgebiet des immer zielbewuſſter ſeinem eigentlichſten Daſeynszwecke nachſtrebenden, „mehr um Werk und That, als Ruhm und Ruff bemühten"[1], Volks- und Vaterlandsfreundes, ins Große wachſen muſſte; falls er nicht auf die wirkliche Erreichung des Endzieles verzichten, ſich mit dem Erreichten zufrieden geben und, gleich anderen Profeſſoren, im engen Kreiſe ſelbſtgenügſam und möglichſt ſtill, ſeinem perſönlichen Behagen und einer gemächlichen Vergrößerung ſeines Wohlſtandes leben wollte. Davon aber konnte bei Gottſched keine Rede ſeyn. Er gehörte nicht zu jener „Art von Leuten", denen Mosheim es, mit Beziehung auf J. Fr. May, nachſagte, daſs ſie „durch Kleinigkeiten groß zu werden gedenken" und voll Ungeduld ſchnell „die Welt ſo weit zwingen wollen, daß ſie von ihnen rühmlich denken muß". Seine Arbeit war groß und ſchwer; und er zählte zu

[1] Ged. I, 418.

den Männern, die ſich in ernſter Zeit als ausführende Werkzeuge der Vorſehung erkennen und neben ihrer großen Begabung auch die heldiſche Willenskraft zugeteilt erhalten, die zu übermenſchlichen Leiſtungen befähigt.

So ſehen wir denn jetzt Gottſched nicht nur ſelbſt ſeine bisherige Arbeit mit ihren, der Volksaufklärung und Volkserziehung, der Reinigung und Ausbreitung der heimatlichen Mundart, der Litteratur- und Schaubühnenerneuerung, beziehungweiſe -veredelung, der Auferziehung eines Geſchlechtes von tüchtigen, philoſophiſch gebildeten und in reiner, hochdeutſcher Sprache geſchulten Rednern gewidmeten, Zielen in erweitertem Umfange und mit angeſpannteſten Kräften fortſetzen; ſondern auch nach Mitarbeitern ſuchen, die ſich in ſeinem Sinne betätigen, ihm leichtere, auch von kleinen Geiſtern zu bewältigende Hilfsarbeiten abnehmen ſollten, damit ſeine Kraft ſich um ſo geſchloſſener den großen Aufgaben zuwenden könnte.

Während er als Magiſter der Philoſophie Anfangs März den, ſeit 1727 in ehrerbietiger Form geführten Kampf gegen die „präſtabilirte Harmonie" des Leibniz fortſetzte, und die, bereits 1729 verfaſſte, Diſſertation ‚Vindiciarum systematis influxus physici sectio posterior philosophica' unter ſeinem Präſidium von einem ſeiner Schüler, dem Danziger Johann Chriſtian Bucky, verteidigen ließ; beſorgte er die Überſetzung des dritten Teiles der Fontenelliſchen Schriften, der die ‚Hiſtorie der heydniſchen Orakel' enthielt; und fügte dieſer, von ihm ſelbſt mit zahlreichen Anmerkungen verſehenen, Aufklärungſchrift einen Anhang bei, der die Angriffe des Jeſuiten P. Battus gegen Fontenelle und verſchiedene Betrachtungen eines ungenannten Verfaſſers über dieſen Streit enthielt und von Abraham Gottlieb Roſenberg, einem Lieblingſchüler Gottſcheds, überſetzt worden war; da der Meiſter „wegen vieler anderer Arbeiten nicht Zeit hatte, dieſes weitläuftige Stück ſelbſt zu verdeutſchen".

Mit dieſem Verſuche begann die große Reihe der Aufträge, durch die Gottſched einerſeits die begabteſten ſeiner Schüler und Freunde zur ſchriftſtelleriſchen Arbeit und zu einer ſicheren

Beherrschung der Muttersprache heranbildete; andrerseits aber sich selbst von weniger wichtigen Dingen entlastete, um auf diese Weise mehr Kraft und Zeit für seine alles umfassende Reformarbeit frei zu behalten. Sein ganzes Denken, Sinnen und Arbeiten wurde ja längst, wurde von Jahr zu Jahr immer ausschließlicher durch das eine große völkische Hochziel bestimmt; und seine Ansprüche an die eigene Leistungfähigkeit steigerten sich ins ungeheure.

Aber auch den Absichten, die der „anmaßende Geschmacksrichter, der schale Dichter und befangene Dramaturg“[2] mit der ‚deutschen Gesellschaft‘ verfolgte, sollte nun ernster und strenger genügt werden.

Seit es dem Senior geglückt war, den angesehenen, zwar vorzugsweise der Latinität ergebenen, doch zugleich die deutsche Sprache nicht ohne Gewandheit meisternden, Helmstedter Professor und Abt Johann Lorenz Mosheim[3] zum Mitgliede der ‚deutschen Gesellschaft‘ zu gewinnen (1728), glaubte er, mit gutem Rechte, die, an neue Mitglieder zu stellenden, Forderungen verschärfen zu dürfen. Hatte man in den ersten Jahren nach erfolgter Neugründung (1727) jeden Willigen gern aufgenommen: so sollten fortan nur „solche, die entweder von Adel, oder graduiret sind, oder in Bedienungen stehen, oder sonst von besonderer Geschicklichkeit sind“ (§ 1 der 1731 neu veröffentlichten Satzungen), der Ehre gewürdigt werden. Ja, um den Namen

[2] So nennt den „Herrn Professor Gottsched“ ein Herr Karl Gustav Helbig, weiland Oberlehrer an der Kreuzschule in Dresden, der sich 1844 als 77 Seiten langer ‚Biograph‘ des ehrenwerten Christian Ludwig Liscow, des „mustergiltigen Prosaisten und Vorläufers Lessings“, ohne Beruf und Begabung in die Öffentlichkeit drängte.

[3] Danzel nennt Mosheim „den besten Prosaisten, welchen Deutschland damals aufzuweisen hatte“ (a. a. O. S. 89). Das ist ein sehr übertriebenes, irreführendes Urteil. Die beste, lebendigste, flüssigste, selbständigste, reinste und zugleich gehaltvollste deutsche Prosa schrieb schon in den Jahren 1725/28 der Verfasser der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ und des ‚Biedermannes‘. — Mosheims Name findet sich übrigens in dem, von Ernst Kroker (a. a. O.) veröffentlichten, Mitgliederverzeichnis der ‚D. G.‘ nicht. Auch als er zum Präsidenten gewählt wurde, holte man das Versäumte nicht nach. Kroker schenkt der Tatsache keine Beachtung.

der Gesellschaft „bey Auswärtigen und Einheimischen mehr in Ansehen zu bringen“[4], d. h.: ihr den Karakter einer ausschlaggebenden Körperschaft, eines, sozureden, höchsten Gerichtshofes in allen, die deutsche Sprache und Litteratur betreffenden, Angelegenheiten zu schaffen, behielt er ihr das Bestimmungsrecht vor, „Leute von bekannter Geschicklichkeit selbst vor ihre Mitglieder zu erklären“[5].

In dieser Beziehung durfte man freilich die Segel der Hoffnung nicht allzuweit spannen. Denn gerade die Gelehrtenwelt, aus der doch von rechtswegen die bedeutendsten Kräfte hätten gewählt werden müssen, stand im Großen und Ganzen den, bewusst und herausfordernd verfolgten, Bestrebungen Gottscheds mit aller Entschiedenheit feindlich gegenüber[6]. Die Gelehrten waren in Deutschland zu zählen, die nicht nach wie vor es unter ihrer Würde hielten, ihre Werke in deutscher Sprache abzufassen; oder doch „in den Gedanken standen: man würde sie für ungelehrt halten, dafern sie nicht im Reden und Schreiben zehn Sprachen durcheinander mischeten; und also die Verwirrung, die in ihrem Gehirne herrschte, auch auf dem Papiere sichtbar macheten“[7]. Selbst Wolf schrieb seine deutschen, vielfach

---

[4] ‚Der Deutschen Gesellschaft gesammlete Reden und Gedichte‘ S. 367.

[5] Die Ersten, denen diese Auszeichnung vor aller Welt zu Teil wurde, waren: Joh. Friedr. Frick, Professor der Poesie am Gymnasium zu Berlin, und Christian Tobias Damm, Konrektor des Berlinischen Gymnasiums zu Cöln a. d. Spree. (Vorrede zu den ‚gesammleten Reden und Gedichten‘ [1732].)

[6] Noch 1734, d. 6. Dezember, schreibt Carl Heinrich Lange, der damalige Subrektor am Gymnasium zu Lübeck, an Gottsched: „Unser Herr Superintendent, der berühmte Carpzov ist deßwegen ein Feind von mir, weil ich die deutsche Sprache liebe, und die Kühnheit gehabt, bey gewißen Umständen zu zeigen, daß die deutsche Sprache wohl so nöthig sey, als die lateinische.“ — Nun erwäge man, wie der Mann, der diese ganze Bewegung mit selbstbewusster, herausfordernder Kraft geschaffen hatte und leitete, gehasst werden musste; wenn sich schon unbedeutende Mitläufer durch ihre betonte Liebe zur Muttersprache die Feindschaft der gelehrten Herren zuzogen!

[7] ‚Gesammlete Reden‘, S. 602. In dieser ‚Rede zum Abschiede aus

ebenfalls fremdsprachlich befleckten, Bücher doch eigentlich nur für gewisse, der lateinischen Sprache nicht mächtige Gesellschaftkreise. Als Gelehrter lagerte er sein Wissen und seine Weisheit ebenfalls ausschließlich in lateinisch geschriebenen Wälzern ab. Wie ja auch Mencke den Schwerpunkt seiner schriftstellerischen und journalistischen Tätigkeit nicht in die ‚Deutschen Acta Eruditorum' und die ‚Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen' verlegte, sondern im Wesentlichen ‚Auctorus latinus' blieb[8]. Die deutsche Sprache war auch von den, ihrer heimatlichen Mundart nicht unbedingt abgeneigten Säulen der Gelehrtheit immer nur als ein Notbehelf angesehen worden; als etwas, das man neben der herrschenden Gelehrtensprache sehr wol dulden dürfte. Gottsched aber — und das war das von Grund aus Neue, das rücksichtlos Revolutionäre in seinen Absichten, in seiner Tätigkeit — wollte der deutschen Sprache

der vertrauten Rednergesellschaft' (1728) kämpft er überhaupt mit großer Rücksichtlosigkeit gegen den „Pöbel unserer (gelehrten) Bücherschreiber" gegen die „Stümper", die sich „im Reden und Schreiben desto mehr von dem Pöbel zu unterscheiden gedacht haben, je mehr lateinische und griechische Kunstwörter, Formeln und Lehrsprüche sie in ihre Sachen einzumischen gewußt haben". Natürlich mussten sich diese „deutschschreibenden" Herren im Hass gegen den „Fremdling in Deutschland" (Ges. R. 609), der mit großer Leidenschaft danach strebte, „die Schönheit und Majestät seiner Muttersprache unverletzt zu erhalten" (Ges. R. S. 576), den Vertretern der „unantastbaren Latinität" ohne weiteres gesellen. Das Heer der Feinde Gottscheds wuchs dadurch, allein auf diesem Gebiete, ins Große.

[8] Mit ausreichendem Verständnis meint denn auch schon Eugen Wolf: „Was Mencke und seinesgleichen nach dieser Richtung gethan, trug mehr den Stempel gelegentlicher Liebhaberei, eines Nebenwerkes. So epochemachend wir es empfinden, daß die unter Menckes Einfluß stehenden wissenschaftlichen Zeitschriften verstohlen auch der zeitgenössischen deutschen Dichtung ein Hinterpförtlein öffnen: erst Gottsched war es, der diese grundsätzlich zum Hauptwerk und wesentlichsten Gegenstand wissenschaftlich-kritischer Organe erhob. Acta Eruditorum und Neue Zeitungen von gelehrten Sachen waren es, die vor ihm das heimische Schriftthum als Gast einführten: Gottsched schuf ihm ein eigenes Haus, und sogleich im geräumigsten Umfang — für deutsche Sprache, Poesie und Beredsamkeit; und sogleich in wissenschaftlichem Geiste" (a. a. O. II, 44). Sätze wie dieser gehören in den zwei Bänden der Wolfschen Schrift zwar nur zu den Gelegenheitäußerungen; sind aber trotzdem erfreulich.

endlich die Alleinherrſchaft, oder doch zunächſt wenigſtens die Vorherrſchaft erobern; weil er es eines edlen und freien Volkes für unwürdig hielt, „nach ausländiſchen Geſetzen zu leben und ſich die Laſt aufzubürden, in fremden Büchern und Sprachen dasjenige zu ſuchen, was die Natur jedem Volke ins Herz geſchrieben“[9]. Er hatte, als Erſter, erkannt, daſs ein Kulturfortſchritt für das deutſche Volk, die notwendige Schaffung einer deutſch-völkiſchen Kultur, eines deutſch-völkiſchen Allgemeinbewuſſtſeyns, nicht eher möglich ſeyn könnte: bis die reine deutſche Sprache einerſeits das alleinige Verſtändigungmittel aller Gelehrten und Gebildeten, andrerſeits auch die eigentliche Litteratur- und Gelehrtenſprache für Deutſchland geworden wäre. Er hatte ſich zu der fruchtbaren Erkenntnis durchgerungen: daſs innerhalb eines Volkes von einer lebendigen, alle Gebiete des Denkens und Forſchens umfaſſenden, die allgemeine Barbarei beſeitigenden, Wiſſenſchaft keine Rede ſeyn könnte, ſo lange das geiſtige Leben durch eine tote Sprache an der Erreichung aller Entwickelungmöglichkeiten gehindert würde. Leben könnte ſich nur an Leben entzünden; Denken und Schaffen müſſten tot oder doch in enge Schranken gefeſſelt bleiben, ſolange ſich die Denkenden und Schaffenden mit den ſtarren Zeichen einer abgeſtorbenen, oder auch nur einer nicht von Natur aus zu ihnen gehörenden Sprache begnügten. Das war ſeine tiefdurchdachte Überzeugung, mit der er keinesfalls auf eine allgemeine Zuſtimmung weder von Seiten der Gebildeten noch von Seiten der Gelehrten rechnen durfte. Denn wie dort die Neigung für die ‚Conversation française‘[10]; ſo ſtand hier der Glaube an die heilige Latinität als größtes Hemmnis den umſtürzleriſchen, die Bahn der allgemein völkiſchen Einigung- und

[9] ‚Sammlung einiger ausgeſuchter Stücke der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig‘ III, 19.

[10] Noch zu Ende der dreißiger Jahre und ſelbſt noch um 1750 hielten es die Hofleute und die „Gebildeten“ für ſelbſtverſtändlich, franzöſiſch „zu parliren und zu correspondiren“; wie man u. a. auch aus K. G. Helbigs ‚Liscow‘ erfährt, daſs ſogar Friedrich von Hagedorn faſt ausſchließlich franzöſiſche Briefe an Liscow richtete, der ſeinerſeits an Hagedorn und an den Grafen v. Brühl ebenfalls vorzugsweiſe franzöſiſch geſchriebene Mitteilungen ſandte.

Fortschrittsidee zielbewusst innehaltenden, Bestrebungen Gottscheds gegenüber. Auf der „konservativen" Seite wollte man weder von einer geschlossenen Nationalisierung der deutschen Stämme, noch von einer „Entweihung der Wissenschaft" etwas wissen. Ja, die große Schaar der „geschworenen Lateiner" vertrat ganz offen die Ansicht: dass man „sich nur auf die alten Sprachen befleißen dürfte" und „alle Scribenten in seiner Muttersprache gänzlich entbehren könnte"[11]. Gegen diese „Liebhaber der Fin-

[11] Vergl. Gottscheds ‚Lobrede auf Opitz'. — Schon in der, vorwiegend satirischen, Antwort, welche Gottsched 1730, am 29. März, dem in die Deutsche Gesellschaft' neu eingetretenen Johann Simon Buchka widmete, heißt es u. A. mit Beziehung auf die Gegner der, von der ‚Deutschen Gesellschaft' verfolgten, Bestrebungen:

„Du fragst, wer reizt euch denn? Ach gieb nur etwas acht,
Was mancher hier und dort für spröde Minen macht;
Wie Mops die Nase rümpft, wenn er ein Blatt erblicket,
Das unsrer Musenzunft durch Phöbus Huld geglücket.
Kennst du den Curius? den alten Sprachenheld,
Dem nichts als sein Donat, sein Priscian gefällt? . . .
Das ist der Goliath, der wie Tigellius
Bey seinen Schülern weint; der täglich mit Verdruß
Ein Dutzend Regeln faßt, ein tausend Wörter merket,
Und die Scribenten lernt womit er sie bestärket.
Der stets im Plautus klaubt, den Ennius durchwühlt,
Der Oscer, Volscier und Romuls Mundart stiehlt;
Der, wenn es höher kommt, ein Schock vergeßne Nahmen,
Die ihm in Jahr und Tag vor das Gesichte kamen,
Zusammenstoppeln kan, daß ihn kein Mensch versteht:
Das ist der Goliath, der uns zu Leibe geht,
Die Muttersprache schilt, und sich in lauter Griechen,
In lauter Römer Witz bemüht ist zu verkriechen.

Ist das nun nicht ein Held, vor dem man zittern muß?
Sieh nur, wie prächtig er, als ein Orbilius,
Den Birkenzepter trägt, bemüht, bey seinen Knaben,
Den Rest der Deutschen Haut vom Rücken abzuschaben.
Die dünkt ihm gar zu schlecht! doch wär es was aus Rom,
Vom grauen Latien, vom alten Tyberstrom:
Er ließ es Ehrfurcht-voll an seinem Schüler kleben,
Und würd es warlich nicht vor Mosch und Ambra geben.
Das röche doch gelehrt! Da würd ihm offenbar,

ſternis", dieſe „wahren Feinde des Vaterlandes" wollte nun ebenſoſehr der Gelehrte, wie der auf die Ausbreitung des Machtbereichs ſeiner Sprache und die Schaffung neuer materieller Vorteile für ſein Volk bedachte Deutſche kämpfen[12]; wollte vor

Wie es dem Tullius dereinſt zu Muthe war;
Als noch Tulliola die erſten Windeln färbte,
Und als ſein Marcus noch den Kinderrock verderbte.
Ein ſolches Wiſſen ſchmeckt nach lauter Alterthum,
Macht überall bekannt und bringt bey Fremden Ruhm;
Das pflegt ein Burmann auch vor ungemein zu ſchätzen;
Das wird man auf die Bank des groſſen Bentleys ſetzen.

Mich dünkt, du zweifelſt hier, ob dieſer groſſe Mann,
Der deutſchen Mundart Feind, ſie ſelbſt verſteht und kan?
Freund, du verſündigſt dich; und muſt den Fehler büſſen.
Er kan, er will, er mag durchaus nichts Deutſches wiſſen.
Was Remus Amme heult, klingt ihm noch eins ſo ſchön,
Als was wir Deutſchen ietzt nach unſrer Art verſtehn.
Ein kluges Aldepol in jenes Davus Munde,
War ihm ſchon witzerfüllt, bevor ers noch verſtunde.
Es lacht ihm Herz und Sinn, wenn er ein Wort entdeckt.
Das einer Kräuterfrau in Rom der Zorn erweckt,
Weil es ihr ſchimpflich war. Er lacht zu halben Stunden,
Wenn er in einer Schrift ein falſches Wort gefunden.
Doch was? ein falſches Wort? Das wäre noch zu viel:
Ein Buchſtab iſt ihm ſchon ein recht erwünſchtes Spiel!
Daran ergetzt er ſich, verlacht den Ignoranten,
Und ſchreibt, o ſeltner Geiſt! von Puncten Folianten.
Doch wenn er ſelber Deutſch drey Worte ſagen ſoll
Iſt ſein verwirrt Geſchwätz der gröbſten Schnitzer voll,
Ja Sinn und Wort verkehrt u. ſ. w."

Das ganze, in vielen Beziehungen bedeutſame Gedicht erſchien zuerſt in den ‚Geſammleten Reden und Gedichten der D. G.' S. S. 247/51. — Ich habe es im Jahrgang 1908 des Jahrbuchs der Gottſched-Geſellſchaft neu veröffentlicht.

[12] Für dieſe Seite der völkiſchen Beſtrebungen Gottſcheds will ich nur einen, den früheſten Beleg hier beibringen; er findet ſich in der kurzen dreiteiligen Betrachtung über die Abſichten, Vorteile und Leiſtungen der ‚Deutſchen Geſellſchaft', welche den ‚Geſammleten Reden und Gedichten' (1732) vorangeſchickt wurden, und lautet: „Die meiſten deutſchen Grammatiken vor die Ausländer ſind bishero . . . von ſolchen Leuten verfertiget worden, die nichts weniger als eine richtige, gründliche und gewiſſe Er-

allem der menſchenfreundliche Volksmann, der Erzieher auch der „Unſtudirten“, deſſen Herz und Kopf ſich darüber empörten, daſs man „den größten und edelſten Theil eines Volkes faſt zu der Unwiſſenheit der Beſtien hinunterzuſtoßen“ wünſchte, in den Streit ziehen. Sein großes einheitliches Hochziel, das aus faſt allen Schriften, Reden und Gedichten auch ſchon dieſer Zeit klar hervorleuchtet, gründete ſich deshalb mit aller Ausſchließlichkeit auf die Hebung der deutſchen Sprache und Litteratur, durch welche nicht nur der Aufklärung und Volkserziehung gedient, ſondern auch die völkiſche Selbſtändigkeit angeſtrebt, das völkiſche Selbſtbewuſſtſeyn und ein völkiſches Ehrgefühl geweckt werden ſollte.

So ſtanden ſich denn ſtarres Beharren auf dem Boden einer toten, nur dem „Eingeweihten“ verſtändlichen, den Mangel an Gedanken und wirklichen Einſichten milde verhüllenden Sprache, und gewaltſam vorwärts drängendes Hinarbeiten auf eine, vom deutſchen Wort, vom deutſchen Geiſt getragene, dem ganzen Volke, nicht nur einer Kaſte, zu gute kommende, von allen neuen wiſſenſchaftlichen und weisheitlichen Errungenſchaften genährte, Allgemeinbildung in der denkbar ſchärfſten Widerſätzlichkeit gegenüber; und es gehörte tatſächlich eine, weit über jedes gewöhnliche, hergebrachte Maaß hinausreichende Kraft und Leidenſchaft dazu, um den Kampf allen Ernſtes, ja mit nahezu religiöſer Begeiſterung, aufzunehmen und ſiegreich durchzuführen.

---

kenntniß ihrer eigenen Sprache gehabt, daß man ſich dahero nicht wundern darf, warum es den Ausländern verdrüßlich gefallen, unſere Sprache zu lernen. Sollte aber ins künftige dieſem Ubel auf vorherbeſchriebene Maaße abgeholfen, und in den eigenen Schriften der Deutſchen dasjenige beobachtet werden, was in dem § 7 angeführet worden, ſo kan man billig hoffen, daß bey den Ausländern, ſtatt des bisherigen Eckels an unſerer Sprache, ein Verlangen darnach erwecket werden dürfte. Wenn man alsdann unſere Bücher ſelbſt verſtehen und leſen könnte, dieſe aber von nützlichen Dingen mit Vernunft und Witz geſchrieben würden: ſo hätte man Urſache zu glauben, es würden dieſelben geſuchet werden, und dadurch vielleicht der deutſche Buchhandel nach und nach einen Eingang in fremde Länder finden, welche ihm bißhero bey der nachläßigen Unterſuchung und Ubung unſerer Mutterſprache verſchloſſen geblieben.“

Es handelte ſich in jeder Beziehung um einen wirklichen Krieg auf Tod und Leben; um entſcheidende Schlachten, die von Gottſched mit ebenſogroßer Vornehmheit wie unbeugſamer Entſchloſſenheit und rückſichtloſer Aufrichtigkeit[13], von den

[13] Die Schwierigkeit des Kampfes lag nicht zum wenigſten darin, daſs die Vertreter der Latinität zum größten Teile nicht nur in Beziehung auf die „Unſtudierten" hochmütige „Liebhaber der Finſternis" waren, ſondern auch innerhalb der gelehrten Welt allem wirklichen Wiſſen, das nicht engeres Fachwiſſen, vor allem altſprachliches Wiſſen, war, widerſtrebten. Es war ſo bequem geweſen, ſich mit einem biſschen Latein, Griechiſch oder Hebräiſch, mit etwas Arznei-, Geſetz- oder Bibelwiſſenſchaft ſein Brod zu verdienen und in den Ruf eines gelehrten Herrn zu kommen. Wer Ungewöhnliches leiſten wollte, der mochte ſich auf eigenen Wegen dazu geſchickt machen; nur den Vertretern der heiligen Fakultäten ſollte man nicht zumuten, ſich in die Tiefen der Weltweisheit zu verſenken, Leben und Wiſſen von der vielverleumdeten „Weisheit dieſer Welt" durchdringen zu laſſen. Nicht nur gewiſſe „von einem inneren Lichte trunkene" Frömmlinge, die „ſich fälſchlich göttlicher Eingebungen rühmten, und überall von einer himmliſchen Weisheit pralten", haſſten alles, was Weisheit und lebendige Wiſſenſchaft heißt; auch die, in dem Paradieſe der Gottesdiener und Gottesgelehrten allerdings nicht allzu zahlreichen, weltlichen Gelehrten widerſtrebten, weil ſie ſelbſt nichts rechtes gelernt hatten, dem Eindringen wahrer Wiſſenſchaft und Weisheit in die Lehrpläne der Hochſchulen; und beide Gattungen von Brodgelehrten, den geiſtlichen ſowol wie den weltlichen, galt der leidenſchaftliche Kampf Gottſcheds. Schon in ſeinen Wochenſchriften hatte Gottſched es gelegentlich an kräftigen Streichen nicht fehlen laſſen. Sobald er aber als Hochſchullehrer einigermaßen zu Anſehen gelangt war, nahm er den ernſten Kampf auch vom Katheder aus mit aller Entſchiedenheit auf; und namentlich in der großen ‚Akademiſchen Rede zum Lobe der Weltweisheit' (1728) brandmarkte er die „unphiloſophiſchen Lehrer in den höheren Facultäten, welche die ihrer Sorgfalt und Aufſicht anvertraute akademiſche Jugend, auf eine ſehr unvernünftige Weiſe, von einem ernſtlichen Fleiße in der Weltweisheit abhalten"; die „Halbgelehrten", die es „zu hindern ſuchen, daß nicht ihre Schüler, etwa ernſtlich in den Schulen der Weltweiſen ihren Verſtand aufklären, und die Vorurtheile ablegen; nachmals die Fehler ihres Vortrages einſehen, und in kurzem klüger, als ſie ſelbſt, werden mögen", mit einer Aufrichtigkeit, welche die Getroffenen allerdings bis aufs Blut empören muſſte. Er warnte ſeine Zuhörer geradezu vor jenen „verkehrten Wegweiſern, denen es gewiſſermaßen daran gelegen iſt, daß auch die Gelehrten ſelbſt nicht alle Finſterniß aus ihrem Verſtande verbannen mögen", die ſich „am liebſten recht einfältige, und durch keine Lehren der Weisheit vorbereitete Jünger zu wünſchen pflegen;

Gegnern jedoch mit einer, vor keinem Mittel zurückschreckenden Haſswütigkeit geführt wurden.

Um ſo ſchnell wie möglich dem von ihm angeſtrebten Ziele näher zu kommen, muſſte jetzt Gottſched eine ſeiner wichtigſten Pflichten darin erblicken: Alles, was irgend wie für den völkiſchen Gedanken, für die vielſeitige Reformidee empfänglich war oder doch zu ſeyn ſchien, um ſich zu ſammeln; alle Willigen in den Dienſt der vaterländiſchen Erneuerungarbeit zu ſtellen und nach und nach an ein ſelbſtändiges, von allen ausländiſchen Einflüſſen mehr und mehr zu befreiendes, Wirken und Schaffen auf heimatlicher Grundlage zu gewöhnen. Während er ſo einerſeits die jungen Talente, durch immer neue pathetiſche Hinweiſungen auf Natur und Leben, auf edle Wahrheit, auf klares Denken und echtes Empfinden, durch laut und freudig erteiltes Lob, an ſich und die von ihm vertretene völkiſche Sache feſſelte; während er planmäßig, und von ſeinen jungen Mitarbeitern, nach dem Grade ihrer Befähigung, unterſtützt, mit Überſetzungen aus den verſchiedenſten Gebieten eine faſt bunte Vielſeitigkeit anſtrebte, um ſo ziemlich alle bildungfreundlichen und bildungfähigen Glieder der verſchiedenen Geſellſchaftklaſſen für das geiſtige Leben zu gewinnen, und auf dieſe Weiſe ſeinen völkiſchen Ideen die große

damit ſie ihnen deſto leichter Beyfall geben, und alle ihre Sätze auf guten Glauben dem Gedächtniſſe einprägen, und als Orakelſprüche verehren mögen". Warnte ſie vor jenen „eigennützigen" Flunkerern, die „ihre Sätze lieber nach dem Geſchmacke ihrer Zuhörer, als nach der Richtſchnur der Wahrheit einrichten; die auch die ſchändlichſten Misgeburten ihres unreinen Witzes für geſalzene Scherzworte ausgeben, die Wahrheiten mit Poſſen untermengen, und lieber unerfahrenen Schülern, als gelehrten Prieſtern der Weisheit, gefallen wollen"; und vor jenen anderen, deren „Gemüthskräfte viel zu ſchwach ſind, als daß ſie den Haß des gelehrten Pöbels ertragen könnten". Und den Studenten, die gewöhnt waren, die leere Weisheit ihrer Profeſſoren gleich Orakeln zu verehren, rief er zu: „Es iſt ſchändlich, auf ſeiner Lehrer Worte zu ſchwören!" — Kein Wunder, daſs dieſe und andere Aufrichtigkeiten, die endlich einmal von einem ſtarken und großen Geiſte gewagt werden muſſten, wenn das deutſche Volk andern Kulturvölkern ebenbürtig werden ſollte, dem edlen und mutvollen Freunde der Wahrheit und Weisheit den unverſöhnlichen „Haſs des gelehrten Pöbels" eintrugen.

Gefolgſchaft zu ſichern; während er vor allem den Stockphilologen die Alleinherrſchaft über die alten, unwirkſam gewordenen Klaſſiker durch zahlreiche Überſetzungen zu entreißen verſuchte: drang er zugleich immer entſchiedener darauf, daſs dieſe, zur Förderung der Allgemeinbildung, von ihm und ſeinen Schülern unterhaltene Überſetzenstätigkeit allgemach die eigenen ſchöpferiſchen Geiſter zum Wettſtreit anregte.

So ſtellte er denn zunächſt die Forderung: daſs neben den möglichſt getreuen Verdeutſchungen ausländiſcher Werke, vielfach nur Übertragungen derſelben, mit bewuſſter Anpaſſung der fremden Vorbilder an deutſche Sitten, Bedürfniſſe, Vorſtellungen und Neigungen geſchaffen würden. Und es kann keinem Zweifel unterliegen, daſs gerade durch dieſe, den deutſchen Verhältniſſen angepaſſte Nachbildungen (die zumal in den dreißiger und vierziger Jahren für die Bühnenlitteratur bedeutſam wurden) die Luſt und Fähigkeit des neu aufwachſenden Geſchlechtes, ſich, über das „Biſchen Lyrik und Didaktik“ hinaus, anſpruchvolleren Dichtungarten, überhaupt einer gehaltreichen Schriftſtellerei zuzuwenden, einen ſtarken Antrieb empfieng.

Aber ſein alles umfaſſender, ſein ſtets aufs Größte gerichteter Wille; ſeine völkiſche Begeiſterung und ſeine leidenſchaftvolle Beſonnenheit: ſie planten noch ganz Anderes.

Seit etwa einem Jahrhundert ſchon war in den bedeutendſten Köpfen des ‚Reiches‘ das Bedürfnis, ja die Sehnſucht, einerſeits nach einer, jedem Anſpruche genügenden, deutſchen Sprachlehre, andrerſeits nach einem deutſchen Wörterbuche, lebendig geweſen. Es hatte ſogar an Verſuchen, wenigſtens die Geſetze der deutſchen Sprache in feſte Regeln zu bringen, nicht gefehlt. Aber auch das Beſte, was in dieſer Beziehung von tüchtigen, in ihrem Geſichtskreiſe jedoch vielfach beengten, Fachmännern geleiſtet worden war, konnte keinesfalls mehr genügen. Jetzt wollte Gottſched endlich mit alle dem Ernſt gemacht wiſſen; und auch hierzu ſollte die ‚Deutſche Geſellſchaft‘ den Rahmen und die Werkzeuge liefern.

Die erſte Mitteilung von dieſer weitgeſpannten Abſicht findet ſich bereits in den, zu Ende des Jahres 1731 (1732) er-

ſchienenen ‚geſammleten Reden und Gedichten‘. Hier kommt Gottſched in ſeiner, an Lotter gerichteten, Begrüßungrede auf das deutſche Wörterbuch und eine „vollſtändige Sprach-Kunſt“ zu ſprechen und ſagt u. A. Folgendes: „Dieſe beyden Stücke fordert man, dergleichen Proben will man von einer deutſchen Geſellſchaft ſehen; alsdann aber allererſt die Dienſte derſelben gegen das Vaterland vor etwas wichtiges erkennen. Und die Wahrheit zu geſtehen, ſo hat man hierinnen ſo gar unrecht nicht. Allerdings iſt es ein nützliches Werk, wenn dergleichen Geſellſchaft auf eine ſolche Arbeit Fleiß wendet, die vor einen einzigen Menſchen faſt gar zu ſchwer und weitläuftig ſcheinet. Viele Augen ſehen mehr als eines, viele Hände arbeiten auch mehr als eine: Ja wenn es auf die mancherley Mund-Arten der deutſchen Sprache ankommt, ſo iſt es gewiß, daß eine Geſellſchaft, die aus Mitgliedern aus allerley Provinzen beſtehet, weit mehr als ein einziger Sprachverſtändiger, ſo geſchickt auch derſelbe ſeyn möchte, zu leiſten fähig ſey. Allein von der andern Seite muſs man auch erwegen, daß es uns an verſchiedenen Umſtänden und Hülfs-Mitteln fehlet, dergleichen Arbeit jetzo ſchon zu übernehmen. Vors erſte befindet ſich unſere Geſellſchaft noch zur Zeit in den Umſtänden nicht, darinnen ſich die Pariſiſche befand, als ſie an dem groſſen Franzöſiſchen Wörter-Buche arbeitete. Wir haben noch keinen Cardinal zum Beſchützer, keine Königliche Patente zur Beſtätigung; keine jährlichen Gnaden-Gelder zur Beſoldung derjenigen Mitglieder, die ins beſondere daran arbeiten ſollen . . . .“ — Mit einem Worte: viel mehr, als die gute Abſicht, konnte zunächſt nicht geboten werden. Aber auf Umwegen bereitete Gottſched dann doch die großen Werke vor, die er ſchließlich mit ſeiner, ihm fürs Leben verbundenen, fleißigen und zuverläſſigen Gehülfin allein zu Stande bringen muſſte.

Die nötigen Mittel und die faſt noch nötigeren hohen Beſchützer fehlten; daran war leider nichts zu ändern. Trotzdem beſaß die ‚Deutſche Geſellſchaft‘, Dank des geſchickten, Alles bedenkenden Wirkens ihres Leiters, einen großen, höchſt wertvollen Schatz: das Vertrauen aller Derer, die ſich nach einer deutſchen,

auf dem Boden des vaterländiſchen Gedankens ſtehenden, Kultur ſehnten.

Wenn auch für jetzt und in Zukunft keine ‚Deutſche Akademie‘ zu Stande kommen konnte (Auguſt des Starken anſcheinend guter Wille wurde 1733 durch den Tod des Königs und Kurfürſten unwirkſam gemacht)[14]: ſo ſollte und muſſte nun an ihrer Statt die ‚Deutſche Geſellſchaft‘ für alle, mit der deuſchen Sprache und Litteratur irgendwie zuſammenhängenden, Beſtrebungen den hochaufragenden Mittelpunkt bilden; die anregende und beratende Schutzmacht für alle Jene, die dem einen erhabenen Ziele zuſtrebten, das Gottſched ſeinen Zeitgenoſſen mit nach-

[14] Näheres über Gottſcheds erſte Bemühungen zu Gunſten einer ‚Deutſchen Akademie‘ findet man bei Danzel (S. S. 55/8). — Wie planvoll Gottſched auch dieſe, allerdings unmittelbar in den Rahmen ſeiner völkiſchen Lebensarbeit hineingehörende, Nebenbeſtrebung verfolgte, erkennt man u. A. daraus, daſs er ſelbſt den Veröffentlichungen der ‚D. G.‘ ganz den Karakter der, von der Académie française bewirkten Veröffentlichungen zu geben trachtete, ja für jene wol gar eine gewiſſe Überlegenheit glaubte in Anſpruch nehmen zu dürfen. So heißt es in der Vorrede zum erſten Bande der ‚geſammleten (Antritts- bezw. Begrüßung-)Reden und Gedichte‘ (1732): „Wem die Harangues de l'Academie Françoise bekannt ſind, den wird es weder Wunder nehmen, daß man dergleichen Reden in unſrer Geſellſchaft ſo ſorgfältig geſammlet; noch daß man dieſelbigen itzo dem Drucke übergiebt. Einiger maſſen hat dieſe Sammlung einen Vorzug vor jener, ob ſie ihr gleich noch nicht an Menge der Reden oder am Ruhme ihrer Verfaſſer gleichkommt. Derſelbe beſteht darinn, daß hier faſt kein einziges, oder doch ſehr wenige Stücke zu finden ſeyn werden, darinn nicht eine gewiſſe, theils angenehme, theils nützliche Materie abgehandelt würde. In den Reden der franzöſiſchen Academie hingegen, iſt ſolches faſt nirgends geſchehen. Alles iſt mit unaufhörlichen und unzehlichemal wiederholten Lobſprüchen des Cardinals Richelieu, und der verſtorbenen Mitglieder der Academie, angefüllet: Welches, ob es gleich allzeit auf eine anmuthige Art und mit veränderten Ausdrückungen geſchiehet, einen gleichwohl endlich müde macht, und auch dem geduldigſten Leſer einen Eckel davor erwecket.“ Wol bieten auch die deutſchen Reden „eine gar zu groſſe Gleichförmigkeit des Inhalts“: in ihnen iſt nämlich „unaufhörlich von der Verbeſſerung der Deutſchen Sprache die Rede“. Aber Jenen, die an dieſer Einſeitigkeit ein Ärgernis nehmen wollten, gibt er zu bedenken, „daß dieſes die einzige Hauptabſicht der ganzen Geſellſchaft iſt, welche ſie allerdings niemals aus dem Geſichte verlieren darf“.

drücklichſter Kraft zum Bewuſſtſeyn gebracht hatte[15]. Die ſtille Junggeſellenwohnung des Seniors war die heilige Stätte, wo die großen vaterländiſchen Abſichten zuerſt in Einſamkeit bedacht, alsdann im Kreiſe der Freunde geprüft und, ſo weit es angieng, zur Ausführung gebracht wurden.

Neben dem engen, ſich damals noch nicht in Breitkopfs ‚goldenem Bären' befindenden, Heime Gottſcheds war es vornehmlich das Haus der ungebundenen Chriſtiane Marianne von Ziegler, geb. Romanus, wo ſich die geiſtreichſten und lebensluſtigſten Mitglieder der ‚Deutſchen Geſellſchaft' zuſammenfanden[16], um die Pläne

---

[15] „Sollten ſie (Sie) es wohl glauben, daß an den entlegenſten Orten Deutſchlands (der Großdeutſche rechnet jetzt natürlich auch das gar nicht zum „Reich" gehörende Oſtpreußen zu ‚Deutſchland') die geſchickteſten Männer aufgemuntert worden, ſich mit Ernſt auf ihre Mutterſprache zu legen? Sollten ſie es wohl glauben, daß man bald die Grammatik, bald die Rechtſchreibung, bald die Reinigkeit der Schreibart, bald die Schönheit der Überſetzungen, ſorgfältiger unterſuchet und beobachtet, als vorhin geſchehen; ja wohl gar das Urtheil unſerer Geſellſchaft in dergleichen Sachen ſich ausgebeten: Gleichwohl iſt dieſes alles geſchehen. In der Sammlung unſrer Correſpondenz, finden ſich Brieffe aus Breslau, aus Franckfurth am Mayn, aus Berlin, aus dem Magdeburgiſchen, aus Pommern und von ſo viel andern Orten, da man uns bald in dieſem bald in jenem von obgedachten Stücken Vorſchläge thut, Zweiffel vorleget, Nachrichten giebt; und Sachen unſrer Beurtheilung unterwirft. Fürwahr, wenn dieſes allein die Wirckung unſerer Bemühung wäre; wenn wir alle mit einander nichts ſelbſt zu leiſten geſchickt wären: So wäre es Ruhms genung, daß wir die Nation auf ihre Sprache aufmerkſam gemacht, und die geſchickteſten Köpfe zur Unterſuchung derſelben ermuntert hätten" — ſo läſſt ſich Gottſched mit berechtigtem, wenn auch keineswegs anmaßlichem, Stolze in der, dem neuen Mitgliede Lotter gewidmeten, Begrüßungrede vernehmen.

[16] Auf die 1732 von einigen näheren Freunden Gottſcheds unter deſſen Mitwirkung begründete ‚ſcherzende Geſellſchaft', die ihren eigentlichen Mittelpunkt ebenfalls im Hauſe der Ziegler hatte, gehe ich, aus Mangel an Raum, ſchon deshalb nicht näher ein, weil ſie für die Lebensarbeit meines Helden von keiner Bedeutung geweſen iſt. Auch die ‚Neufränkiſche Zeitung von gelehrten Sachen' muſs, in Vergleichung mit den Hauptwerken und wichtigen Zeitſchriften Gottſcheds, für belanglos gelten, obwol ſelbſt Gottſched ihr nicht vollſtändig fern geſtanden zu haben ſcheint. Die vornehmſte Tätigkeit der Mitglieder beſtand darin, den abgeſchmackten Philippi, der 1730 in Halle Profeſſor der Beredſamkeit geworden war, auf

des leitenden Meiſters vertraulich zu beſprechen und zur Mitarbeit an deren Ausführung angefeuert zu werden. Namentlich ſeit Frau von Ziegler feierlich in die Geſellſchaft aufgenommen worden war (1730)[17], konnte ſie für eine feſte Stütze der völ-

alle mögliche Art zu hänſeln; und dem oberflächlich-geiſtreichen Pamphletiſten Chriſtian Ludwig Liscow (der damals noch nicht die Nötigung empfand, ſich, zur Freude ſeines Brodherrn, des Grafen von Brühl, und vor allem zur Freude des jetzt ihn begönnernden J. U. König, als „Vernichter" des Mannes, dem er nicht nur ſeine Proſa, ſondern vor allem auch die, in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen' und im ‚Biedermann' erſchienenen Vorbilder für ſeine paar „ironiſchen Meiſterſtücke" verdankte, zu entwürdigen) die für ſeine Philippi-Satiren nötigen Unterlagen zu liefern. Gottſched hatte mit dieſem ränkevollen Treiben ſeiner, geiſtig und ſittlich tief unter ihm ſtehenden, Gehülfen nichts zu ſchaffen. Er „hielt ſich hübſch hinter dem Buſche", um mit Waniek zu reden; der doch nicht umhin kann, zu erklären: daſs ſich Gottſched „unbeeinträchtigt durch dieſes Treiben einen weiteren Blick und einen höheren Standpunkt bewahrte" (a. a. O. S. 246). Er hatte Wichtigeres zu tun, als in Geſellſchaft der Ziegler immer wieder „vergnügte Stunden" zu verleben — das überließ er den Andern, die von der Größe und Schwierigkeit der völkiſchen Kulturarbeit, der ſie, nach ihren ſchwachen Kräften, zu dienen glaubten und in beſcheidenem Maaße auch wirklich dienten, keine Ahnung hatten.

[17] In ihrer Antrittsrede zeigt die Ziegler ſich als eine beſcheidene, verſtändige Frau, die mit den, in ihren Verſen ſo vielfach zu findenden, Abgeſchmacktheiten kaum in Beziehung zu bringen iſt. Sie ſagt hier u. A.: „Ich mag hinblicken, wohin ich will, ſo finde ich nichts, welches mich dergleichen Ehre würdig machen, und mir die Aufnahme in eine ſo gelehrte Zunft könnte zuwege bringen. Erwegen ſie meine ſchlechte Schriften, die meiner ſchüchternen (!) Muſe aus den Händen geſpielet, und halb abgezwungen worden: ſo kan ich gar nicht glauben, daß ſelbige fähig ſeyn ſollten, ihnen von mir ein ſolches Bild zu machen, welches an die Lorberbäume ihres Muſenheyns mit aufgehänget zu werden verdiente. Sie ſind noch roh, und ich weis mehr als zu wohl, daß meine nur halb geſchnittene Feder ganz anders muß geſchärfet werden, und daß ich, ungeachtet ſie mich aus ganz beſonderer Höflichkeit und ſonder einiges Verdienſt auf ihren gelehrten Berg mit erhoben, noch ſehr viel Hügel und Felſen zu überſteigen vor mir finde". Sehr ſchlicht und ſchön ſind auch die, ganz im Sinne und im Stile Gottſcheds gehaltenen, Worte, welche ſie in derſelben Rede den Beſtrebungen der Geſellſchaft widmet: „Die gelehrte Welt weis längſt ihre Abſichten, die jedermann ſo löblich, als nützlich, ja höchſt nöthig benennen muß. Ihre bereits abgelegten und uns öffentlich mitgetheilten Proben, ſind unverwerfliche Zeugen ihrer vortrefflichen Bemühungen: und derjenige

kiſch-litterariſchen Beſtrebungen Gottſcheds gelten; und man darf deshalb dieſes damals viel beſpöttelte Eräugnis (dem Gottſched ein längeres Huldigungsgedicht widmete, das in den ‚Leipziger Zeitungen von gelehrten Sachen‘ erſchien und in welchem er für „jedes Geſchlecht“ nachdrücklich „gleichen Lohn und gleiches Recht“ in Anſpruch nahm) nicht ſo abfällig beurteilen, wie es

müſte auch nicht einmal den geringſten Schatten von dem Lichte der Vernunft bey ſich verſpüren, der nicht ihr ſo edles Beginnen höchſt rühmenswürdig erachten ſollte. — Unſere Hochdeutſche Sprache, bey welcher viel fremde Seuchen eingeriſſen waren, ſchien in den letzten Zügen zu liegen. Was geſchickte und der Sprache mächtige Männer durch ihre reine Schreib- und Mundart aufgebauet hatten, das riſſen andere wunderlich geſinnte und verkehrte Köpfe wieder ein; weil ſie ſich in den vermeynten ſüſſen Klang und Ton ausländiſcher Wörter allzuſehr vergaffet hatten. So groß und angefüllt auch das Schatzhaus der deutſchen Sprache war, darinnen auch nicht der allergeringſte Mangel an Wörtern geſpüret ward, vor ſo arm ſahe man ſie doch bey allem ihrem Reichthum an: und ſtellte ſich nicht anders, als wenn es höchſt nöthig wäre, bey ausländiſchen Nationen ein Allmoſen einzuſammeln, um ihrer Dürftigkeit dadurch zu ſtatten zu kommen. — Wie konnte es wohl daher anders ſeyn, als daß ſie ſich in ihrer Mutter Schooß wiederum verlohr, und ihr auf demjenigen Boden des Erdkreiſes, wo man ihr die Wiege ehemals aufgeſtellet hatte, auch wiederum den Sarg hinſetzte ... Die meiſten Schriften ſahen einem allgemeinen Aufſchlagebuch ſehr gleich, auf deſſen Blättern man alle fremde und ausländiſche Wörter fande, und man traf in vieler Mund ſo viel Zeugen an, als dort das vielköpfigte Monſter, Hydra, an ſich erblicken ließ ... Dieſem Unheile und Uebel nun ſuchen ſie in ihren Verſammlungen wieder abzuhelfen, hochzuehrende Herren. Ihrer aller Bemühungen gehen dahin, wie ſie den Verluſt wiederum ergänzen, und denen aus ihren Landen ſonder einiges Verbrechen ſo unſchuldig verwieſenen Deutſchen Wörtern und Redensarten ihr ewiges und altes Bürgerrecht von neuem ſchenken könnten. Sie nehmen die Vormundſchaft unſrer verwayßten Sprache über ſich: und da die meiſten unſrer Landeskinder ihre angebohrne Sprache faſt gar vergeſſen, und nach Art der Papagoyen einen Miſchmaſch von unterſchiedenen Sprachen in ihrem Schreiben und Reden von ſich geben: ſo beſtrebet ſich ihre Geſellſchaft jene halbangewachſene und ſtockende Zungen wiederum zu löſen. Ihr Fleiß und Eifer ertheilet dem Deutſchen Munde die verlohrne Geſtalt und Schönheit von neuem, und durch ihre Vorſchriften ſetzen ſie aus dem bisher ganz zerrütteten und zerſtückten deutſchen Boden gleichſam ein neues Land zuſammen, darauf man mit Sicherheit wohnen kann u. ſ. w.“

von der Kulmus und vielen gelehrten Frauenverächtern beurteilt wurde. Auch hier kam es Gottſched nicht auf die Perſon, ſondern einzig und allein auf die Sache an; und für die Sache war es von Wichtigkeit, daſs auch eine Dame ſich ihrer annahm; daſs eine welterfahrene Frau allen Jenen, die als heimloſe Junggeſellen Gutes bewirken wollten, den geſellſchaftlichen Mittelpunkt ſchuf.

Gottſched kann ſich im Jahre 1725, als er zum erſten Male die Wonne genoſs, Herausgeber einer Zeitſchrift zu ſeyn und ſich nach ſeiner Neigung an einen großen Leſerkreis wenden zu dürfen, kaum glücklicher gefühlt haben als zu Anfang der dreißiger Jahre, da er ſeine Beſtrebungen[18], zwar nicht von aller Welt[19], aber doch vor aller Welt anerkannt, ſich ſelbſt in das Ehrenamt eines Führers der „friſcheſten und kernhafteſten Geiſter der Nation“ (Litzmann) eingeſetzt ſah und die erſten Schüler um ſich geſammelt hatte, die in ſeinem Sinne am heiligen, vaterländiſchen Werke mithelfen ſollten; ein junges Geſchlecht, das an ſeinen Lippen hieng, ſich danach ſehnte, von ihm „Weſen und Leben“ zu empfangen, und den beſten Willen hatte, unter des Meiſters Führung den „ſtolzen Nachbarn zu zeigen, daſs Deutſchland auch Männer beſitze, die weiter hinaus denken, als auf ihr tägliches Brod; und rühmlichſt befliſſen ſind, ihrem Vaterlande, ſo viel als in ihrem Vermögen iſt, Ehre zu machen“[20].

Das Glück wurde ihm jedoch zunächſt etwas getrübt. In Königsberg ſtarb ſein geliebteſter Lehrer, Johann Heinrich Kreuſchner; in Dresden verlor er ſeinen bisherigen Freund und Berater, den Hofdichter J. U. König. Und zumal dieſer Verluſt mag ihn ſchwer genug betroffen haben, wenn wir nicht annehmen wollen, daſs Gottſched ſich über den Wert dieſes „Förderers“,

[18] Ich darf hier wol daran erinnern, daſs der „Gottſched-Biograph“ dieſe Beſtrebungen ſich aus einem „inhaltloſen deutſchen Enthuſiasmus“ entwickeln läſst (a. a. O. S. 263).

[19] Das „maſsloſe Lob der Menge“, das den armen Gottſched „betörte“ (Waniek, S. 263), trat erſt ſpäter in die Erſcheinung.

[20] Dieſen Zuruf widmete Gottſched 1740 den Buchdruckern Leipzigs.

vor dem ihn „ein vornehmer Gönner" ſchon frühzeitig gewarnt hatte, bereits klar geworden war, noch ehe der „Heldenſänger" ſich ihm in ſeiner ganzen Armſeligkeit offenbarte.

Wenn wir das, bisher auch in faſt allen Stücken falſch beurteilte Verhältnis, wie es ſeit 1725 oder 1726 in ſteter Fortentwickelung zwiſchen Gottſched und dem älteren „Meiſter der deutſchen Dichtung" beſtand, richtig abſchätzen wollen, ſo dürfen wir nicht überſehen: daſs ſich hier zwei von Grund aus verſchieden geartete Naturen und zwei, geſellſchaftlich, weit von einander getrennte Männer gegenüberſtanden. König war ſeit Jahren der anerkannte, durch ſeine ſchamloſen Lobhudeleien[21] die beſondere Gunſt ſeines Landesherrn genießende Hofdichter, als er Gottſched 1724 in Leipzig kennen lernte. Der lebhafte, von feuriger nationaler Geſinnung beſeelte Oſtpreuße, der zudem ein Lieblingſchüler ſeines Freundes Pietſch war und von dieſem vielleicht ſogar ein Empfehlungſchreiben an den, in ſeinem Einfluſſe wol ſehr überſchätzten „Dichter" des ‚Feldlagers von Mühlberg' mitbekommen hatte[22], machte Eindruck auf ihn; und die, zunächſt allerdings ganz loſen, Beziehungen knüpften ſich ſchnell. Der junge Magiſter blieb natürlich fürs erſte der beſcheiden im Hintergrunde ſtehende Anwärter auf die Gunſt des Hofdichters, der ſich hinter ſeinem Rücken höchſt abfällig über die, ſeiner Meinung nach, ſich nur durch „ein reines wohlfließendes Teutſch" auszeichnenden ‚Vernünftigen Tadlerinnen' und die „widerrechtliche Pietſch-Ausgabe"[23] äußerte; aber in ihm zugleich ein Werkzeug für ſeine ſtillen Feindſeligkeiten gegen Brockes, Weichmann

[21] Böttiger nennt die Hofgedichte Königs in ſeiner ‚Geſchichte Sachſens' „Machwerke, deren Plattheit nur durch die ſich darin ungeſcheut breitmachende Bedientenhaftigkeit der Geſinnung übertroffen wird, und die nur das eine Verdienſt hatten, daſs ſie die gänzliche Verbannung der deutſchen Sprache vom Hofe verhüteten".

[22] Mitteilungen oder Schriftſtücke, welche dafür den Beweis liefern könnten, liegen zwar nicht vor; aber es ſcheint mir ſehr möglich zu ſeyn, daſs Pietſch ſeinem Lieblingſchüler wenigſtens einen Gruß an den, ihm gutbekannten König mitgegeben habe.

[23] So nennt ſie auch Wolff, der a. a. O. II 59/60 die abfälligen Äußerungen Königs in Briefen an Bodmer mitteilt.

und Triller, die Männer des ‚Patrioten‘, gegen Hancke (ſ. oben S. 296) u. A. zu gewinnen hoffte. Da Gottſched jedoch von Hauſe aus viel zu ſelbſtändig und am allerwenigſten die geeignete Perſon war, ſich von Anderen für kleine und kleinliche Zwecke benutzen zu laſſen: ſo galt er nicht nur dem Buchhändler Schuſter, der den erſten Jahrgang des ‚Biedermanns‘ verlegte, für einen „arroganten Menſchen“, der ſich einbildete, er habe „nicht ſeines gleichen und alles was er redete oder ſchriebe müßte als oracula angenommen werden“. Auch König mistraute der Selbſtändigkeit[24], zumal der Geradheit des jungen Idealiſten, der zu den Männern gehörte, die „ſich lieber durch die Wahrheit Feinde, als durch die Lügen Freunde machen wollen“[25]; der zwar Alles tat, um ſich dem damaligen Haupte der oberſächſiſchen Litteraturkreiſe angenehm zu machen, in den ‚Leipziger Zeitungen von gelehrten Sachen‘ und in ſeiner eigenen Wochenſchrift ſogar ſehr nachdrückliche Lobgeſänge auf den „deutſchen Moliere“ anſtimmte; trotzdem aber keine Neigung zeigte, den Helfershelfer des eitlen Ränkeſchmiedes abzugeben. Dann war jedoch Gottſched ſo klug geweſen, ihm den erſten Band des ‚Biedermannes‘ zu widmen; und weil ſich um dieſelbe Zeit Königs Verhältnis zu den Schweizern ungünſtig verändert hatte; weil Gottſched kurz vorher auch zum Senior der ‚Deutſchen Geſellſchaft‘ aufgerückt und plötzlich ein Mann von Anſehen und großen Ausſichten geworden war: ſo hielt es nun auch König

---

[24] Joh. Gottlieb Krauſe, der mittlerweile Profeſſor in Wittenberg geworden war, ſchreibt 1727, am 27. Mai an Gottſched: „Inzwiſchen habe ich gleich nach Erhaltung des erſten Briefes an Herrn Geh. Secr. Königen geſchrieben, aber darauf erſt voriger Woche Antwort erhalten, darinnen er mich verſichert, daß er auf meine Vorſtellungen allen Argwohn gegen Ew. Hochedel. fahren laſſen und ſich Ihres Anerbietens bey dem Canitz bedienen werde“. — Gottſched hatte ebenfalls eine Ausgabe der Gedichte Canitzens, des preußiſchen Dichters, geplant, die König (der bald darauf einen „verbeſſerten“ Canitz herausgab, weil er, nach Gottſcheds, in der 4. Aufl. der ‚Deutſchen Sprachkunſt‘ geäußerten, Worten „klüger ſeyn wollte“, obwol er „weder ſoviel Witz, noch Geſchmack und Stärke im Deutſchen hatte, als Canitz“) gefürchtet zu haben ſcheint.

[25] Geſ. Reden S. 583.

für angezeigt, die Miene des herablaſſenden Gönners bei Seite zu legen und eine mehr freundſchaftliche Maske vors Geſicht zu binden. In einem Schreiben, das er 1728, am 14 Juli an Gottſched richtete heißt es u. A.: „Ich gratulire Ihnen inzwiſchen zu dem Vorzug des erhaltenen Preißes[26] und bin verſichert, daß alles dieſes was Sie bißher zum Ruhme unſeres Königs geſchrieben, Ihnen bey Gelegenheit ſehr wohl zu ſtatten kommen wird . . . Das überſandte Stück des Biedermannes, worinnen Sie Herrn Rubeen eine Abfertigung geben, iſt ohne alle Schmeicheley ſehr glücklich gerathen, und macht mich begierig, einmahl eine gantze förmliche critique nach Ihrem Vorſatz, über ſeine Gedancken der Beredſamkeit zu ſehen . . . Ich ergreife zugleich dieſe Gelegenheit, Ihnen auch ſchrifftlich wegen der Ehre zu dancken, die Sie mir durch Dedicirung Ihres Biedermannes erwieſen. Wie ich es für ein öffentliches Zeugniß Ihrer aufrichtigen Neigung gegen mich anſehe, ſo wird es mir auch ſo wenig gleich gültig ſeyn, daß ich vielmehr, ſo viel in meinem geringen Vermögen ſtehet, mich eifrigſt beſtreben werde, Ihnen hinwiederum bey erſter vorfallender Gelegenheit zeigen zu können, wie aufrichtig und eifrig ich ſey u. ſ. w." —

Zum Überfluſs dankte Gottſched ihm in der Vorrede zu den ‚Oden der Deutſchen Geſellſchaft' (1728) noch beſonders für die Teilnehmung, die er ihm und den Beſtrebungen der Geſellſchaft bewieſen, mit warmen Worten; nannte ihn wieder den „Meiſter der deutſchen Dichtung" und ließ es an nichts fehlen, was dem eitlen Herrn Vergnügen bereiten konnte.

Von jetzt ab tut König bei jeder Gelegenheit, als ob er ſich beſtrebe, Gottſched alle, nur irgend mögliche, Förderung zu Teil werden zu laſſen, ohne jedoch im Ernſte für ihn etwas zu tun. Er verhindert, ſo weit er kann, jede unmittelbare Be-

[26] Seit Gottſched Senior der ‚Deutſchen Geſellſchaft' geworden war, wurden von dieſer alljährlich zwei Preiſe, der eine für das beſte deutſche Gedicht, der andere für die beſte Arbeit in deutſcher Proſa ausgeſetzt. Gleich im erſten Jahre (12. Mai) erhielt Gottſched für ſein Gedicht (‚Wettſtreit der Tugenden', abgedruckt im II. Bande der Gedichte S. S. 432/41) den Preis.

ziehung ſeines „Günſtlings“ zu irgend einem der einflufsreichen Herren Dresdens und ſorgt dafür, daſs er ſtets als „Vermittler“ angeſtrebter Beförderungen u. dgl. m. von dem ehrgeizigen Magiſter umworben werden muſs. Noch im Auguſt 1728 erſucht ihn Gottſched, ihm die einträgliche Hofmeiſterſtelle bei dem Sohne eines Herrn von Rackenitz durch einen Fürſpruch zu verſchaffen. Aber Herr von Rackenitz wählt zunächſt einen Leipziger Kandidaten Job. Dieſer genügt dem Edelmanne nicht; und weil Gottſched ſeinen „Gönner“ nun abermals bittet, ſich für ihn einzuſetzen: ſo teilt ihm König mit, daſs er zwar Alles getan, um Gottſched die Stelle zu verſchaffen; daſs jedoch der junge Herr von Rackenitz einen Juriſten wünſche, und daſs deſſen Ältern überdies durch allerlei Verleumdungen gegen Gottſched eingenommen worden ſeyen, ſodaſs er von dieſer Seite auf nichts hoffen dürfe[27]. Bei dieſer Gelegenheit tut er nun wieder ſo, als ob er dem Abgeſpeiſten an anderer Stelle einen großen Dienſt erwieſen habe. Er war im Sommer mit Beſſer, dem ſeit 1717 am Hofe Auguſts des Starken eine Gnadenſtellung genießenden Oſtpreußen, in Königsberg geweſen und berichtet jetzt u. A. Folgendes: „Herr Hofrath Pietſch war nicht wohl auf Sie zu ſprechen, theils wegen der Ausgabe ſeiner Gedichte, theils wegen der vorgeſetzten Vorrede, wodurch Sie ihm ſo viel Leute auf den Hals gehetzet hätten, theils wegen der Tadlerinnen, darinnen viel Satyren wieder Leute in Königsberg, die alle ihm Schuld gegeben hätten u. ſ. w. Ich habe ihn aber völlig

[27] „... überdieß hätte man ſeinen Eltern vorgeſagt: Sie wären Debauché in Ihrer Aufführung, welches dieſelben gleich abgeſchreckt. Ich widerlegte das letztere nachdrücklich und ſagte, daß es eine Erfindung Ihrer Feinde wäre, und daß ich für Ihre conduite in dieſem Stücke ſtehen wollte.“ Da es König offenbar nicht wünſchenswert ſchien, Gottſched dem Hauſe Rackenitz nahe treten zu laſſen, ſo iſt es nicht ausgeſchloſſen, daſs er die „Erfindung“ der Feinde Gottſcheds ſelbſt an den Freiherrn von Rackenitz weiterreichte, um dieſen gegen Gottſched einzunehmen. Daſs der junge Rackenitz, der bereits eine große Neigung für den aufſtrebenden Hochſchullehrer und Schriftſteller empfand, von Herzen gern Gottſched, und nur ihn, zum Hofmeiſter gehabt hätte, erkennt man daraus, daſs er ſich, trotz deſſen Umgehung, „dauernd eng an Gottſched anſchloß“ (Wolf a. a. O. II, 113).

detourniret, ſo gar, daß er mir verſprochen, Ihnen von nun an ſeine Freundſchafft wieder zu ſchencken." Wie wir bereits wiſſen, war Pietſch ſo wenig ſchlecht auf Gottſched zu ſprechen, daſs er ihn ſogar 1728 im April (etwa 5 Monate vor den ehrlichen Bemühungen Königs, ihn mit Gottſcheds Verfehlungen auszuſöhnen!) „auf das freundlichſte erſuchen" ließ, ihm „einige raisonnable Verleger in Leipzig zuzuwenden"[28]. Wie wir andererſeits ebenfalls wiſſen, war es gerade der neidiſche König, dem die großen Erfolge der ‚Vernünftigen Tadlerinnen' ein Dorn im Auge waren; den zumal die ‚Pietſch-Ausgabe' mit ihrer Vorrede (in der Pietſch als der größte deutſche Heldendichter, der „unter den teutſchen Tichtern noch wenige ſeines gleichen, über ſich aber vielleicht gar keinen gehabt", gefeiert worden, während doch König das ſtolze Bewuſſtſeyn mit ſich herumtrug, der größte aller lebenden Dichter, vor allem der unübertreffliche Heldendichter Deutſchlands zu ſeyn!) recht verdroſſen hatte. Wenn König alſo Gottſched gegenüber ſo tat, als ob er ihn bei Pietſch wieder in Gunſt geſetzt hätte, ſo vermittelt uns das einen tiefen Blick in die Seele dieſes doppelzüngigen, eitlen, zwar keineswegs ganz verdienſt- aber doch ziemlich würdeloſen Mannes, dem Gottſched wahrſcheinlich längſt den Rücken gekehrt hätte, wenn er nicht des Glaubens geweſen wäre: den anſcheinend einfluſsreichen „Hofmann" nötig zu haben oder doch ſeine offene Feindſchaft fürchten zu müſſen.

Nun weiter.

Zu Anfang des Jahres 1729 war der alte Freiherr von Rackenitz geſtorben und Gottſched, der noch immer in kärglichen Verhältniſſen lebte und einer feſten Einnahme wol bedürftig ſeyn mochte, gab dem Gönner abermals zu verſtehen, daſs ihm ſehr daran läge, die Hofmeiſterſtelle bei dem jungen Freiherrn zu erhalten. Aber auch jetzt erreicht er ſein Ziel nicht. Gewiſſermaßen zum Troſte teilt ihm König mit, daſs Herr von Kirchbach, eines der erſten, 1727 durch Gottſched neugewonnenen, Mitglieder der ‚Deutſchen Geſellſchaft', „ſich wegen

[28] Man vergl. meine Mitteilung auf S. 151.

der piece des Picanders[29] ſehr geärgert" habe; während er ihn zugleich bittet, ihm „etwas gewißes" über eine, angeblich ſtattgefundene Durchprügelung Henricis von Seiten einiger Studenten zu berichten. Im April erweckt er wieder den Anſchein, als ob er bei Manteuffel, der durch die Widmung der ‚Oden der deutſchen Geſellſchaft' für Gottſched günſtig geſtimmt worden war und ihm ſogar „ein Geſchenk zur Vermehrung der Bibliothek übermacht" hatte, zu Gunſten Gottſcheds etwas bewirken wolle. Er ſchreibt: „Ich habe in ſolcher Abſicht[30] bey einer Unterredung mit Sr. Excellence H. Grafen von Manteuffel wegen der ihm dedicirten neuen Einrichtung Ihrer Geſellſchafft Dero Perſohn ſonderlich recommandiret und Sr. Excellence verſichert, daß Ew. Hochedelgeb. eines der gelehrteſten und zu dieſer Abſicht geſchickteſten Mitglieder wären, welches zu ſeiner Zeit ſeine gute Würkung haben wird." Die „Würkung" war: daſs Manteuffel ſich überhaupt von Gottſched bis auf Weiteres zurückzog.

Danzel ſtellt die Dinge, um die es ſich hier handelt, in ein falſches Licht, wenn er (a. a. O. S. 18) ſchreibt: „Schon 1728 hatte König ihn denſelben zu empfehlen Anſtalt gemacht und 1729 wurde ihm die Nachricht von der deutſchen Geſellſchaft dedicirt[31], aber das Anſinnen, an die Spitze derſelben zu treten, hatte der hochgeſtellte Mann übel genommen und ſo ſcheint zunächſt kein Verhältniß mit ihm angeknüpft worden zu ſein." In dem beſcheidenen Wunſche, das Ehrenpräſidium der ‚Deutſchen Geſellſchaft' zu übernehmen, konnte doch, wenn er überhaupt unzweideutig und offen geäußert worden war, nichts verletzendes liegen. Dagegen wäre es König, allem Anſcheine nach, unerwünſcht geweſen, wenn ſich zwiſchen Gottſched und Manteuffel eine nähere Beziehung herausgebildet hätte. Von Seiten Gott-

[29] Henricis Angriffe gegen den „Biedermann" in den ſogenannten ‚Nouvellen'.

[30] Der ‚deutſchen Geſellſchaft' einen ſtaatlich geſtützten Karakter zu geben, ſie gewiſſermaßen zu einer deutſchen Akademie nach dem Muſter der Académie française zu machen.

[31] Die ‚Nachricht' erſchien bekanntlich 1727.

ſcheds liegt nicht der geringſte Grund vor, durch den die auffallende Abkehrung Manteuffels erklärlich gemacht werden könnte; ſie kann nur durch König ſelbſt bewirkt worden ſeyn. Das iſt allerdings eine, nicht unmittelbar beweisliche Vermutung; aber die Art, wie ſich König am Ende desſelben Jahres, als es ſich um die Profeſſur handelte, benahm, ſcheint meinen Verdacht zu beſtätigen.

Ich brauche die Geſchichte der außerordentlichen Profeſſur Gottſcheds hier nicht noch einmal zu erzählen und habe im Zuſammenhange mit dem Obigen nur daran zu erinnern: daſs König zwar auch in dieſem Falle ſo tat, als ob von ſeiner Empfehlung das Wohl und Wehe des, ſchwer um ſein kärgliches Brod ringenden, Magiſters abhienge; in Wahrheit aber nichts tat, als zu raten und abzuraten. Wie Gottſched jetzt bereits über ihn dachte, offenbarte ſich in dem Verſuch, den hochedeln „Fürſprecher" durch die Ausſicht auf einen kleinen Nebenverdienſt zu geſteigertem Eifer anzutreiben. Da König ſelbſt durch ein größeres „Geſchenk", als der arme Magiſter es ihm günſtigſten Falles hätte bieten können, nicht zu bewegen geweſen wäre, dem ihm zweifellos recht bald unbequem gewordenen erfolgreichen Schriftſteller, der ihm nur in beſcheidener geſellſchaftlicher Stellung unter Umſtänden von Nutzen ſeyn konnte, zu einer bedeutſamen Rangerhöhung zu verhelfen: ſo erklärt ſich die Tatſache, daſs Gottſched erſt dann zu ſeinem heißerſtrebten Ziele gelangte, als er ſich mit den Miniſtern von Zech und von Bünau perſönlich in Beziehung geſetzt hatte. Und hier beginnt denn auch das Ende des, fünf Jahre lang künſtlich aufrecht erhaltenen, Freundſchaftbundes.

Es iſt bisher ſtets angenommen worden, daſs Gottſcheds Kampf gegen die Oper den Bruch herbeigeführt habe, weil König als bekannter Textdichter mit dem Opernweſen enge verbunden war. Aber ſchon im zweiten Bande des „Biedermannes" hatte dieſer Kampf in recht ſcharfer Weiſe begonnen, ohne Königs lauten Unwillen zu erregen. In der ‚critiſchen Dichtkunſt' war nun aber Gottſched noch obenein ſo höflich geweſen, ſeinen allerdings recht rückſichtloſen Ausführungen die Bemerkung

folgen zu laſſen: „Ich meines Theils habe vor alle die geſchickten und gelehrten Männer, die ſich auch in dieſem Stücke bey uns geübt haben, eine gebührende Hochachtung; Erfreue mich aber, wenn das Opern-Weſen in Deutſchland mehr und mehr in Abnahme geräth.“ Damit war dem Kampf jede perſönliche Spitze abgebrochen und König, über den in der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ bei verſchiedenen Gelegenheiten recht wohlwollend geurteilt wurde (hoffte doch Gottſched damals immer noch, durch ihn zur Profeſſur gelangen zu können!), hatte ſomit kaum eine Veranlaſſung, ſich gerade jetzt, da Gottſched endlich, Dank eigenen Betreibens, Profeſſor geworden war, ſo entrüſtet zu ſtellen. Allerdings ſcheint noch ein anderer Grund für den Bruch beigebracht werden zu können. Und um nichts im Unklaren zu laſſen, teile ich deshalb den, von Danzel (S. 128) nur zur Hälfte und gelegentlich ungenau wiedergegebenen, Brief, den Königs Bruder, im Auftrage des tief erboßten Hofdichters, 1730, am 21. April an den Sünder ſchreiben muſſte, ſo weit, als er für die Sache von Bedeutung iſt, wörtlich mit: „Was aber meinen Bruder betrifft, ſo hätte ich Ihnen ſchon längſtens die nöthige Meynung gegeben. In Ew. H. Aufführung gegen denſelben behutſamer als ſeit einiger Zeit zu verfahren, wenn Sie es in kurtzem nicht gantz und gar mit ihm verderben und den Eifer, ſo er Ihnen bishero für Ihre Beförderung ſo augenſcheinlich bezeuget, nicht vorſetzlicher Weiſe hemmen oder ſeine Gewogenheit in Haß und Verachtung verkehren ſehen wollten. Ich finde zwar in Ew. H. jetzigem Briefe abermahls vielerley Lobſprüche, die Sie demſelben über ſeine carnevals verse ertheilen. Sie werden aber demſelben wenig Vergnügen geben, nachdem hier Leute ſind, die ihm mit allen Umſtänden hinterbracht, daß Ew. H. ſehr nachtheilig bey aller Gelegenheit ſo wohl von ſeiner Perſohn als von ſeiner Arbeit raisonniren wie ſonderlich noch neulich über das Kirchbachiſche Beylager geſchehen, dieſe Leute es auch Ew. H. ins Geſicht behaupten wollen, wie denn nicht weniger von Leipzig aus dergleichen meinem Bruder ſchriftlich benachrichtet worden mit Verſicherung, daß Ew. H. über öffentlichen Tiſche ſo unverantwortlich von meinem Bruder ſprächen, daß auch

Fremde Sie darüber reprochiret hätten und daß unterſchiedene, die zugegen geweſen, dieſes alle Stunden bezeugen wollten. Es iſt zwar dieſes alles meinem Bruder nicht ſonderlich fremde zu vernehmen geweſen, nachdem er eines Theils gewohnt iſt, für ſeine Wohlthaten faſt allemahl mit Undank beſchert zu werden, andren theils aber gleich nach Ihrer Abreiſe von hier[32] dieſes Alles ſich voraus prophezeyet hatte. Denn es war ihm zur Genügen das Mißtrauen gar zu ſehr in die Augen gefallen, welches Sie gegen Ihm auf die ſeltzahme Nachricht eines Comödianten[33] von ſich blicken laßen. Ihre critiſche Dichtkunſt beſtärkte ihn hernach nicht weniger in der Meynung, daß Ew. H. die attention für ihn nicht hätten, die er von einem Manne hätte vermuthen ſollen, dem er ſo mancherley überzeugende Proben von ſeiner uneigennützigen Dienſtfertigkeit gegeben. Er verwunderte ſich ſehr, als er nicht nur hin und wieder verſchiedene Dinge nebſt einer Stelle wieder Beſſer und wieder Canitz darin antraf, die er ſich von Ihnen nicht vermuthet hätte, und die er gar nicht gegründet fand, ſondern auch, als er in die Abhandlung von Sing-Spielen die Oper auf die allerſchimpflichſte Art heruntergemacht fand folglich ſich ſelbſt dadurch auf eine unanſtändige Art angegriffen ſahe, nachdem er vor allen Teutſchen das Glück gehabt, in dieſer Art Schau-Spiele, ſo wohl in Hamburg, als an verſchiedenen vornehmen Höfen, bekanntermaaßen, einen beſonderen Vorzug und einen allgemeinen Beyfall zu erwerben, die Sing-Spiele auch auf einen ſolchen Fuß

[32] Gottſched war in Dresden geweſen, um ſich für ſeine Beförderung perſönlich an den geeigneten Stellen zu bedanken.

[33] Von dieſem, nicht weiter bekannt gewordenen, Schauſpieler hatte Gottſched erfahren, daſs Friedrich Auguſt auf eines der ihm gewidmeten Gottſchediſchen Gedichte (vermutlich handelte ſichs um den ‚Wettſtreit der Tugenden' vom Jahre 1728) den Wunſch verzeichnet hätte, dem Dichter bei nächſter Gelegenheit die Profeſſur zu verleihen. Dieſe Mitteilung vor allem hatte ſ. Z. Gottſched veranlaſſt, ſich unmittelbar an den Kurfürſten zu wenden; wovor König ihn gewarnt hatte mit der Hinweiſung darauf, daſs das Konſiſtorium keinenfalls übergangen werden dürfte und daſs der ganzen Mitteilung überhaupt jede Grundlage fehlte. Gottſcheds Mistrauen gegen König wurde dadurch noch geſteigert.

geſetzet, daß Ew. HochEdelgeb. ihm ſelbſt lange zuvor, ehe Ihr Buch noch gantz gedruckt war aus freyen Stücken zugeſchrieben: Sie wären aus ſeiner opera Sancio nunmehro völlig überzeuget, daß man auch richtige Tragoedien in Opern vorſtellen könnte. Dem ohngeachtet hätten Sie dieſes dem publico muthwillig verſchwiegen, damit Sie nur eine Sache herunter machen könnten, die Sie ſchlechterdings nicht verſtünden und davon nicht anders als ein Blinder von der Farbe geurtheilet, indem auch ein mittelmäßiger Leſer daraus alſofort erkennen würde, daß Sie Zeit lebens keine opera müſten geſehn haben." Er läſſt ihn jetzt plump und umſtändlich an Manteuffel, Bünau und andere hohe Herren erinnern, die, wie er vorgibt, nur auf ſeine Empfehlung hin Gottſcheds Gönner geworden ſeyen und fährt dann fort: „Wie nun alle dieſe beſondere Gnade vor meinen Bruder hegen, bedencken Sie ſelbſt, was Sie verſchertzen, da Sie ihn auf ſolche Art vor den Kopf ſtoßen! Sollte er aber gar bey Denjenigen ſich über Ihre Undanckbarkeit beſchweren, bey denen er vorhero ſo inſtändigſt Ihretwegen Anſuchung gethan — was meynen Ew. HochEdelgeb. was ſolches für Abſcheu gegen Ihre Aufführung und Bezeugen bey ſolchen großen Leuten erwecken würde?"

Aus dieſem wahrhaft hanebüchenen Schriftſtück erſehen wir zunächſt: daſs Gottſched, um den herum es in Leipzig ſeit Jahren von gehäſſigſten Feinden wimmelte, bei dem Hofdichter, den auch Andere für einen gutwilligen und einfluſsreichen Gönner des Verhaſſten halten mochten, vielfältig verleumdet worden war. Das konnte unter Umſtänden, nämlich, wenn König dem Verleumdeten wirklich aus ehrlichem Wohlwollen große Liebesdienſte erwieſen hätte, ſehr böſe auf König wirken. Aber einenteils war König ſelbſt ein doppelzüngiger Herr; und andrenteils handelte ſichs ja hier nur um unerwieſenes Gerede, das, wenn es überhaupt einen Grund hatte, ſich höchſtens auf kritiſche Gelegenheitäußerungen des Mannes ſtützen mochte, der, bei aller diplomatiſchen Gewandtheit, doch allezeit über die Maaßen offenherzig und ehrlich war[34]. Wenn man nun aber lieſt, daſs

[34] 1739 ſchreibt Johann Wilhelm Steinauer, der als „Ungenannter" eine Streitſchrift gegen Steinbach herausgegeben hatte, die wir

König über die sehr rücksichtvollen und sorgfältig begründeten Ausstellungen, die Gottsched einigen wenigen Stücken der von ihm so vielfach gerühmten Dichter Canitz und Besser hatte zu Teil werden lassen, aufgebracht worden war: so wird man mit einiger Berechtigung annehmen dürfen, dass auch die etwaigen Verfehlungen Gottscheds gegen den Mann, der sich allen Ernstes einbildete, ihn mit „Wohltaten" überschüttet zu haben, durchaus würdig und vor allem unbedingt sachlicher Art gewesen seyn werden. Das „Mißtrauen", das er seinen „Wohltäter" merken ließ, wird seinen Grund gehabt haben; wie ja denn auch das Angebot eines „presentes" darauf schließen lässt: dass Gottsched um 1729 bereits genau wusste, mit wem er es zu tun hatte. Alles dieses aber war nicht im Stande gewesen, den eitlen Hofdichter in so hohem Grade zu erbittern. Wir erinnern uns, dass er selbst den Bestechungversuch, der doch eine gar nicht misszuverstehende Kränkung für einen wirklichen Ehrenmann gewesen wäre, großmütig verzieh. Was bleibt also übrig, wenn wir nach dem Bewegungsgrund für das mitgeteilte, in seinen Anmaßlichkeiten und Unverschämtheiten, jedes erträgliche Maaß überschreitende Schriftstück suchen? Dass auch die Angriffe Gottscheds gegen die Oper nur vorgeschützt wurden, scheint mir ohne weiteres klar zu seyn[35] — es kann somit kein anderer,

im 2. Bande noch näher kennen lernen werden, über Gottsched: „Er ist nicht gewohnt anders zu reden, als er denkt. Seine meisten Schooskinder werden dadurch seine Schlangen. Durch diese Gewohnheit, daß er allezeit die wahre Meynung seines Gemüths eröffnet, ist er in diesen Fehler gefallen, daß ihm auch seine Minen untreu geworden sind, und nunmehr verrathen, wenn er gleich aus Höflichkeit oder Scherz manchmal anders reden will, als er denkt. Wenn ich mit ihm genauer bekannt geworden wäre: So würde ich ihm dieses geradezu gesagt haben. Denn ich weis vielleicht besser als er, wie viel ihm dieses schadet."

[35] Um eine Erklärung dafür zu geben, dass König erst ein kleines halbes Jahr verstreichen ließ, ehe er seinen Zorn über die, doch in jeder Beziehung sachliche Verurteilung der Oper zum Ausdruck brachte, zimmert sich der briefschreibende Bruder (natürlich ebenfalls im Auftrage des Hofdichters) eine Lüge zurecht: er behauptet, das Exemplar der ‚critischen Dichtkunst', welches Gottsched den für die Behörden bestimmten als Geschenk für König beigelegt hätte, wäre nicht gebunden gewesen; weshalb der Operntext-

weſentlicher Grund gefunden werden, als die mehr oder weniger ohnmächtige Wut des neidiſchen, eitlen und bösartigen Dichters über die, ſeinen eigenen „Ruhm“, ſeine „leitende Stellung auf dem ſächſiſchen Parnaſs“ bedrohenden Erfolge des Schriftſtellers und über das, ohne ſein Zutun und zweifellos *gegen ſeinen Wunſch* zu Stande gekommene, Gottſcheds Anſehen ſteigernde, Profeſſorat. Nach ſeinem Willen ſollte der ſchlichte Magiſter nicht nur der den Meiſter umwerbende Günſtling, ſondern auch der, ſich gern unterordnende, jeder Kritik ſich enthaltende Bewunderer des geheimſekretärlichen Genies bleiben. Der Senior der ‚deutſchen Geſellſchaft‘ und Zeitſchriftenherausgeber ſollte ſich für die genoſſenen Freundlichkeiten, die ſogenannten „Wohltaten“, dankbar bezeigen; ſich als ein gefügiges Werkzeug in der vornehmen Hand des großen Operntext- und Heldendichters fühlen. Um dieſen Preis wollte der Herr Geheimſekretär gern ſo tun, als ob er ihm „Förderungen“ zu Teil werden laſſen könnte, die zu erweiſen er, als ſelbſt der Gunſt hoher Herrſchaften Bedürftiger, ſchwerlich in der Lage war. Mit zunehmender Weltkenntnis, vor allem jedoch mit den wachſenden Erfolgen, kam Gottſched notwendigerweiſe dazu, ſich dem Gönnertume des Hofdichters zu entziehen. Jeder Schritt den er machte, bedeutete eine Steigerung ſeines eigenen Einfluſſes und zugleich eine Schmälerung der bis dahin von den Schriftſtellern, Dichtern und Hofkomödianten Sachſens uneingeſchränkt anerkannt geweſenen Vorzugsſtellung des „Meiſters von Dresden“ — und das allein war es, was König dem Opernfeinde nicht verzeihen konnte[36]. Die Drohung, ihn bei den hohen Gönnern (als ſolche hatten ſich ihm nur die Grafen Zech und Bünau bewährt, und

ſchöpfer erſt verſpätet dazu gekommen wäre, das Buch zu leſen! Alſo ein Buch, das des Ehrenmannes lebhafte Teilnehmung ſchon deshalb erwecken mußte, weil es über ihn perſönlich nur Gutes enthielt, hatte er ſo lange liegen laſſen, weil es ungebunden war! Credat Judaeus Apella! —

[36] Auch *Waniek* iſt bereits der Meinung, daſs der Angriff auf die Oper nicht den Bewegungsgrund für König geliefert; daſs vielmehr Gottſcheds leitende Stellung, den ſächſiſchen Hofkomödianten gegenüber, die bisher in dem Dresdeniſchen Hofdichter ihren eigentlichen Gönner und Berater verehrt hatten, Königs Zorn geweckt habe (a. a. O. 208/9).

zu dieſen war Gottſched ohne Königs Vermittelung gelangt) in Verruf zu bringen (was unter Umſtänden jedem Verleumder glücken konnte), war der letzte Verſuch, den über den „Protektor“ hinaus gewachſenen ehemaligen Gunſtſucher zur erwünſchten Demut zurückzuzwingen. Ohne Zweifel beurteilte König den bisherigen „Günſtling“ nach ſich ſelbſt und hoffte, daſs dieſer, eingeſchüchtert, zu Kreuze kriechen würde. Aber der Mann mit der vornehmen Geſinnung täuſchte ſich über den außerordentlichen Profeſſor ganz außerordentlich. Wäre Gottſched ein gewöhnlicher, einzig und allein ſeine perſönlichen kleinen Zwecke verfolgender Schmeichler und Streber geweſen, zu dem ſeine Gegner ihn allezeit zu ſtämpeln pflegten[37]: ſo hätte die Drohung Königs ihre Wirkung ſchwerlich verfehlt; hätte Gottſched ſich wol überhaupt nie einfallen laſſen, gegen das Opernunweſen aufzutreten. Aber wie Gottſched aus großen, ſehr ernſten künſtleriſchen Grundſätzen heraus ein Feind der italieniſchen und franzöſiſchen Oper war, ſo ſtand er auch, im Bewuſſtſeyn des eigenen Wertes, den hohen Herren jenſeits der damals unter allen Umſtänden einzuhaltenden Gränzen, mit ſtolzer Unabhängigkeit gegenüber. Wie unerwünſcht ihm auch Königs offene Feindſchaft ſeyn mochte; ſo war er doch keinen Augenblick darüber im Unklaren, wie er ſich der Brutalität ſeines bisherigen „Gönners“ gegenüber verhalten ſollte: Er würdigte den Drohenden keiner Antwort und ſchüttelte ihn, ſozureden, ſchweigend von ſich ab[38].

[37] „Gottſched ließ es an keinem Kriechen fehlen, ſich bey dem Dresdener Hofe in Anſehen zu bringen“, meint u. A. Julian Schmidt (a. a. O. I, 447); und der ‚Servilismus‘ Gottſcheds, über den ſpäter noch zu ſprechen ſeyn wird, ſpielte ſeit Leſſings Tagen ſeine feſte Rolle in allen Büchern, in denen Gottſched, Schanden halber, eine Berückſichtigung fand; ſpielt ſie auch bei Danzel, Wolf und Waniek.

[38] Waniek meint natürlich: „Es iſt irrig, daß Gottſched zur Beilegung des Zwiſtes nichts unternommen hätte. Vielmehr bemühten ſich mehrere Perſönlichkeiten, denſelben zu ſchlichten, vor allem G.s treue Freundin in Dresden, die Malerin Anna Maria Werner aus Danzig. Ihre Bemühungen bei König blieben aber erfolglos.“ Alſo: weil angeblich die Werner das Bedürfnis fühlte, den unheilbaren Bruch aus der Welt zu ſchaffen (Damen pflegen mit Vorliebe zu glauben, daſs ein paar freundliche Worte von ihnen ernſte Gegenſätze ausgleichen können), ſo hat Gottſched

Dieſe Loslöſung von König bildet einen bedeutſamen Abſchnitt im Leben des kühn aufwärts ſtrebenden Gelehrten und

---

gewiſſermaßen alles verſucht, den „Zwiſt“ unter der Hand beizulegen! — Aber dieſe Schlußfolgerung iſt es nicht eigentlich, was mich veranlaßt, auf den an ſich bedeutungloſen Umſtand einzugehen. Wenn ich es tue, ſo geſchieht es, um die merkwürdige Sucht Waniek's, Gottſched bei jeder ihm nur irgendwie paſſend ſcheinenden Gelegenheit in eine, ihm ungünſtige Beleuchtung zu rücken, auch diesmal dem Urteil des Leſers auszuſetzen. Es iſt Waniek, wie wir nun allgemach zur Genüge erfahren haben, ſtets darum zu tun, Gottſched als einen unehrlichen, unzuverläſſigen, kriechenden, kurz als einen Menſchen hinzuſtellen, der in entſcheidenden Augenblicken immer gerade dasjenige tut, was nicht für anſtändig gelten kann. So wollte Waniek denn auch in dem Falle Gottſched-König nicht auch nur den Schein entſtehen laſſen, als ob Gottſched in dieſem Streite der vornehme Mann geweſen wäre. Die ganze, für Gottſcheds große Natur ſo laut ſprechende, Schlußwendung war dem ehrlichen Gottſched-Biographen unbequem; er wollte den Leſer nicht den Eindruck empfangen laſſen, daſs Gottſched mit einem Manne vom Schlage Königs nichts zu ſchaffen hatte. Darum ſtellt er ſich die Sache, ohne viel Aufhebens von ihr zu machen, ſo zurecht, daſs er dem Leſer einen Gottſched zeigen kann, der um Alles in der Welt bemüht iſt, wieder „gut Freund“ mit dem Dresdeniſchen Hofdichter zu werden; was natürlich nicht nur ein ſchiefes Licht auf die Vorgänge ſelbſt, ſondern auch auf Gottſched werfen muſs. Denn was ſoll man von einem Manne halten, der, nachdem König ihm ſo armſelig begegnet war, wirklich nicht den Mut findet, dem „Gönner“ den Rücken zu kehren, vielmehr auf den beliebten Schleichwegen wieder um ſeine Gunſt buhlt und endgiltig abgewieſen wird? Wie bringt nun der ehrliche Wiener Gymnaſialdirektor das Kunſtſtück zurecht, auf Gottſched das gewünſchte falſche Licht fallen zu laſſen? Wirkliche Urkunden konnte er nicht beibringen, da ſie natürlich fehlen: ſo ſchuf er ſich eine ſolche Urkunde, damit rechnend, daſs ſeine Leſer ſich nicht die Mühe nehmen würden, am angeführten Orte nachzuprüfen. Er verſteht nämlich den oben mitgeteilten Satz, um ihn „urkundlich“ ſicher zu ſtellen, mit der Anmerkung: „Vgl. ‚Neueſtes‘ IV, S. 608“. Das heißt doch: wenn du mir nicht glauben willſt, daſs Gottſched die Wernerin zu ſeinen Gunſten bei König vermitteln ließ, ſo nimm gefälligſt den 4. Band des, allerdings recht ſchwer zu erlangenden ‚Neuſten a. d. anmutigen Gelehrſamkeit‘ vor und ſieh nach, was dort auf S. 608 über dieſe Vermittelung zu leſen ſteht. Wer wird dem gewiſſenhaften Manne jetzt nicht gern glauben? Wer wird ſich, zumal um einer ſolchen „Bagatelle“ willen, die Mühe machen, nachzuprüfen?! Nun — ich habe nachgeprüft. Das Ergebnis? Auf den Seiten 601/11 wird wol der Lebenslauf der Wernerin kurz erzählt; aber wie auf dieſen Blättern kein Wort von den Beziehungen

Schriftſtellers. Denn wie Gottſched fortan, und nicht zum wenigſten Dank der ſtillen Bemühungen des, in allen Ränken und Nichtswürdigkeiten wohlbewanderten, Schwaben, beim ſächſiſchen Hofe „Zeit ſeines Lebens in Ungnade blieb" (J. Schmidt): ſo entwuchs er durch ſie zugleich jeder unmittelbaren Beeinfluſſung Seitens Anderer. Der Mann, der da „jederzeit dachte: wer iſt ſo frey wie du?", wurde jetzt auch von dem Höfling befreit, der ſich eingebildet hatte, einen geſellſchaftlich tiefer ſtehenden Streber ſeiner Art begönnern und bevormunden, als Werkzeug für allerlei kleinliche Zwecke verwerten zu können.

Der „Fall König" war endgiltig für Gottſched erledigt. Ein doch immerhin ernſtes Ereignis; wenn ich ſo reden darf: die erſte große Tragödie ſeines Lebens, deren üble Nachwirkungen ihm in Zukunft noch bitter genug fühlbar werden ſollten (Liscow!), lag hinter ihm. Er hatte auch dieſe Probe gut beſtanden; ſich lieber den Günſtling ſeines Landesherrn und eines mächtigen Miniſters zum Feinde gemacht, als ſich ſelbſt, ſeinen Stolz und ſeine idealen dramaturgiſchen Forderungen aufgegeben. Das Beſte in ihm war ſiegreich aus dem Zuſammenſtoß feindlicher Kräfte hervorgegangen. Um ganz über das widrige Erlebnis hinauszukommen, ſtürzte er ſich mit geſteigertem Eifer in die Arbeit.

Gottſcheds zu der Künſtlerin zu finden iſt, ſo ſucht man erſt recht nach irgend einer Bemerkung, die auch nur von ferne eine Vermutung deſſen, was Waniek als Tatſache mitteilt, rechtfertigen könnte. Es liegt hier eine, ohne weiteres nachweisbare Fälſchung oder eine Vorſpiegelung falſcher Tatſachen vor — und ich ſtelle das um ſo ruhiger, aber auch mit um ſo größerer Genugtuung feſt, weil es uns den „Gottſched-Biographen" wie er wirklich iſt und wie er nie hätte in die Erſcheinung treten ſollen, in ſeiner ganzen ſittlichen Größe vor Augen führt. — Wem aber bisher meine verſchiedenen Sätze über Herrn Waniek für zu rückſichtlos gegolten haben ſollten, der wird jetzt einſehen: daſs für den ehrlichen Gottſched-Biographen eine ernſte Pflicht vorgelegen hat, dieſen bewuſſten Fälſcher und Verdreher der Tatſachen ſchonunglos zu brandmarken.

Neuntes Kapitel

Mit gesteigerter Kraft begann

Wenn wir die, von dem jungen Gottsched in den ersten fünf oder sechs Jahren seines Schriftsteller- und Hochschullehrerdaseyns geleistete Arbeit in ihrer ganzen umfangreichen Fülle betrachten: so können wir gar nicht anders, als die wahrhaft unermüdliche, vor keiner Anstrengung zurückschreckende Kraft des Mannes zu bewundern. Er hatte zwei Wochenschriften geleitet und ihre 208 Hefte fast allein geschrieben[1]; hatte für die

[1] Eine dritte Wochenschrift hat Gottsched, wie ich das hiermit nachträglich und ausdrücklich feststelle, nicht herausgegeben.

Durch die Güte Gustav Wustmanns, des Oberbibliothekars der Leipziger Stadtbibliothek, bin ich nämlich mit dem „Leipziger Socrates, Welcher auff eine Satyrische doch bescheidene Art die allgemeinen Vorurtheile und Laster derer Menschen jeden Warheit-liebenden wöchentlich vor Augen geleget" vor kurzem bekannt geworden. Dieser 1728 erschienene ‚Leipziger Socrates' ist zweifellos der, von J. A. Stolle für Gottsched in Anspruch genommene ‚Socrates' (Vgl. S. 251 Anmerkung), den Gottsched selbst nie unter seinen Schriften erwähnt. Wie Stolle dazu kommen konnte, hinter diesem ‚Leipziger Socrates' Gottsched zu vermuten, ist etwas rätselhaft. Auch ein flüchtiger Blick nur muss Jeden überzeugen, dass Gottsched an diesem, in der damals üblichen Weise mit Fremdwörtern aus allen möglichen Sprachen, vorwiegend aber mit französischen Flicken, überladenen Sammelbande nicht den geringsten Teil gehabt haben kann. Aber auch der Inhalt selbst ist, wenn man von einigen bereits in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen' und im ‚Biedermann' aber auch schon im ‚Patrioten' zu findenden Motiven (Bekämpfung der leichtfertig oder aus ganz äußerlichen Gründen geschlossenen Ehen, des Aberglaubens, zumal des Teufel- und Hexenglaubens; Eintreten für Gleichwertigkeit der wichtigen Stände,

‚Acta Eruditorum‘, die ‚Deutschen Acta Eruditorum‘ und die ‚Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen‘ zu Gunsten der

namentlich des Handelsstandes mit dem Gelehrten- und Adelstande; Geißelung der, sozureden, über Nacht sich zu Edelleuten umwandelnden, auf betrügerische Art reich gewordenen Kaufleute, der studierten Handwerker u. dgl. m.) absieht, der Art, dass Gottsched als Verfasser gar nicht in Frage kommen kann. Wol könnte es zu denken geben, dass der ‚Leipziger Socrates‘ gegen die leere Kanzelrednerei, das marktschreierische Treiben der Professoren aller Fakultäten, gegen die Windmacherei (zu der sogar die Harmonia prästabilita gerechnet wird!) kämpft; dass er 1 Jahr und 11 Wochen später als der ‚Biedermann‘ dessen Ausspruch: „Es ist nicht möglich, daß der Wille das Gute lieben kan, wenn der Verstand es nicht kennt“ (1. Stück) im 12. Stück fast mit denselben Worten, nur etwas ungeschickter, wiederholt und sagt: „wie kan der Mensch was gutes wollen, wenn er nicht verstehet, was wahrhafftig gut zu nennen“; dass er eine Besserung aller Verhältnisse nur durch eine gute Kinderzucht angestrebt wissen will (im XVI. Stücke heißt es sogar ganz im Sinne Gottscheds: „Die Menschen werden nicht tugendhaft noch verständig gebohren, sondern es liegt Alles an einer weisen und guten Aufziehung“); dass er das „Freß- und Sauff-Seculum“ verurteilt, in der „Trunckenheit den Brunnquell aller Laster“ erblickt; dass er Coppernicaner ist und das lüderliche Treiben der Studenten eben so brandmarkt wie die Abgeschmacktheiten der Frauenzimmer. — Doch das Alles war ja bereits von dem Verfasser der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ und des ‚Biedermanns‘, und zwar sehr viel geistvoller und gründlicher, behandelt worden; und so manches Andere (namentlich die, nur ganz flüchtig auftauchende, geringschätzige Äußerung über die vorherbestimmte Harmonie) mochte zu den täglichen Gesprächsgegenständen des Magisters Gottsched gehören und dem ‚christlichen Socrates‘ (wie er sich einmal nennt) angeflogen seyn. Denn das scheint zweifellos: dass der Verfasser vorübergehend zu den Schülern oder näheren Bekannten Gottscheds gehört haben muss. Er ist ein ausgesprochener Wolfianer (allerdings entschieden christlichen Gepräges) und steht in Manchem, wie ja schon die oben angedeuteten Übereinstimmungen beweisen, auf der Seite Gottscheds. Aber trotz alledem klafft ein Abgrund zwischen Gottsched und dem ‚Leipziger Socrates‘. Nicht nur die ganz von Fremdwörtern überwucherte Schreibart lässt ohne Weiteres auf einen andern Verfasser schließen; auch der Stil als solcher (wenn hier überhaupt von „Stil“ gesprochen werden darf) ist im Großen und Ganzen so ungottschedisch wie nur möglich. Besonders kennzeichnend sind z. B. die Partizipa, denen der ‚Socrates‘ mit Vorliebe ein e anhängt (vorgebende, vorwendende, träumende, lebende, seuffzende für vorgebend, vorwendend, träumend, lebend, seuffzend). Gottsched konnte kaum eine Seite schreiben, ohne seine völki-

Wolfiſchen Philoſophie eine Reihe von Artikeln und zugleich eine Maſſe von kleinen kritiſchen oder berichtenden Aufſätzen geliefert. Er hatte der ‚Deutſchen Geſellſchaft' eine reiche Denk- und Bedenkarbeit gewidmet; ſie von Grund aus umgeſtaltet; ihr den großen Inhalt gegeben; ihre Geſchichte neu geſchrieben; ſich mit den Pflichten ihres ‚Seniors' beladen und dieſem durch zielbewuſſte, nach allen Seiten ausgreifende Tätigkeit (namentlich durch die zweite, 1731 dem ihm in unverſöhnlicher Feindſchaft

ſchen Wünſche, Sorgen und Zwecke herausfordernd zu offenbaren; im ‚Socrates' iſt nicht die kleinſte Spur einer völkiſchen Abſicht zu entdecken. Gottſched kämpft immer wieder für die, aller „himmliſchen Weisheit" überlegene Weltweisheit; der „chriſtliche Socrates" aber ſagt: „Was iſt alle Wiſſenſchaft gegen die Himmliſche und alle Heydniſche Weisheit gegen die Göttliche" (St. 38). In dieſen und ähnlichen Sätzen läſſt ſich ſogar eine unmittelbar gegen Gottſched gerichtete Spitze erkennen; und wenn es im 44. Stücke heißt: „nachdem man aber gefunden, daß bey Ermangelung deſſelben, die bisherigen Liebhaber ſolcher Schrifft, um die Continuation deſſelben gebeten, auch einige Brieffe deßwegen an den Leipziger Socratem bey dem Verleger eingelauffen, welche man aber dieſen Blättern, um nicht eine lächerliche Charlatanerie zu begehen, wenn man den Leſer mit allerhand Lobeserhebungen von dieſer Schrifft zu amusiren ſuchte, nicht einverleiben wollen" — ſo wiſſen wir, wem dieſer „Hieb" zu gelten hatte.

Alſo nochmals: Gottſched hat an dieſem ‚Socrates' keinen Teil. Keine Spur von der Kraft im Ausdruck, dem Wortreichtum, der Gedanken- und Motivenfülle, wie ſie für Gottſched, zumal für den Wochenſchriftſteller, kennzeichnend ſind, läſſt ſich im ‚Socrates' entdecken. Hier iſt alles, ſo zu reden (Socrates ſchreibt [38. St.] „ſo zu ſagen", was Gottſched nie getan hat), aus zweiter und dritter Hand. Aber auch der ‚Dreßdner Socrates', den der ‚Leipziger' neben dem ‚Patrioten' für ſein Vorbild erklärt (ohne ſeine unmittelbaren Vorgänger, die ‚Vernünftigen Tadlerinnen' und den ‚Biedermann' zu erwähnen), kann für Gottſched kaum in Frage kommen, da er ſich „nicht wenig Mühe gegeben, das ſo gar ſehr verfallene Chriſtenthum wiederum aufzurichten (1. St.); was Gottſched zu keiner Zeit ſeines Lebens für eine, ihm zuſtehende Arbeit gehalten hat. — Wenn Gottſched alſo den ‚Socrates', weder den Dresdener noch den Leipziger, nie unter ſeinen Schriften erwähnte, ſo wiſſen wir jetzt, daſs das ſeinen guten Grund hatte: er ſtand dieſen Nachahmungen eben ganz fern. Rätſelhaft bleibt nur, warum er die Angaben Stolles in der ihm unmittelbar nahe ſtehenden Zeitſchrift nicht berichtigte. So weit meine Kenntnis reicht iſt das nämlich nicht geſchehen.

gegenüberſtehenden Grafen Brühl gewidmete, „den Aufgang eines neuen Geſtirns am deutſchen Himmel entſchieden ankündigende“ [Danzel], Auflage der ‚Nachricht von der Deutſchen Geſellſchaft‘) eine bereits höchſt einflusreiche, wenn auch aller wirklichen Macht oder ſtaatlichen Unterſtützung vollſtändig entbehrende, Stellung geſchaffen. Er hatte ſich mit den wichtigſten Denkern, Dichtern und Rednern der alten und neuen Zeit innigſt vertraut gemacht; vor einer, ſeinen Hörſal[2] von Semeſter zu Semeſter dichter füllenden, Korona philoſophiſche, poetiſche und rhetoriſche Kollegien gehalten; ſich vielfältig als Verfaſſer gelehrter, von ſeiner Meiſterſchaft in Beherrſchung der lateiniſchen Sprache glänzende Zeugniſſe bietender, Traktate, zugleich aber auch als deutſcher Dichter und Redner bewährt; als Überſetzer betätigt; den ‚Grundriſs der Redekunſt‘ und den, mit einer Unſumme von Vorarbeiten verknüpften ‚Verſuch einer critiſchen Dichtkunſt‘ geſchaffen. Er hatte ſich eine klare Anſchauung von dem, was der deutſchen Schaubühne Not tat, erarbeitet; die ſchwierigen Anknüpfungen mit dem Theater zu finden und die gewonnenen Beziehungen feſtzuhalten gewuſſt. — Kurz: in den paar Jahren war von ihm eine Arbeit geleiſtet worden, die,

---

[2] Wenn B. Lietzmann in ſeinem ‚Liscow‘ (S. 50) meint: „Nach den ‚Hamburgiſchen Berichten von neuen gelehrten Sachen‘, 1733 Nr. 23, iſt dieſe Überſetzung des bisher üblichen Wortes ‚Auditorium‘ auf Philippi (1731) zurückzuführen“ — ſo berichtige ich dieſen Irrtum durch die Mitteilung: daſs Gottſched ſchon 1725 in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ von einem Studenten erzählt, der „aus der Hörſtube des einen Lehrers in den Lehrſaal des andern gelauffen iſt“; und 1728 in ſeiner Akademiſchen Rede ‚Zum Lobe der Weltweisheit‘ ſagt: „Wie voll ſind nicht die Hörſäle der heiligen Gottesgelahrtheit?“ — Gottſched iſt hier, wie in faſt allen Fällen, wo es ſich ſeit etwa 1730 bei deutſchen Dichtern und Schriftſtellern um Verdeutſchungen ausländiſcher Wörter, um Neubildungen u. dgl. m. handelt, die Quelle. Alle dieſe Leute, von Hagedorn, Liscow und Philippi bis hinauf zu Klopſtock, Leſſing und Anderen, zehren eben von der Sprache Gottſcheds; nur dieſe Sprache iſt die Quelle der Nachfolger auch dort, wo es ſich um, nicht gerade allgemein übliche, viel gebrauchte Wörter handelt, die ſchon dem Beſitzſtande der Dichter und Schriftſteller aus der Zeit vor Gottſcheds Wirkſamkeit angehören und von Gottſched nur neu in Fluſs gebracht wurden.

nach ihrem Wert und Inhalt, für einzig gehalten werden muſs und, ihrem Umfange nach, jeden Durchſchnittsgelehrten, ſelbſt einen tätigen, für ein ganzes langes Leben mehr als ausreichend in Anſpruch genommen haben würde. Niemand wäre berechtigt geweſen, es ihm zu verübeln, wenn er nunmehr auf den errungenen Lorbeeren wenigſtens für einige Zeit ausgeruht und ſich ganz nur ſeinem eigenen Behagen gewidmet hätte.

Anders aber dachte Gottſched. Ihm wurde der Erfolg zum Anſporn, dieſe ungeheure Tätigkeit und Alles umfaſſende Betriebſamkeit noch zu ſteigern.

Das außerordentliche Lehramt, der ſchnell ins große wachſende Kreis ſeiner Schüler: ſie gaben dem, von „geſchmackloſer und hochmütiger Schulweisheit" erfüllten, Gelehrten[3] zwar vollauf zu tun; und jeder Andere hätte Mühe gehabt, den ſchwierigen Berufsforderungen zu genügen. Aber da das Alles doch auch in Zukunft nur Mittel zum höchſten Zwecke ſeyn durfte: ſo behielt er, inmitten der Berufspflichten, das letzte vielſeitige Ziel nicht nur nach wie vor feſt im Auge, ſondern ſtrebte ihm auch auf neuen Pfaden und mit immer noch reicheren Mitteln entgegen.

Zunächſt regte ſich der Dichter wieder lebhafter in ihm. Schon im Januar hatte er den drei Töchtern Manteuffels eine Ode gewidmet, die er an die älteſte der Damen, eine verwittwete Freiherrin von Plotho, zugleich mit der ‚Critiſchen Dichtkunſt' geſandt hatte[4], und die gleich ſehr anmutig einſetzte:

O Muſe! deren reizend Lied
Auch Felſenherzen an ſich zieht,
Und durch die Kraft der Seyten zwinget;
Euterpe! ſchenk mir deine Gunſt,
Und lehre mich die ſeltne Kunſt,
Wie man ſo ſanft als neu, ſo zart als edel ſinget.

---

[3] G. K. Helbig ‚Liscow' S. 75!

[4] Es iſt bezeichnend, daſs Gottſched ſein Werk nicht an Manteuffel ſelbſt ſandte (mir iſt wenigſtens nichts davon bekannt geworden) ſondern es vorzog, den Umweg über die Töchter zu wählen.

Auch dem „großen Vater, der itzt mit eifriger Begier die Wahrheit und die Muſen ſchützet", wurde bei dieſer paſſenden Gelegenheit in würdiger Weiſe gehuldigt; weil es natürlich von großer Wichtigkeit für Gottſched war, mit dieſem einflufsreichen, geiſtig und geſellſchaftlich hochſtehenden Manne wieder in Beziehung zu kommen. Im Februar folgte dann eine ganze Reihe, zum Teil auf Beſtellung gearbeiteter, Hochzeitoden, die heute wol nicht mehr in allem und jedem nach unſerm Geſchmacke ſind, aber doch trotzdem oft genug wertvolle Stellen enthalten, die ich in meiner Ausgabe der Gottſchediſchen Gedichte[5] für die Nachwelt zu retten verſucht habe. In einem ‚Geſange' dieſer Art, den er am 7. Februar einem rechtsgelehrten Freunde widmete, heißt es:

Ein Haus, darinn ein Mann ganz einſam Tafel hält,
Iſt niemals ſo beglückt, iſt nie ſo wohl beſtellt;
Als wo ein kluges Weib die Sorgen mit ihm theilet,
Und, wenn es übel geht, des Kummers Wunden heilet."

Man hört hier deutlich die ſchmerzvolle Klage heraus, die oft genug in der Seele Gottſcheds darüber aufſteigen mochte, daſs er, als dreißigjähriger Mann, immer noch „einſam" leben muſſte; daſs er, mit ſeiner Liebe im Herzen, noch nicht einmal wirklich verlobt, geſchweige denn verheiratet war. In den nächſten Monaten verfaſſte er einige gehaltreiche ‚Schreiben' und Oden an May, Johann Auguſt Erneſti, an den Sohn des Grafen von Gersdorf, an Chriſtian von Looß (der an Stelle des mittlerweile ins geheime Konſilium berufenen Grafen von Bünau zum Präſidenten des Kirchenrats befördert worden war) und Andere. Das wichtigſte Gedicht des Jahres aber wurde die große ‚Jubelode', die Gottſched für „das zweyte proteſtantiſche Jubelfeſt, welches wegen des zu Augſpurg übergebenen Bekenntniſſes Evangeliſcher Fürſten und Stände am 25 Junius gefeyert ward", in die deutſche Welt hinaus ſandte.

Noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein gehörte dieſes gewaltigſte proteſtantiſche Feſtgedicht zum eiſernen

[5] Gottſcheds geſammelte Schriften, Ausgabe der Gottſched-Geſellſchaft, Band 5.

Beſtande aller wiſſenſchaftlich anſpruchvollen Gedichtſammlungen. Seitdem aber iſt es mehr und mehr in Vergeſſenheit geraten; und zumal in dem vom „Zentrum“ beherrſchten Deutſchen Reiche hat es, wenn ich ſo reden darf, jedes Recht aufs Daſeyn, faſt auch die Daſeynsmöglichkeit, eingebüßt. Ich will das, um des lieben religiöſen Friedens willen, nicht beklagen. Ich gebe auch ohne weiteres zu, daſs das gebildete proteſtantiſche, namentlich aber das, allen Glaubensbekenntniſſen gleichgiltig gegenüberſtehende, Deutſchland heute hoch über den Standpunkt, von dem aus die ‚Jubelode‘ gedichtet wurde, hinausgewachſen iſt. Das Alles kann jedoch die Tatſache nicht entſchuldigen: daſs auch dem proteſtantiſchen Teile unſeres Volkes der Dichter dieſes flammenden Liedes und vor allem das Lied ſelbſt ſo vollſtändig aus dem Bewuſſtſeyn gerückt werden konnte.

Wollen wir heute und in Zukunft der ‚Jubelode‘ gerecht werden; wollen wir ſie fortan als das, was ſie iſt, nämlich: eines der großartigſten, ja vielleicht kurzweg das großartigſte, Feſtlied des proteſtantiſchen Nordens, in Ehren halten: ſo müſſen wir vor allem bedenken, daſs Gottſched auch in dieſem Falle durchaus als ein deutſcher Pindar dichtete; daſs er nicht etwa ſelbſt als leidenſchaftlicher Feind des Pabſttums in die Schranken trat, ſondern einzig und allein die Gedanken, Empfindungen und Wünſche ſeiner kirchlich gebundenen proteſtantiſchen Zeitgenoſſen zum Ausdruck brachte. Wir dürfen ferner nicht überſehen: daſs die furchtbaren, teils leidenſchaftlich pathetiſchen, teils von einer, dem ſpäter geborenen Mephiſtopheles geläufigen, ſchneidenden Ironie durchſetzten Worte, welche dem Dichter über die wundervoll beredten Lippen fließen, nicht dem katholiſchen Glauben, ſondern jenem Pabſttum galten, das in Italien einen Savonarola, in Böhmen einen Huſs und in Deutſchland einen Luther hervorgezwungen hatte. Nicht das religiöſe Gefühl der Katholiken wollte der Mann, der, als Weltweiſer, ſchon 1725 mutvoll für allgemeine Religionsduldung eingetreten war, dem jeder Kirchenglaube gleich ehrwürdig und — überflüſſig erſchien, bekämpfen: ſondern das ſittenloſe, zumal das, ſeit Mitte des 16. Jahrhunderts dem Jeſuitismus verſchwiſterte, für das glaubensehr-

liche und von Natur eigenwillige deutſche Volk ſo überaus gefährliche vatikaniſche Rom. Die ‚Jubelode‘ iſt, kurz geſprochen: ein vom Standpunkte des 1730 jubilirenden Proteſtantismus ausgeſtellter geſchichtlicher Rückblick auf die Verhältniſſe, denen das Luthertum notwendigerweiſe entſprießen muſſte; ein Rückblick, dem ſchließlich ein, von demſelben Standpunkt aus angeſtellter Blick in die Zukunft folgt. Kein perſönliches Bekenntnisgedicht etwa haben wir in der ‚Jubelode‘ zu ehren; ſondern ein Gelegenheitgedicht, in welchem die perſönliche Meinung des Dichters nur inſoweit mitſprechen mochte, als er ſelbſt ein grundſätzlicher Gegner des Jeſuitismus war. Wenn wir dies feſthalten, ſo werden wir über die törichte Behauptung Wanieks, daſs Gottſched als Dichter der ‚Jubelode‘ wider die von ihm ſelbſt anempfohlene Religionsduldung geſündigt habe, ebenſo lächeln, wie über den Verſuch, die Katholiken Deutſchlands gegen den, keinen Religionshaſs kennenden, Bewunderer Luthers aufzuhetzen. Man wird es den deutſchen Katholiken nicht zumuten dürfen oder auch nur wollen, für ein Gedicht zu ſchwärmen, das mit den Verſen beginnt:

„Seht! Babel wankt und ſinkt, und fällt,
Daß Grund und Catacomben beben;
Nun kann der Kreis der hart geplagten Welt
Sein ſorgenfreyes Haupt erheben.
Der ſieben Berge Glanz und Pracht
Verſinkt in Schutt und Graus und Nacht,
Die Metze ſchmeißt den Zauberkelch in Stücken:
Ha! ſtolzes Weib, nun wirſt du dich
Nicht mehr ſo frech und läſterlich
Durch den ergeizten Putz der reichſten Buhler ſchmücken“ —

und in welchem es u. A. heißt:

„Was ſiehſt du doch in deinen Zimmer?
Was ſiehſt du, finſtrer Vatican?
Was hilft es dir, daß tauſend Lampen ſchimmern,
Da keine dich erleuchten kann?
Wie lange ſoll auf den Altären
Das trübe Licht der Kerzen währen,
Das aller Welt des Irrthums Leitſtern war?
Hinaus mit dem verwünſchten Scheine!

Der Wahrheit heitrer[6] Stral alleine
Vertreibt die Finſterniß und macht die Kirche klar".

Ja vielleicht können ſich fromme Katholiken ſogar verletzt fühlen, wenn ſie folgende Verſe leſen:

„Wie ſonſt durch Sonnenſchein und Regen,
Bey angebrochner Frühlingszeit,
Der Gärten Peſt, die ganz erſtarrt gelegen,
Die ſchnöde Raupenbrut gedeiht;
Sie kriecht aus ihrem engen Neſte,
Und breitet ſich durch Laub und Aeſte,
Auf jedes Blatt, auf alle Knospen aus,
Und kehrt durch ihr verwägnes Wüthen,
Den Schmuck der hoffnungsvollen Blüthen,
Ja Stengel, Zweig und Stamm in Abſcheu, Wuſt und Graus:

So wuchs auch die beſchorne Schaar
Der kaum entſtandnen Lojoliter;"
Und fraß darauf, ſo bald ſie zeitig war,
Der Königreiche Mark und Güter u. ſ. w."

— aber die tief ernſte, deutſche Geſinnung, die durchweg in der Ode herrſcht, wird wol auch auf deutſche, dem ‚Fauſt' wohlwollend gegenüberſtehende Katholiken ihre Wirkung nie verfehlen; und ſo ſollte man die ‚Jubelode' getroſt, als eines der bedeutſamſten Denkmale deutſchen proteſtantiſchen Geiſtes, als eine mannhafte deutſche Tat, im proteſtantiſchen Deutſchland gelten laſſen und am Leben erhalten.[7]

Eine mannhafte Tat war dieſes Gedicht vor allem. Denn es gehörte auch in dieſem Falle kein gewöhnlicher Mut dazu, als Univerſitätprofeſſor in dem, von einem katholiſchen Fürſten beherrſchten Sachſen, in dem Reiche, an deſſen Spitze ein katholiſcher Kaiſer ſtand, ein ſolches ‚Feſtgedicht' zu wagen. Es hatte deshalb auch ſeine großen Schwierigkeiten, die Veröffentlichung zu bewirken, ja, nur einen Drucker zu finden. Gottſched berichtet

[6] Dies „Der Wahrheit heitrer Stral" darf uns nicht ſtören. Soweit war man damals noch nicht; ſoweit konnte ſelbſt Gottſched noch nicht ſeyn, dergleichen als ſtörend zu empfinden.

[7] Ich habe die ‚Jubelode' im 5. Bande der ‚geſammelten Schriften' neu veröffentlicht; auch ein ganz billiger Einzeldruck iſt im Gottſched-Verlage erſchienen.

darüber in der geschichtlichen Vorrede zum zweiten Bande seiner ‚Weltweisheit' Folgendes: „Der hiesige Censor, Prof. Menz, war zu furchtsam: und ein Freund rieth mir, sie nach Gotha zu schicken. Er übernahm diesen Auftrag selbst, allein der dasige Superintendent trug gleichfalls ein Bedenken, solches ohne Vorwissen des Consistorii zu erlauben. Dieß geistliche Gericht, darinn auch der sel. Kirchenrath Cyprian saß, überlegete also die Sache; wollte es aber gleichfalls nicht wagen, ihren Druck zu erlauben. Allein, indem sie daselbst durch viele Hände gieng, wurden Abschriften davon gemachet, deren eine nach Hamburg gerieth, und daselbst im Drucke erschien. Kaum war sie bekannt geworden, als sie in Berlin, in Danzig, zu Königsberg, auch im Hannöverischen nachgedrucket, und in ganz Deutschland ausgebreitet wurde." So gelang es dem feurigen Strome dieser machtvollen Verse denn schließlich doch, durchs weite Reich zu fluten; und Gottscheds Name war wiederum in aller Munde. Begeisterung auf der einen, Wut auf der anderen Seite loderte zu ihm empor; und obwol er auch für dieses umfangreiche Gedicht, das ihn Tage- ja gewiss Wochenlang beschäftigt hatte, keines Pfennigs Lohn ärndtete: so festigte es doch den Ruhm des Schöpfers der ‚critischen Dichtkunst' und gab ihm eine religiös-politische Vertiefung, die von der größten Bedeutung für den Reformator des völkischen und geistig-künstlerischen Lebens in Deutschland werden musste.

Aber auch die ‚Jubelode' gehörte (gleich der, 1730/31 in erweiterter Gestalt veröffentlichten, diesmal dem Grafen von Brühl gewidmeten ‚Nachricht von der deutschen Gesellschaft' und den Beiträgen für die ebenfalls noch 1730 herausgegebenen ‚Eigenen Schriften der D. Gesellschaft'[8]) nur zu den Nebenarbeiten

[8] Bei Waniek herrschen über diese Schriften der ‚D. G.' auf S. S. 210/11 ganz verworrene Vorstellungen. ‚Der deutschen Gesellschaft eigene Schriften' werden als „zweite Auflage der 1727 erschienenen ‚Nachricht'" bezeichnet; die zweite Auflage der ‚Nachricht' wiederum muss als „erster Band der Gesellschaftschriften" gelten. Die verschiedenen Veröffentlichungen der Gesellschaft aber ordnen sich den Jahren nach folgendermaßen: 1727 ‚Nachricht v. d. D. G.' — 1728 ‚Oden der D. G.' 1. Bd. — 1730 ‚Der Deutschen Gesellschaft eigene Schriften und Übersetzungen in gebundener und un-

dieſer arbeitreichen Zeit, in der ihn am ernſteſten die Pläne beſchäftigten, welche er mit Neubers Hülfe zur Durchführung zu bringen hoffte.

Johann Neuber war, Dank des Eintretens Gottſcheds für ihn, ſeit Oſtern 1728 der, jedem Wettbetrieb entrückte, Herr der Leipziger Bühne geworden, die zwar in ihrem „alten roſtigen Schimmer" einem Stalle, einer Bude nach wie vor ähnlicher ſchien als einem Kunſttempel; aber nun doch, weil Gottſched gewiſſermaßen als ihr Schirmherr galt und in ſeiner ‚critiſchen Dichtkunſt' mit Auszeichnung auf die Leiſtungen der Geſellſchaft hingewieſen hatte, bereits für den Mittel- und Stützpunkt der neuen Bewegung angeſehen wurde. Die perſönlichen Unterhandlungen mit Neuber und den beſten Kräften ſeiner „Bande" wurden denn auch zur Zeit der Oſtermeſſe wieder lebhaft aufgenommen; und die wichtigſte Frage blieb immer wieder: auf welchem Wege es ermöglicht werden könnte, dem kleinen Beſtande an regelrechten Tragödien franzöſiſcher Herkunft die, doch durchaus nötigen, deutſchen Tragödien und Komödien anzugliedern; die vom guten deutſchen Publikum verachteten deutſchen Komödianten zu Geltung beſitzenden Trägern anſpruchvoller Dichtwerke zu machen. Ja, dieſe Seite der Frage war beinahe noch wichtiger als die erſte. Denn nicht zum wenigſten von der ſittlichen und geſellſchaftlichen Hebung des Schauſpielerſtandes hieng das Wohl und Wehe der immer noch ſchwer um ihre Berechtigung kämpfenden, künſtleriſch geadelten, Schaubühne ab. Drei Dinge muſſten dem deutſchen Bewuſſtſeyn vor allem eingeprägt werden, falls die dramaturgiſche Reformbewegung nicht in ihren Anfängen ſtecken bleiben, wirkunglos in ſich zuſammenſinken ſollte: Erſtens, daſs die, jedem nicht ganz ungebildeten Menſchen von Grund aus widerwärtigen Hanswurſtpoſſen und die kaum weniger unerfreulichen Haupt- und Staatsaktionen

---

gebundener Schreibart' 1. Bd. (2. Aufl. 1735) — 1730/31 ‚Nachricht v. d. D. G. in erweiterter Geſtalt' — 1732 ‚Der Deutſchen Geſellſchaft geſammlete Reden und Gedichte' — 1734 ‚Der Deutſchen Geſellſchaft eigene Schriften u. ſ. w.' 2. Bd. — 1738 ‚Oden der D. G.' 2. Bd. und 1739 ‚Der Deutſchen Geſellſchaft eigene Schriften u. ſ. w.' 3. Bd.

keineswegs die für die deutſche Bühne einzig mögliche Koſt wären. Zweitens, daſs von einer künſtleriſch geadelten Bühne die tiefſten ſittlichen Wirkungen ausgehen könnten. Und Drittens, daſs der deutſche Schauſpieler, der Schauſpieler überhaupt (denn verachtet war der Schauſpieler, vor Gottſcheds Eintreten für dieſen wichtigen Künſtler, in aller Welt), nicht von engen, philiſtröſen Geſichtspunkten aus beurteilt werden dürfte; daſs es falſch wäre, wenn man im Schauſpieler ohne weiteres den ſittlich verkommenen Vagabunden ſähe. Daſs „tief eingewurzelte Vorurteile ſchwer auszurotten ſind“ wuſſte Gottſched; und als er nun daran gieng, in einer höchſt bedeutſamen Rede[9] die Würde der Schaubühne zu verteidigen, war er ſich ſehr klar darüber, mit was für Gegnern er zu tun hatte; nämlich mit „Leuten, die ſie verdammen, ohne ſie zu kennen, die den Misbrauch mit dem Gebrauche vermengen und alſo aus Uebereilung, das Kind, wo ich ſo reden darf, mit dem Bade wegſchütten wollen“. Und den „allerbündigſten Vernunftſchlüſſen“ noch unzugänglicher waren jene anderen, „die ſich mit einer beſonderen Frömmigkeit ſchützen, und gleichſam Gewiſſens halber, alle Schauſpiele verdammen“. Er aber, der dieſen „Frommen“ amtlich ſehr nahe, ja vielfach ſogar unter ihrer Aufſicht ſtand, wollte nun die einen „eines beſſern belehren; die andern behutſamer machen; und die dritten überführen, daß die Luſt, die man in Schauſpielen genießt, nicht ſündlich ſey, und alſo mit dem Chriſtenthume gar wohl beſtehen könne“. Und weil er „mit einer völligen Ueberzeugung“ von dem hohen Werte der Schauſpiele reden konnte, ſo tat er es nun auch „mit deſto größerer Freudigkeit“.

Es mag uns heute ein Lächeln ablocken, wenn Gottſched ſeinen Verſuch, die „wohleingerichtete Tragödie dem Spotte und der Verachtung der Unverſtändigen“ zu entreißen, mit der Bemerkung einleitet, daſs dieſe Gattung der Dichtkunſt etwas ſey,

[9] „Die Schauſpiele, und beſonders die Tragödien ſind aus einer wohlbeſtellten Republik nicht zu verbannen.“ Sie erſchien, ſo viel ſich nachweiſen läſſt, erſt 1736 in der ‚Ausführlichen Redekunſt‘; ſpäter auch in den ‚geſammelten Reden‘. Im 6. Bande der ‚geſammelten Schriften‘ habe ich ſie neu veröffentlicht.

„darauf ſich auch ein edler Geiſt ohne Schamröthe legen“ dürfe. Damals aber war eine ſolche Feſtſtellung ſehr wichtig; und es dauerte noch Jahrzehnte, ehe ſie von den, im damaligen Deutſchland nur allzu zahlreichen, „Frommen“, und andern „edlen Geiſtern“, nicht grundſätzlich abgelehnt wurde.

Aber wenden wir uns nun den feſſelnden Ausführungen Gottſcheds ſelbſt zu. Sie beginnen mit einer kurzen Darlegung des Weſens der Tragödie und ihrer Wirkungen: „Ein Trauerſpiel iſt eine allegoriſche Fabel, die eine Hauptlehre zur Abſicht hat, und die ſtärkſten Leidenſchaften ihrer Zuhörer, als Verwunderung, Mitleiden und Schrecken, zu dem Ende erreget, damit ſie dieſelben in ihre gehörige Schranken bringen möge[10]. Die Tragödie iſt alſo ein Bild der Unglücksfälle, die den Großen dieſer Welt begegnen, und von ihnen entweder heldenmüthig und ſtandhaft ertragen, oder großmüthig überwunden werden. Sie iſt eine Schule der Geduld und Weisheit, eine Vorbereitung zu Trübſalen, eine Aufmunterung zur Tugend, eine Züchtigung der Laſter. Die Tragödie beluſtiget, indem ſie erſchrecket und betrübet. Sie lehret und warnet in fremden Exempeln; ſie erbauet[11], indem ſie vergnüget; und ſchicket ihre Zuſchauer allezeit

---

[10] Ariſtoteles ſagt in ſeiner ‚Definition‘, wie ſie von Jakob Bernays und Adolf Stahr ſinngemäß verdeutſcht iſt: „Die Tragödie iſt die Darſtellung einer ernſten Handlung . . ., welche durch Erregung von Mitleid und Furcht die Erleichterung von dieſen Erleidniſſen zum Enderfolge hat.“ Gottſched hat den an und für ſich herzlich flachen, und obenein ziemlich unklaren Satz in ſoweit vertieft, daſs er nicht von „Erleichterung“ ſpricht, ſondern von einem „in die gehörigen Schranken bringen“; was eine geiſtige Tätigkeit von Seiten des Zuſchauers vorausſetzt. Ich halte es für nötig, auf dieſen Umſtand hier wenigſtens hinzudeuten; da ich der Sache ſelbſt in dieſem Werke nicht näher treten kann.

[11] Die „Erbauung“, von der doch ſonſt nur in religiöſen Dingen die Rede geweſen war, iſt zuerſt von Gottſched in Beziehung zur dramatiſchen Dichtkunſt gebracht werden; und man ſollte ihm auch dieſes Verdienſt nicht gering anrechnen. Schon 1725 läſſt er ‚Phyllis‘ in den ‚vernünftigen Tadlerinnen‘ (I, 44) ſagen: „Wir wünſchen, daß die Verfaſſer ſolcher luſt- und nutzerfüllten Spiele fortfahren mögen, unſerm Vaterlande dadurch den Ruhm zu machen, den es in dieſer Gattung der Poeſie noch nicht erlangt hat. Wir ergötzen uns an Verſtand und Tugend, wir

klüger, vorsichtiger und standhafter nach Hause.“ So hoch war noch nie von der Tragödie gesprochen worden, auch bei den „Alten“ nicht; denn diese waren nie in die Lage gekommen, die Schaubühne gegen die Anfeindungen des Tempels verteidigen, oder nachweisen zu müssen, dass die Kunst der Tragödie eine ernste, wichtige, ja religiös-weihevolle Angelegenheit eines gebildeten Volkes sey. Erst im Kampfe mit dem kirchlichen Vorurteil gegen Alles, was zur Schaubühne in Beziehung stand, entwickelte sich diese vornehme, priesterliche Anschauung vom Trauerspiel in Gottscheds großer Seele; und es bildet einen seiner schönsten Ruhmestitel, dass er der Welt, wenigstens zunächst der deutschen Welt, den Begriff der künstlerischen Erbauung schuf.

Den hohen Worten über die echte, für Deutschland noch erst zu schaffende, Tragödie folgt dann eine Verurteilung „derjenigen Misgeburten der Schaubühne, die unter dem prächtigen Titel, der Haupt- und Staatsactionen, mit untermischten Lustbarkeiten des Harlekins“ ihr „verabscheuungwertes und verwerfliches“ Wesen trieben. Als Grund der Verwerfung wird hier angegeben: dass sie „keine Nachahmungen der Natur“ seyen, da sie „sich von der Wahrscheinlichkeit fast überall entfernen“; dass sie zudem „nicht in der Absicht verfertiget“ seyen, um „den Zuschauer zu erbauen“. „Sie erregen keine großen Leidenschaften, geschweige denn, daß sie selbige in ihre Schranken bringen (d. h. durch Einsicht und Vernunft beruhigen) sollten. Sie sind nicht fähig, edle Empfindungen zu erwecken, oder die Gemüther der Zuschauer zu einer großmüthigen Verachtung des Unglückes zu erheben; sondern sie befördern vielmehr die Kleinmuth und Zaghaftigkeit, durch die Beyspiele ohnmächtiger und verächtlicher

---

mögen sie nun in Postillen oder theatralischen Poesien finden“ — und im 7. Bande der ‚Beyträge‘, wo er vielfach dramaturgische Fragen behandelt, heißt es in einem Artikel ‚Ursachen, warum ein Trauerspiel nothwendig in Versen geschrieben seyn müsse‘ auf S. 649: „Ich hoffe Vergebung zu erlangen, daß ich die Erbauung von der Tragödie brauche, und den Gottesgelehrten ein Wort abborge, welches in ihre Schule gehört.“

Helden." — Von dieſem großen Geſichtspunkte aus betrachtet er nun die Tragödie näher; und ich halte es für angezeigt, Gottſched auch bei dieſer Gelegenheit in allem Weſentlichen ſelbſt zu Worte kommen zu laſſen: weil nur ſein eigenes Wort mit voller Kraft für ihn, für ſeine großen, bahnbrechenden Ideen und gegen die Verleumdungen gewiſſer bedenkenloſer „Freunde der Wahrheit" und deren Nachſchwätzer zeugen kann.

„Alle Sittenlehrer ſind eins, daß Exempel in moraliſchen Dingen, eine beſondere Kraft haben, die Gemüther der Menſchen von gewiſſen Wahrheiten zu überführen. Die meiſten Gemüther ſind viel zu ſinnlich gewöhnt, als daß ſie einen Beweis, der aus bloßen Vernunftſchlüſſen beſteht, ſollten etwas gelten laſſen; wenn ihre Leidenſchaften demſelben zuwider ſind. Allein Exempel machen einen ſtärkern Eindruck ins Herz. Daher befleißigen ſich die Sittenlehrer, faſt alle ihre Lehren aus den Geſchichten zu erläutern. Sie machen Sammlungen von allerley alten und neuen Begebenheiten; um durch ſolche Exempelbücher die bittern Wahrheiten zu verſüßen, die ſchwachen Gemüther durch ihre Schwäche zu leiten . . .

„Was thut aber die Poeſie in ihren Tragödien anders, als eben dieſes? Ihre Fabeln ſind wahrſcheinlicher, als die äſopiſchen. Sie ſind dabey noch lehrreicher, als die bloße Hiſtorie, weil ſie ausdrücklich dazu erfunden worden, daß ſie auch allegoriſch ſeyn ſollen. Sie erzählet auch dieſe ihre Fabeln nicht nur ſchlechtweg; ſie verkleidet ſie in die ſchönſten poetiſchen Zierrathe. Man lieſt, man höret ſie nicht nur, in einer matten Erzählung des Poeten; ſondern man ſieht ſie gleichſam mit lebendigen Farben vor Augen. Alle ihre Helden leben. Ihre Perſonen denken, reden und handeln wahrhaftig. Es iſt, ſo zu reden, kein Bild, keine Abſchilderung, keine Nachahmung mehr: es iſt die Wahrheit, es iſt die Natur ſelbſt, was man ſieht und höret.

„Da bin ich ſelbſt zugegen, wenn ein Porus mitten in ſeinem Unglücke, auch bey einer verlohrnen Krone, noch großmüthig iſt; und ſeinem Sieger auch in den Feſſeln königlich antwortet. Da bin ich ſelbſt zugegen, wenn der ſanftmüthige Auguſtus ſeinen Verräther Cinna den Kopf ſchenket, den er,

ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, verwirket hatte. Da ſehe ich einen weiſen Titus, ſeine zärtlichſte Liebe, der Begierde, ein guter Kaiſer zu werden, aufopfern; und ſeine Berenice mit gleicher Standhaftigkeit einen Kaiſerthron verlaſſen. Da ſehe ich endlich einen Cato allen Staatsſtreichen des herrſchſüchtigen Cäſars heldenmüthig widerſtehen, und eine unglückliche Tugend dem triumphirenden Laſter bis in den Tod ſelbſt vorziehen. Alle dieſe, und unzählige andere Bilder rühren mich in dem Innerſten der Seelen. Ich bewundere ſolche Helden. Ich verehre ihre Vollkommenheit. Ich faſſe einen edlen Vorſatz, ſie nachzuahmen, und fühle einen heimlichen Ehrgeiz, nicht ſchlechter als ſie, befunden zu werden.

„Ich weis wohl, was man hier einwenden kann. Das ſind Bilder von den Großen dieſer Welt. Das ſind Schauſpiele für Könige und Fürſten: dieſe mögen die berühmten Exempel der Helden ſich zu Muſtern vorſtellen laſſen. Aber was nützet dieſes andern, von mittlerm und geringerm Stande? Es iſt zum Theil wahr, was man ſaget[12], meine Herren; aber darum iſt noch nicht alles gegründet. Ich bin indeſſen zufrieden, daß man mir ſchon ſo viel eingeräumet hat, daß die Trauerſpiele Königen und Fürſten nützlich und erbaulich ſeyn können.

„Freylich iſt es ſo, ihr Monarchen, Kaiſer, Könige, Fürſten und Herren! ihr Großen und Gewaltigen dieſer Erden! Die Wahrheit dringet faſt nicht anders vor eure Augen und Ohren, als durch die Bilder der Poeten; als durch die Lobgeſänge der Dichter, die euch in dem Preiſe verſtorbener Helden zeigen, was ihr thun ſollet; oder die euch wohl ſelbſt um ſolcher Eigenſchaften halber rühmen, die ihr noch nicht beſitzet, um euch zu zeigen, was eure Pflicht iſt. Die Muſen allein erkühnen ſichs, euch auf euren Thronen zu lehren, wenn ſich euer ganzes Hof-

[12] Wir erinnern uns, daſs der junge Gottſched ſelbſt die Notwendigkeit des bürgerlichen Trauer- und Schauſpiels daraus glaubte herleiten zu ſollen, daſs die ſchlichten Bürger keine königlichen Geſchicke erlebten, bei den üblichen Trauerſpielen alſo nichts rechtes empfinden könnten. — Von dem ſelben Standpunkte aus verſuchte bekanntlich 10 Jahre ſpäter Voltaire das Stoffgebiet des franzöſiſchen Trauerſpiels zu erweitern.

geſinde in Schmäuchler verwandelt hat. Die Wahrheit, welche in ihrer natürlichen Geſtalt, durch eure Leibwachten und Trabanten nicht durchdringen kann, ſieht ſich genöthiget, von der göttlichen Melpomene ihr tragiſches Kleid zu erborgen. Da tritt ſie denn, in Geſtalt alter Helden, auf die Schaubühne. Da prediget ſie euch mit Nachdruck von der wahren Größe der Prinzen; von der Nichtigkeit aller weltlichen Hoheit; von der Abſcheulichkeit der Tyranney! Da lehrt ſie euch, ihr Götter dieſer Erden, daß ihr auch Menſchen ſeyd[13].

„So gewiß es nun damit ſeine Richtigkeit hat: ſo wenig kann man doch behaupten, daß deswegen die Trauerſpiele denen von mittlerm Stande nichts helfen könnten. Sind denn nicht die meiſten Begebenheiten und Zufälle dieſes Lebens allen Menſchen gemein? Sind wir nicht zu einerley Tugenden und Laſtern fähig und geneigt? Kann nicht ein Edler und Bürger eben das im Kleinen ausüben, was Fürſten und Helden im Großen gethan? Und bekömmt nicht der Schluß, ſelbſt durch die Ungleichheit der Perſonen, eine größere Kraft: dieſer oder jener Prinz hat ſich in einem weit ſchrecklichern Unfalle gelaſſen und ſtandhaft erwieſen: daher muß ich mich auch in geringern Zufällen nicht ungebärdig ſtellen. Dieſer Held hat ſich in weit traurigern Umſtänden, mit der Unſchuld und Tugend getröſtet; daher will ich derſelben in mittelmäßigen Bekümmerniſſen auch nicht abtrünnig werden; ſondern lieber unſchuldig leiden, als durch Laſter groß und glücklich werden. Was will man, an dieſer Art ſich zu erbauen, gründlichers und nützlichers

[13] Auch Schiller, deſſen pathetiſche Größe ja vielfach an Gottſched erinnert und aus deſſen Schriften reichlich Nahrung gezogen hat, ſagt in ſeinem Aufſatz: ‚Die Schaubühne als moraliſche Anſtalt betrachtet‘ (1784), der in allem Weſentlichen ein Nachklang alles deſſen iſt, was Gottſched zu verſchiedenen Zeiten über das gleiche Thema geſprochen hatte: „Eine merkwürdige Klaſſe von Menſchen hat Urſache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu ſeyn. Hier nur hören die Großen der Welt, was ſie nie oder ſelten hören — Wahrheit; was ſie nie oder ſelten ſehen, ſehen ſie hier — den Menſchen.“ Aber wie ſchwächlich klingt dieſer Satz in Vergleichung mit den großartigen, freien Sätzen, die der „ſervile“ Gottſched 50 und mehr Jahre früher gewagt hatte!

wünſchen? Und wie will mans mit einigem Scheine der Wahrheit behaupten, daß die tragiſchen Schauſpiele nur Königen und Fürſten nützen können?

„Ich höre noch einen Einwurf machen, wenn man ſich auf die Erfahrung berufet: welche es gleichwohl nicht zeiget, daß dieſe Schauſpiele viele Leute tugendhaft gemacht hätten. Allein . . . auch die Predigten würden nicht erbaulich ſeyn, wenn man ſo augenſcheinliche Wirkungen derſelben bey allen Zuhörern fordern wollte. Wie viel Geizige ſind denn freygebig, wie viel Trunkenbolde mäßig, wie viel Unzüchtige keuſch, wie viel Unbarmherzige ſind mitleidig geworden, wenn ſie eine geiſtliche Rede von ihrem Laſter angehöret? Man gebe mir ein Verzeichniß von allen dieſen Bekehrten, die aus ſo vielen Millionen Predigten frömmer geworden: ſo will ich mich allezeit anheiſchig machen, aus den Trauerſpielen, die doch, auch da, wo ſie fleißig geſpielet werden, nicht den zehntauſendſten Theil von jenen ausmachen, eben ſo viele aufzuweiſen.

„Die Beſſerung des Herzens iſt fürwahr kein Werk, welches in einer Stunde geſchehen kann. Es gehören tauſend Vorbereitungen, tauſend Umſtände, viel Erkenntniß, Ueberzeugung, Erfahrungen, Beyſpiele und Aufmunterungen dazu, ehe ein Laſterhafter ſeine Art fahren läßt. Genug, daß man einen Saamen nach dem andern ins Herz wirft, der zu ſeiner Zeit aufgeht und Früchte bringet."

Er wendet ſich nun dem Vorwurfe, daſs die Schaubühne der Religion ſchädlich ſey, zu und widerlegt ihn auf eine Art, welche frommen Chriſten ſeiner Zeit allerdings kaum erfreulich geklungen haben kann. Einer Beziehung auf das Chriſtentum geht er nämlich ganz aus dem Wege. Dafür weiſt er nach, daſs „die natürliche Religion" nie von den tragiſchen Dichtern Griechenlands verletzt worden ſey; daſs dieſe vielmehr „faſt alle der ſtoiſchen Secte zugethan geweſen" ſeyen oder doch „eben ſolche Lehren von Gott und den Pflichten der Menſchen zum Grunde geleget und eingeſchärfet haben, als dieſe Weltweiſen in ihren Schulen gelehret". Er ſtellt feſt, daſs „die Vorſehung, die Gerechtigkeit und Güte Gottes; die Unſterblichkeit der Seele,

das Lob der Tugend und die Schande der Laſter" in allen Trauerſpielen der griechiſchen Klaſſiker zu ihrem Rechte kommen. „Die Unſchuld wird allezeit als triumphirend, die Bosheit aber als verdammlich vorgeſtellet. Und wenn man ja jene zuweilen auch unglücklich, dieſes hergegen als glücklich erblicket: ſo erſcheinen doch beyde in der, ihnen beyden ſo eigenen Schönheit und Häßlichkeit; daß wohl niemand unter den Zuſchauern zu finden iſt, der nicht lieber bey der Tugend unglücklich, als bey den Laſtern glücklich zu ſeyn wünſchen ſollte. Dieſe geſunden Begriffe nun pflanzet die Schaubühne in die Gemüther der Menſchen, auch wenn ſich dieſe bloß zu beluſtigen denken. Sie ſuchen nur Anmuth, und finden Nutzen; ſie ſtreben nach einem Zuckerwerke, und finden die nahrhafteſte Speiſe darunter verborgen."

Das mochte nun Alles ganz gut und richtig ſeyn, wenn nur nicht das „Leben derjenigen, die uns die Schauſpiele vorſtellen", den frommen Seelen und allen ehrſamen Philiſtern ein unüberwindliches Grauen eingeflößt hätte. Hier lag ein ſehr ernſt zu nehmendes Hindernis für die Fortentwickelung aller dramaturgiſchen Reformarbeit vor. Es kam Vieles, wenn nicht Alles, darauf an, die Schauſpieler mit Nachdruck zu verteidigen und das offen zu Tage liegende zuchtloſe Treiben der meiſten von ihnen mit einem ausreichenden Schein von Berechtigung zu entſchuldigen. Bisher hatte noch Niemand gewagt, die außerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft lebenden Komödianten gegen den Haſs der Geiſtlichkeit und die Verachtung des Bürgertums in Schutz zu nehmen. Selbſt Chriſtian Wolf hatte 1722 in ſeinen ‚Vernünftigen Gedancken von dem geſellſchaftlichen Leben der Menſchen' den Behörden eine ſtrenge Überwachung der „Quackſalber, Marktſchreyer, Comödianten, Seil-Täntzer, Spieler, Glücks-Töpffer, und anderer Land-Läuffer" anempfohlen. — Jetzt ſtand der, vom erſten großen Ruhm umſtrahlte Univerſitätsprofeſſor; der Mann, der ſelbſt oft genug auf den Kanzeln Leipzigs gepredigt, ſich für jedes von ihm geſprochene kühne Wort vor ſeiner geiſtlichen Behörde zu verantworten hatte: jetzt ſtand dieſer vielgehaſſte aber auch viel geliebte und viel bewunderte Mann auf und zeigte den Schauſpielern, den

treuen und notwendigen Mithelfern am großen Werke der Bühnenerneuerung, daſs er ein Herz für ſie, daſs er von ihrem verachteten Berufe die erhabenſten Vorſtellungen hatte.

„Vielleicht handelt man zu lieblos; wenn man es allen zuſchreibet, was einer oder der andre verſehen hat!“ — ſo beginnt er ſeine kurze, aber ſehr nachdrückliche Verteidigung, mit der er die ganze Rede ausklingen läſſt. Und er fährt fort: „Allein geſetzt, es wäre ſo. Soll denn die Tragödie deswegen unnützlich werden? Sollen wir uns deswegen derſelben entziehen? Das wäre lächerlich. — Ich ſehe niemals Comödianten; ich ſehe Könige und Helden auf der Schaubühne. Ich höre, was ſie reden und thun, ſo lange ſie ihre Rollen ſpielen; nicht aber, was ſie zu Hauſe, in ihrem Leben und Wandel vornehmen. Warum ſoll ich mich, um ſo weit geſuchter Urſachen halber, eines Vergnügens berauben, das ſo nützlich iſt? Das menſchliche Leben hat ohnedem nicht viele Beluſtigungen, die ſo rein, ſo untadelich, und der Tugend ſelbſt ſo beförderlich ſind, als die Trauerſpiele. Ich will ſie alſo beſuchen, ſo oft es ſich anderer Umſtände halber wird thun laſſen; und durch die Wirkungen derſelben, auch in meinen Handlungen, meine Gegner zu widerlegen ſuchen.“

Das war eine „Programmrede“ wie man ſie ſich zweckmäßiger nicht wol denken oder wünſchen konnte; und Neuber hätte kaum etwas klügeres tun können, als dieſe Rede drucken und überall, wo er ſeine Vorſtellungen zu geben gewillt war, verbreiten zu laſſen. Aber an ſolche „Reklamen“ dachte man damals noch nicht[14]; und für die Sache ſelbſt genügte es zu-

[14] Als Gottſcheds Freund May im Jahre 1734 des Franzöſiſchen Jeſuitenpaters Charles Boree 1733 gehaltene lateiniſche Rede von den Schauſpielen deutſch herausgab und ihr eine Abhandlung über deutſche Theaterverhältniſſe folgen ließ, die auf „eine Verherrlichung der Gottſched'ſchen Wirkſamkeit auf dem Gebiete des Theaterweſens“ (Waniek) hinauslief, da ſorgte allerdings die Neuberin dafür, daſs ein kurzgefaſſter Auszug des Traktats in allen Städten, wo ſie ſpielte, verbreitet wurde. Wir beſitzen darüber ein Zeugnis in Mentzels ‚Frankfurter Theatergeſchichte‘, wo es auf S. 161 heißt: „Und die angeſehenſten Leute in Frankfurt, die ſonſten noch niemalen eine Inclination für das Theater

nächſt, daſs in der Geburtſtätte der neuen deutſchen Schaubühne und der deutſchen Tragödie ſo ernſt für das ernſte Drama und ihre Verkörperer eingetreten, daſs ihnen gewiſſermaßen die Gleichſtellung mit Kirche, Predigt und Prediger von Seiten eines, jetzt bereits über eine große geiſtige Macht verfügenden, hochgeſinnten Mannes erkämpft wurde.

Die Beziehungen zu Neuber waren inzwiſchen immer feſter und herzlicher geworden. Wo die „Bande" ſich auch befindet, ob in Merſeburg, oder Hamburg, in Braunſchweig oder Wolfenbüttel, in Dresden oder Hannover, in Nürnberg oder Lübeck — der Verkehr wird nicht unterbrochen: Gottſched bleibt der leitende Mann, die eigentliche Seele aller Beſtrebungen Neubers. Er verſorgt ihn mit Überſetzungen; er gibt gute Ratſchläge; er bahnt ihm, dank ſeiner Verbindungen, die Wege. Als im Auguſt 1730 ein Gerücht vom Tode der Neuberin nach Leipzig dringt, fragt Gottſched bei Neuber an; bezeigt ſich aber von vornherein als Ungläubiger, weil ihm ja zweifellos zuerſt von einem ſolchen Ereignis Mitteilung gemacht worden wäre. Und Neuber beſtätigt des Meiſters Vermutung. Er bekennt, daſs er ſich andernfalls „bei keinem andern als bey Ew. HochEdl. Troſt und Raths erholet haben würde", wie er „ſich ferner verhalten ſolle", und legt zugleich ein „Briefgen" der Gattin bei, damit der „Hochgeehrteſte Herr und Gönner", für den der Tod der beſten Künſtlerin ſeiner Schützlingstruppe ja ein allerhärteſter Schlag geweſen wäre, „deſto deutlicher daraus erſehen möge, daß ſie noch lebet". Durch Neuber hinwiederum wird er von allen bemerkenswerten Vorgängen in Kenntnis geſetzt. So heißt es in einem, aus Hamburg geſandten, Briefe vom 28. Juni (1730), nachdem der Theaterhäuptling „vielmal für

bezeuget, ſcheuten ſich auch nicht, die Neuber'ſche Schaubühne nach ſothaner Vorbereitung mit einer ganz ſeltſamlichen Spannung zu erwarten." Das war 1736 und ſtand in Beziehung mit dem Triumphzug des ‚ſterbenden Cato' — deshalb hauptſächlich mag es unterblieben ſeyn, die Gottſchediſche Rede zu Propagandazwecken zu verwenden. May ſagte ja in ſeiner Abhandlung dasſelbe, was Gottſched bereits geſagt hatte; er ſtellte aber zugleich die Wirkſamkeit des Bühnenreformators ins hellſte Licht — und das war für die Sache ſelbſt das Wirkſamſte.

die ſich gegebene Mühwaltung“ gedankt, eine „ſchönſte Empfehlung“ der Neuberin ausgerichtet und in deren Namen gebeten hat, daſs Gottſched „doch immer wieder von ſelbſt gut werden möchte“ wenn er Grund zu haben glaube, dem Ehepaar „böſe zu ſeyn“: „Die hieſigen Opern ſind ſehr ſchlecht und haben auch ſchlechte Einnahme, wir aber haben ſo viel Zuſchauer als die itzigen Umſtände erlauben, und ſo viel als Liebhaber davon hier ſind. Herr Haaman[15] ſaget gar nichts zu unſern guten Comödien und kommt deswegen gar nicht hinein; iſt er ja einmahl gekommen, hat er allezeit einen Sitz genommen, wenn wir keine dergleichen Comödie oder Tragödie gehabt, denn es ſcheinet, er ſey kein Liebhaber davon“. Am 17. September ſchreibt Neuber u. A.: „Hier in Hannover habe beſſere Kenner von teutſchen Trauerſpielen angetroffen, als ich vermuthen können. Es ſind etl. Jahre ſehr viel Comödianten hier geweſen, worunter auch ſonderlich die Braunſchweigiſchen mit dem berühmten Harlekin Müller zu rechnen[16]. Dieſe alle haben hier die Leute ſo ſatt gemacht, daß ſie bey unſerm Anfang gar ſparſam kamen, dabey haben jene auch eine ſo ſchöne Lebens-Arth geführet, daß man uns nicht eines Thalers werth ohne Geld vertraute. Da wir aber unſere ſogenannten Verſe-Comödien anfingen, und die neuen Kleider anzogen kam es bald anders. Die zur hieſigen Landes-Regierung beſtellten geheimten Räthe machten den Anfang und weil es denen gefiel, folgten die übrigen von Adel und alle vornehmen bald nach, und nun geſteht jedermann, ſie haben dergleichen noch nie geſehen. Hingegen der Pöbel, welcher vorigen Comödianten die Nahrung gegeben, kann ſich noch nicht darein finden, weil man nicht genug Gelegenheit hat, grobe Poſſen zu machen . . . Ew. HochEdl. läßt ſich auch Herr Koch beſtens empfehlen und Dero gütige Gewogenheit fernerhin ausbitten; er iſt zeithero zwar

[15] Johann Georg Haman iſt gemeint, der ſeit einigen Jahren in Hamburg lebte und von Gottſched für eine ſeiner beſten Vertrauensperſonen gehalten wurde.

[16] Ich erinnere hier an das, im 6. Kapitel, Anmerkung 27 Geſagte.

immer fleißig geweſen[17], aber es kann nicht gar zu viel fertig werden, weil immer eine Arbeit zur Andern kömmt. Dieſen Sommer hat er uns ein neu Theater gemahlet und alſo wird dieſe Meſſe der Leipziger Schauplatz in ſeinem alten roſtigen Schimmer doch neue Mahlerey haben." Am 18. November wird aus Dresden u. A. berichtet: „Drey Wochen lang haben wir allhier unſre Arbeit getrieben und noch ſo ziemlichen Zuſpruch dann und wann gehabt. Doch bleiben die hieſigen bey ihrer Art und hören nur halb zu, daher gefällt ihnen auch alles nur halb." Im nächſten Jahre ſchreibt Neuber am 21. Juli von Nürnberg aus: „Es hätte freylich wohl eher als itzo geſchehen ſollen, daß ich berichtet, wie hier unſere Schau-Spiele aufgenommen würden; da wir aber hier die Woche nur 2 mahl agiren, ſo habe erſt die Zeit erwarten müſſen, biß ich erfahren, ob es möglich ſey, den Hieſigen einen Geſchmack davon beyzubringen. Das hat nun anfänglich bey den meiſten gar nichts heiſen wollen, wenn geſagt worden: ein Comödie von lauter Verſen. Nun aber ſind doch die Vornehmen, wie ich glaube, gewonnen, und bekommen viele Luſt, etwas von den neuen Leipziger Büchern zu leſen. Unſer erſtes Stück war der Cinna; da fügte es ſich ſo glücklich, daß der Herr Autor der Ueberſetzung ſelbſt einen Zuhörer abgab[18], welcher itzo der vornehmſte Rathsherr iſt und Caſtellan genannt wird. Er wohnet auf dem hieſigen Schloß und hat durchgängig das größte Wort zu ſprechen. Dieſer hieſige Patriot hat uns durch ſeinen Beyfall guten Nutzen geſchaffet, und wenn es ſo fortfähret, wie es itzo ſtehet, dürften die Nürnberger wohl gar Liebhaber von Leipziger Verſen werden . . . Herr Koch mahlt erſchrecklich, und künftige Michaelismeſſe werden wir unſre Schau-Bühne mit lauter neuen Verwandlungen ausputzen. Kleider werden alle

[17] Mr. Koch iſt ſehr fleißig im Ueberſetzen, heißt es in dem vorhin erwähnten Briefe vom 28. Juni.

[18] Neuber hatte alſo augenſcheinlich keine Ahnung, daſs Gottſched von Leipzig aus, die Dinge ſo geſchoben hatte, daſs der „vornehmſte Rathsherr" von Nürnberg (Führer) das beſſere Publikum dieſer Stadt in die „regelmäßige Comödie" ziehen muſſte.

Tage noch mehr verfertigt, endlich wird doch was draus werden müſſen. Jüngſt reiſte der Durchl. Hertzog von Braunſchweig hier durch, dem mußten wir verſprechen, aufs Carneval zu ihm zu kommen. Alſo fehlt itzt nichts weiter zum Wachsthum unſers Schau-Platzes als Stücke und eine Mannsperſon, von der man hoffen könnte, daß in etlichen Jahren ein guter Tragiker aus ihm werden würde. Zu guten Stücken und ſonderlich Tragödien können ſie uns helfen, und vielleicht findet ſich auch eine Perſon (d. i. der erhoffte „Tragiker")." Noch vor dem Karneval beſuchte Neuber Braunſchweig. Herzog Auguſt Wilhelm war im Sommer kinderlos geſtorben; am 2. Oktober huldigten die Braunſchweiger dem Nachfolger: Ludwig Rudolf, der bereits zu den Verehrern Gottſcheds gehörte; und Neuber hielt es deshalb für angezeigt, die Feſttage mitzumachen. In einem, 1731, am 31. Oktober aus Wolfenbüttel abgeſandten Schreiben berichtet er u. A. über die Feſtvorſtellung am 4. Oktober folgendes: „Abends ſpielten wir nach dem Prologe die Iphigenia. Die Zuſchauer waren häufig. Denn das war das erſte Mal, daß man ein ſolches Stück in Braunſchweig ſah[19]. Madame Müllern mit ihrem Bruder kamen von Hannover herüber und ſahen uns zu. Sie ſchienen böſe zu ſeyn weil wir da waren, und ſind

[19] Aus dieſer (übrigens auch von Danzel unterdrückten) Bemerkung ſcheint hervorzugehen, daſs die Aufführungen der 4 aus dem Franzöſiſchen überſetzten Tragödien, die Neuber 1726 in Braunſchweig auf den Wunſch des Herzogs Auguſt Wilhelm ſpielte, nicht eigentlich öffentliche Aufführungen geweſen ſeyn können und mit dem Muſentempel des Kaffeewirtes Wagner in keiner unmittelbaren oder „geſchäftlichen" Beziehung ſtanden; wie das aus Devrients Darſtellung herausgeleſen werden muſs. Es hatte ſich damals offenbar nur um eine, ausſchließlich für den Hof berechnete Veranſtaltung gehandelt. Erſt mit der Aufführung der von Gottſched überſetzten ‚Iphigenia' (1731, d. 4. Oktober) begann für Braunſchweig die Teilnehmung an der Bühnenreform. Neuber iſt in dieſem Falle ein ſo einwandfreier Zeuge, daſs Devrients Verſuch, die Sache ſo darzuſtellen, als ob die Neubers, oder eigentlich die Neuberin, ſchon in Braunſchweig die Bühnenreform begonnen hätten, unbedingt abgewieſen werden muſs. Dieſe Reform begann erſt, als Gottſched Neubers veranlaſſte, die, nicht lange vorher am Braunſchweigiſchen Hofe geſpielten, 4 Stücke auf der öffentlichen Bühne Leipzigs zur Darſtellung zu bringen.

auch nicht zu uns gekommen, ungeachtet wir ſie bitten laſſen. Daher iſt es denn auch gekommen, daß ſie ſich gegen andre Leute mit verächtlichen Worten über unſer agiren heraus gelaſſen . . . Wir kommen künftigen Advent gewiß nach Leipzig und hoffen das Glück zu haben, uns bey guthem Muthe weitläuftig unterreden zu können."

Wir ſehen: die Bühnenreform gieng langſam, aber doch ſtetig vorwärts; weil es Gottſched glückte, die Theatergeſchäftsleute bei guter Stimmung und in dem Glauben zu erhalten, daſs ſie wirklich einer guten und vor allem einer, wie es allgemach ſchien, auch geſchäftlich ausſichtreichen Sache dienten. Neuber und ſeine Leute wurden mehr und mehr ſtolz darauf, die alleinigen Beſitzer der „neuen Leipziger Bücher" zu ſeyn, die Gottſched ihnen „mit einem wahren Bienenfleiß, mit einem ſtaunenswerten Eifer" (O. F. Lachmann) zurecht machte; denn der ‚Prinzipal' ſelbſt „hoffte beſtändig", durch ſeines Schirmherrn „gute Beyhülfe noch durchzudringen und ſollte es auch noch länger als ein Jahr anſtehen". Mit einem Worte: der Geſchäftsmann, der keinen Harlekin Müller in ſeinem Perſonal hatte, wollte ſich gern noch ein Jahr oder auch zwei Jahre mit ſeinen „Leipziger Verſen" ſchlechte oder wenigſtens nicht gerade glänzende Einnahmen gefallen laſſen; wenn nur, wie er beſtimmt erwartete, Gottſched dafür ſorgte, daſs in abſehbarer Zeit ſich die große Ärnte für das „idealiſtiſche" Ehepaar einſtellte. Darüber, daſs die ganze Bewegung zunächſt nur auf ihn, auf ſeinen unverdroſſenen Fleiß, auf ſein lautes und ſtilles Eintreten für ſein Ideal und — für ſeine Schauſpieler angewieſen war, wird ſich Gottſched auch nie getäuſcht haben. Sobald er nachließ, war die Sache verloren. Denn es iſt kaum anzunehmen, daſs die Neubers, daſs vor allem die Neuberin ohne das unaufhörliche Antreiben Gottſcheds, ohne des Meiſters feſten Glauben an den Sieg des Guten, und zumal ohne deſſen treue Fürſorge, auch nur ein Jahr bei der Stange geblieben wären. Mochte der unübertreffliche, das Volk in Schaaren herbeilockende Harlekin Müller ihnen auch das landläufige Theatergeſchäft ſehr erſchweren: auf die Dauer blieb das übliche doch immer das

ſichere Geſchäft. Das wäre für die ‚Prinzipale‘ das entſcheidende geweſen; und man hätte es ihnen nicht einmal verargen dürfen.

Die eigentliche Arbeitlaſt lag alſo auch hier auf den Schultern des Mannes, der ſchon jetzt mit Berufs-, mit idealen Pflicht- und Neigungarbeiten überhäuft war. Wenn er ſich dadurch nicht abſchrecken ließ; wenn er für die Durchſetzung ſeines Ideals ſo viel Zeit und Mühen opferte, als wenn es ſich um die eine große Lebensarbeit gehandelt hätte: ſo beweiſt das ſchlagender, als Worte und Beweisführungen es vermöchten, daſs es ihm tiefer Ernſt mit ſeiner dramaturgiſchen Reformarbeit war. Unverſtändlich iſt es deshalb, wie ſichs Michael Bernays einfallen laſſen konnte, zu behaupten: Gottſched habe „keineswegs aus innerem Drange“ die Bühnenerneuerung betrieben; und als eine unwürdige Verdächtigung muſs die Meinung Wanieks zurückgewieſen werden, daſs Gottſched ſich der deutſchen Bühne nicht aus Idealismus und Vaterlandsliebe angenommen, ſondern „nur auf den Ruhm ſpekuliert“ habe, den ihm „die Bühne zu bringen verſprach“. — Der Schöpfer der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ bedurfte ſolcher „Spekulation“ glücklicherweiſe nicht. Im Gegenteil: dieſer, von ihm errungene Ruhm half ihm, die Bühnenreform durchſetzen. Und alle ſeine bisherige Mühe, alle die ſelbſtlos gebrachten Opfer[20] hätten ihm ſchwerlich den geringſten Dank eingetragen, wenn er nicht nach einiger Zeit gezwungen worden wäre, ſeiner Hülfstruppe neben den paar Überſetzungen auch ein deutſches Trauerſpiel zu ſchaffen.

Gottſched war, wie ich das ſchon ausgeſprochen habe, kein Dramatiker von Gottes Gnaden. Er beſaß die leidenſchaftliche

[20] Davon, daſs Gottſched von Neuber jemals auch nur einen Pfennig für die von ihm gelieferten Tragödien erhalten hätte, iſt nie etwas laut geworden. Neuber ſtand zweifellos in dem Glauben, daſs Gottſched froh ſeyn müſſte, wenn ſein „Prinzipal“ auf ſeine Ideen eingieng und ſeine Stücke ſpielte. Rat, Hülfe, lange Briefe, Überſetzungen und eigene Stücke — Alles, Alles erhielt Neuber geſchenkt. Welche „Empfänglichkeit“ auf der einen, welche Opferfreudigkeit auf der anderen Seite!

Neigung für die dramatiſche Kunſt. Er wäre als ſchiffbrüchiger Student, bei ſeiner ungewöhnlichen Rednerbegabung, vielleicht ein hervorragender Schauſpieler, wäre ganz gewiſs ein großer Bühnenleiter und auch auf dieſem Wege der Bühnenreformator geworden, wenn er ſeinen Lebenslauf nicht in der Ausführung einer weit umfangreicheren völkiſchen, höchſt wichtigen Aufgabe erblickt hätte. Ja, möglichenfalls wäre dem deutſchen Theater nach und nach in ihm ſogar ein Dramenſchreiber höheren Ranges, ein Leſſing oder Gutzkow, erſtanden; wofern er ſeine übermenſchliche Kraft ganz oder vorzugsweiſe nach dieſer einen Seite hin betätigt hätte: Aber zu einem großen Meiſter des Dramas wäre er trotzdem nie herangereift; weil ſeiner Kampfnatur die tiefe, einſeitige Beſchaulichkeit; ſeiner großen, feſt in ſich ruhenden jedoch ſtets leidenſchaftlich tätigen Seele zwar nicht die überſchauende Gelaſſenheit, aber die ſonnige Stille, ohne die kein großer Künſtler werden, kein großes Kunſtwerk ſich vollenden kann, fehlte. Als er daran gieng, den ſchöpferiſchen deutſchen Talenten den Weg zu bahnen, trieb ihn kein dämoniſcher Drang und keine unwiderſtehliche innere Nötigung. Nur die heilige Liebe zur Sache; nur das brennende Verlangen, vom deutſchen Volke die Schmach der Bettelhaftigkeit, der Unfähigkeit zu nehmen, ſein Vaterland den andern Kulturländern auch in dieſer Beziehung nach und nach ebenbürtig zu machen — nur dieſer völkiſch-politiſche Zweck nötigte ihn, den Beweis zu liefern: daſs auf deutſchem Boden ebenfalls ein, den Kunſtgeſetzen entſprechendes, edles Trauerſpiel erwachſen könnte. Kein Muſter- und Meiſterwerk wollte er ſchaffen; dazu fühlte er nicht den Beruf in ſich. Nur ein Schulbeiſpiel ſollte den „groſſen und erhabenen Geiſtern, die zur tragiſchen Poeſie gleichſam gebohren zu ſeyn ſcheinen" geboten werden, damit ſie nicht allein „auf die Wiſſenſchaft der Regeln, die nicht ohne alle Bemühung und Geduld gefaſſet werden können," angewieſen blieben. Vor allem aber ſollte natürlich Neuber ein brauchbares, Erfolg verſprechendes, vom Geiſte der Bühnenerneuerung beſeeltes Theaterſtück erhalten; und es kam viel darauf an, bei Wählung des Gegenſtandes, des „tragiſchen Helden", gleich den richtigen Griff zu tun.

Aus dieſem Grunde war es denn auch nichts weniger als Zufall (wie man wol gemeint hat), daſs Gottſched ſich gerade den uticenſiſchen Cato zum Helden ſeines erſten dramatiſchen Verſuchs wählte.

Cato war ihm, dem vorzugsweiſe von ſtoiſcher Weisheit erfüllten Denker, eine vertraute geſchichtliche Perſönlichkeit. Schon 1726 hatte er ihm, gleich ſeinem über alles geliebten und verehrten Sokrates (Demoſthenes und Sokrates waren und blieben allezeit für Gottſched die zwei größten Griechen, die Männer, die er nahezu inbrünſtig verehrte, denen er bewuſſt nachſtrebte; ſelbſt Cicero und Seneca, der Denker, ſtanden ihm erſt in der zweiten Reihe), eine Akademiſche Rede gewidmet (Geſ. R. S. S. 553/63), in der er ſich in bewuſſten, ſcharf zugeſpitzten Gegenſatz zu Cicero, Valerius Maximus, Seneca, Vergil, Horaz, Lukan und anderen „großen und gelehrten Männern" ſtellte; in der er erklärte, es namentlich dem „ſcharfſinnigen Seneca nicht vergeben" zu können, daſs er mit ſeinen „Lobſprüchen auf dieſen Cato ſo verſchwenderiſch geweſen". Hier weiſt er nun, mit ſehr bemerkenswerter Unabhängigkeit, nach: daſs der Stoiker Cato nicht als ein unüberwindlicher Weiſer, ſondern vielmehr als ein kurzſichtiger, von Ehrgeiz und Eigenſinn erfüllter kleiner Menſch in den Tod gegangen ſey; und es iſt von Wichtigkeit, ſich mit den Gründen bekannt zu machen, aus denen der ſechsundzwanzigjährige Gottſched, gegen die allgemein herrſchende Anſicht, über den Mann, der nach dem Urteil aller „römiſchen Scribenten" mehr getan, „als die Stoiker von ihrem vollkommenſten Weiſen fordern", und „in den eliſäiſchen Feldern, unter einer auserleſenen Geſellſchaft rechtſchaffener Männer, die Oberſtelle bekommen" werde, ſtreitet.

„Es iſt zu bewundern" — ſagt er, nachdem er das Verhalten Catos in den letzten Tagen und Stunden ſeines Lebens geſchildert hat — „daß ſo viele wackere Männer, ſich durch einen bloßen äußerlichen Schein, ſo gar verblenden laſſen, daß ſie nicht auch ins Innerſte ſeines Gemüthes durchzudringen, und die verborgene Zaghaftigkeit des catoniſchen Geiſtes[21] zu

[21] Hier kommt bereits der Seelenforſcher, der wenige Jahre ſpäter die Naturnachahmung vor allem auf die Seelenvorgänge ausgedehnt wiſſen

entdecken vermocht haben". Und nun geht er daran, nachzuweiſen, warum Cato nichts weniger als „ein großmüthiges und edles Ende gehabt" habe.

Zunächſt erblickt er in einem „Selbſtmord, der aus Verzweiflung herrühret", nichts Großes; hält es vielmehr mit Ariſtoteles, namentlich aber mit Plato und den echten Stoikern, die es tadeln, wenn Selbſtmörder „aus Furcht und Verzweiflung den Tod ſuchen", dem ſie „mit ruhigem Herzen und gelaſſenem Gemüthe entgegen gehen ſollen". Dann aber betrachtet er die Umſtände, unter denen Cato zum Stahl griff. Er ſchildert ſeine Abhängigkeit von den Überlieferungen der Familie; ſeinen Ehrgeiz, aber auch ſeinen „redlichen" Patriotismus, der ſich gegen Cäſars herrſchſüchtige Abſichten empören muſſte; und begleitet ihn bis dort, wo er an der Spitze eines kleinen Heeres auf dem Punkte ſteht, Roms Freiheit gegen die Herrſchgelüſte Cäſars zu verteidigen; wo er dann unterliegt, weil er zu ſtolz iſt, den Sieger, in welchem er, als Verfechter einer gerechten Sache, den Beſiegten erblickt, um Frieden zu bitten; wo er ſchließlich den Selbſtmord begeht. Hier ſetzt nun die Urteilſprechung des ſpäten, nachweltlichen Richters ein, die es wol verdient, wörtlich wiedergegeben zu werden:

„Wie ſchlecht, o wie ſehr ſchlecht haſt du den Regeln deiner ſtoiſchen Weisheit nachgelebt, verzweifelnder Cato! Sage mir doch, wäreſt du denn ein Sklave Cäſars geworden, geſetzt, daß du wirklich in ſeine Hände gekommen wäreſt? Bleibt nicht ein Weiſer auch im Gefängniſſe, auch unter der Laſt der Feſſel frey? Iſt er nicht ein Herr derer, die ihn binden; und ein König aller Tyrannen, die über ihn Gewalt üben? Iſt es nicht viel großmüthiger, ſeine Ketten durch die Länge der Zeit abzunützen, als ſie aus Ungeduld zu zerbrechen? Iſt der nicht zaghafter, der das Unglück flieht; als der es mit Gelaſſenheit erwartet, duldet und ſtandhaft ausdauret, es ſey ſo groß, als

---

will und dadurch für die Kunſt eine ganz neue Bahn bricht, zu Worte. Kein Anderer wäre damals im Stande geweſen, die „verborgene Zaghaftigkeit des catoniſchen Geiſtes" wahrzunehmen; das lag noch ganz jenſeits der Beobachtungsgränzen.

es wolle? Wäre es nicht rühmlicher gewesen, den Tod von Cäsars Händen zu erwarten, und ein Märtyrer der römischen Freyheit zu werden; als wie ein Verzagter in sein eigen Schwert zu fallen, und einem Verzweifelnden gleich zu werden?

„Noch mehr. Der Mensch, lehren die Stoiker, lebt nicht für sich, sondern für andere. Er ist ein Glied in der Kette aller Dinge; ein Theil der Welt, ein Bürger in der Republik aller vernünftigen Geschöpfe. Solange er nun diesen nützen und dienen kann, muß er sie seines Beystandes durchaus nicht berauben. Was kann wohl vernünftigers gesaget werden, als eben dieses? Und dennoch bringt sich der eigennützige Cato ums Leben. Was ist Rom mit seinem Tode gedienet? Was wird durch seinen Selbstmord gebessert? Wird auch sein kalter Leichnam Wälschland von einem Tyrannen erlösen? Oder wird sein verspritztes Blut ein Lösegeld der verlornen Freyheit werden? Hätte er nicht vielmehr suchen sollen, das Joch Cäsars, wo nicht mit Gewalt abzuwerfen, doch durch seine Weisheit zu mildern? Hätte er nicht manches Unheil verhüten können, wenn er sich der Hochachtung, die der Ueberwinder gegen ihn hatte, zum besten seiner Mitbürger bedienet; schädliche Anschläge durch sein Ansehen gehindert; gute befördert; und denjenigen, den er für einen Wüterich hielt, in einen Vater des Vaterlandes verwandelt hätte?"

Wir sehen: der Denker und Sittenlehrer fühlte sich gedrängt, Catos „aus Zaghaftigkeit und Verzweiflung" entstandene „Großmuth" zu verwerfen; die „Standhaftigkeit, die sich den Schlüssen des ewigen Verhängnisses widersetzet, sich in die Zeit nicht schicken kann, sondern die ganze Welt nach ihrem Kopfe regieren, und ihren Eigensinn zur Richtschnur aller Begebenheiten machen will", zu verdammen. Aber gerade das, was den verzweifelnden Cato, von diesem besonderen Standpunkte aus, zu einem kleinen, schwachen Menschen machte, stämpelte ihn zugleich zu einem wirklich tragischen Helden; der ja eben kein Weiser zu seyn braucht. Der Denker Gottsched hatte den Selbstmörder Cato, allen seinen Bewunderern zum Trotze, verurteilt. Der Dramatiker Gottsched erblickte mit Recht in ihm einen

vollendeten Helden für die Tragödie[22]; um ſo vollendeter, als er zugleich ein „redlicher Patriot" war, der den Deutſchen, von denen damals keiner Neigung gehabt hätte, ſich dem, vom Cäſarenhochmut beſeelten Franzoſenkönige zu widerſetzen, ein großes, ergreifendes Beiſpiel geben konnte.

Um nun dieſen tragiſch endenden Patrioten für die deutſche Bühne zu erobern, hatte Gottſched ſich zunächſt die Aufgabe geſtellt, den ‚Cato' von Addiſſon, eine kümmerliche, vorübergehend erfolgreich geweſene, parteipolitiſche Tendenzdichtung zu überſetzen. Die erſten Anfänge dieſer Arbeit lagen auch bereits vor: als er bei gründlicherer Unterſuchung des Originals entdeckte, daſs dieſes in keiner Weiſe dem Ideal der franzöſiſchen, geſchweige denn der antiken Tragödie, überhaupt den, an ein dramatiſches Kunſtwerk zu ſtellenden, Forderungen entſprach. Der Haupthandlung waren zwei, zum teil recht kindiſche, Nebenhandlungen angegliedert; nicht etwa um die Haupthandlung zu fördern, ſondern um den üblichen Liebeswirrwarr zu ſchaffen. Die Szenenführung war ganz kunſtlos; und dem ernſten Cato, dem ſtrengen Verfechter der Freiheit ſeines Landes, wurde in der ſchwerſten Stunde ſeines Lebens noch obenein zugemutet, ein paar Heiraten zu beſtätigen! Das, auf der deutſchen und franzöſiſchen Bühne herrſchende, „Hochzeitmachen" war aber Gottſcheds ernſter Natur in der Seele zuwider; und weil „die Alten es überaus ſelten angebracht" hatten, ſo wollte er es „auch hier verſuchen, ob denn ein Trauerſpiel nicht ohne die Vollziehung einer Heyrath Aufmerkſamkeit erlangen könne".

[22] In der Rede über die Tragödien (wo er u. A. mit offenbarer Freude darauf hinweiſt, daſs die alten „tragiſchen Poeten faſt alle der ſtoiſchen Secte zugethan geweſen" Geſ. R. 572) ſtellte er bereits den „allen Staatsſtreichen des herrſchſüchtigen Cäſars heldenmüthig widerſtehenden, und eine unglückliche Tugend dem triumphirenden Laſter bis in den Tod ſelbſt vorziehenden Cato" als gleichwertigen Helden neben Titus und Auguſtus, und bemerkte dazu: „Ich bewundere ſolche Helden. Ich verehre ihre Vollkommenheit. Ich faſſe einen edlen Vorſatz, ſie nachzuahmen, und fühle einen heimlichen Ehrgeiz, nicht ſchlechter, als ſie befunden zu werden" (Geſ. R. 569). Er hatte die Lage Catos alſo inzwiſchen auch als Moraliſt offenbar milder und richtiger zu beurteilen gelernt.

Um ſchneller zu ſeinem Ziele zu kommen, griff er noch zu einem anderen ‚Cato‘, der von dem recht mittelmäßigen franzöſiſchen Bühnendichter Des Champs herrührte; und mit geſchickter Benutzung beider Stücke kam dann verhältnismäßig ſchnell ‚der ſterbende Cato‘ zu Stande, der gleich bei ſeiner erſten Aufführung in Leipzig eine tiefe Wirkung ausübte und für Jahre hinaus das anziehungkräftige Hauptſtück der Neuberſchen Geſellſchaft blieb.

Wir können die, theatergeſchichtlich ſo höchſt bedeutſame, Tatſache des großen, die Zeit her auf der deutſchen Bühne mit deutſchen Trauerſpielen nur ganz ausnahmsweiſe wieder erreichten, Erfolges eines Dramas, das dem ſchlechten Geſchmack der Maſſe nicht das kleinſte Zugeſtändnis machte und ſelbſt der Liebe nur einen ſehr knappen Raum frei ließ, heute kaum verſtehen[23]; wenn wir den ‚ſterbenden Cato‘ nur auf ſeinen künſtleriſchen Wert hin prüfen. Dieſer Wert iſt gering; ja, meine perſönlichen Anſprüche an ein Drama ſind der Art, daſs ich die erſte deutſche Tragödie der neuen Schaubühnen- und Litteraturepoche nicht einmal durchweg ernſt zu nehmen vermag. Nicht nur die, durch den Reimzwang faſt überall um ihre Schlichtheit, vielfach ſogar um die, im gegebenen Falle nötigen, zutreffenden Worte gekommene Verſsprache verleidet mir das Stück. Auch die Menſchen ſelbſt laſſen keine Teilnehmung in mir aufkommen; weil ihnen das Leben fehlt; weil ſie nicht emp-

[23] Wenn 1734 ein ungenannter Herr aus Bern (in dem man mit einigem Grunde die Herren Bodmer und Breitinger vermutet hat) ſich in einem langen, feindſelig gegen Gottſched gerichteten Schreiben (das der Zwickauer Rektor Daniel Wolfgang Meyer 1744 in ſeinem Buche ‚Leben und Thaten der Weltberüchtigten und beſten Comoedianten unſrer Zeit‘ veröffentlichte) über das „unglaubliche Lärmen“, welches „der ſterbende Cato bey ſeinem erſten Erſcheinen machte“ wunderte, es nicht begreifen wollte, daſs „die verſudelte Iphigenia und der verſchnittene Cato den verſtändigen Leipzigern gefallen können“ — ſo ſprachen hier natürlich nur Neid und Haſs ihr Urteil. Denn um 1734 hatte noch niemand, der nichts Beſſeres ſchaffen konnte, in Deutſchland ein Recht, über die Arbeiten Gottſcheds auch nur die Naſe zu rümpfen. Im Gegenteil: mit der Danzigerin Kulmus und deren gebildeter Umgebung durfte und muſſte ſie jeder Zeitgenoſſe für „Meiſterwerke“ halten.

finden, ſondern über ihre Empfindung reden und oft genug ſogar ungeſchickt reden. Kein Schöpfergeiſt beherrſcht in dieſem Trauerſpiel die Menſchen, ihr Handeln und Reden. Es iſt in dieſem, geſchichtlich ſo ehrwürdigen, Theaterſtück noch lange nicht das Schlimmſte, daſs Cato einerſeits über die Zumutung, ſich von ſeiner angeblichen Tochter, in ihrer noch geheim gehaltenen Eigenſchaft als Königin der Parther gegen Cäſar unterſtützen zu laſſen, aufs Äußerſte entrüſtet wird[24]; andrerſeits aber, und zwar gleich im nächſtfolgenden Auftritt, die Unterſtützung, die Pharnaces, der König von Pontus, ihm mit ſeiner Flotte anbietet[25], ohne weiteres annimmt, und den Herrſcher, dem er ſeine angebliche Tochter nicht zur Gattin geben will (weil „die Eh mit Königen" nach römiſchen „Grundgeſetzen" nicht „vor recht und billig" geſchätzt werden kann) bittet, zu „eilen", um mit ihm „den Sieg, den Rom bisher verlor", zu „erzwingen". Aber es wäre unberechtigt und ungerecht, ſolche

[24] Nachdem Cato durch Artabanes erfahren, daſs Arſene die Tochter des vor Jahren im Kampfe gefallenen Partherkönigs Arſaces und deſſen rechtmäßige Erbin iſt, will er ſie zwingen, ſich „des Thrones zu entſchlagen". Als nun Phocas ihm zu bedenken gibt, daſs Arſene, als Königin, für Rom „ein parthiſch Heer ins Feld ſtellen" könnte, da deklamiert Cato dem Unbedachten folgende Verſe ins Geſicht:

„Welch unerhörter Rath! Meynſt du, daß Frevelthaten
In einer Tugend Dienſt auch tugendhaft gerathen?
Betrüge dich doch ſelbſt mit leerer Hoffnung nicht!
Mit was vor einer Stirn, mit welchem Angeſicht
Würd ich, und Rom dazu, durch ungerechte Waffen
Des angemaßten Reichs, der Freyheit Hülfe ſchaffen?
Da ſchlüge Jupiter mit Blitz und Donner drein!
Vielmehr ſoll Utica mein Scheiter-Hauffen ſeyn.
Wir würden ſträflicher, als Cäſar, ſelber werden.
Was recht und billig iſt; ſonſt rührt mich nichts auf Erden!
Tyrannen helfen ſich durch Schand und Laſter auf:
Doch wer die Tugend liebt, geht lieber ſelbſt darauf" u. ſ. w.

[25] „Die Flotte, ſo ſie (d. h. ſeine Soldaten) führt, liegt
ſchon vor Utica,
Und iſt, dafern ihr wollt, zu eurer Rettung da."
— ſagt Pharnaces.

und andere Mängel, die der „sterbende Cato" mit fast allen französischen, spanischen und italienischen Tragödien, die er zumal mit den später zu so hohem Ansehen gelangten „Shakespeare-Dramen" gemein hat, ins grelle Licht unserer Zeit zu rücken und darauf hin den Stab über das Werk zu brechen. Wollen wir dem ersten Versuche des Tragikers Gottsched gerecht werden, so müssen wir seine nicht unerheblichen Vorzüge betrachten.

Was auf die denkenden Zuschauer jener Zeit einen großen Eindruck machen musste, war, von allem andern abgesehen, die geschlossene, mit sehr bemerkenswerter Überlegung zurechtgerückte (nicht etwa nur „mit Kleister und Scheere" gedankenlos hergerichtete) Bühnenhandlung; in der es zwar nicht ohne mancherlei Seltsamkeiten abgieng; die aber doch ihren festen äußeren Zusammenhang hatte und keine Störung aufkommen, keine Lücke sichtbar werden ließ. Nach Außen hin hatte alles, so zu reden, Hand und Fuß. Es gab keine Monloge, kein Bei-Seite-sprechen. Jeder Auftritt diente der Entwickelung der zwar dürftigen, aber im Wesentlichen doch verständigen, einheitlichen Handlung — und durch das Ganze wehte ein hoher, männlicher, nahezu strenger Ernst, wie er selbst in den berühmtesten französischen Tragödien nur ausnahmsweise zu finden war. Wie flach und gezwungen auch das eigentliche „Drama" war; so lebte doch in ihm die große, dem französischen Wesen von Grund aus widerstrebende deutsch empfindende Seele Gottscheds[26]. Diese Seele war es, die so stark auf die deutschen Gemüter wirkte; die sich durch die oft sehr unfreie Sprache dieser 1648 Verse hindurch den Seelen seiner deutschen Zuhörer entgegendrängte. Aber noch ein

[26] Selbst Waniek muss den, von Lessing in die bekannten Worte gefassten, Vorwurf, dass Gottsched „das Artige, Zärtliche und Verliebte" der französischen Tragödie auf der deutschen Bühne habe einbürgern wollen, zurückweisen und erklären: dass Gottsched gerade diese Eigentümlichkeiten des französischen Theaters „bei jeder Gelegenheit bekämpft" habe und zwar deshalb, weil ihm „dieser französische Charakterzug wider die eigene Natur ging". Waniek erkennt mit Recht „gerade hierin den Differenzpunkt zwischen den von ihm empfohlenen Mustern und seinem eigenen Geschmack" — unterlässt es aber natürlich, hieraus Folgerungen für die Beurteilung des Dramaturgen Gottsched zu ziehen.

Anderes wehte den Deutſchen aus dieſem Trauerſpiel entgegen; und dieſem Anderen, Wichtigſten wollen wir uns jetzt noch in aller Kürze zuwenden.

Seit 1728 etwa, nämlich ſeit den Tagen, da Gottſched an der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ arbeitete, hatte ſich in Gottſcheds völkiſchen Anſchauungen eine große Umwälzung vollzogen. War ſein Deutſchtum bisher kaum etwas anderes, als ein ſtark ausgeprägtes oſtpreußiſches Stammesbewuſſtſeyn geweſen: ſo zeigte ſich dies in der ‚critiſchen Dichtkunſt‘ plötzlich ganz überwunden. Der „Preuße“ hatte ſich zum „Deutſchen“ entwickelt; und der, ſo viel belachte und beſpöttelte, Titel ‚Verſuch einer critiſchen Dichtkunſt vor die Deutſchen‘ hatte ſeine große völkiſche Bedeutung. Wie die ‚Deutſche Geſellſchaft‘ unter Gottſcheds Führung allen Stämmen des im Grunde gar nicht mehr vorhandenen deutſchen Volkes geöffnet worden war; ſo richtete ſich auch ſein Werk nicht mehr an Meißner, Schleſier, Brandenburger u. ſ. w., ſondern an „die Deutſchen“ ſchlechtweg. Niedergeriſſen waren für das Bewuſſtſeyn Gottſcheds die kleinländlichen Schranken: eine deutſche Geſammtlitteratur, eine deutſche Bühne, eine deutſche Reichsſprache, ein deutſches Geſammtvolk — ſie bildeten fortan das große Ideal Gottſcheds, das der Ausgangspunkt und die Grundlage für Alles das werden ſollte und wurde, was nach langen, ſchweren Kämpfen, nach vielfältigen Abirrungen vom gut gebahnten Wege, endlich im deutſch-franzöſiſchen Kriege unter dem Hohenzollernkönige erreicht wurde. Dieſes Ideal gehörte klar nur dem Bewuſſtſeyn Gottſcheds an. Kein Meißner, kein Schleſier, kein Brandenburger, kein Thüringer u. ſ. w. wäre um 1730 im Stande geweſen, ſich ein geſchloſſenes deutſches Reich, ja ſelbſt nur eine geſchichtlich und, wenn ich ſo reden darf, ſeeliſch zuſammenhängende, gewiſſermaßen aus einer heimatlichen Wurzel erwachſene einheitliche deutſche Litteratur vorzuſtellen, oder gar den Begriff einer einheitlichen, alle Stammesdialekte in den Hintergrund rückenden, Reichsſprache zu faſſen. Aber eine Sehnſucht lebte trotzdem in Vielen, wenigſtens in den beſten Köpfen der kleinen und größeren „Dynaſtien“ des ohnmächtigen Schattenreiches: herauszukommen aus der Ohnmacht; mit eigenen Kräften

den franzöſiſchen Verwüſter des deutſchen Bodens über den Rhein zu treiben; den ewigen, alle Kräfte lähmenden Hader der einzelnen Stämme aus der Welt zu ſchaffen.

Die große Frage war nur: wie das geſchehen könnte? Niemand wuſſte, woher die Rettung, das Heil kommen ſollte. Auch Gottſched wuſſte es um 1730 noch nicht. Aber ſchon *ahnte* er die Pläne der Vorſehung. Er war längſt davon überzeugt, daſs nur ein gewaltiges deutſches Heer den Übermut Frankreichs dämpfen, dem deutſchen Namen den ihm ſo nötig ſcheinenden Reſpekt in Europa verſchaffen könnte. In alle den deutſchen Vaterländern gab es jedoch nur *ein* Heer, das für eine wirkliche Macht gelten durfte: das preußiſche; deſſen oberſter Kriegsherr in den letzten Jahren durch eine kluge Hauspolitik nicht nur den immer bedrohten Frieden Europas aufrecht erhalten, ſondern auch das dynaſtiſche Anſehen des Hauſes Hohenzollern erheblich geſteigert hatte und in völkiſcher Beziehung ſo weiſe war, Frankreich und England in ihren feindlichen Abſichten gegen das Haus Habsburg unauffällig in Schach zu halten und ſich zugleich den, allerdings dem Reiche nach wie vor höchſt verderblichen, um das ungeſchmälerte Thronfolgerecht ſeiner älteſten Tochter ſchwer beſorgten, Kaiſer zum ſchmeichleriſch ihn umwerbenden, aber nur zu bald ſich als treulos offenbarenden, Freunde zu gewinnen. So beginnt denn Gottſched ſeit dem Jahre 1731 die Deutſchen auf dieſes Heer hinzuweiſen. Der Bürger Sachſens ruft dem Prinzen von Turn und Taxis, der ſich 1731 mit einer Brandenburg-Bayreuthiſchen Prinzeſſin vermählte, zu:

„Erfreue dich des guten Glückes,
Belobter Prinz und Bräutigam!
Hier ſiehſt du ja die Huld des himmliſchen Geſchickes
Für deinen edlen Fürſtenſtamm.
Iſt nicht die Braut an Ruhm und Ahnen,
An Gaben und Verdienſten reich?
Wer kennt nicht Brandenburgs erfochtne Siegesfahnen;
Und wer kömmt ſeinen Helden gleich?“

— und in der Ode, die er gelegentlich der Vermählung des Markgrafen von Bayreuth mit Prinzeſſin Wilhelmine von Preußen dichtete, heißt es:

„Auch Zion[27] ſelber freuet ſich,
Das doch bisher ſo kümmerlich
Bald hier bald da Verfolgung litte.
Es ſieht, der Brennen[28] Schutz und Macht
Sey ihm zur Mauer zugedacht,
Dafern es einſt ein Feind beſtritte.
Fürwahr! das kömmt von Gottes Rath,
Daß Brandenburgs berühmter Staat
An Land und Leuten zugenommen.
Es ſoll vielleicht des Glaubens Heil
Und unſre Sicherheit zum Theil
Von ſeinem Zepter Schutz bekommen."

Dieſes Alles muſs man ſich gegenwärtig halten, wenn man die große Wirkung des ‚ſterbenden Cato' verſtehen will; wenn man es begreiflich finden ſoll, daſs das uns heute ſo ganz wertlos dünkende Stück (dem der gewaltige Julian Schmidt in ſeiner Weiſe mit den Worten „Von Poeſie war nichts darin, und von Verſtand nicht viel" das Urteil ſprach) zu einer Zeit, als Frankreich und England in Gemeinſchaft mit Spanien auf der Lauer lagen, das morſche deutſche Reich vollends zu zertrümmern; und ſelbſt Friedrich Wilhelm I. ſich gegen einen etwa zu befürchtenden Angriff von Seiten des halb ohnmächtigen Öſterreichs nur durch franzöſiſch-engliſche Hilfstruppen glaubte retten zu können, den beſten Zeitgenoſſen „unvergleichlich" erſcheinen konnte[29]. Denn wie Gottſched ſich einerſeits in dem alten Römer einen Helden gewählt hatte, deſſen Karakter den

[27] Die proteſtantiſche Kirche iſt gemeint.

[28] Brandenburger.

[29] Auch die Kulmus ſchrieb ihm (1732, am 15. Oktober): „So viel muß ich Ihnen aber ſagen, daß alle Kenner dieſen **Cato** für ein Meiſterſtück halten. Deutſchland könnte ſtolz ſeyn, wenn es noch ein paar Dutzend dergleichen Stücke aufweiſen könnte." — Daſs die Herren Schweizer und ihre Gefolgſchaft anderer Meinung waren, ändert nichts an der Tatſache, daſs dies Trauerſpiel von den unbefangenen Zeitgenoſſen wie eine Art von Wunder angeſtaunt wurde. Und wenn 1747 G. F. Meier den ‚Cato' wie die andern Stücke Gottſcheds „elende Trauerſpiele" nennt, ſie nur „als gute Grundriſſe zu Tragoedien" gelten laſſen will (a. a. O. S. 337), ſo darf dagegen geſagt werden: daſs es auch etwas Großes war, den Deutſchen um 1730 ſolche „guten Grundriſſe" zu ſchaffen; ſelbſt wenn dieſe Tragödien keinen andern Wert beſeſſen hätten.

ſittlichen (zum großen Teil durch den Herausgeber der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ und des ‚Biedermannes‘ ſelbſt geweckten und geförderten) Anſchauungen der Zeit entſprach; ſo erfüllte er ihn auch mit einem Pathos, das die Gemüter in Deutſchland erregen, den beſten und nachdenklichſten Köpfen des deutſchen Volkes ernſtlichſte Teilnehmung abzwingen mußte. Mit Ergriffenheit, zweifellos auch mit Beſchämung, blickte Deutſchland auf den römiſchen Helden, der das Anſinnen, ſich in dem Verzweiflungskampfe gegen Cäſar der Hülfe eines fremden Volkes zu bedienen, zurückwies mit den erhabenen Worten:

„Gott lenkt ohn Unterlaß mein Tichten und mein Trachten,
Und treibt mich Lebenslang die Tugend hoch zu achten;
Dem Laſter feind zu ſeyn, ſo mächtig es auch iſt,
Geſetzt, daß ich dabey zu Grunde gehen müßt!
Der lehrt mich, Rom ſey nur zur Freyheit auserkohren, . . .
Ja, der beut uns auch itzt der Parther Zepter an,
Zur Prüfung, ob man ihn beherzt verſchmähen kan?
Drum laßt uns ſtandhaft ſeyn, und ſolchen Beyſtand fliehen!
Die Tugend weis uns ſchon aus der Gefahr zu ziehen.
Man rücke nur getroſt auf den Tyrannen loß,
Und jedes Herze ſey von edler Hoffnung groß.
Darf uns nur künftig nichts von unſerm Thun gereuen;
So ſind wir ſtark genug Tyrannen zu zerſtreuen.“[30]

---

[30] Die Beziehung auf die damals (um 1730) ſehr ernſt ſich zuſpitzenden Verhältniſſe, insbeſondere auf den König von Preußen, von deſſen Entſcheidung es allein abhieng, ob Frankreich und England, mit ſeiner Hülfe, über den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat ſollten herfallen, das Reich zertrümmern und ſozureden abermals Deutſche gegen Deutſche hetzen dürfen, ſcheint mir in dieſen Wendungen des Trauerſpiels recht unverhüllt zu Tage zu treten. Es gereicht dem tüchtigen Hohenzollernfürſten zur Ehre, daſs er es verſchmähte, Frankreich und England gegen Öſterreich zu unterſtützen und es vorzog, ſich (wenn auch vorwiegend aus hauspolitiſchen Gründen) mit dem deutſchen Habsburger im geheimen auf einen freundlichen Fuß zu ſtellen unter der Bedingung, daſs die zukünftige Thronerbin Öſterreichs keinen Spanier, ſondern einen Deutſchen heiratete. — Auguſt der Starke hatte ziemlich um die ſelbe Zeit bekanntlich mit Frankreich eine Verabredung getroffen, laut welcher ihm, von dem zu zertrümmernden Öſterreich, Böhmen, Mähren und Schleſien zufallen ſollte! Die vornehme Habsburgiſche Hauspolitik belohnte dafür den Sohn Auguſts mit der polniſchen Königskrone und den König von Preußen, auf deſſen,

— der lieber in den Tod gieng, als daſs er die Knechtung Roms erlebte.

Wenn Cato ſtolz erklärte:

„Das unbezwungene Rom
Erniedrigt ſich vor euch und euresgleichen nicht";

— wenn er dem Rate Cäſars, in das Unabänderliche ſich zu finden, trotzig widerſtrebte und ſagte: „Mein Schickſal heißt: Sey frey!"; wenn er dem verhaſſten Feinde ſeiner Vaterſtadt zurief:

„Der gröſte Ruhm iſt der, ſich rächen und erkalten!"

— wenn er die Gefährlichkeit Cäſars für Rom mit den Worten kennzeichnete:

„Jedoch er reißt Geſetz und Recht und Ordnung ein,
Und ſucht das Sclavenjoch auf deren Hals zu dringen,
Die auch wohl Könige vom Thron zu ſteigen zwingen.
An dieſem Triebe nun nach Herrſchaft, Macht und Reich
Iſt niemand in der Welt dem ſtolzen Cäſar gleich.
Das machts, daß ich nach ihm mit Zorn und Abſcheu blicke!"

und ſeinem Sohne Portius in die Seele ſprach:

„Du weiſt, daß Hannibal, als er ein Knabe war,
Auf ſeines Vaters Wort bey Opfer und Altar,
Den ſchweren Eyd gethan, uns Römer ſtets zu haſſen;
Dich will ich Cäſars Haß und Tod beſchweren laſſen!"

— ſo verſtand jeder im „Reiche", wie das gemeint war. Wenn Cato klagte:

„Rom ſtreitet mit ſich ſelbſt: die Mutter haßt den Sohn,
Der Legionen Zahl ſpricht ihren Brüdern Hohn,
Man ſieht der Römer Blut auf Römer Hände ſpritzen,
Die Helden, welche ſonſt Geſetz und Rechte ſchützen,
Erſticken die Natur und ſchänden ihr Gebot"

— ſo wuſſte Jeder, wie er das zu verſtehenhatte. Und wenn der Freiheitverfechter an der Leiche ſeines Sohnes Marcus mit bebender Stimme ſagte:

„Wer ſtürbe nicht gleich ihm vor unſer Vaterland"

---

von Gottſched bewundertes, Heer der wankelmütige Kaiſer mehr und mehr eiferſüchtig geworden war, mit ſeinem rückſichtloſeſten Undank, der 1866 eine endgültige, ebenſo edle wie weiſe Sühnung fand.

— so mußte das wol eine tiefe Bewegung in den Gemütern eines Volkes erwecken, dem der große Begriff des einen, allgemeinen Vaterlandes nahezu verloren gegangen, das teils zu einem Sklaven, teils zu einem Affen Frankreichs geworden war. Denn dem „Erbfeinde" und nur ihm galt das ganze tyrannenfeindliche Pathos des Uticenſers. Cäſar und ſeine Söldner, was waren ſie anderes als der Franzoſenkönig und ſeine, faſt unbezwinglich ſcheinenden, Heerſchaaren?

„O Rom! Das iſt die Frucht von deinen Bürgerkriegen!"

— mit dieſen Worten klang das Trauerſpiel aus: und wo konnten ſie ein ſchmerzlicheres Echo wecken als in dem Volke, deſſen einzelne Stämme faſt unausgeſetzt durch kleinliche dynaſtiſche und andere unwürdige Zwecke gegen einander gehetzt wurden; deſſen Fürſten den, in „Deutſchland" von Tag zu Tage wieder mächtiger werdenden, Franzoſenkönig umbuhlten, oder, ſoweit ſie ihre eigene Politik trieben, mit den verſchiedenſten Monarchen des Auslandes Bündniſſe ſchloſſen, oft genug zum Schaden ihrer willenloſen „Völker".

In dieſem völkiſchen Pathos, in dem Umſtande, daſs der Held von Utica im Grunde nichts anderes war als ein, von todesverachtendem Unabhängigkeitſinn beſeelter, deutſcher Patriot, liegt die eigentliche Bedeutung des Stückes. Zum erſten Male kam auf der deutſchen Bühne eine, wenn auch vorſichtig verhüllte, wenn auch der unmittelbaren Deutlichkeit und Wirklichkeit entbehrende, Beziehung zum politiſchen Leben des deutſchen Volkes zur Geltung — das war, ſo beſcheiden der Verſuch an ſich auch ſeyn mochte, etwas Großes, tief Bedeutſames, hinter dem die künſtleriſche und theatergeſchichtliche Seite des Ereigniſſes weit zurücktreten mußte. Bis zu dem Tage, an dem Schillers poeſie- und gedankenreicher ‚Tell' die deutſchen Gemüter mit gewaltiger Kraft in demſelben Sinne beſtürmte, blieb der dürftige ‚ſterbende Cato' das einzige Werk, das von der Bühne herab die völkiſche Sache der Deutſchen in verſchleierten Andeutungen vertrat. Nur aus dieſem Geſichtspunkt iſt es zu erklären, daſs die ſchlichte, von allem „Artigen und Zärtlichen", faſt ſogar von jeder zarten Empfindung freie Tragödie drei

Menſchenalter hindurch auf den „Brettern, die die Welt bedeuten“ eine feſte, ja, trotz aller, zum Teil recht pöbelhaften Angriffe von Seiten Bodmers und Anderer, eine bevorzugte Stellung einnehmen konnte, die erſt im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts durch den ‚Tell‘ und andere, von demſelben Geiſte beſeelte, Trauer- und Schauſpiele erſchüttert wurde. Die zwei wertvolleren Tragödien, ‚Die pariſiſche Bluthochzeit‘ und der ‚Agis‘ waren längſt vom Spielplan der deutſchen Bühnen verſchwunden, waren dort überhaupt kaum jemals zur Geltung gekommen. Aber den ‚ſterbenden Cato‘ ſpielte man in Deutſchland und im Auslande immer und immer wieder; und als er 1732 gedruckt erſchien, da riſs man ſich auch nach dem Buche, das in verhältnismäßig kurzer Zeit 10 große Auflagen erlebte und noch obenein von verſchiedenen Raubverlegern nachgedruckt wurde[31].

Der Haupterfolg blieb allerdings der, den die Neuber'ſchen Komödianten von der Bühne herab mit dem ‚ſterbenden Cato‘ erzielten; er war ſo groß, daſs am Tage der Erſtaufführung der Sieg des neuen Kunſtprinzips entſchieden wurde — wenn auch noch nicht durchweg im Sinne Gottſcheds. Denn ſo ohnmächtig war der „Diktator“ den Bühnenleuten gegenüber, daſs er ſich eine Aufführung nach dem, bei „Friedericgen“ üblichen Schlendrian gefallen laſſen muſſte. Er konnte weder eine ſchlichte Deklamation noch ein richtiges Koſtüm durchſetzen. Die Neuberin, und mit ihr Neuber, Koch, Kohlhardt, ſowie das ganze übrige Perſonal, ſie alle „ſangen“ ihre Rollen nach dem Muſter der franzöſiſchen Mimen; und dem gezierten, geſpreitzten Reden dieſer „Römer“ entſprachen die koketten franzöſiſchen Kleider mit ihrer ‚Corsage‘, mit ihren ‚Escarpins‘, ihren Galanteriedegen, ihren Handſchuhen und Federhüten[32]; übrigens zum großen

---

[31] Die letzte Ausgabe des Trauerſpiels iſt 1885 in Reclams Univerſal-Bibliothek (No. 2097) erſchienen. Otto F. Lachmann hat ihr die erſte Ausgabe zu Grunde gelegt.

[32] Wenn man bedenkt, daſs Neuber gerade jetzt, da die „neue Schaubühne“ in den Schwung kam, eine ganze Maſſe neuer Dekorationen und Kleidungen anfertigen ließ („Kleider werden alle Tage noch mehr ver-

Vergnügen des Publikums, auch des gelehrten, das an alledem keinen Anstoß nahm. Denn der geschichtliche Sinn lag damals noch, und nicht etwa nur bei den Deutschen, ganz im Argen. Erst Gottscheds nachdenklichem Geiste gelang es, der Welt auch über diese Dinge das Richtige zum Bewusstseyn zu bringen oder doch Wenigstens das Richtige für die Bühne zu verlangen. Zunächst aber musste er sich bescheiden und froh seyn, dass die französisch frisierten aber deutsch denkenden und sprechenden Helden seiner Tragödie auf der „engen und kurzen" Bühne[33] des Leipziger Fleischhauses überhaupt lebendig wurden und von hier aus ihren Triumphzug durch ganz Deutschland und über dessen Gränzen hinaus antraten.

, Hatte man es bisher nur mit Übersetzungen aus dem geliebten Französischen zu tun gehabt; mit Stücken, die sich das Publikum, das man gewinnen wollte und gewinnen musste, denn doch lieber noch von den französischen ‚Comédiens' in der Urfassung vorspielen ließ: so war man jetzt endlich im Besitze eines, wie man, trotz aller ehrlichen Erklärungen Gottscheds, ohne weiteres und gern annahm, ganz auf deutschem Boden ge-

fertigt", schreibt Neuber 1731, den 21. Juli an Gottsched), so wird es deutlich, wie gering, trotz aller Beteuerungen vom Gegenteil, die Neigung der Komödianten war, sich den Forderungen Gottscheds zu fügen. Sie spielten seine Stücke, weil diese ihnen mehr und mehr großen Erfolg schufen; sie brüsteten sich mit ihren unmittelbaren Beziehungen zu dem Meister von Leipzig und ließen sich als die Rüstzeuge der Bühnenreform feiern — aber sie widersetzten sich mit aller Entschiedenheit Allem, was nicht in ihren Kram passte; was ihnen wirklich Opfer auferlegte; was ihrer Komödianteneitelkeit widerstrebte. Die französischen Kleider standen ihnen gut; man war sie zudem von der französischen Bühne her gewöhnt — also blieb es bei diesen Kleidern. Und weil Gottsched nicht müde wurde, in Beziehung auf Bühnenausstattung seine Forderungen zu stellen; so führte sein „Trotz" nach etlichen Jahren zum Bruche. Wir werden darüber noch zu sprechen haben und dann auch die törichte, der Wahrheit dreist ins Gesicht schlagende, Behauptung Devrients, dass die Neuberin „dem Kostüm große Sorgfalt widmete" und nur „nicht geneigt war, so weit zu gehen als Gottsched, dem die französische und Opernbühne darin musterhaft erschien", gebührend abfertigen.

[33] Crit. Beyträge II, 50.

wachſenen, auch den beſten pariſer Tragödien nicht ganz unebenbürtigen, Werkes. Und nun erſt bekam auch die „Miſſion“ der Idealiſten vom Schlage des Neuber'ſchen Ehepaares ihre ſichtbare Bedeutung, ihr leuchtendes nationales Gepräge und — ihre Gewinn verſprechende Tiefe. Jetzt erſt nahm die, ſo lange von Gottſched mit ſchwerer Mühe ſelbſtlos in Fluſs erhaltene, Bewegung den großen Zug an; und jetzt erſt kam es zu dem Apoſteltum, von dem Danzel mit deutlich erkennbarem Spotte ſagt: „So gingen denn in der That Herr Neuber und ſeine Leute in alle Welt aus und lehrten alle Heiden, die Staatsactionen und der Harlekin ſeien gar nicht das rechte, der ſterbende Cato aber, der ſei's.“ Und „das rechte“ war dieſer „verſchnittene Cato“[34] für jene Zeit! Denn ſonſt hätte Chriſtian Gottlieb Köllner, der Herausgeber der 10. Auflage (1737), nicht ſchreiben können: „So viel iſt gewiß, daß nicht leicht eine Reſidenz; Reichs- oder anſehnliche Handelsſtadt von Bern in der Schweiz und Straßburg an bis nach Königsberg in Preußen und von Wien her bis nach Kiel im Holſteiniſchen zu nennen iſt, wo nicht Cato vielfältig wäre aufgeführt worden“; ſonſt hätte Gottſched nicht „das Vergnügen gehabt, zu ſehen, daß dieſes Stück auch Gelehrten und Ungelehrten in der Aufführung gefallen, und vielen von beyden Gattungen Thränen ausgepreſſet“.

An dieſe Tatſachen und nur an ſie, nicht an die, jedem großen Eräugnis folgenden, Witzeleien und Schmähſchriften[35],

---

[34] Vergl. S. 631, Anmerkg. 23.

[35] Auch an wirklichen, auf die Sache eingehenden Kritiken hat es dem Trauerſpiel in der damaligen, glücklicherweiſe noch recht Theaterrezenſentenarmen, Zeit nicht gefehlt; für die beſte möchte ich ‚Eines ungenannten Gönners Critiſche Gedanken über den ſterbenden Cato‘ halten, die 1733 im 2. Bande der ‚Beyträge‘ (S. 39 u. ff.) veröffentlicht wurden. Der Kritiker hatte es bemängelt, daſs „der Herr Verfaſſer es ſich allzuſehr merken laſſen, daß er die Regel des Theaters beobachten wollen, nach welcher man ſich hüten ſoll, daß ſich die Handlung in einer leeren Scene verlieren ſoll“, und um dieſes zu vermeiden faſt immer eine Perſon ſagen läſſt: „Doch Cato (oder ein Anderer) kömmt bereits“ oder dergl. Seiner Meinung nach war Cäſar „wo nicht gröſſer, doch eben ſo groß als Cato

muſs man ſich halten, wenn man heute dem ‚ſterbenden Cato‘ gerecht werden will. Es war und bleibt das große, für die

---

characteriſiret", was ihm bedenklich ſchien. Gelegentlich kamen ihm die Antworten, welche Cato dem Cäſar gibt, zu grob vor; während Cäſar ſtets als der vornehme, wohlwollende Mann erſchiene. Pharnaces und Portius fand er „in ihren Ausdrücken zuweilen etwas niedrig"; einige ihrer Worte klangen ihm „gar zu gemein"; und in einem Falle bedünkte es ihn, daſs Portius ſich nicht recht als Sohn Catos aufführte. Ferner hatte er herausgefunden, daſs Arſene einmal unmotiviert die Bühne verläſſt; daſs „Cato ſelbſt einmal von ſeinem Character abweicht". Hierauf antwortete Gottſched u. A. folgendes: „Ich habe niemals gedacht, daß irgend ein groſſes Epiſches, oder Theatraliſches Gedichte ohne alle Fehler zu Stande gebracht werden könne. Die menſchliche Unvollkommenheit läßt ſolches kaum in kleinen Gedichten, von einem Bogen zu; geſchweige denn in ſolchen weitläuftigen Werken . . . Ich glaube deshalb, daß mein gelehrter Ariſtarchus, aus gar zu groſſer Güte gegen dieſen tragiſchen Verſuch, noch manchen weit wichtigeren Fehler überſehen habe. Wenn ich mirs alſo vorſetze, demſelben auf die gelehrten Anmerkungen zu antworten: So geſchieht es gar nicht in der Abſicht, als ob ich mich ganz weiß brennen, und alles vor Schönheiten ausgeben wollte, was er getadelt hat. Nein, ſo groß iſt meine Selbſtliebe nicht. Ich weis, daß ich ſowohl, ja vielleicht noch eher, als ein anderer, fehlen kan; werde es auch hier geſtehen, wo ich mich deſſen überzeugt finden werde u. ſ. w." Was die Bemängelungen ſelbſt anbetrifft, ſo begegnet er der erſten Anmerkung mit der Hinweiſung auf Corneille und andere Tragiker, bei denen ſich ſolche Ankündigungen der kommenden Perſonen gehäuft vorfinden; bei denen ſogar ſehr oft die Schaubühne mitten in der Handlung leer wird. Er will dieſe Ankündigungen nicht eigentlich verteidigen; ſie nur dort gelten laſſen, wo ſie ſich zwanglos aus der Lage ergeben; und weiſt darauf hin, daſs er dieſen bühnentechniſchen Notbehelf nur in einigen wenigen Fällen gebraucht habe. Der zweiten Anmerkung ſetzt er entgegen: daſs einerſeits Cato von Arſene ſehr wohl ſchon geſehen werden könne, wenn er noch weit genug entfernt iſt, um ihr Zeit zu einer 3 Zeilen langen Betrachtung zu laſſen; daſs andrerſeits aber auch Arſene die Abſicht verfolgen könne, Cato die kurze Lobrede hören zu laſſen — und in ähnlichem Sinne weiß er auch die anderen Beanſtandungen des Kritikers zu widerlegen. So z. B. meint er treffend, daſs Cato notwendigerweiſe unhöflich und ſtarrköpfig erſcheinen müſſe; weil es „eine unentbehrliche Sache iſt, daß der tragiſche Held, der unglücklich werden ſoll, einiger maſſen an ſeinem Unfalle Schuld haben muß"; daſs Cato in dieſer Beziehung nicht anders gehalten ſey, als Oedipus, Oreſtes, Phädra und die anderen tragiſchen Helden der griechiſchen Bühne. Seine, auch heute noch aus verſchiedenen Gründen ſehr leſenswerte, Betrachtung ſchließt Gottſched in

deutſche Theatergeſchichte unſterbliche Verdienſt Gottſcheds: daſs er dem deutſchen Volke in allen ſeinen Stämmen den Beweis lieferte von der Möglichkeit: mit einem durchaus ernſten, alles Hanswurſtunfugs, aber auch aller franzöſiſchen „Artigkeit, Zärtlichkeit und Verliebtheit“ baaren, allen ſchlechten Neigungen des Publikums Hohn ſprechenden deutſchen Stücke die gebildeteren Maſſen im Norden und Süden, im Weſten und Oſten zu feſſeln, zu rühren und zu begeiſtern. Dieſer Beweis muſſte geführt werden, wenn in deutſchen Dichtern der Wunſch rege gemacht werden ſollte, dem Vorgänger zu folgen; und es ſpricht ebenſoſehr für den ſicheren dramaturgiſchen Takt, wie für das, wenn auch nur mühſam erzwungene, dramatiſche Talent Gottſcheds, daſs es ihm gelang: im rechten Augenblick das Rechte, das Erfolg Verſprechende, zu ſchaffen und wirkſam werden zu laſſen.

In der Tat: es hat niemals einen Theaterabend gegeben, der in ſeinen Wirkungen folgenreicher geweſen wäre, als das Januarereignis der Leipziger Erſtaufführung[36] des ‚Cato‘ im Jahre 1731. Einen wahren Taumel verurſachte dieſer erſte Erfolg der erſten deutſchen regelmäßigen Tragödie[37] nach und

der ihm eigentümlichen beſcheidenen Weiſe mit den Worten: „Ich verſpreche, ſo viel möglich hierinn bey einer neuen Auflage alles zu ändern. So kan es vielleicht einmal geſchehen, daß Cato durch fremden Beyſtand mit der Zeit diejenige Vollkommenheit erhalten wird, die ich allein ihm zu geben nicht im Stande geweſen bin.“

[36] Den Tag der Aufführung hatte ich 1900 aus irgend einem Buche erfahren. Die Notiz iſt mir jedoch verloren gegangen; und in den nachträglich durchgeſehenen Büchern habe ich hierüber nichts gefunden; auch Wuſtmann weiß nichts davon zu melden. — Die Aufführung fand in dem, vor geraumer Zeit umgebauten aber noch erhaltenen, Saale „über den Fleiſchbänken“ (Reichſtraße) ſtatt; und wenn Leipzig, aus ſtadtpolitiſcher Klugheit, einer beſonderen Ehrenpflicht genügen wollte: ſo müſſte die Stadtverwaltung den Raum in ſeiner früheren Geſtalt wieder herſtellen laſſen und ihn der Stadttheaterleitung überweiſen; die an dieſer, theatergeſchichtlich höchſt denkwürdigen, Stätte kleine Luſt- und Schauſpiele (wenigſtens an Sonn- und Feſttagen) zur Aufführung bringen laſſen könnte.

[37] Hermann Hettner, der dem Dramaturgen Gottſched nachrühmt, daſs er „das unzertrennliche Band zwiſchen Bühne und Litteratur wieder hergeſtellt und damit nicht bloß der Dichtung, ſondern auch der Kunſt der Darſtellung wieder Schule und Schranke gebracht“ habe (wogegen erinnert

nach in ganz Deutſchland, ſoweit von einem ſolchen damals die Rede ſeyn konnte. Eine Begeiſterung für das litterariſch geadelte, vom italieniſchen Marinismus und vom vergröberten italieniſchen Harlekin, aber auch von der franzöſiſchen Sprache und vom franzöſiſchen Geiſte, befreite Schauſpiel flammte überall auf; am ſtärkſten natürlich in Leipzig ſelbſt; wo ſich ſchnell aus den theaterfreundlichen Mitgliedern der ‚Deutſchen Geſellſchaft‘ und den beſten Künſtlern der Apoſteltruppe ein Förderungbund bildete, der in Schrift und Rede, öffentlich und in der Stille, für die neue Schaubühne eintrat und dafür ſorgte, daſs das von Gottſched Erſtrebte und Geleiſtete in die rechte Beleuchtung gerückt, daſs dieſer erſte Sieg des ernſten deutſchen Dramas zum Ausgangspunkt für die Eroberung des ganzen Gebietes wurde. Namentlich im Hauſe der Frau von Ziegler und im „goldenen Bären“, dem Hauſe Breitkopfs, ſchmiedete man, unter Leitung des Meiſters, die Pläne. In Flug- und Zeitſchriften wirkten Johann Friedrich May und der Königsberger Wolf Balthaſar von Steinwehr für die gute Sache; während Heinrich Gottfried Koch, der talentreichſte und gebildetſte Mann der Neuber'ſchen Truppe, Frau von Ziegler und Andere für Überſetzungen und „Originale“ ſorgten, die entweder Homeriſche Motive oder vaterländiſche Eräugniſſe oder bekannte Romane zur Grundlage hatten. Neben Leipzig waren es vornehmlich die Städte Dresden, Hamburg und Straßburg in denen mit ernſtem Eifer für das Gottſchediſche Ideal geworben und gearbeitet wurde. Aber auch an kleineren Orten war man geſchäftig; und wo die Apoſteltruppe nicht ſelbſt

werden darf, daſs Gottſched jenes „unzertrennliche Band“ für Deutſchland nicht etwa „wieder hergeſtellt“, ſondern ganz neu geſchaffen hat; da von dergleichen bei uns vor ihm kaum die Rede geweſen war), meint in ſeiner ‚Geſch. d. d. Litteratur‘ I, 362: „Gegen den grauſen Mordſpektakel der Haupt- und Staatsaktion war ſelbſt die platteſte regelmäßige Tragödie ein Fortſchritt“. Ganz gewiſs. Aber eine ſolche „platteſte regelmäßige Tragödie“ war der ‚Cato‘ keinesfalls; wenn er auch mit einer ‚Emilia Galotti‘, einem ‚Tell‘ oder ‚Wallenſtein‘ oder ‚Taſſo‘ und anderen ſpäter geſchaffenen, durch Gottſcheds Vorgang erſt möglich gewordenen, Meiſterwerken der deutſchen Bühne nicht vergleichbar iſt.

hinkam[38], da fanden ſich gebildete Männer und Frauen zuſammen, um den ‚ſterbenden Cato‘ und die überſetzten franzöſiſchen Stücke zu ſpielen. Das Theater war plötzlich, trotz des ſchweren Ernſtes der Zeiten, trotz der ewigen Kriege, die an allen Ecken und Enden Europas, zumal Deutſchlands, entweder geführt wurden oder in Ausſicht ſtanden und die Gemüter nicht zur Ruhe kommen ließen — das Theater war plötzlich die große Leidenſchaft der gebildeten Deutſchen geworden; und Gottſched mochte allen Grund haben, zu befürchten, daſs darüber andere wichtige und wichtigere Dinge vernachläſſigt werden könnten. Um rechtzeitig der Gefahr zu begegnen; um ſeine Landsleute daran zu erinnern, daſs das Theater doch nur einen Teil ſeiner, dem ganzen, vielgeſtaltigen Kulturleben des Volkes geltenden, auf die Feſtigung des Nationalbewuſſtſeyns und vor allem auf die Vereinheitlichung und Sammlung der Nationalkraft gerichteten, Reformarbeit bildete: wandte er ſich, ſobald der Erfolg des ‚Cato‘ geſichert und die Bühnenreform in Fluſs gekommen war, einer neuen weitausgreifenden Arbeit zu.

Eines war vor allem nötig: er muſſte der ſeit nun bald zehn Jahren geleiſteten, von Jahr zu Jahr und von Stufe zu Stufe gehaltvoller und umfangreicher gewordenen völkiſchen Rieſenarbeit einen großen Mittelpunkt geben; ihr die geſchloſſene Wucht des inzwiſchen von ihm errungenen Anſehens und Ruhmes zu Gute kommen laſſen und zugleich dafür ſorgen, ſich ein neues Werkzeug zu ſchaffen, das die von ihm in ernſteſter, mit ſchwerſten Opfern verknüpfter, Arbeit allgemach errungene Führerſtellung zu ſtützen und zu ſteigern im Stande war. So faſſte er denn jetzt den Plan: eine zwar in allem Weſentlichen gelehrte, trotzdem jedoch für jeden gebildeten oder nach Bildung verlangenden Deutſchen ohne weiteres zugängliche Zeitſchrift zu gründen, die den weithin ſichtbaren Sammelplatz für alle der deutſchen Sprache und Litteratur, und dadurch zugleich der Volkserneuerung und Kulturſteigerung, dienenden, bisher im Weſentlichen von ihm allein verfolgten Beſtrebungen vorſtellen konnte: Die ‚Beyträge

[38] Die erſten Aufführungen des ‚Cato‘ außerhalb Leipzigs fanden in Merſeburg (April), Nürnberg und Wolfenbüttel (Spätfrühling 1731) ſtatt.

zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit' traten ins Leben.

„Meine Abſicht bey dieſem kritiſchen Werke war zwar überhaupt die Beförderung der deutſchen Litteratur, und die Einführung einer geſunden Kritik in allen ſchönen Wiſſenſchaften[39].

---

[39] Wie nötig die Durchführung gerade auch dieſer Abſicht war, hatte bereits der Herausgeber der ‚Vernünftigen Tadlerinnen' klar erkannt. Er ſagt hierüber im 14. Stücke des 2. Bandes u. A.: „Wenn die Teutſchen es in den freyen Künſten, die mit zur Gelehrſamkeit gerechnet werden, noch nicht ſo weit gebracht haben, als die alten Griechen und Römer, oder als die heutigen Frantzoſen; ſo kommt es bloß daher, weil wir noch ſo wenige Criticos oder Beurtheiler von dergleichen Sachen gehabt haben. Dieſe Gattung von Leuten iſt überhaupt in der Republick der Gelehrten ſehr nöthig, um den nachläßigen Scribenten die Schlafſucht und Sicherheit im Schreiben abzugewöhnen. Sie ſind wie ein Wetz-Stein, welcher zwar ſelbſt nichts ſchmiedet, aber doch den Stahl ſchärffet. So lange unter den Gelehrten niemand iſt, der das alberne Weſen der meiſten Bücherſchreiber öffentlich entdecket, ihre Fehler durchziehet, und den üblen Geſchmack des ſtudirten Pöbels verlachet: So lange ſind alle Tintenklecker groſſe Scribenten; Alles was nur halbigt buchſtabiren kan, ſchreibt Bücher in die Welt, und ſcheuet ſich nicht das allerelendeſte Zeug, ja bisweilen rechte Meiſterſtücke der Unvernunfft ans Licht zu geben. So bald ſich aber ſtrenge Beurtheiler unter den Gelehrten hervor thun, die ein jedes Kind bey ſeinem rechten Namen nennen; das Gute, gut; das Gründliche, gründlich; das Schlechte, ſchlecht; das Matte, matt; das Unſinnige, unſinnig, und das Abgeſchmackte abgeſchmackt nennen: So bald kommt viele Bücherſchreiber Furcht und Zittern an . . .

„Nun ſollte man zwar dencken, daß es an ſolchen öffentlichen Beurtheilern der Gelehrten bey uns nicht fehlen können. Die Auszüge, die man von allen herauskommenden Büchern in ſo vielen Monat-Schrifften der Welt vor Augen leget, ſcheinen nichts anders als Urtheile zu ſeyn, die man davon gefället hat. Allein die Wahrheit zu ſagen, ſo iſt dieſer Schein betrüglich. Man leſe nur die meiſten Bücher-Auszüge, ſo wird man ſehen, daß es mehrentheils ausſtudirte Lob-Sprüche ſind. Man bewundert eine jede elende Scartecke; Man dancket den Verlegern vor die Herausgabe ſolcher trefflichen Wercke: Man bittet die Verfaſſer mit ihrer nützlichen Arbeit fortzufahren . . .; und was dergleichen gewöhnliche Formeln mehr ſind; dadurch Unverſtändige bewogen werden, ſolche öffentlich gerühmte Bücher vor Meiſterſtücke zu halten; da ſie doch öffters, bey der gelindeſten Prüfung, ihre Schwäche verrathen. Wie nützl. wäre es alſo, wenn alle Hn. Journaliſten zugleich gründliche und aufrichtige Critici wären. Wie

Davon zeigen ſo viele Artikel, die bloß darauf abzielen, einen guten Geſchmack in dieſen Dingen theils gemeiner zu machen, theils zu befeſtigen: indem man das Fehlerhafte in den freyen Künſten, nach den gehörigen Kunſtregeln der Alten, verwarf und das wahre Gute, mit Anführung guter Gründe, anpries[40]. Allein, außerdem wollte ich mir auch nach und nach zu einem

viel elendes Zeug würde niemahls zum Vorſchein kommen; wenn die Scribenten von ihnen furchtſam gemacht würden. Und was vor Fleiß würden rechtſchaffene Leute nicht anwenden, alle Regeln der Kunſt in ihren Büchern ſorgfältig zu beobachten, wenn ſie gewiß wüſten, daß man ihren Verdienſten den billigen Ruhm öffentlich würde wiederfahren laſſen. Selbſt die Halbgelehrten, die weder wiſſen, was recht, noch lincks iſt, würden endlich durch das Leſen ſolcher Auszüge von Büchern . . . einen beſſern Geſchmack bekommen, und mit der Zeit unterſcheiden lernen, was wohl oder übel geſchrieben ſey." Bei dieſer Gelegenheit wird den „geſchickten Mahlern", den Schweizern, liebenswürdiger Weiſe nachgerühmt daſs ſie, als die Erſten, „in manchem großen Poeten und Redner Schnitzer gewieſen, die vorhin niemand bemercket hatte"; wenngleich ſie ſich den Vorwurf gefallen laſſen müſſen, daſs ſie „das Vermögen ſich in einer reinen Hochteutſchen Schreibart auszudrücken" nicht beſitzen. Das Lob war auch mehr aus, an ſich berechtigter, Politik geſpendet worden. Wichtig und bedeutſam blieb nur die Tatſache: daſs endlich einmal öffentlich die ganze Oberflächlichkeit der damaligen Litteraturmacherei gebrandmarkt und der Weg zur Beſſerung wenigſtens gezeigt wurde. Das war an und für ſich kein ganz ungefährliches Beginnen. Denn die damalige deutſche Welt war „gantz unerträglich, wenn man diejenigen Poeten, die einmahl das Glück gehabt ihr zu gefallen, ein wenig auf die Probe ſtellt, und alsdann befindet, daß ſie in ihren beſten Meiſter-Stücken ſehr wenige oder wohl gar keine taugliche Zeilen geſchrieben". Es war ſogar anſcheinend „unmöglich", dem „Pöbel ſowohl, als den Halbgelehrten dieſe Hochachtung vor ſolche nichtswürdige Dinge aus dem Kopfe zu bringen"; man mochte „das abgeſchmackte Weſen derſelben noch ſo handgreiflich vor Augen ſtellen" (II, 221). — Wir ſehen: was heute ein Ergebnis des Litteraturgeſchäftsbetriebes iſt, war auch ſchon damals recht alltäglich; und es iſt kein Wunder, daſs der Haſs der großen Maſſe der Schriftſteller, Journaliſten und Lumpenverleger ſich frühzeitig gegen den Mann richtete, der die Kühnheit beſaß, gegen alle den herrſchenden Unfug zu kämpfen und eine Beſſerung in die Wege zu leiten.

[40] Man überhöre doch nicht den Sinn, der in dem Worte „anpries" enthalten iſt. Ein „Diktator" hätte das Gute nicht „angeprieſen"; der hätte es anbefohlen oder zum wenigſten kategoriſch als das einzig Wahre der Welt aufgedrängt. Von alledem iſt bei Gottſched nie die Rede.

größeren Werke, das ich schon damals im Sinne hatte, den Stoff sammeln. Dieß war die noch unter meinen Händen befindliche kritische Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, dazu ich mich schon seit 25 Jahren geschickt zu machen gesuchet; und dazu ich nunmehr einen großen Vorrath beysammen habe." — so schreibt Gottsched 1755 in der geschichtlichen Vorrede zur 6. Auflage der ‚Weltweisheit'. Und diese Mitteilung ist bedeutsam; sie bestätigt (was wir allerdings auch ohne diese Bestätigung aus den Schriften Gottscheds erfahren können): daſs mit dem Jahre 1729 das großdeutsche Ideal in Gottscheds Geiste geboren wurde. Sein Deutschtum hatte zwar schon der Herausgeber der ‚Vernünftigen Tadlerinnen' und des ‚Biedermanns' kraftvoll, und weit über das dort und hier ans Licht getretene Maaß hinaus, betont. Aber auch für ihn gab es doch immer noch nur ein schlesisches, ein meißnisches, ein brandenburgisches u. s. w. Volk; eine schlesische, meißnische, brandenburgische, preußische u. s. w. Poesie; und sein leidenschaftlichster Wunsch war es gewesen, den Beweis zu führen: daſs auch die, nicht zum ‚Reiche' gehörenden, Preußen den Schlesiern, Meißnern, Brandenburgern, Thüringern u. s. w. sehr wol ebenbürtig wären. Mit dem Jahre 1729, mit dem Erscheinen der ‚critischen Dichtkunst vor die Deutschen', verschwinden die landsmannschaftlichen Beziehungen aus den Schriften Gottscheds. Er wendet sich fortan stets an das, zunächst allerdings nur in seinem Kopfe vorhandene, einheitlich gedachte deutsche Volk; und sein ganzes Trachten ist von jetzt an darauf gerichtet: durch Hervorsuchen aller noch zu erreichenden Altertümer; durch ein planmäßiges Hinarbeiten auf die Feststellung einer völkischen Gesammtanschauung, seinem deutschen Volke den großen geschichtlichen Zusammenhang der deutschen Sprache, der deutschen Litteratur und Kultur zum Bewusstseyn zu bringen.

Es handelte sich also darum: nicht nur, wie schon erwähnt, ein deutsches Wörterbuch und eine deutsche Sprachlehre, sondern auch eine ‚kritische Geschichte der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit', das heißt, ein in jeder Beziehung umfassendes geschichtliches Nationalwerk zu schaffen, das die Grundlage für

ein feſtes Nationalbewuſſtſeyn bilden konnte. Unter dieſen Umſtänden machte ſichs gewiſſermaßen von ſelbſt, daſs Gottſched in den Tagen, da die von ihm neubeſeelte und geadelte Schaubühne, zufolge des ihr anhaftenden lebendigen Reizes, die leidenſchaftliche Teilnehmung der beſten Köpfe des ‚Reiches‘ zu erregen begann, und er, mit einigem Rechte, befürchten muſſte, daſs dieſe Teilnehmung allzu einſeitig in Erregung gehalten werden würde, den Entſchluſs faſſte: die Vorarbeiten, einerſeits für das Wörterbuch und die Sprachlehre, andrerſeits für das große geſchichtliche Nationalwerk, das ſeine ganze Lebensarbeit litterariſch krönen ſollte[41], in Angriff zu nehmen.

Es war zweifellos nötig geworden, eine Zeitſchrift zu gründen, welche die Sammlung, Sichtung und Ordnung des gewaltigen Stoffes ermöglichen, zugleich aber dem ‚Professeur très digne et très celebre‘ (Bodmer, 1732) Gelegenheit bieten konnte, ſich und Anderen durch die verſchiedenſten Einzelbetrachtungen und Einzelunterſuchungen von Stufe zu Stufe die nötige Vertrautheit mit allen Zweigen der Sprach- und Schriftkultur zu erwerben und, anknüpfend hieran, ſeiner Stimme, ſeinem Urteil, noch mehr als dies bereits der Fall war, die ausſchlaggebende Kraft zu ſichern.

Ein, für Gottſched immerhin bedeutſames, Eräugnis kam dem vor der Geburt ſtehenden Unternehmen gerade jetzt ohne Frage zu ſtatten: Im Frühjahr 1732 (1. April) ſtarb Johann Burkhard Mencke; der Mann, dem ſich Gottſched zum größten Danke verpflichtet fühlte; deſſen überragende Gelehrtenperſönlichkeit, deſſen, in vielen Beziehungen bisher entſcheidend geweſenes, Urteil er unbedingt, auch über ſein eigenes Urteil hinaus, für maßgebend anerkennen muſſte; obwol (wie ja ſelbſt Waniek zu-

[41] Das Werk ſelbſt iſt von Gottſched nicht mehr veröffentlicht worden und fehlt deshalb ſeiner Lebensarbeit. Als in den Kot getretener „Duns“ fand der Mann, der den Breitkopfiſchen Verlag berühmt und groß gemacht hatte, keinen Verleger, der ein ſo umfangreiches Werk übernehmen wollte. Lange nach Gottſcheds Tode (1806) veröffentlichte dann Adelung eine ‚Ältere Geſchichte der Deutſchen, ihrer Sprache und Litteratur‘; ſie erſchien bei — Breitkopf; und wir werden ſie vielleicht (d. h. wenn der Raum es geſtattet) im 2. Bande kennen lernen.

gibt) er und nicht Mencke, auch nicht Krause, der verantwortliche Leiter der ‚Neuesten Leipziger Zeitungen', diesen und den ‚Deutschen Actis Eruditorum' seit etwa 1725 durch seine sehr tätige Mitarbeit die völkische Bahn und den weitergespannten Betrachtungskreis erschlossen hatte. So lange nun Mencke das Präsidium der ‚Deutschen Gesellschaft' einnahm, wäre es kaum zu umgehen gewesen, die „von Mitgliedern der D. G." herausgegebenen ‚Beyträge' unter seine Aufsicht zu stellen[42]; und das hätte, da Gottsched denn doch wesentlich andere Ziele verfolgte als der ehrwürdige Lateingelehrte, zu großen Unbequemlichkeiten und Unzuträglichkeiten führen können. Diese, kaum zu unterschätzende, Gefahr wurde nun plötzlich beseitigt. Der, nach mehrmonatlichem Siechtum (vergl. S. 281 Anmerkung) erfolgte Tod Menckes machte nicht nur den kühnen Vertreter des völkischen Gedankens, den Führer der aufstrebenden Jugend, in allen, die Litteratur und das Bühnenwesen betreffenden, Dingen vollends mündig und zur zweifellos ersten, vornehmsten geistigen Persönlichkeit der ‚Deutschen Gesellschaft' und Sachsens; er gab auch dem Begründer der ‚Beyträge' volle Bewegungsfreiheit; welche der umsichtig-entschlossene Mann sofort zu Gunsten des neuen Unternehmens und damit zu Gunsten seiner ganzen Lebensarbeit ausbeutete.

Es wäre unangebracht, wenn ich hier, sozureden an der Schwelle des umfangreichen, sich weit über ein Jahrzehnt erstreckenden, in allem Wesentlichen, d. h. in den von Gottsched selbst herrührenden Stücken, auch heute noch ganz frisch und lebensvoll wirkenden Werkes[43], bereits eine kritische Schätzung versuchen wollte. Die muss ich mir natürlich für eine passendere

[42] Auch Mosheim fühlte sich, sobald er Präsident der ‚D. G.' geworden war, berechtigt, dem Herausgeber der ‚Beyträge' Wegweisungen, Warnungen u. dgl. m. zu teil werden zu lassen; obwol Gottsched diesem Manne gegenüber gar keine Pietätsverpflichtungen hatte.

[43] Das Erscheinen des ersten Stückes war bereits Ende 1731 in der Vorrede zu ‚Der Deutschen Gesellschaft gesammleten Reden und Gedichten' angekündigt worden; 1732, den 20. März wurde in den ‚Neuen Leipziger Zeitungen' nochmals auf das unmittelbar bevorstehende Eräugnis hingewiesen.

Gelegenheit vorbehalten. Aber auch ehe ich nur ein Wort über den erſten Band ſpreche, ſcheint es mir nötig, zunächſt einmal das volle Urheberrecht Gottſcheds an dem „erſten Litteraturjournal Deutſchlands", das „die litterariſche Kritik aus dem Schlepptau der Moral, an welches ſie noch in den Wochenſchriften gekettet war, befreite" (Waniek S. 220), feſt- und ſicherzuſtellen. Denn das iſt beſtritten worden!

Gottſched (zu deſſen männlichſten Eigenſchaften es gehörte, die Wahrheit zu ſagen und lieber Anderen eine unverdiente Ehre zu erweiſen als ſich ſelbſt Verdienſte zuzuſchreiben, die ihm nicht gebührten) teilt in der, ſchon ſo oft erwähnten, geſchichtlichen Vorrede zum zweiten Bande der ‚Weltweisheit' über die Entſtehung der ‚Beyträge' Folgendes mit: „In eben dieſem Jahre faſſete ich mit dem ſel. Profeſſor Lotter den Entſchluß, eine zur Aufnahme der deutſchen Litteratur gehörige periodiſche Schrift herauszugeben. Wir wurden eins, dieſelbe Beyträge[44] ꝛc. zu nennen, und uns nur als Mitglieder der deutſchen Geſellſchaft bekannt zu machen. In der That waren wir beide die Hauptverfaſſer dieſer vierteljährigen Beyträge: ob gleich uns im Anfange Herr Prof. Heinrich Winkler allhier, hernach aber Herr Hofrath von Steinwehr, als damalige Magistri legentes allhier, und endlich Herr M. Johann Joachim Schwabe, zuweilen einen

[44] Ich darf wol darauf hinweiſen, daſs der Begriff ‚Beyträge' von Gottſched geſchaffen und erſt nach ſeinem Vorgange allgemein üblich wurde. Den ‚critiſchen Beyträgen' folgten, um nur einige der erſten Nachahmungen zu nennen, die ‚Oberlauſitziſchen Beyträge zur Gelehrtheit und deren Hiſtorie', die ‚Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes', die ‚Bremer Beyträge' und die ‚Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters'. Als Leſſing ſeine Beyträge zur Geſchichte und Litteratur veröffentlichte (1773/81), da gab er dem Sammelwerk lieber den, eigentlich ſinnloſen, Halbtitel: ‚Zur Geſchichte und Litteratur', um nur nicht an den verhaſſten Gottſched zu erinnern. A. F. Büſching, der Gottſched gelegentlich ſehr überlegen abtut, konnte 1783 u. ff. ebenfalls nicht anders, als ‚Beyträge zu der Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen' zu liefern. — Das Wort ſelbſt tritt bei Gottſched übrigens ſchon in den ‚Vern. Tadl.' auf. Im 2. Bande heißt es zu Beginn des 32. Stückes: „Unter den ſchönen Beyträgen, die mir von unterſchiedenen Orten zugeſchickt worden u. ſ. w."

Artikel lieferten; auch wohl von einigen Auswärtigen, z. E. Herrn Consistor.-Rath Teubern, Herrn Pastor Bruckern in Kaufbayern, und Herrn D. Venzky, bisweilen etwas eingeschicket ward. Da nun diese alle auch Mitglieder der deutschen Gesellschaft waren, so konnte es noch allemal bey der Unterschrift bleiben. Indessen kamen freylich viele dadurch auf die Gedanken, daß diese kritischen Beyträge ein gemeinschaftliches Werk der deutschen Gesellschaft wären ... Eben daher kam es auch, dass ich 1738, als ich das Seniorat dieser Gesellschaft aus bewegenden Ursachen, und eigener Entschließung, niederlegete, mir die Fortsetzung desselben vorbehielt ... Nachdem nämlich Herr Professor Cotter in Petersburg gestorben war, konnte sich niemand ein Recht darauf anmassen, als ich; der ich den Anfang dazu gemachet, Entwurf, Einrichtung und die meisten Artikel dazu hergegeben, auch mit den auswärtigen Gehülfen den Briefwechsel ganz allein unterhalten hatte. Hierzu kam, daß auch der Herr Verleger sich allein an mich hielt u. s. w."

Wir sehen, dass die Sache sich hier in allem Wesentlichen genau so verhielt, wie sie sich bei Gründung der ‚Vernünftigen Tadlerinnen' verhalten hatte: Alles lag in Gottscheds Händen. Aus den Verhältnissen, wie ich sie vorhin geschildert habe, musste sich ganz naturgemäß der Gedanke entwickeln, eine Zeitschrift dieser Art zu schaffen; und in ganz Deutschland hätte man damals nach einem zweiten Manne suchen können, der befähigt gewesen wäre, den Plan für eine solche Zeitschrift zu entwerfen, Alles praktisch und den Erfolg gewährleistend einzurichten und zugleich die ganze Riesenarbeit der Versorgung dieser umfangreichen Bände, des allgemeinen Briefwechsels, der Druckprüfungen u. dgl. m. zu erledigen. Da Gottsched obenein vor aller Welt die Lage klarlegte: so konnte nur der Hass dazu verleiten, auch in diesem Falle Gottscheds Urheberrecht, ja sogar seine Wahrhaftigkeit, ohne Weiteres anzuzweifeln. Den, wahrlich nicht beneidenswerten, Ruhm, dieser Verleitung erlegen zu seyn, hat sich wiederum Waniek errungen. In seiner gewohnten Weise widmet er dieser Angelegenheit folgende Betrachtung:

„Der für jene Zeit immerhin groß angelegte Plan ist kaum von Gottsched. Sein Interesse für das deutsche Alterthum ging damals nicht über das sechzehnte Jahrhundert hinaus. Dagegen zeigt Joh. Georg Lotter aus Augsburg, Assessor der philosophischen Fakultät, schon bei seiner Antrittsrede ausgebreitete historische Kenntnisse, welche zu dem leeren Gewäsche Anderer in vortheilhaftem Gegensatze stehen[45]. Er hatte durch Herausgabe der Bibliotheca philosophica seine bibliographischen Kenntnisse bewiesen, außer einer Reihe kleinerer historischer Schriften auch eine Biographie des Konrad Peutinger geschrieben und arbeitete an einer Geschichte seiner Vaterstadt . . . Jedenfalls war die Idee, die Beiträge auch zu einem wissenschaftlichen Archiv für Sprache und Alterthumskunde zu machen, von Lotter ausgegangen. Bärmann nennt ihn auch später in einer vor den Gesellschaftsmitgliedern gehaltenen Gedächtnisrede den Hauptbegründer der Beiträge, ja, Pantke, der, von demselben angeregt, im Jahre 1732 mit der Abfassung einer schlesischen Litteraturgeschichte beschäftigt ist, bezeichnet die ‚Beiträge' in einem Briefe an Gottsched geradezu als das Lotter-

[45] Diese Wendung ist wieder ganz prächtig und verrät in jedem Worte den ‚Gottsched-Biographen' von Beruf! Wenn man sie liest, so muss doch der unerfahrene Leser zu der Überzeugung kommen, dass die Gründlichkeit Lotters zu dem „leeren Gewäsche" Gottscheds „in vortheilhaftem Gegensatze" gestanden habe: da es sich hier ja nur um das Eine handelt: Gottsched oder Lotter. Dass Lotter eine größere wissenschaftliche Persönlichkeit war, als die große Mehrzahl der gelehrten Wäscher damaliger Zeit, brauchen wir nicht zu erfahren. Waniek aber will den Schein erwecken, als ob Lotter, Gottsched gegenüber, tatsächlich der bedeutendere Mann gewesen. Wir im rauhen Norden nennen dergleichen „Jesuitismus"; im anmutigen Süden mag man es anders nennen. — Was übrigens die „ausgebreiteten historischen Kenntnisse" anbetrifft: so beschränken sie sich darauf, dass Lotter ein paar Sätze über Conrad Celtes, seine 1491 erfolgte Lorbeerkrönung, über die von ihm gegründete „gelehrte deutsche Gesellschaft", oder ‚Celtische Gesellschaft' (auch ‚Societas Rhenana' genannt) und über die erste, von Celtes besorgte Ausgabe der Hroswitha-Dramen, den Komplimenten für die ‚Deutsche Gesellschaft' und deren Präsidenten Mencke vorausschickt. (Man vergl. ‚der D. G. in Leipzig gesamlete Reden u. Gedichte" S. S. 350 u. ff.)

ſche Journal, ſo daß die Vermuthung nahe liegt, es wird ſich mit der Begründung dieſer Zeitſchrift ähnlich verhalten haben, wie mit den ‚Tadlerinnen‘. Die Idee iſt von einem Andern ausgegangen, aber Gottſched hat ſie mit Eifer ergriffen, das Werk mit der ihm eigenen Energie gefördert und endlich ganz zu dem ſeinigen gemacht. Daß er ſpäter behaupten konnte, das ganze Unternehmen wäre von ihm und Lotter ausgegangen, wurde ihm nur dadurch möglich, daß dieſer ſchon 1735 nach Petersburg berufen wurde und bald darauf ſtarb.“

Das Andenken des längſt vergeſſenen Augsburgers in Ehren: Aber es iſt doch ein ſtarkes Stück, den tüchtigen Büchertitelkenner und leidlich verdienſtvollen, über eine für jene Zeit immerhin anerkennenswerte Mittelmäßigkeit nie hinausgekommenen Hiſtorikophilologen[46] als den eigentlichen Begründer der ‚Beyträge‘ hinzuſtellen, der ausdrücklichen Erklärung Gottſcheds zum Trotze! Wenn Bärmann im Jahre 1738 oder 1739[47] Lotter den „Hauptbegründer der Beyträge“ nannte, ſo ſollte damit nur dem damals ſchon aus der ‚Deutſchen Geſellſchaft‘ geſchiedenen ehemaligen Senior ein Stich verſetzt, viel-

[46] Lotters Hauptwerk war ein ‚Commentarium de vita et Philosophia Bernardini Telesii‘ (1733) „worinnen er alles, was nur von den Umſtänden und Lehrſätzen dieſes berühmten Italiäniſchen Philoſophi merkwürdig iſt, ſehr fleißig zuſammen geſamelet und in ſchöner Ordnung, Deutlichkeit und netter Schreibart herausgegeben“ (Zedler's Univerſallexikon). — Wes Geiſtes Kind Lotter war, offenbart uns übrigens gleich der 1. Aufſatz des 1. Bandes ‚Von deutſchen Überſetzungen der meiſten alten lateiniſchen Schriftſteller‘. Abgeſehen von der kurzen, ganz im Geiſte Gottſcheds gehaltenen und vielleicht ſogar von ihm redaktionell verfaſſten Einleitung (Es heißt hier u. A.: „Wir ſchreiben hier ein Buch, welches einzelne Beyträge zu der Geſchichte der Deutſchen Sprache, Beredſamkeit und Dichtkunſt begreifen ſoll“; und auf S. 5 werden einzelne Männer gerühmt, „die den guten Wiſſenſchaften in unſerm Vaterlande aufgeholfen, und deſſen Geſchmack aus den unverbeſſerlichen Vorſchriften des Alterthums allmählich geläutert haben“) enthält der ganze Traktat nichts als eine nüchterne Titelaufzählung mit gelegentlich beigefügten litteraturgeſchichtlichen Notizen.

[47] Der 3. Band der Schriften der ‚D. G.‘, wo Lotter „der Hauptbegründer der Beyträge“ genannt wird, erſchien 1739.

leicht auch eine Art von Eigentumsrecht an den ‚Beyträgen‘ für die Geſellſchaft begründet werden. Was jedoch das ‚Lotterſche Journal‘ anbetrifft: ſo iſt einenteils noch keineswegs erwieſen, daſs damit die ‚Beyträge‘ gemeint waren; andernteils aber, auch wenn es der Fall wäre, die Möglichkeit anzunehmen, daſs Pantke in der ſchleſiſchen Weltabgeſchiedenheit von Klein Knigniz etwas Ungenaues verlauten gehört hatte. Denn am 2. Januar war das erſte Stück der ‚Beyträge‘ noch gar nicht erſchienen[48]. Aus alle den Gründen kann denn auch Waniek nicht umhin, nur von einer „Vermutung“ zu ſprechen; der dann aber bereits in der nächſten Zeile die Behauptung folgt: daſs die Idee von Lotter ausgegangen „iſt“; mit dem, ohne perſönliche Beleidigung Wanieks gar nicht zu kennzeichnenden, Zuſatze: daſs Gottſched (der Lotter a. a. O. ſeinen „fleißigſten Gehülfen“ nennt) ſich die Urheberſchaft nur deshalb nachträglich habe anmaßen können, weil der eigentliche Begründer frühzeitig geſtorben ſey; den Lügner alſo nicht mehr zur Rechenſchaft habe ziehen können!

Gegen alle dies, in ſeinem wahren Weſen von uns bereits klar erkannte, verleumderiſche Gerede ſpricht nicht nur Gottſcheds ganze Perſönlichkeit und Lebensarbeit; auch nicht nur ſeine eigene, unzweideutige Erklärung (die mir immer noch ſchwerer wiegt, als jede Behauptung oder „Vermutung“ des „Gottſched-Biographen“); ſondern vor allem der Umſtand: daſs Lotter überhaupt erſt 1731, am 31. Oktober, Mitglied der ‚Deutſchen Geſellſchaft‘ wurde[49]; zu einer Zeit alſo,

[48] Das 1. Stück erſchien erſt zur Oſtermeſſe 1732. Aber ſelbſt wenn es noch im Herbſt 1731 erſchienen wäre, ſo hätte es damals etliche Monate dauern müſſen, ehe Pantke in ſeiner Einſamkeit Genaues über die Zeitſchrift erfahren konnte. Es handelte ſich alſo nur um ein, unter der Hand verbreitetes, Gerücht.

[49] Dies erſieht man aus dem von Ernſt Kroker a. a. O. veröffentlichten Mitgliederverzeichnis der ‚D. G.‘. — Er war nicht lange vorher Mitglied der „erlauchten Societät der Wiſſenſchaften zu Berlin“ geworden und gehörte zu den Gelehrten, denen man die Mitgliedſchaft antrug, um der „Deutſchen Geſellſchaft Nahmen bey Auswärtigen und Einheimiſchen mehr und mehr in Anſehen zu bringen“.

da die Unterhandlungen mit dem Verleger längst begonnen haben, der ganze Plan der Zeitschrift bereits feststehen musste.

Nachdem dieser Punkt (wie ich hoffe: ein für allemal) erledigt worden ist, wollen wir dem ersten Bande des Werkes, das in allen seinen acht Bänden das nicht zu verkennende Gepräge des Meisters offenbart, und durch das Gottsched, wie selbst Waniek zu bemerken nicht umhin kann, „seine Ziele mit hohem Ernste zu erreichen strebte", eine, wenn auch nur flüchtige, kurze Betrachtung widmen.

Schon in diesem ersten Bande herrscht nicht etwa der Geist Lotters oder eines andern Gehülfen und Gelegenheitmitarbeiters, sondern einzig und allein der Geist Gottscheds, den wir aus seinen bisherigen Schriften zur Genüge kennen gelernt haben. Vom Vorwort an bis zu dem fesselnden Aufsatz über Paul Rebhuns ‚Klag des armen Manns' (IV. Stück, S. 622 u. ff.) treten uns wieder alle völkischen Bestrebungen des Herausgebers der ‚Vernünftigen Tadlerinnen' und des ‚Biedermannes', des Verfassers des ‚Grundrisses zu einer vernunftmäßigen Redekunst' und der ‚critischen Dichtkunst' entgegen; und zwar gesteigert in ihrer Wirkung dadurch, dass sie hier alle in einem engen, geschlossenen Rahmen erscheinen, dem die paar kleinen und größeren Artikel der genielosen Mitarbeiter nur als ein geringfügiges, wenn auch fachwissenschaftlich zuweilen wertvolles Beiwerk anhängen.

Über den Zweck, welchem die Zeitschrift dienen sollte, spricht sich Gottsched auf den ersten Seiten in seiner großzügigen, offnen Weise aus: Die Aufnahme der deutschen Litteratur und die Läuterung des Geschmackes der Deutschen, sie bilden das eigentliche Hauptziel, das er auch hier nicht etwa nur aus rein litterarischen oder ästhetischen, sondern vor allem aus völkischen Gründen, um „als redlich gesinnter Deutscher das Seinige zur Ehre seines Vaterlandes beyzutragen", verfolgt. Italien habe schon im dreizehnten Jahrhundert angefangen, sich, im Anschluss an die alten Griechen und Römer, der Barbarei zu entreißen; dem seyen Frankreich, Holland und England gefolgt — so führt er aus; um daran die Klage zu knüpfen: dass Deutsch-

land all' den andern Kulturvölkern leider noch in keiner Weiſe gewachſen ſey. Wol rühmt er die Bemühungen des „unſterblichen Opitz", der „einen zu ſeiner Zeit in Deutſchland ganz neuen Weg gieng, und allen ſeinen Nachfolgern ſo glücklich die Bahn brach, daß wir die große Veränderung, ſo nach und nach daher in allen unſern Schriften entſtanden, nicht genugſam bewundern können". Aber er ſpricht es zugleich offen aus: daſs trotzdem noch viel, ja noch faſt alles zu wünſchen übrig geblieben ſey. „Es fehlt noch viel daran, daß wir uns andern benachbarten Völkern an die Seite ſetzen könnten" — fährt er fort —. „Die Anzahl ſchöner Schriften in unſrer Mutterſprache iſt noch ſehr klein. Die Meiſterſtücke unſerer Poeten erſtrecken ſich nur erſt bis auf die kleinen Gattungen der Gedichte, ja auch darinn ſind die regelmäßigen und untadelichen noch nicht ſehr häufig zu haben. Die Beredſamkeit hat gleichfalls kaum die Kinderſchuhe vertreten, und muß auch noch etwa ein halbes Jahrhundert Zeit haben, ehe ſie zu einem männlichen Alter gelangen wird[50]. In allen übrigen Wiſſenſchaften ſind gleichfalls noch nicht deutſche Bücher genug vorhanden, deren wir uns gegen unſre Nachbarn rühmen könnten. Seichte Geiſter ſehen alle unſre Scherben für Edelgeſteine an: Wer aber die wahren Vollkommenheiten der Ausländer[51] nach den Regeln der Vernunft und Kunſt kennen gelernet, der kann ſich nicht enthalten, unſern Eigendünkel mit Erbarmen, und die daher entſtehende Nachläßigkeit mit einigem Unwillen anzuſehen."

Der ganze Mann ſteht in dieſen ſchlichten, den Fall, um den es ſich handelt, von Grund aus erſchöpfenden, Worten vor

[50] Man muſs alle Bemerkungen dieſer Art im Gedächtnis feſthalten, um das törichte, bis auf den heutigen Tag immer wieder nachgeſprochene Gerede, Gottſched habe in ſeinen Reden, Dramen und Gedichten unübertreffliche Meiſterſtücke erblickt, richtig würdigen zu können.

[51] Man merke wol: der Ausländer! nicht etwa nur der Franzoſen. Auch hier hält er den weltlitterariſchen Geſichtspunkt feſt, von dem aus einerſeits die „Alten", andrerſeits die Italiener, Franzoſen, Engländer und Holländer (die Spanier ſind wol nur zufällig bei dieſer Gelegenheit vergeſſen worden, da er gerade ſie, zumal ſeinen geliebten Cervantes, gern erwähnt) in die Verhandlung gezogen werden.

uns; ſie liefern uns zugleich den Schlüſſel zum Verſtändnis der ganzen bisherigen und der noch für die nächſten Jahrzehnte in Ausſicht ſtehenden Lebensarbeit Gottſcheds. Immer deutlicher war es ihm geworden, daſs die deutſche Sprache und alles, was zu ihr in Beziehung ſteht, auf ſie mehr oder weniger gegründet iſt, den Kern- und Angelpunkt aller völkiſchen Erneuerungarbeit in Deutſchland bilden müſſte. Immer feſter hatte ſich in ihm die Überzeugung durchgeſetzt, daſs eine Wiedergeburt des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Nationalkraft nicht eher erfolgen könnte, bis die noch ſorgfältig zu reinigende, noch genau zu regelnde deutſche Sprache, gleichſam als warmes, nahrungſpendendes Blut, den Leib und alle Glieder, vor allem aber das Haupt, nämlich die Wiſſenſchaft und das geſammte geiſtige Leben, ſeines geliebten deutſchen Volkes durchflöſſe.

Eine deutſche Wiſſenſchaft hatte es, genau genommen, bisher noch gar nicht gegeben. In lateiniſcher Sprache geſchrieben, war nichts von dem, was Coppernicus und Kepler, Pufendorf, Leibniz und alle die andern großen und kleinen Gelehrten, Denker und Forſcher veröffentlicht hatten, dem Volksganzen zu Gute gekommen[52]. Von einer deutſchen Litteratur im engeren Sinne konnte wol die Rede ſeyn; zumal wenn man bis auf die Zeit Luthers und einige Jahrhunderte über ihn hinaus zurückgriff: aber einenteils war ſie in allem Weſentlichen längſt veraltet; andernteils faſt aller edlen Werte bar; vorwiegend geiſt- und geſchmacklos. Selbſt das biſschen Empfindung, das ſich in den Gedichten von Dach, Flemming, Hoffmannswaldau und

[52] Auch nach dem Vorgange des, die deutſche Sprache ſelbſt noch vorwiegend unbeholfen, vor allem jedoch in hohem Grade unrein handhabenden, Thomaſius, war nicht viel Geſcheites in deutſcher Sprache erſchienen. Die verhältnismäßig beſtgeſchriebenen Bücher waren überdies religiöſen Inhalts (namentlich den „Ketzern", Arnold, Dippel u. A. muſſte Alles daran liegen, die „Maſſe" des Volkes zu beeinfluſſen, weil ihre Tätigkeit ſonſt ganz wirkunglos geblieben wäre). Die Geſchichtſchreiber Bünau, Maſcou und einige andere Gelehrte hatten erſt in den zwanziger Jahren angefangen, dem Beyſpiele des Thomaſius und vor allem dem Beyſpiele Wolfs zu folgen. Auch hier handelte ſichs immer noch um Ausnahmefälle; um mehr oder weniger ſchwerfällige Einzelverſuche.

Günther, oder in den religiösen Versen Paul Gerhards und anderer Kirchenliederdichter bemerkbar machte, war ein so dürftiger Besitz für ein großes Volk, dass kaum davon gesprochen werden durfte; dem Auslande gegenüber schon gar nicht. Dazu kam: dass die Höfe, der Adel und die gute Gesellschaft sich um diese „deutsche Litteratur" überhaupt nicht kümmerten. Diese Herrschaften sprachen, lasen und schrieben französisch; und das „gemeine Volk" hinwiederum kam für Kulturangelegenheiten jeder Art noch weniger in Frage. Hier, und hier vor allem, ja ganz ausschließlich, musste der Hebel angesetzt werden, wenn Deutschland endlich auf gleiche Höhe mit den andern Kulturländern gehoben, wenn es befähigt werden sollte, in voller Unabhängigkeit vom Auslande seine Geschicke selbst zu gestalten, in Betätigung der eigenen geistigen Kräfte aus sich heraus und im Wetteifer mit den andern Kulturvölkern zu gesunden, zu erstarken und sich seiner eingeborenen Kraft und Größe, sozureden seines Weltberufs, ein für allemal bewusst zu werden.

Diesem hehren Ziele hatte ja Gottsched schon seit einigen Jahren mit ernster, von Stufe zu Stufe sich erweiternder und vertiefender, Leidenschaft und in vielseitiger Betätigung zugestrebt. Dass man „die Welt nie von genug Seiten ergreifen" könne, wie Wilhelm von Humboldt einmal sagt, war ihm von Anbeginn seiner Schriftstellertätigkeit in hohem Grade klar gewesen. Aber erst jetzt war es ihm gelungen, sich ein Organ zu schaffen, in welchem er das eigentliche Hauptstück seiner reformatorischen Lebensarbeit, die alles Andere weit überragende Sprachenfrage, von Grund aus und in allen ihren Verzweigungen zum Gegenstande der lebendigen Forschung und — was das Wichtigste war — zum Angelpunkt der lebendigen, nicht mehr an die tote Sprache geknüpften, Mitteilung machte. So sollte man denn in den ‚critischen Beyträgen' „das allmählige Wachsthum der deutschen Sprache, den Fleiß unsrer Landsleute dieselbe zu bessern, die Vollkommenheit so sie schon erlanget, die Fehler so einige von ihnen (den deutschen Landsleuten) begangen, und die Mittel selbige zu vermeiden, als in einem kurzen Begriffe zusammen antreffen". Es sollten in ihnen „die Verdienste und Gebrechen

unſerer deutſchen Scribenten nach gründlichen Regeln beurtheilet[53] und ſonſt nichts von dieſen Blättern ausgeſchloſſen werden, was mit ihrer Abſicht einigen Zuſammenhang hat".

[53] In dieſen Sätzen iſt die Notwendigkeit „einer rückhaltloſen, ſtreng ſachlichen Kritik", deren Anſehen der Pamphletiſt und Pasquillant Chriſtian Ludwig Liscow mit ſeinen geringfügigen ‚Satiren', namentlich mit ſeiner ‚Unpartheyiſchen Unterſuchung' vom Jahre 1733 „wieder hergeſtellt" haben ſoll (Litzmann, ‚Liscow' S. 72), ernſt und klar und vor allem in Verbindung mit einem großen, allgemein gültigen Zweck ausgeſprochen. Schon in den ‚Vern. Tadlerinnen', im ‚Biedermann' (man vergl. die dem Zoilus gewidmeten Sätze auf S. 242!) und in der ‚critiſchen Dichtkunſt' war der damaligen, ganz kritikloſen deutſchen Welt die Notwendigkeit und Wichtigkeit einer wirklichen Kritik, ohne die kein Fortſchritt zum Beſſeren möglich, nachgewieſen worden. In den ‚critiſchen Beyträgen' ſollte nun dieſe „rückhaltloſe, ſtreng ſachliche Kritik" grundſätzlich zur Durchführung kommen; und Gottſched hat hier nicht nur „in ihren erſten Jahrgängen die Gränzen einer maßvollen Kritik nie überſchritten", ſondern ſich ſtets als einen wirklichen, einſichtvollen, jeder perſönlichen Gehäſſigkeit aus dem Wege gehenden, hochſinnigen Kritiker erwieſen, an dem ſich nicht nur Liscow und Genoſſen, ſondern auch noch Leſſing ein Beiſpiel hätte nehmen können. Wie unter dieſen Umſtänden Litzmann auf den Einfall geraten konnte, für ſeinen „Helden" ein ſo großes Verdienſt in Anſpruch zu nehmen, iſt mir unverſtändlich. Wenn tüchtige Mittelmäßigkeiten wie Mosheim, Stolle u. A. m. von der offenen Sachlichkeit Gottſcheds immer wieder beängſtigt wurden, „in der Beurtheilung anderer Schrifften" zur „Behutſamkeit" oder „Schonung" rieten: ſo zeugt das doch eben davon, daſs Gottſched (der ja glücklicherweiſe nicht zu denen gehörte, die „ſich ſelber in ihrem Glashauſe nicht ſicher fühlten") über die Schwachheiten und Karakterloſigkeiten ſeiner Zeit hinausſtrebte; daſs er, ſeinen kümmerlichen Zeitgenoſſen gegenüber, den höheren Standpunkt (und zwar ebenfalls wieder als Erſter!) vertrat. Was Liscow in ſeinen perſönlichen, nie auch nur im geringſten einen höheren oder gar völkiſchen Zweck verfolgenden, auch meiner Meinung nach herzlich ſchwachen, ja kindlichen, witzloſen Pasquillen (Man leſe Danzels Urteil über dieſen „Vorläufer Leſſings" a. a. O. S. 232 u. ff. nach) übte, war nur eine, von perſönlichen Gehäſſigkeiten erfüllte, aus der Sucht, Nullen gegenüber den Überlegenen zu ſpielen, hervorgewachſene Nachahmung deſſen, was von Gottſched (um großer Zwecke willen!) längſt gefordert und geleiſtet worden war. Es beſtand alſo gar keine Notwendigkeit, den von Gottſched ſchon in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen' vielfältig beleuchteten Gedanken, daſs eine Satire kein Pasquill ſeyn dürfe, daſs die Satire nötig und berechtigt, das Pasquill aber verwerflich ſey (Schon in

Eine größere und wichtigere, ja ſelbſt nur eine gleich große und wichtige, Aufgabe hatte ſich in Deutſchland noch niemals

---

den ‚V. T.‘ hatte Gottſched es auch für unwürdig erklärt, über körperliche Gebrechen, deren Abſtellung nicht in der Macht des Menſchen liegt, zu ſpotten; Liscow aber hielt es geradezu für erlaubt, dergleichen zu tun; er ſtand alſo ſelbſt in dieſem Punkte noch tief unter ſeinem Meiſter), bei einer, verhältnismäßig unpaſſenden, Gelegenheit „in dieſer Weiſe einmal wieder auszuſprechen“. Hätte Gottſched um 1630 gelebt und gelehrt: ſo wäre der „Verſuch“ des Mannes, der ſich aus den ironiſchen Meiſterſtücken der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ und des ‚Biedermanns‘ eine ‚Spezialität‘ ſchuf und mit ihr ſeine etwa 50 Bogen ſtarke Lebensarbeit ausfüllte, allenfalls bemerkenswert geweſen; im vorliegenden Falle war ſie nichts als eine, dem guten Beiſpiele des Meiſters, mit weitreichender Benutzung Boileauiſcher Sätze, nachgebildete, von einer nichts weniger als edlen Geſinnung erfüllte, Überflüſſigkeit. Litzmanns, des damals allerdings erſt Sechsundzwanzigjährigen (unſere Litterarhiſtoriker ſchreiben ihre Bücher meiſtens viel zu früh!), Urteil wäre ſicherlich anders ausgefallen, wenn er Gottſched beſſer gekannt hätte. Mit Liscows „Meiſterwerken“ aber ſollte man uns in Zukunft wirklich verſchonen. Sie ſind zwar bereits Früchte des Wirkens Gottſcheds, aber keineswegs edle Früchte. Dieſem witzloſen Witzling fehlten gerade zwei der vornehmſten, von Gottſched geforderten, Schriftſtellertugenden: Karakter und Größe. Aus dieſem Grunde hat es auch nicht den geringſten Wert, die „prinzipielle Auffaſſung L.'s von den Aufgaben der Satire“ feſt- oder klarzuſtellen.

Litzmann will es übrigens nicht wahr haben, daſs Gottſched 1729 in Lübeck mit Liscow bekannt geworden; er macht ſogar Danzel einen Vorwurf daraus, daſs dieſer „noch der Legende erwähnt, trotzdem er den Beweis für die Unrichtigkeit in Händen hatte“. — Ich kann dieſen „Beweis“ in den uns bekannten Briefen der Brüder Liscow aus den Jahren 1733/35 nicht finden. Joachim Friedrich, der in Hamburg lebte, brauchte von der doch gewiſs nur flüchtigen Begegnung ſeines in Lübeck lebenden Bruders mit Gottſched nichts zu wiſſen. Gottſched ſelbſt konnte ſogar möglichenfalls J. Fr. für den, ihm in Lübeck oberflächlich bekannt gewordenen Chriſtian Ludwig halten. Die Wendung in dem erſten Briefe J. Fr. Liscows: „Der Verfaſſer ... iſt ohne Zweifel Ew. HE. längſt nicht mehr unbekannd“ und die ſelbſtverſtändliche Hinweiſung auf den „Bruder“ ſcheinen ſogar darauf ſchließen zu laſſen, daſs J. Fr. Gottſcheds Gedächtnis glaubte zu Hilfe kommen zu ſollen. Jedenfalls iſt es nicht unwahrſcheinlich, daſs der, 1729 noch ganz unbekannte, junge Chriſtian Ludwig die Bekanntſchaft des, damals doch ſchon weithin angeſehenen und von ihm fleißig ſtudierten Schriftſtellers geſucht habe. Im übrigen iſt die Sache von gar keiner Bedeutung. Wenn auch ich dieſer „Legende“ noch gedacht

ein Zeitschriftleiter gestellt. Man braucht nur die besten Vorgängerinnen der ‚critischen Beyträge', die Menckischen ‚Acta Eruditorum', die ‚Deutschen Acta Eruditorum' und die ‚Leipziger Zeitung von gelehrten Sachen', mit der Schöpfung Gottscheds zu vergleichen, um sich darüber klar zu werden: dass der Bruch mit allem Bisherigen, wenn man ihn nicht schon in den ‚Vernünftigen Tadlerinnen', im Biedermann' und in der ‚Critischen Dichtkunst' erblicken wollte, hier zur vollendeten Tatsache wurde. Die gelehrte, fast immer geistlose, zum Leben des Volkes in keiner Beziehung stehende Traktat- und Buchmacherei war hier für Deutschland durch eine zwar nicht minder gelehrte aber sehr viel gründlichere, lebensvolle, geistsprühende, jedem klaren Kopfe ohne weiteres zugängliche, das unbefangene Denken unmittelbar anregende und befruchtende Schriftstellerei überwunden. Was allen früheren Zeitschriften Deutschlands gefehlt hatte, das besaßen die ‚Beyträge', soweit Gottscheds persönliche Arbeiten in Frage kamen, vollauf: Stil. Die Persönlichkeit des Meisters gab ihnen das persönliche Gepräge. Und weil in diesen ehrwürdigen acht Bänden auch die Sprache Gottscheds, ihre Satzbildung und Rechtschreibung, schon nahezu auf der höchsten, von Gottsched erstrebten und erreichten Höhe steht, so darf man, ohne begründeten Widerspruch erwarten zu müssen, behaupten: dass die neue, die eigentlich klassische, durch die ‚critische Dichtkunst' vorbereitete, Litteratur der Deutschen, mit den ‚critischen Beyträgen' beginnt. Denn klassisch in jeder Beziehung sind fast alle Aufsätze, die Gottsched in dieser köstlichen Zeitschrift veröffentlichte; klassisch ist vor allem der Geist, der diese stattlichen Bände durchweht. Ob der Senior der ‚Deutschen Gesellschaft' nun ‚Von der Schönheit der deutschen Sprache in Absicht auf ihre Bedeutung', oder ‚von den Vortheilen, so die deutsche Sprache haben würde, wenn man den Unterschied der deutschen Wörter im Absehen auf ihre Bedeutung untersuchte', oder ‚von der Aehnlichkeit der deutschen und Lateinischen Sprache',

habe (S. 340): so ist es nur zu dem Zwecke geschehen, um das ‚Liscow-Motiv', das uns im 2. Bande noch beschäftigen wird, schon hier anklingen zu lassen.

oder ‚von dem rechten Gebrauche der Wörter Den und Denen, Der und Derer‘ ſpricht; ob er den Unterſchied von vor und für, von daſs und das erörtert; ob er über Miltons ‚verlorenes Paradies‘[54], über ‚Johann Dünnhaupts gedrückten und erquickten Jacob‘, über ‚Günthers Lebenslauf‘ oder über Lohenſteins Trauerrede auf Hoffmannswaldau ſeine kritiſchen Betrachtungen anſtellt — ſtets haben wir den Meiſter des Stils, den mit unfehlbarer Sicherheit das Richtige treffenden, an Stelle des chaotiſch Unklaren überſichtliche Klarheit ſchaffenden Forſcher, beziehungweiſe Kritiker und den ſtolzen, ohne jede Rückſicht für die Ehre Deutſchlands eintretenden, ſein großes Ziel feſt verfolgenden Patrioten zu bewundern.

Es würde mich natürlich zu weit führen, wenn ich auch nur den oben erwähnten Meiſterſtücken des erſten Bandes an dieſer Stelle eine beſondere Würdigung zu Teil werden ließe; dazu findet ſich vielleicht bei ſpäterer Gelegenheit Raum. Für jetzt wird und mag die Mitteilung einiger Sätze genügen, um den Leſer erkennen zu laſſen, was für ein Geiſt in den ‚Beyträgen‘ von Anfang an herrſchte[55].

„Wörter, welche die Deutſchen aus fremden Sprachen entlehnen, und in ihre einmiſchen, gereichen der deutſchen Sprache zu keiner Schönheit. Und obgleich dieſe Wörter die deutſche Sprache nicht beſchimpfen können: So iſt es doch für einen Deutſchen eine Schande, wenn er ſich um die Wörter der deutſchen

---

[54] Dieſe, jetzt allgemein übliche, Titelüberſetzung rührt ebenfalls von Gottſched her. Auf S. 292 des 1. Bandes ſchreibt er: „Johannes Miltons Verluſt des Paradieſes klingt in unſern Ohren ſehr fremde. Warum hat der Herr Ueberſetzer (Bodmer) nicht dem Engliſchen folgen wollen und lieber geſchrieben, das verlohrene Paradies?“

[55] Waniek, der es nie unterlaſſen kann, einem notgedrungen ihm entſchlüpfenden Lobe die Bemängelung folgen zu laſſen, meint u. A., daſs die Zeitſchrift „nur die geiſtigen Intereſſen des Volkes erweiterte, aber nur wenig durch poſitive Leiſtungen förderte“ (a. a. O. S. 268). Abgeſehen davon, daſs die ‚Beyträge‘ recht viel poſitive Arbeit leiſteten, ſo finden ſich die eigentlich poſitiven Leiſtungen Gottſcheds natürlich in ſeinen großen Hauptwerken; und es iſt deshalb mindeſtens leichtfertig, in dieſem Falle geringſchätzig von einem „nur“ zu ſprechen.

Sprache unbekümmert läßt, oder ſich wohl gar derſelben ſchämet." — „Wer in der deutſchen Sprache entweder Wörter braucht, die durch die Länge der Zeit aus der Gewohnheit gekommen; oder neue Wörter macht, und ihre Bedeutung nicht beſtimmt; oder den üblichen Wörtern ungewöhnliche Bedeutungen giebt; der vergißt der Schönheit ſeiner Sprache, und handelt wider die Pflicht eines Deutſchen, der auf die Ehre ſeiner Sprache bedacht ſeyn ſoll" (S. 58). — „Aus deutſchen Schriften, die man für Muſter der deutſchen Schönheit ausgiebt, ſollen alle Redensarten der Ausländer verbannt ſeyn. Folglich giebt man zu erkennen, daß man ſich in der Schönheit der deutſchen Sprache nicht befleißige, wenn man in Briefen, in geſchriebenen Büchern, in Reden und Predigten, da man ſich der deutſchen Sprache bedienen will, von den Lateinern, Franzoſen, und andern Völkern Verknüpfungen der Wörter entlehnet, ohne daß man von der höchſten Noth und dem augenſcheinlichen Mangel der Wörter dazu gedrungen wird" (S. 61). — „Ohne Klarheit und Deutlichkeit kann die Schönheit der Deutſchen Sprache nicht beſtehen" (S. 64). — „Die Deutſchen werden vornehmlich ſorgen müſſen, daß ſie ihren Landsleuten Bücher in die Hände bringen, darinnen man auf die Bedeutungen, die einem jeden Worte eigen ſind, genau geſehen habe, damit ſich dieſe nicht blinden Leitern anvertrauen müſſen, und folglich ihre Sprache in ihrer Schönheit nicht ſehen können. Dieſe Bemühung unſerer Gelehrten ſtelle ich mir um ſo viel nöthiger vor, je geneigter ich bin zu glauben, daß man die deutſche Sprache, was den Anfang ihrer Verbeſſerung betrifft, mehr durch gut geſchriebene Bücher als durch die Sprachkunſt ins aufnehmen bringen könne. Unſere Landesleute werden aus den Büchern von der Sprachkunſt wenig gebeſſert. Und wenn ſolche Schriften in deutſcher Sprache abgefaßt werden, ſo iſt der Nutzen bey den Ausländern ebenfalls ſchlecht. Denn wenn fremde Nationen zur deutſchen Sprache angeführet werden ſollen, ſo muß es in der Sprache geſchehen, welche ein ſolches Volk von andern unterſcheidet; man wollte denn eben ſo wunderlich handeln, als diejenigen in Schulen thun, oder vielmehr thun müſſen, welche die zarten Kinder aus latei-

niſchen Grammatiken im Latein unterrichten, da doch ein jeder lachen würde, wenn man einem Anfänger im Hebräiſchen und Griechiſchen aus griechiſchen und hebräiſchen Grammatiken den Weg zu dieſen Sprachen weiſen wollte. Da man aber die Sprache erſt recht putzen und auszieren muß, ehe ſie fremden Nationen unter das Geſichte treten darf, ſo iſt meines Erachtens die Nothwendigkeit der angezogenen Bemühung (d. h. der Schaffung gut geſchriebener Bücher) unſerer Deutſchen unleugbar" (S. 79). — „Der verſchiedene und widrige Gebrauch der Wörter und Redensarten einer Sprache iſt ein Beweis, daß man die Regeln noch nicht gefunden und feſtgeſetzet habe, nach welchen man die Richtigkeit des Ausdruckes zu beurtheilen pfleget. Dieſes iſt auch die Urſache, daß die deutſche Sprache ſo viele Wörter hat, über deren Gebrauch man noch nicht einig iſt. Unſere Landsleute haben lange Zeit unterlaſſen, die Grundregeln ihrer Sprache zu ſuchen: Sie haben ohne vieles Nachſinnen geredet und geſchrieben; daher hat einer auf dieſe, ein andrer auf eine andre Art geſprochen, und gewiſſe Wörter als gleichgültig gebraucht, die doch wirklich unterſchieden ſind. Je löblicher demnach die Mühe iſt, die man nach dem Beyſpiele anderer Völker auf ſeine eigene Sprache wendet, je nützlicher iſt es, auch die geringſcheinenden Wörter zu unterſuchen, damit endlich eine Gleichförmigkeit im Ausdrucke zuwege gebracht werde" (S. 130). — „Unſer Leben bedarf zum Unterhalte ſo viel, als bey den Römern vonnöthen geweſen: Und wir können uns hierinn ſo gut der deutſchen Sprache bedienen, als die Lateiner die ihrige gebraucht. Wir haben eben ſo viele Gliedmaaßen der Sinne, als die alten Einwohner Italiens gehabt; wir wiſſen ſo gut, als ſie gewußt, was angenehme und unangenehme Empfindungen verurſachet; und es mangelt uns ſo wenig an gültigen Wörtern dazu, als es den berühmten Bürgern der Stadt Rom an Lateiniſchen in dieſem Stücke gefehlet hat. Man nehme dasjenige vor ſich, was zur Weltweisheit gehört, und die übrige Gelehrſamkeit betrifft; und halte dieſe Sachen gegen beyde Sprachen: So wird man ſich nach ſorgfältigem Nachforſchen überzeugt ſehen, daß die deutſche Sprache nicht geringere Geſchicklichkeit habe, dieſe

Dinge auszudrücken, als man der Lateiniſchen zugeſtehen muß“ (S. 157/8). — „Ueberhaupt wäre es zu wünſchen, daß viele, die ſich für Meiſter der Poeſie bey uns ausgeben, eben in den lautern Quellen des Alterthums ihre Wiſſenſchaft ſchöpfen, nicht aber aus den trüben Pfützen der neuern Italiener, und ihrer Affen, alle ihre Kunſt herleiten möchten“[56] (S. 215). — „Es iſt allerdings billig, daß die Einwohner von Deutſchland, welches gleichſam der Mittelpunct und die Mutter der übrigen nördlichen Völker iſt, ſich um die Unterſuchung ihrer eigenen Sprache vornehmlich bekümmern; da von derſelben die übrigen Sprachen des ermeldeten Welttheiles entweder unmittelbar abſtammen, oder doch wenigſtens mit ihr in der genaueſten Verwandſchaft ſtehen. Dieſe Bemühung hat auch ihren offenbaren Nutzen in Erläuterung der altdeutſchen Gewohnheiten und Geſetze; in Erklärung der Geſchichte u. ſ. f. Selbſt die Ausländer beſchämen die in ſolchen Uebungen zur Ungebühr nachläßigen Deutſchen mit ihren Exempeln, welche ſo viele Zeit und Fleiß zu unſerm Beſten, und auch mit gutem Fortgang, an dergleichen ſeltene Unterſuchungen gewendet haben; von der Anmuthigkeit dieſes Studii itzo nichts zu gedenken“ (S. 257/8). — „Man iſt nie fähiger ſeinen Leidenſchaften völligen Raum zu geben, als wenn man mit denen zu thun hat, welche der Ehre des Vaterlandes nachtheilig ſeyn wollen. Sollte man auch in einem ſo heftigen Streite zuweilen weiter gehen, als nach den Regeln eines gründlichen Urtheiles erlaubt wäre, ſo geſchieht es doch aus guter Meynung: und ein ſtarker Fehltritt wird zu einem geringen und unſchuldigen Verſehen, wenn man nur aus patriotiſchem Eifer geſtolpert hat“ (S. 305). — „Es fehlet noch itzo nicht an Leuten, welche denken, das heiſſe eine Sache recht aus dem Grunde her-

[56] Die Hinweiſung auf „die Alten“, zumal die Griechen, ſpielt, wie in der ‚critiſchen Dichtkunſt‘, ſo auch in den ‚Beyträgen‘ eine große Rolle. Natürlich iſt ihm auch die griechiſche Sprache die einzige, die es mit der deutſchen aufnehmen kann. Er „glaubt“ nicht nur, „daß die Griechiſche Sprache vieles mit der Deutſchen gemein habe“, ſondern auch, daſs die deutſche Sprache „durch Ueberſetzungen der alten Griechen ſehr erweitert werden könne“ (I, 76).

holen, wenn man alles ſaget, was ſich bey der Gelegenheit zwar ſagen läſſet, aber zur Sache ſelbſt ſich nicht ſchicket" (S. 313). — „Ein Lobredner muß ſich über dem Ruhm ſeines Helden nicht die Zuhörer zu Feinden machen" (S. 515) u. A. m.

Von beſonderer Wichtigkeit ſind ſchon in dieſem erſten Bande zumal die Andeutungen über das, dem ſpäteren Gründer des hochdeutſchen Sprachreichs bereits klar vorſchwebende, Ideal einer Gemeinſprache[57]; und nicht unerwähnt möchte ich es an dieſer Stelle laſſen, daſs Gottſched (der ja angeblich, und wie er ſpäter aus taktiſchen Gründen ſelbſt zuzugeben ſchien, die ‚meißniſche Mundart' zur herrſchenden Gemeinſprache erhob)[58] auf Seite 311 ganz unzweideutig von der ‚faſt weibiſchen und ziſchenden Meißner Mundart' redet[59].

Dem gediegenen und feſſelnden, vielſeitigen Inhalte des Probeſtückes entſprechend, war denn auch der Erfolg des erſten Bandes der ‚Beyträge', gleich dem der „ungemein beliebten Dichtkunſt"[60], in der deutſchfreundlichen Gelehrten- und Schriftſtellerwelt groß. Der begeiſterten Freunde wohnten dem führenden Manne ja ſchon ſeit Jahren an den verſchiedenſten Orten genug; und wie man in Halle „nach dem Honig" ſeiner „bezaubernden Poeſie lüſtern" war; in Geſellſchaften die Geſundheit des durch

---

[57] „Wer der Schönheit der deutſchen Sprache nichts vergeben will, der muß ſich von Wörtern enthalten, welche bloß in einer gewiſſen Provinz Deutſchlands gebräuchlich ſind", heißt es auf S. 59; und auf Seite 61: „Die beſonderen Mundarten ſind den Schönheiten der Deutſchen Sprache nothwendig zuwider".

[58] Wir werden ſpäterhin erfahren, daſs Gottſched weit entfernt war, das „Meißniſche" Deutſch für das maßgebende zu erklären.

[59] Schon Morhof meinte: „Der Meißner Ausrede iſt die zierlichſte, aber ſie haben auch einige ſonderlichkeiten, die nicht nachzuahmen ſein" (a. a. O. S. 480); und vor ihm hatte bereits Scioppius Verſchiedenes an der meißniſchen Mundart getadelt. — Im 2. Bande der ‚Beyträge' (S. 624) richtet G. ſich gegen das in Sachſen weit verbreitete Vorurteil, daſs man in „Meißen allein Deutſch ſpräche und alle übrige Theile unſers Vaterlandes barbariſch wären".

[60] So ſchreibt 1730, den 31. März J. V. Krauſe aus Halle an Gottſched. Demſelben Krauſe verdanken wir auch die andern, oben angeführten Mitteilungen aus der Halliſchen Geſellſchaft.

ſeine „ausbündigen meriten“[61] zu ſo hohem Anſehen gelangten, Fernweilenden ausbrachte und deſſen Gewinnung für die dortige, 1731 mit einer neugeſchaffenen Profeſſur der deutſchen Beredſamkeit ausgeſtattete, Hochſchule anſtrebte (der Gerichtsaſſeſſor Dr. Reichel wollte ihn ſogar „wenns möglich wäre auf ſeinen Händen von Leipzig nach Halle tragen“)[62]: ſo richteten ſich auch bereits die Blicke anderer Hochſchulſtädte (unter dieſen zumal Wittenbergs) auf den außerordentlichen Profeſſor, der ſich ſowol durch den „innerlichen Wert“ ſeiner Schriften wie auch durch ſein ungewöhnliches, mit größter Güte des Herzens verbundenes, Lehrtalent eine weitreichende Verehrung erworben hatte. Aber ſobald die ‚Beyträge‘ zu erſcheinen begannen, ſteigerten ſich alle dieſe Begleiterſcheinungen des wachſenden Ruhmes ins Große. Nicht nur die jungen Dichter ſandten ihm von allen Seiten ihre Verſe zu, um ſie ſeiner „gütigen Cenſur und Wahl, ob ſie öffentlichen Druck verdienen“[63], zu unterbreiten; ſondern auch viele Gelehrte baten jetzt, wie der Königsberger D. H. Arnold, „demüthigſt“ um „Dero gegründetes Urtheil“ über ihre „geringen Schriften“. Der Bewunderer, die „eine ſolche Ehrfurcht gegen ihren Gottſched“ hatten, daſs ſie „ſeinem Willen ohne Unterſuchen Folge leiſteten“[64], wurden von Monat zu Monat mehr. Man ſandte „der großen Stütze“ oder auch dem „lieb-

[61] Eine in den Briefen J. G. Krauſes, des Wittenberger Profeſſors, des öftern wiederkehrende Wendung.

[62] Eine Berufung nach Halle kam nicht zu Stande. Die entſcheidenden Herrſchaften in Preußen zogen dem Rhetoriker Leipzigs einen armſeligen Tropf vom Schlage des vielſchreibenden Philippi vor! — Vielleicht wäre es zu einer Berufung Gottſcheds gekommen, wenn Thomaſius (dem Gottſched im Frühjahr 1728 ſeine Aufwartung gemacht, deſſen beſonderes Wohlwollen er namentlich durch ſeine Beziehungen zur ‚vertrauten Rednergeſellſchaft‘ gewonnen hatte [vergl. ‚Geſ. R.‘ 609]) noch gelebt hätte. Aber man wird trotzdem die Fügung ſegnen dürfen, dank welcher Gottſched den „anmuthigen Fluren“ Leipzigs (‚Geſ. R.‘ 207) erhalten blieb.

[63] Die an Gottſched gerichteten Briefe, welche die Leipziger Univerſitätbibliothek handſchriftlich bewahrt, enthalten eine Fülle ſolcher Geſuche und Zumutungen.

[64] So ſchreibt 1731, den 5. Mai, Subrektor Carl Heinrich Lange aus Lübeck.

reichen Oberhaupte" der Deutſchen Geſellſchaft[65] Huldigungsgedichte und von Verehrung überfließende Briefe; und die Schaar der Jünglinge, die nach Leipzig eilten, um des „theuerſten Lehrers" perſönliche Schüler zu werden, wuchs von Semeſter zu Semeſter[66].

Gottſched war jetzt im Begriffe, die höchſte Staffel ſeines geiſtesfürſtlichen Einfluſſes zu erklimmen. Seine Wirkſamkeit bekam in jeder Beziehung den ganz großen Zug und hob ihn in den nächſten drei Jahren auf eine, im geiſtigen Leben der Deutſchen von keinem Andern je wieder erreichte, Höhe, die er nahezu ein Menſchenalter hindurch und auch dann noch, als die durch ſeinen großzügigen Eifer beunruhigten, kurzſichtigen oder ihren eigenen „Ruhm" rückſichtlos anſtrebenden Gegner in immer geſchloſſeneren Reihen wider ihn ankämpften, mit ungewöhnlicher Würde zu behaupten wuſſte.

---

[65] So nennt ihn J. Fr. May 1732, d. 3. September in einem, von Helmſtädt aus, an G. gerichteten Schreiben.

[66] „Man rühmt hier vielfältig, daß die Akademie zu Leipzig an Studierenden täglich zunehme. Ich freue mich um deswillen darüber, weil alſo die gelehrten Unterweiſungen, welche E. H. geben, ſich weiter ausbreiten", ſchreibt Gabriel Wilhelm Götten 1731, den 1. Oktober aus Hildesheim; derſelbe Götten, der nicht lange darauf der Anſicht wurde, daſs Gottſched „es vor allen andern verdiene", in dem von ihm herausgegebenen lebensgeſchichtlichen Sammelwerke ‚Das gelehrte Europa' anſpruchvoll vertreten zu ſeyn. — Zu den Gelehrten, die ihre Söhne Gottſched anvertrauten, gehörte auch der bekannte, zwar ſehr orthodoxe aber zugleich geiſtig hoch ſtehende Rektor des Lübeckiſchen Gymnaſiums, von Seelen.

Zehntes Kapitel

Auf der Höhe des Lebens

Als feuriger, um die Wut ſächſiſcher Dunkelmänner unbekümmerter Vertreter des „Wolfianismus“ hatte ſich der junge Magiſter der Weltweisheit in Leipzig eingeführt und, nicht zum wenigſten Dank der Unterſtützung ſeines älteren Geſinnungsgenoſſen und Beſchützers Mencke, ſchnell eine geachtete, wenn auch ebenſo ſchnell von Haſs und Neid umbrandete, Stellung erobert. Aber der Weg, den ſeine ſchriftſtelleriſche Tätigkeit, unter dem Einfluſs einenteils der gegebenen Verhältniſſe, anderenteils der den Volksaufklärer, den Volkserzieher und vor allem den, die Volkseinheit anſtrebenden Volkstümler beherrſchenden Ideen, im Laufe der Jahre genommen hatte, ſchien ihn mehr und mehr dem Gebiete der Philoſophie entrückt zu haben; und als er nun Profeſſor der Dichtkunſt geworden war, mochten auch ſeine Getreuen in ihm nur noch den Lehrer und Meiſter in den „redenden Künſten“ erblicken. Gottſched ſelbſt aber hatte nie eigentlich ein Geheimnis daraus gemacht, daſs die Weltweisheit mit allen ihren Ausſtrahlungen gewiſſermaßen die zweite Seele ſeiner Lebensarbeit, jedenfalls ihren feſten Untergrund bildete, von dem aus alle ſeine Beſtrebungen geſpeiſt wurden[1]. Seine bisherigen Werke hatten ja gerade dadurch

[1] Ich möchte ſchon hier darauf hinweiſen, daſs Gottſched, wie er in die Dichtkunſt den großen, vielfach geradezu pathetiſchen, Zug brachte, ſo auch als Erſter die Weltweisheit aus dem engen Gebiet trockener Fakultätsgelehrſamkeit in die reine Höhe lebendiger, alles geiſtige Leben durchflutender Seelentätigkeit emporhob. Nie vor ihm war Philoſophie mit einem ſolchen Enthuſiasmus betrieben; nie war ihr eine ſo Alles beherr-

ihre Bedeutung erhalten und ſich von allen Verſuchen ſeiner Vorgänger unterſchieden, daſs ſie überreich mit philoſophiſchen

---

ſchende Stellung im Reiche des Geiſtes erkämpft worden! In oft hinreißenden Worten weiß namentlich der jüngere Gottſched für die hohe Würde des echten Weiſen, für den „Grund und Inbegriff aller übrigen Theile der wahren Gelehrſamkeit“ (Biedermann, Blatt 80) einzutreten; und ich kann es mir nicht verſagen, meinen Leſern wenigſtens ein Paar dieſer Äußerungen über „die Königin der Wiſſenſchaften“ (Beyträge III, 533) mitzuteilen. „Es giebt Leute, die vielleicht nicht ohne Urſache, die Grundſätze der Religion für die Philoſophie der Einfältigen, die Philoſophie hingegen für die Religion der Gelehrten anſehen. Was iſt bey dem allen mehr zu bedauern, als daß dieſes ſo vortreffliche Geſchenk Gottes von dem undankbaren menſchlichen Geſchlechte ſo geringſchätzig gehalten wird? Wie wenige giebt es, die ſich Schüler oder Liebhaber der Weisheit nennen wollen? Oder da ſich einige finden, die ſolches thun, wie bald werden ſie dieſes Namens überdrüßig? Wer hat aber Schuld an dieſem Uebel, als die verkehrte Einrichtung unſrer altfränkiſchen hohen Schulen: die den höchſten Gipfel der menſchlichen Vollkommenheit in die unterſte Claſſe geſetzet, und das herrlichſte Geſchenk Gottes der Geringſten unter allen vier Facultäten zur Beſchäfftigung angewieſen hat. Die Philoſophie ſollte billig den Vorſitz auf Akademien haben; denn ſie iſt der Inbegriff aller übrigen ſogenannten höhern Facultäten. So fruchtbar iſt dieſe geſegnete Quelle aller Wiſſenſchaften, daß ſie ſich zwar unaufhörlich mit vollen Strömen des Erkenntniſſes, auf die ganze Gelehrſamkeit ergießt, aber ſelbſt keiner fremden Hülfe bedürftig iſt“ (VI. Akademiſche Rede, 1726). — „Die Weltweisheit, die ich zu loben und ... einem Jeden anzupreiſen willens bin, iſt eine Wiſſenſchaft göttlicher und menſchlicher Dinge, eine Lehrerin des Verſtandes und der Tugend, eine Meiſterin der Wahrheit und guten Sitten. Sie iſt der herrlichſte Vorzug des menſchlichen Geſchlechtes vor allen übrigen Thieren“ ... „Weg aus dem Inbegriff der Weltweisheit mit allem müßigen und unverſtändlichen Geſchwätze, deſſen Erlernung weder den Kopf aufräumet, noch zur Verbeſſerung des Wandels das allergeringſte beyträgt“ (I. Akademiſche Rede, 1728). Auch aus den Gedichten ſey wenigſtens eine Stelle mitgeteilt:

„Minerva gleicht fürwahr den frechen Dirnen nicht,
Die den gemalten Gips auf ihrem Angeſicht
Mit unverſchämter Stirn den jüngſten Buhlern zeigen,
Mit jedem, der es wünſcht, ins geile Lager ſteigen.
Man haut kein prächtig Bild aus jedem Kieſelſtein:
Kein niederträchtig Herz kann ihre Wohnung ſeyn.
Es muſs ein edler Geiſt von ungemeinen Gaben,
Von ſeltnen Kräften ſeyn, der ſie zur Freundin haben,

Ideen durchsetzt waren; man konnte sie geradezu als angewandte, unmittelbar schöpferisch wirksam gewordene Philosophie bezeichnen. Immerhin musste Gottsched, sobald er eine gründliche, allgemeine Erneuerung des gesammten geistigen Lebens der Deutschen, im streng festgehaltenen Gegensatze zu allem sonst gültig Gewesenen, bewusst anstrebte, sich mehr und mehr dazu gedrängt fühlen, auch die Philosophie selbst anspruchvoll in den Rahmen seiner großen völkischen Kulturarbeit einzufügen.

Bisher hatte sich seine, nichts weniger als unbedeutsame, Denkertätigkeit, nach herrschendem Brauche, fast ausschließlich innerhalb der Lateinschranke bewegt; jetzt sollte das ganze, von Christian Wolf in einer Reihe von dickleibigen Büchern breitspurig, umständlich und in vielen Beziehungen übermäßig banal unter Betrachtung gestellte Reich der theoretischen und praktischen Weltweisheit, ebenfalls dem deutschen Volksbewusstseyn zugänglich gemacht werden. Und wie bisher noch jede Erweiterung seines Arbeitgebietes aufs beste geglückt und von segensreichsten Erfolgen begleitet gewesen war: so gelang es ihm auch in diesem Falle, die deutsche Philosophie, welche bis dahin vorzugsweise aus „dunklen Terminologien, Grund-Abstractionen

---

Ihr Herz gewinnen will. Wer nicht die Wahrheit liebt,
Des Pöbels Thorheit hasst, der Einfalt Abschied giebt,
Vernunft und Klugheit mehr, als Geld und Wollust achtet,
Der Dinge Grund erforscht, den Bau der Welt betrachtet,
Sich selber ausstudirt; und dann auf dieser Spur
Den unumschränkten Geist, den Meister der Natur,
In seinen Werken sucht, ergründet und entdecket,
Wem nicht ein großes Herz im großen Busen stecket,
So sich der Tugend weiht, die Lüste niederschlägt,
Der Menschen Bestes sucht, zu allen Liebe trägt;
Vor keinem Unfall bebt, von keinem Mißvergnügen,
Verdruß und Kummer weis, im Unglück nicht erliegen,
Nicht einmal wanken kann; wer nicht nach Ehre strebt,
Die aus der Tugend kömmt; kurz: wer nicht denkt und lebt,
Wie weise Männer thun; der irrt bey offnen Sinnen,
Und schmeichelt sich umsonst, die Göttin zu gewinnen."
(I, 592. — 1729.)

und neuſcholaſtiſchen Verwirrungen" beſtanden hatte, dem chaotiſchen Zuſtande zu entreißen; überſichtliche Klarheit in alle Tiefen und Höhen des Denkens, insbeſondere auch des Leibniz-Wolfiſchen Denkens, zu bringen; das Beſte und Brauchbarſte der von dieſen Weltweiſen vertretenen Ideen mit dem Beſten der alten Denker in einen großen Zuſammenhang zu bringen; Lücken auszufüllen; Halbgedachtes zu erweitern, zu bereichern; und alles das zu einem feſten Beſitztum der Gebildeten Deutſchlands zu machen.

Hier lag eine überaus bedeutſame Pflicht für den Erneuerer des deutſchen Kulturlebens vor; der er ſich um ſo freudiger widmete, als ſie ſeinen Neigungen ganz beſonders entſprach. Sein Herz gehörte ja, trotz umfang- und erfolgreichſten Arbeitens auf anſcheinend von aller Philoſophie weit entfernten Gebieten, nach wie vor der, noch recht im Argen liegenden, Weltweisheit, die für ihn die Grundlage jeder Kulturarbeit und den eigentlichen Ausgangspunkt ſeiner völkiſchen Beſtrebungen bildete; in der er „eine Mutter aller Wiſſenſchaften, eine Nahrung edler Seelen, eine Beſchützerinn der Wahrheit, eine Gefährtinn im Glücke, eine Tröſterinn im Unglücke und eine Regentinn unſers ganzen Lebens" (Geſ. Reden 474) erblickte. Deshalb hatte er, bald nach Erſcheinen der ‚Iphigenia' und des ‚Cato', die noch von Leibniz geſtiftete, jedoch längſt eingegangene ‚Societas disquirentium' (auch wol ‚Societas Conferentium' genannt) unter dem Namen einer ‚philoſophiſchen Diſputiergeſellſchaft' erneuert; der allerdings nur ſieben Mitglieder[2] angehörten; die aber, wie es ſcheint, in den drei Jahren ihres Beſtehens eine recht lebhafte, wenn auch ganz geräuſchloſe, Tätigkeit entfaltete; und für die Gottſched u. a. fünf Abhandlungen lieferte, die wir bei Betrachtung der Philoſophie Gottſcheds noch näher kennen lernen werden.

Für das deutſche Hauptwerk des Philoſophen Gottſched

[2] Dem leitenden Gottſched ſtanden zur Seite die „guten Freunde" Erneſti, Lotter, May, von Steinwehr, Hübner und Winkler. Nachdem Lotter, Steinwehr und Hübner Leipzig verlaſſen hatten, löſte ſich die Geſellſchaft auf.

haben nun allerdings die ‚Erſten Gründe der geſammten Weltweisheit‘ zu gelten; wenn er ſie auch „nur für Anfänger und nicht für gelehrte Leute“ einer gewiſſen Art verfaſſt haben wollte; wie er bei Gelegenheit ironiſch meinte[3]. Dieſes zweibändige ‚Handbuch‘ iſt in der Tat eine Denker- und Schriftſtellerleiſtung von durchaus eigenartigem Werte; und man darf keinesfalls glauben, Gottſcheds Lebensarbeit wirklich zu kennen, wenn man gerade dieſes Werk nicht gründlich, mit ausreichender Urteilsbefähigung und den nötigen philoſophie-geſchichtlichen Kenntniſſen durchprüft, ja durchdacht hat. Wol iſt hier noch nicht der Ort, über den Denker Gottſched ein abſchließendes Urteil zu fällen; dazu kann ſich uns die Nötigung erſt aufdrängen, wenn wir mit den Anmerkungen zum Bayliſchen Wörterbuche vertraut geworden ſeyn werden. Immerhin dürfen wir es nicht unterlaſſen, uns ſchon hier über den Wert des Werkes, deſſen Schöpfer ſich „befliſſen, die Vernunft in ihren Schranken zu erhalten; keine Vermiſchung der Vernunft und Offenbarung vorzunehmen, keine Geheimniſſe zu erklären und philoſophiſch zu begründen; oder andre ſolche unmögliche Dinge zu unternehmen“[4], einigermaßen klar zu werden.

Vor allem wird es nötig ſeyn, recht nachdrücklich darauf hinzuweiſen: daſs Gottſcheds „philoſophiſches Intereſſe“ keineswegs „nur auf die Form gerichtet war“, wie Danzel unzulänglicherweiſe behauptete; ferner: daſs Gottſched auch im erſten, dem theoretiſchen, Teile ſeines ‚Handbuches‘ nicht etwa nur, wie das immer ein Schriftkundiger dem andern nachgeſchrieben hat, eine „populäre“ Darſtellung der Wolfiſchen Philoſophie lieferte; in der Weiſe etwa, wie Voltaire die Lehren Locke's allen Gebildeten geiſtreich mundgerecht machte. Die Wahrheit iſt nämlich: daſs Gottſched zwar einenteils die wichtigſten der Wolfiſchen Lehrſätze und verſchiedene von Wolf nicht eigentlich berückſichtigte Meinungen des Leibniz[5] verwertete; andernteils

[3] ‚Neueſtes a. d. a. Gelehrſamkeit‘ VI, 512.

[4] Vorrede zur 3. Auflage der ‚Weltweisheit‘.

[5] Ein Irrtum war es allerdings, wenn Gottſched glaubte: daſs Wolf die Weisheit nur als „eine Wiſſenſchaft aller möglichen Dinge, wie und

aber auf die größten alten Denker zurückgriff; daſs ſein ganzes Denken ſich überhaupt in allem Weſentlichen auf den Stoizismus gründete[6]. Gottſched iſt nie durchaus ‚Wolfianer‘ geweſen;

warum ſie möglich ſind“ kennzeichne; in Abweichung von Leibniz, der die Weltweisheit für „eine Wiſſenſchaft der Glückſeeligkeit“ erklärt hatte. Jene, wenn ich ſo ſagen ſoll, rein ſpekulative und theoretiſche Aufgabe weiſt Wolf der Weltweisheit zwar in den ‚Vernünfftigen Gedancken von Gott u. ſ. w.‘ zu; aber um die irdiſche Glückſeligkeit des Menſchen dreht ſich trotzdem das ganze Denken Wolfs ebenfalls; und in ſeinen ‚Vernünfftigen Gedancken von der Menſchen Thun und Laßen‘ heißt es auf S. 208 ausdrücklich: „Weil nun die Wiſſenſchaft von dieſer Einrichtung unſeres Wandels, dadurch wir unſere Glückſeeligkeit erlangen, die Weißheit iſt; ſo iſt die Weißheit eine Wiſſenſchaft der Glückſeeligkeit. Und dieſes iſt die Erklärung, welche der Herr von Leibnitz von der Weißheit gegeben“. Auch auf S. 232 wird die Weisheit „eine Wiſſenſchaft der Glückſeeligkeit“ genannt. Gottſched befand ſich alſo nicht nur mit Leibniz ſondern auch mit Wolf in Übereinſtimmung; ſeine Auffaſſung von dem Grunde oder den Wurzeln der Glückſeligkeit weicht ſogar eben ſo weit von der Leibnizíſchen ab wie die Wolfs. Was Gottſched in dieſer Beziehung von Wolf unterſcheidet, iſt nur der Umſtand, daſs für ihn die „Glückſeligkeit“ den Ausgangspunkt bildet; daſs er aus dieſem „fruchtbaren und praktiſchen Begriffe“ alle philoſophiſchen Wiſſenſchaften herleitet; was bei Wolf nicht eigentlich der Fall iſt.

[6] Gewiſſe „Gottſchedkenner“, die auch im ‚Bayliſchen Wörterbuch‘ geblättert und Gottſcheds Anmerkungen dazu überflogen haben, werden hier vielleicht lächeln; denn bekanntlich hat Gottſched zu den Artikeln über Epikur, Zeno u. a. ſehr abſchwächende Anmerkungen gemacht, aus deren Inhalt ſich namentlich der „ſkeptiſche Kram“ Bayles weitreichender Berühmtheit erfreut. Dieſes „geflügelte Wort“ finden wir überall angeführt, wo Gottſched als frommer, ſeichter und plumper Banauſe „nach Gebühr“ gewürdigt wird. Daran, daſs Gottſched ſolche Anmerkungen machen muſſte, wenn er es wagte, ſeinem Volke den großen, von allen Frommen gefürchteten und gehaſſten Skeptiker nahe zu bringen, den reichen Inhalt der 4 Folianten in Deutſchland fruchtbar werden zu laſſen, denkt kein Menſch. Die Anmerkungen ſtehen da; kein „Denkender“ kann alſo über Gottſcheds platte, ſeichtreligiöſe Denkungsart im Zweifel ſeyn! Wenn ſich ſolche „Denker“ nur die Frage vorlegen wollten: wie ein Mann, der anſcheinend auf einem ſeicht philoſophiſchen oder ſeicht religiöſen Standpunkte verharrte, den Einfall haben konnte, das Bayliſche Wörterbuch zu verdeutſchen und dieſer furchtbaren Arbeit eine Fülle von Zeit und Arbeit zu widmen?! Wir werden uns bei anderer Gelegenheit mit den ſehr wichtigen Anmerkungen zum Bayliſchen Wörterbuche noch näher zu beſchäftigen

auch nicht etwa Leibnizianer. Er ſuchte ſich, wie Thomaſius, und nur wähleriſcher als dieſer Feind jeder Metaphyſik, aus

haben; hier iſt es mir nur darum zu tun geweſen, meine Darſtellung vor dem Lächeln unwiſſender „Gottſchedkenner“ und „Litteraturgelehrten“ zu ſchützen. Zu dieſem Zwecke teile ich an dieſer Stelle noch ein paar Verſe mit, die ſich in einem Lehrgedicht aus dem Jahre 1729 (Ged. I. 591 u. ff.) finden und alſo lauten:

„Minerva gleicht fürwahr den frechen Dirnen nicht,
Die den gemahlten Gips auf ihrem Angeſicht
Mit unverſchämter Stirn, den jüngſten Buhlern zeigen . . .
Es muß ein edler Geiſt von ungemeinen Gaben,
Von ſeltnen Kräften ſeyn, der ſie zur Freundinn haben,
Ihr Herz gewinnen will. Wer nicht die Wahrheit liebt,
Des Pöbels Thorheit haßt, der Einfalt Abſchied giebt,
Vernunft und Klugheit mehr, als Geld und Wolluſt achtet,
Der Dinge Grund erforſcht, den Bau der Welt betrachtet,
Sich ſelber ausſtudirt; und dann auf dieſer Spur
Den unumſchränkten Geiſt, den Meiſter der Natur,
In ſeinen Werken ſucht . . . wer nicht nach Ehre ſtrebt,
Die aus der Tugend kömmt, kurz, wer nicht denkt und lebt,
Wie weiſe Männer thun; der irrt bey offnen Sinnen,
Und ſchmeichelt ſich umſonſt, die Göttinn zu gewinnen.
So, ſo war Sokrates, Minervens ächtes Kind,
So war auch Epikur, der große Mann, geſinnt;
Der darinn nur gefehlt, daß er die weiten Bogen
Des Weltraums dem Geſchick der Gottheit ganz entzogen.
So hat ſich Zeno ſtets und Plato dargeſtellt;
So wies ſich Epiktet als einen Tugendheld . . .
So iſt ein Seneca in Hellas Dienſt geſtorben;
So hat ſich Antonin ein ewig Lob erworben;
So hat Boethius, das Bild der Redlichkeit,
Nicht des Tyrannen Zorn, nicht Bann noch Tod geſcheut . . .
Ihr Ruhm verſchwindet nicht, ſo lange Sonn und Mond
Die Zeiten theilen wird, der Menſch auf Erden wohnt.“

— Man wird ohne weiteres begreifen, daſs ein Mann, der ſo dachte, der einen Sokrates, Zeno und Epikur ſo zu rühmen wuſſte, weil er ſich ihnen im Denken nahe verwandt fühlte, nicht 10 oder 14 Jahre ſpäter als ein frommer Bibelchriſt geringſchätzig von ihrer Weisheit ſprechen konnte, wenn er nicht ſeine ſchwerſtwiegenden Gründe dazu gehabt hätte. Ohne dieſe „Verwahrungen“ wäre es eben ganz unmöglich geweſen, die böſen Ketzereyen Bayles und die mit ihnen verbundenen Lehren der großen heidniſchen Denker in Deutſchland deutſch ans Licht zu bringen. Darum

der Weisheit aller großen Philoſophen das ihm Zuſagende, das ſeinem Denken Gemäße heraus[7]; eignete ſichs an und ſchuf ſich aus dem ſo gewonnenen Beſitz durch eigenes und ſehr ſelbſtändiges Denken eine, „nicht auf die ungewiſſen Meynungen neuer oder alter Weltweiſen, ſondern auf die gründlichſten Vernunftſchlüſſe und auf ungezweifelte Erfahrungen gegründete“ (Ww. I, 8) Philoſophie[8], deren urſprünglicher Wert zwar nicht

aber war es dem Aufklärer gerade zu tun! So mußte er aus der Not eine Tugend machen.

[7] Wie unabhängig Gottſched auch dem, von ihm aufrichtig verehrten, Verfaſſer der ‚Theodicee‘ gegenüber blieb, lehrt ſchon die eine Tatſache: daſs er zwar, mit Leibniz, die Weisheit als „eine Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit“ auffaſſte, aber die Wurzeln dieſer Wiſſenſchaft, mit den beſten alten Denkern (allerdings auch mit Wolf), im Irdiſchen ſuchte und fand; während für den philoſophirenden Theologen Leibniz die Glückſeligkeit „nur in der Liebe zu Gott zu erlangen“ ſeyn ſollte, da nur Gott „mit dem höchſten Erfolge geliebt werden kann“. Bei aller gelegentlichen, vielfach ſogar nur ſcheinbaren Übereinſtimmung des Denkers Gottſched mit Leibniz klafft ein tiefer, unüberbrückbarer Abgrund zwiſchen dem Denken beider Männer. Wenn ſich die Nötigung, dies eingehender darzulegen, herausſtellen, wenn zumal die Enge meines Werkes eine ſolche Abſchweifung geſtatten ſollte, ſo will ich im 2. Bande auf dieſen Punkt zurückkommen. Auch das Unterſcheidende zwiſchen dem Denken Gottſcheds und Wolfs will ich, wenn es der Raum zuläſſt, bei Gelegenheit klarzulegen verſuchen. Wie groß auch hier trotz aller weitreichenden Übereinſtimmung der Unterſchied iſt, läſſt ſich vielleicht andeuten, wenn ich mitteile: daſs Wolf den Standpunkt vertrat, daſs man „zur Ehre Gottes eſſen, trincken, arbeiten und ſchlaffen“ ſollte. Wolf iſt überhaupt mit dem „vollkommenen Gott“ ſo vertraut, wie ein Paſtor oder Generalſuperintendent; um nicht zu ſagen, wie der Pabſt.

[8] Man könnte Gottſched in dieſer Beziehung auch mit Plotin vergleichen, der die ganze hinter ihm liegende philoſophiſche Entwickelung ſelbſtändig neu durchdachte und mit ſpekulativer Kraft zu einer neuen Einheit verarbeitete. Aber Gottſched hat mit Plotin, der ihm durch ſeine Leibnizſtudien wol vertraut geworden ſeyn mußte (das Beſte in Leibniz iſt ja nichts als verchriſtlichter Plotinismus), im Grunde wenig gemein; er iſt eben ſelbſtändig auf die alten Weiſen, die auch für Plotin die Grundlage bildeten, zurückgegangen. Als ein, von allem Myſtizismus ſo gut wie ganz freier Denker bildet Gottſched trotz ſeines Plato-Plotiniſchen Gottesbegriffs, und ſeiner Ethik (in der er ſich als Stoiker mit Plotin berührt), ſogar einen recht tiefgreifenden Gegenſatz zu dem großen Neuplatoniker.

übermäßig groß iſt (es ſchon deshalb nicht ſeyn konnte, weil Gottſcheds Lebensaufgabe unermeſſlich viel größer war, als die eines ſtill vor ſich hin denkenden Philoſophen); die aber ganz bedeutende Wirkungen verurſacht hat; und deren Einfluſs ſelbſt noch bei Kant ohne Weiteres nachgewieſen werden kann.

Eine große, für unſer Volk ſegensreiche Wirkung brachte namentlich der zweite, der praktiſche Teil des Werkes hervor, der 1734 zur Oſtermeſſe im Buchhandel erſchien und in jeder Beziehung zu einem wahrhaftigen Lehrbuche der Deutſchen wurde.

Was dieſem praktiſchen Teile der ‚Weltweisheit' die große volksbildende Kraft verlieh, war vor allem der Umſtand: daſs in ihm zum erſtenmale ſittliche Weisheit „in den Habit der Teutſchen Dichtkunſt" eingekleidet, „in der angenehmen Zierde der Poeſie aufgeführet" wurde[9]; daſs Gottſched den ſittlichen

[9] Äußerungen Mosheims, nach einer, von Johann Caſpar Leſſel, 1734, am 30 April, aus Brieg an Gottſched gerichteten Mitteilung, aus der ich noch folgende Sätze anführen möchte: „Iſt die Weltweisheit es denn nicht werth, daß man noch einen Putz auf ſie wendet, da die Alten ihre grundfalſchen Sätze und ungereimten Einbildungen von göttlichen, menſchlichen und natürlichen Dingen in einer erſtaunenswürdigen Pracht ausgeführt haben? (Leſſel war ein ehemaliger Schüler G.'s, und ſpricht hier als Theolog das reife und maßvolle Urteil des Meiſters über die „Alten" in einer ſo übertrieben derben Weiſe nach, daſs dieſe Worte wol das Lächeln des gelehrten Kenners hervorgerufen haben werden.) Unſre Zeiten ſcheinen es zu fordern, daß wir der wahren Philoſophie dieſe Ehre anthun. Man hat die Dichtkunſt ſo weit ins Reine gebracht und auf einen ſo vernünftigen Fuß geſetzt, daß alles was ungereimt und ausſchweifend iſt, gleich dem Auskehricht fortgeſchafft worden ... Da nun die Wenigſten ſich noch entſchließen können, die Wahrheit ernſthaft und bündig anzuhören; ſo dürfte ſie hoffentlich freundlicher und begieriger aufgenommen werden, wenn ſie von den Muſen begleitet, gleichſam in der Mitte geführet würde. Wer kann und will es denn E. H. verargen, daß Sie ſich etwas ſo billiges, nützliches und ſchönes vorgeſetzet haben. Ich habe mir zwar ſelbſt einige Schwierigkeiten bey der Sache einfallen laſſen; aber ſie ſind verſchwunden, wenn ich an die Stärcke gedacht, welche E. H. in der deutſchen Sprache beſitzen; an die Gründlichkeit, woraus Sie Ihre Erfindungen herleiten; an die Ordnung und Deutlichkeit, womit dieſelben auch ſchwere und reine Begriffe andern vorzulegen, ganz beſonders von Gott ausgerüſtet

Wahrheiten die bisher üblich gewesene „Trockenheit und Magerkeit“ genommen und sie so lebendig, so reizvoll vorgetragen hatte, dass sie „nicht nur ins Gehirn, sondern auch ins Herz dringen“ mussten. Das war etwas ganz neues, für deutsche Begriffe ganz unerhörtes. Ja mehr: das war eine Tat von weitestreichender Bedeutung und Bedeutsamkeit. Und Eugen Wolff selbst muss zugeben: dass Gottsched „das große kulturgeschichtliche Verdienst, durch die anziehende, einschmeichelnde Schreibart seiner ‚praktischen Weltweisheit‘ eine sittliche Wirkung auf breite Massen des deutschen Volkes ausgeübt zu haben, unbedingt für sich in Anspruch nehmen“ dürfe.

Wenn man heute gern davon spricht, dass das deutsche Volk durch Kants kategorischen Imperativ seine höchste sittliche Ausbildung erfahren habe: so muss diesem Glauben, bei aller schuldigen Ehrfurcht für Kant, in der ich mich mit allen edlen Geistern eins weiß, doch einschränkend entgegengetreten werden. Es war (wie dies ja schon Schiller, der fleißige Leser sämmtlicher wichtigen Schriften und Gedichte Gottscheds, erkannt hatte) ein großer Fehlgriff Kants, die Sittlichkeit auf den Zwang zu gründen; das Ideal der Sittlichkeit in einer zähneknirschenden Unterjochung der angeborenen Neigung, in einer Erstickung des Herzensbedürfnisses zu erblicken. In dieser Beziehung war ihm Gottsched weit vorausgekommen, als er (noch über Wolf hinausgehend) ausdrücklich die Wirkung auf das Herz ins Auge fasste; als er in einer freudigen Betätigung des Guten, zum Zweck der eigenen irdischen Glückseligkeit, in der Lust am Guten, die rechte Sittlichkeit erkannte. Kants Überspannung

---

sind: und an die Mäßigung des Ausdruckes, welcher niemanden, der nicht ganz stumpfen Verstandes ist, zu hoch seyn kann ... Hätten unsre lieben Großeltern sich auch die Mühe gegeben, mehr auf das Wesen und den Grund dieses Theiles der Weltweisheit zu sehen; so würde kein so verworrener Distelstrauch aus der Metaphysik geworden seyn, sondern sie würde zu unsern Zeiten schon einer Ceder auf dem Libanon gleichen.“ Man erkennt aus diesen Zeilen vor allem: welchem großen Bedürfnisse, welcher Sehnsucht, welcher völkischen Not Gottsched auch mit seiner ‚Weltweisheit‘ entgegenkam; und wie epochemachend zumal seine Vortragsart, über die oben noch ausführlicher gesprochen werden soll, wirkte.

des kategoriſchen Imperativs hätte wahrſcheinlich ſehr übel gewirkt, wenn Gottſched (allerdings von Wolf ausgehend) nicht ein halbes Jahrhundert vorher dieſe große ſittliche Forderung auf Neigung und Vernunft gegründet und mit ihr das ganze geiſtig-ſittliche Leben der Deutſchen durchſetzt hätte. Nicht der kategoriſche Imperativ in der Begründung, die ihm Kant gegeben; ſondern die, zwar bereits von Wolf, mit ſchärfſtgeprägter Klarheit ausgeſprochene, jedoch erſt von Gottſched auf Neigung und Vernunft, auf Menſchenliebe, Weltklugheit und ſozial bedingte Selbſtliebe gegründete Sittenlehre hat unſer Volk zur höchſten Stufe ſittlicher Betätigung emporgeführt; hätte es dauernd auf ihr erhalten können, wenn ſie ungehemmt in Wirkſamkeit geblieben und nicht durch die Kantiſche Übertreibung bei Seite gedrängt worden wäre.

Wahrhaft unermeſſlich darf man die wohltätige Wirkung nennen, die Gottſched jahrzehntelang mit ſeiner ‚praktiſchen Weltweisheit‘ dadurch erzielte: daſs er „die ſokratiſchen Lehren mit den ariſtoteliſchen und ſtoiſchen Grundſätzen, und dieſe alle mit den epikuriſchen in eine gewiſſe Harmonie“ brachte[10]; daſs er aber zugleich auf den glücklichen, im beſten Sinne des Wortes volksfreundlichen, Einfall kam, „nach dem Exempel der Arzneyverſtändigen die bitterſten Arzneyen zu übergülden, das iſt, die ſtrengeſten Tugendlehren auf eine angenehme Art einzuflößen“; und es, im Gegenſatze zu allen Moraliſten, namentlich zu allen Ariſtotelikern, offen ausſprach: daſs es uns „in der Sittenlehre (die ſchon 1726 für ihn „der wichtigſte Theil der gantzen Weltweißheit“ war, V. T. II, 339) nicht nur um eine lange Speculation, ſondern um ein lebendiges Erkenntniß, welches in den Willen und in die Handlungen der Menſchen einen Einfluß hat“, zu tun ſeyn müſſe.

Da ich mich, aus Raummangel, auf eine umſtändliche Betrachtung der ‚praktiſchen Weltweisheit‘ leider nicht einlaſſen

---

[10] Weltweisheit II, Vorrede, wo die Hinweiſung auf Epikur von dem Zwiſchenſatze: „und wenn ich es ohne Gefahr ſagen kann“ eingeleitet wird. Denn es war eine große Kühnheit, um 1730 in Deutſchland für den, trotz Gaſſendis, vor 80 Jahren verſuchter „Rettung“, in ſchwerſtem Verrufe ſtehenden ‚Democriteer‘ einzutreten.

darf: ſo will ich verſuchen, dem Leſer in knappeſten Strichen wenigſtens eine Vorſtellung von der Tendenz, dieſes, der Nachwelt allgemach ganz entrückten, zwar in mancher Beziehung mittlerweile veralteten, aber trotzdem gewaltigen, Werkes zu vermitteln.

Das Größte an Gottſcheds (vielfach auch von Wolf beeinfluſſter) Sittenlehre iſt es: daſs ſie nicht etwa tote Sittengeſetze geben will, die, ſozureden, auswendig gelernt und buchſtabengetreu befolgt werden ſollen; ſondern vielmehr den Menſchen eine Urteilsfähigkeit für alles, im allgemeinen und im beſonderen Sinne, ſittliche Handeln anzuerziehen beſtrebt iſt. Dieſe Sittenlehre ſoll in der Hauptſache eine Wiſſenſchaft, ja eine Kunſt[11] ſeyn, kraft welcher man ſich „täglich in Erfindung neuer moraliſcher Wahrheiten" bewähren kann[12]. Der, bis dahin vom Katechismus geleitete Menſch ſoll in den Zuſtand verſetzt werden, ſein eigener Ratgeber und — Richter zu ſeyn; den „neuen Umſtänden", in die er „faſt alle Augenblicke ſeines Lebens kommt", ſich gewachſen zu zeigen. So bildet denn den eigentlichen Angelpunkt dieſer, allem Kirchlich-Religiöſen und Metaphyſiſchen im Grunde vollſtändig entrückten, Sittenlehre das eine große, ſchon von Wolf klar ausgeſprochene aber doch erſt in Gottſcheds, des Stoikers und Epikuräers, Seele wahrhaft lebendig und fruchtbar gewordene, „Naturgeſetz": „Thue alles das, was die Vollkommenheit bey dir und bey andern befördert; und unterlaß hingegen alles dasjenige, was dir oder andern zur Unvollkommenheit (d. h. zur ſeeliſchen, körperlichen oder beſitzlichen Schädigung) gereichet" (§ 32). Die Begründung dieſes Geſetzes iſt von derſelben Schlichtheit und Klarheit: Gut und ſchlecht oder böſe fließen nicht aus dem Willen eines überirdiſchen Geſetzgebers, ſondern aus den Folgen, welche die Handlungen notwendigerweiſe nach ſich ziehen; und zwar nicht nur vom Standpunkte des

[11] Ww. II, § 13.

[12] „Wer eine Wahrheit weiß, kann hundert andre finden" ſagt Gottſched 1729 in einem Lehrgedicht (Ged. I, 594); und auch Wolf hatte in den ‚Vern. Gedancken von der Menſchen Thun und Laſſen' (S. 225) geſagt: „Es iſt bekand, daß alle Wahrheiten mit einander verknüpft ſind, und es dadurch möglich iſt, von einer jeden auf alle (!?) zu kommen."

Handelnden, ſondern auch von dem des Erleidenden aus. Das geht ſo weit: daſs ſelbſt das Leſen phantaſtiſcher Bücher zu den böſen oder laſterhaften Handlungen gerechnet wird, weil dieſe den Kopf verrücken und die Vernunft verderben (§ 19). Alle „Handlungen ſind an ſich ſelbſt, und ihrer inneren Natur nach, entweder gut oder böſe; und werden alſo nicht erſt durch das Geſetze darzu gemacht“ (§ 21). „Kein endlicher Geſetzgeber kann, durch ſeinen Willen, die Kräfte und Verhältniſſe der Körper und Geiſter (Seelen)[13] gegen einander aufheben, oder umkehren: Sonſt würde er ein Wunder thun, und die Ordnung der Natur ſtören müſſen“ (§ 22). Natürlich kann auch „der unendliche Geiſt“ keine Wunder tun[14]; das wird ihm nur, dem allmächtigen Kirchenglauben zu Liebe, nebenbei zugeſtanden aber mit dem Zuſatze: daſs Gott die Natur nun einmal ſo „erſchaffen“ hat, wie ſie iſt und deshalb ihre Geſetze durch beſondere Machtſprüche „nicht wieder wird umſtoßen wollen“. Mit einem Worte: Kein Gott und kein Heiland kann den Menſchen die natürlichen Folgen ihrer „Sünden“ (zu denen auch das „aus Faulheit zu Bette gehen“ und das viele Stunden über den Schlaf hinaus im Bette liegen bleiben gerechnet wird!) erlaſſen. Dieſe Folgen treten ganz unabwendbar ein; wenn nicht heute, ſo morgen: „Denn oft betrügt uns der erſte Augenſchein: Und der Erfolg zeiget es mit unſerm Schaden, daß dasjenige böſe geweſen iſt, was wir anfangs für gut gehalten haben“ (§ 25). Hieraus fließt nun eine Folgerung, die von der allergrößten, weiteſtreichenden Wirkung iſt und namentlich in einer Zeit, in der alle kirchlich-religiöſen Bande ſich gelockert haben oder auch ganz bei Seite geworfen ſind, ihren edelſten ſozial ſittlichen Wert offenbaren

[13] Gottſched behält den Begriff „Geiſt“ äußerlich bey, weil der Glaube an „Geiſter“ noch bis weit über ſeine Zeit hinaus zum feſten Beſtande des „geiſtigen Lebens“ der Deutſchen gehörte. Wirkſam iſt dieſer Glaube bei ihm nicht mehr.

[14] Georg Friedrich Meier, der Halliſche Profeſſor der Weltweisheit und ſehr überlegen tuende Gegner des Schöpfers der ‚Critiſchen Dichtkunſt‘, meinte noch 1760, daſs „auſſer dem wahren Gott niemand, auch der Teufel nicht, Wunderwerke verrichten“ könne (‚Philoſophiſche Gedanken von den Würkungen des Teufels auf dem Erdboden‘ S. 155).

muſs. Hat nämlich kein Gott, kein Heiland, kein Buhlen um Sündenvergebung und keine wie immer geartete Glaubensbetätigung Einfluſs auf die Folgen unſres Tuns: ſo kann man ſich beim Begehen ſchlechter, der eigenen Perſon oder dem Nächſten oder einer ganzen Gemeinſchaft zum Schaden gereichender, Handlungen auch nicht dadurch beruhigen, daſs man das Vorhandenſeyn eines allwiſſenden, ſtrafenden Gottes leugnet. Im Gegenteil: „Auch die Gottesleugner ſelbſt müſſen ein Geſetz der Natur erkennen, dafern ſie nicht ganz blind ſeyn wollen. Denn es kömmt hierbey gar nicht auf die Frage an, ob ein Gott ſey? Die Natur der Handlungen bleibt doch allemal eben dieſelbe, und unſer Thun und Laſſen zieht gewiſſe Folgerungen nach ſich, welche entweder die Vollkommenheit oder die Unvollkommenheit befördern. Daher ſind ſie denn auch gut oder böſe, es mag nun ein Gott ſeyn oder nicht ſeyn, wie ſie irriger Weiſe dafür halten: Genug, daß die Natur des Menſchen und aller Dinge einmal ſo iſt und bleibet, wie wir ſie finden. So lange ſie nun ſo iſt und bleibt, ſo lange bleibt auch das Geſetz der Natur bey ſeiner völligen Kraft und Gültigkeit. Die Unwiſſenheit, oder der Irrthum eines Menſchen kann doch die Sache ſelbſt nicht ändern. Man darf auch nicht ſagen, daß da, wo kein Geſetzgeber ſey, auch kein Geſetz erkannt werden dürfe: Und daß folglich ein Atheiſt, der keinen Gott glaubet, auch kein Geſetz der Natur erkennen dürfe. Denn *fürs erſte haben wir die Verbindlichkeit des Geſetzes der Natur nicht von dem Urheber deſſelben; ſondern aus der Natur der Dinge hergeleitet, und daher mit Bedacht in der Erklärung deſſelben nicht mit einer Sylbe an den Geſetzgeber gedacht.* Zweytens mag ein Atheiſt dieſem ſeinem Wahne folgen, wie er will: So wird die Erfahrung ſelbſt ihn ſchon empfinden laſſen, daß ein Geſetz der Natur vorhanden iſt. Will er das aber kein Geſetze nennen, wo er keinen Geſetzgeber ſieht: So mag ers eine Pflicht, eine Regel der Vernunft und Klugheit nennen, oder wie er ſonſt will. Genug, daß er allemal verbunden iſt, das Gute zu thun, und das Böſe zu laſſen, wo er nicht ſeine eigene Glückſeligkeit haſſet“ (§§ 36/37).

Neben dieſen Ausführungen will es wenig beſagen, daſs Gottſched in §§ 38/39 dann doch den „Schöpfer der Natur" für den „Urheber des Geſetzes der Natur" erklärt und ſomit das Geſetz der Natur zu einem „göttlichen Geſetz" ſtämpelt. Da Gottſcheds Lebensberuf nicht darin beſtand, den Märtyrer zu ſpielen: ſo durfte er ſich den zwingenden Verhältniſſen nicht entziehen. Weil es ferner nicht ſein Beruf ſeyn konnte, dem allgemeinen Volksglauben Trotz zu bieten: ſo muſſte er ſelbſtverſtändlich Rückſicht auf ſeine noch ganz abhängigen Zeit- und Volksgenoſſen nehmen; um ſo mehr, als er, wenn auch an keinen perſönlichen Kirchen-Gott, ſo doch an einen, der nachdenkenden Vernunft ſich aufdrängenden „Urheber und Werkmeiſter der ganzen Natur", an einen ewigen Urgrund der Welt glaubte. Den eigentlich „Gläubigen" hätte er ſich doch nie verſtändlich machen, ihnen hätte er doch nur unnötigerweiſe Ärgernis bereiten können: ſo ließ er denn, nachdem er das Geſetz der Natur, ohne Berückſichtigung eines „Schöpfers", aus der Natur der Dinge hergeleitet und jedem gereiften, denkenden Menſchen ſeine eigentlichſte Überzeugung offen dargelegt hatte, zu guter letzt einen „Urheber des Geſetzes der Natur" und ſomit einen „göttlichen" Urſprung dieſes Geſetzes zu ſeinem „Rechte" kommen — und das war wohl getan und ſoll ihm heute noch gedankt werden. Es gehörte trotz dieſes nachträglichen, nicht zu umgehenden, im Grunde ganz unverbindlichen, nur beiläufig gemachten Zugeſtändniſſes an die auf der Lauer liegende Orthodoxie und ihre gläubigen Gängelkinder[15]; aber auch trotz des tiefernſten, die letzten Folgerungen jedoch bei Seite laſſenden Vorverſuches Wolfs, ein kühnſter Mut dazu: ein für allemal feſtzuſtellen, daſs das Geſetz der Natur die zwingende Kraft in ſich ſelbſt beſitze; kein von außen her dem Menſchen auf-

[15] Wie nötig dieſe und andere wohlerwogene Zugeſtändniſſe, mit welchen mancherlei übelen Möglichkeiten rechtzeitig vorgebeugt werden ſollte, waren, werden wir noch deutlicher erkennen, wenn wir uns mit der eigentlichen Philoſophie Gottſcheds und den „Ärgerniſſen", die ſein, „von einer Offenbarung nichts wiſſender", Weltweiſer bei den Frommen erregte, beſchäftigen werden.

gedrängtes „Du ſollſt!“ oder „Du muſſt!“ in ſich ſchließe[16]; ſondern in unmittelbarem Zuſammenhang mit den eigentlichſten Lebens- und Glücksbedürfniſſen des, der Natur angehörenden, Menſchen ſtehe; daſs es alſo überhaupt kein „Jenſeits von Gut und Böſe“ geben könne. Wäre dieſe große Errungenſchaft des mündig gewordenen Menſchengeiſtes nicht im Laufe der Zeit dem Bewuſſtſeyn der Welt entrückt worden: ſo hätte kein Stirner nötig gehabt, ſein Werk vom „Eigenen“ zu ſchaffen; ſo hätte kein, wie immer ſich nennender „Revolutionär“ ſich berufen fühlen dürfen, mit „antichriſtlichen“ aber zugleich höchſt kultur- und entwickelungfeindlichen Geiſtreichigkeiten das Sittenleben der Menſchheit auf eine, die Begriffe „gut“ und „böſe“ bei Seite werfende, neue Grundlage zu ſtellen.

Hundert Jahre vor Stirner und anderthalbhundert Jahre vor Nietzſche war die „Sklavenmoral“ durch das neue, von Wolf zum erſten Mal in beſcheidenem Umfange, dann von Gottſched in erweiterter, vertiefter und freieſter Weiſe begründete und lebendig zur Anſchauung gebrachte Folgengeſetz überwunden worden; um ihre Kraft gekommen durch die, das Weſen alles Seyns und Handelns erfaſſende Einſicht: daſs die Begriffe gut und böſe, heilſam und unheilvoll nicht an ein göttliches, von unduldſamen, hartherzigen Prieſtern und deren weltmächtlichen Helfershelfern ſtreng überwachtes Gebot einer „Sklavenmoral“; ſondern unmittelbar an die „freie“ Handlung des Menſchen geknüpft ſind. Die alte, aber, wie es ſcheint, noch immer nicht eigentlich veraltete Moral der Unfreien, Unweiſen war hier von Grund aus erſetzt durch eine Weiſenmoral, die den denkenden, durch angewandte Vernunft edel gewordenen Weltbürger zum Überwinder ſeiner, ihm und Anderen gefährlichen Leidenſchaften, ſeiner viehiſchen, die Nebenmenſchen für nichts achtenden, Selbſtliebe und dadurch zum Herrn und Schöpfer ſeines auf reueloſe Gemütsruhe gegründeten Glückes machte.

Dieſe neue, ganz aus dem Irdiſchen erwachſene, auf eine

[16] Genau ſo wie die Kunſtgeſetze von keinem ‚Diktator‘ anbefohlen werden können, ſondern ihre bindende Giltigkeit durch die „Notwendigkeit der Dinge“ erhalten.

gewiſſermaßen unendliche Höherentwickelung der Menſchheit[17] berechnete Sittenlehre mag auch heute noch für die vorwiegend gedanken- und bedenkenlos dahinlebende Weltbevölkerung zu vornehm ſeyn[18]: aber die Zeit muſs und wird kommen, da dieſe Weiſenmoral (welche den, auch heute noch nicht geſchlichteten Streit der Ethiker, ob die perſönlichen oder die geſellſchaftlichen Forderungen beim ſittlichen Handeln ausſchlaggebend ſeyn müſſten, ein für allemal und mit genaueſter Abwägung beider Forderungen entſchieden hatte und, gleich dem heute ſogenannten ‚Monismus‘, den Standpunkt vertrat, daſs der Gedankenloſe, der die Fälle, die ſein „Glück“ zerſtören können, nicht vorherſieht, um ihnen durch richtiges Handeln zu begegnen, nicht nur gedankenlos, ſondern unſittlich handle) all unſer ſittliches (perſönliches und geſellſchaftliches) Handeln beſtimmen, allen unſern ſtaatlichen und rein menſchlichen Verhältniſſen zu Grunde gelegt werden wird. Denn ſie ſcheint mir die einzige zu ſeyn, die einer aufgeklärten, freigewordenen, wahrhaft edlen Menſchheit in jeder Beziehung würdig und mit jedem Glauben, der nicht nur in einem, ſeine Bekenner knechtenden, wenn auch, ſo zu reden, vergeiſtigten, Götzendienſte beſteht, vereinbar iſt. Gleich weit erhaben über den, aus ihr erwachſenen, ſie nahezu verzerrenden ‚kategoriſchen Imperativ‘ Kants, wie über die, in ſich wertloſe, jedes Weisheitinhaltes entbehrende ſogenannte ‚Herrenmoral‘, beſteht die Größe dieſer Sittenlehre darinn: daſs ſie weder dem Hochmute ſchmeichelt noch ein, wenn auch edel gedachtes, zwingen-

---

[17] „Die Einhälligkeit der Begierden, das iſt, der ſinnlichen Luſt und des ſinnlichen Abſcheues in allen ihren Arten, mit der Vernunft, die iſt es eben, wodurch der Menſch von einer Vollkommenheit zur andern fortſchreitet“ — heißt es ſchon in einer Rede aus dem Jahre 1728 (‚Geſ. R.‘ 613).

[18] In „populärer“ Faſſung könnte ſie möglichenfalls auch heute ſchon der großen, vorwiegend ſelbſtſüchtigen Menge in ſo fern zum Segen gereichen, als ſie ſie langſam für die höhere Sittlichkeit erzöge. Schon im ‚Biedermann‘ (II, 90) ſagt Gottſched ſehr treffend: „Die dunckle Hoffnung einer weit ausſehenden und folglich ſehr ungewiſſen Glückſeligkeit (der ewigen Seligkeit) würde nicht den geringſten Eindruck, den ein gegenwärtiger Nutzen bey Unvernünfftigen machet, überwinden können.“

des, ſchwer, ja wol überhaupt nicht eigentlich zu erfüllendes Geſetz für die Menſchheit ſchmiedet; ſondern den Weg bahnt, auf dem die, von der Vernunft erzogene und geleitete, Neigung dazu gelangen kann, ſich in beglückender Freiheit ſo zu betätigen, daſs ſie, ebenſoſehr von gezügelter veredelter Selbſtliebe, wie von beſonnener Menſchenliebe und weitblickendem Gemeinſinn getragen, nach innen und außen wohltätig wirken, perſönlich und geſellſchaftlich Segensreiches vollbringen kann.

Die Beugung unter das ſtarre, keiner Neigung entgegenkommende Sittengeſetz, wie Kant ſie forderte, war gewiſs als eine große, ernſte, die Menſchheit auf eine höhere Stufe hebende, Pflicht gedacht. Aber dieſem Pflichtgebot fehlte doch die befreiende Kraft; fehlte vor allem die wurzelfeſte Zuverläſſigkeit. Denn wer will, wer kann dafür ſtehen, daſs der, ſeiner Neigung zu folgen geſonnene, Wille nicht doch eines Tages die ſtarren, ihm ſo zu reden von außen her aufgelaſteten Geſetze, denen er ſich zwangsweiſe gefügt hat, bei Seite wirft und ſich nach ſeinem Gefallen austobt? Das, was wir heute als „freies ſich Ausleben“ überall in Deutſchland zu beklagen haben, iſt ja der notwendige Rückſchlag gegen die, nach wie vor als höchſte ſittliche Weisheit geltende, Kantiſche Forderung; und gerade in dieſer unheilvollen, unſer Volk in ſeinem Beſten bedrohenden, Gegenwirkung erkennen wir die Gefährlichkeit der durch Kant bewirkten Überſpannung des, zuerſt von Wolf in klare Worte gefaſſten, aber noch tiefer und lichtvoller von dem großen Menſchenkenner und Menſchenfreunde Gottſched begründeten, Sittengeſetzes.

In der Kantiſchen Morallehre ſteckt tatſächlich immer noch ein Stück alter, an die göttlichen Gebote und die falſch verſtandene Lehre Chriſti geknüpfter, Sklavenmoral. Der Menſch ſoll ſich dem ihm aufgezwungenen Geſetze beugen; die eine Richtſchnur des Handelns ſoll beſtimmend ſeyn für Jeden. Auf Luſt und Unluſt, auf das Allerperſönlichſte der einzelnen Perſönlichkeit ſoll, darf keine Rückſicht genommen werden. Ein Abſtraktum herrſcht über Allen; eine despotiſche Uniformität, die mehr preußiſch-militäriſch als menſchlich iſt. Hier gilt nur

ein unabänderliches „Du ſollſt"; wer ſich ihm nicht unterwerfen will, der iſt „unſittlich" und mag, banal geredet, zum Teufel gehen.

Wie anders tritt uns Gottſcheds großes Sittengeſetz und vor allem ſeine, ihm allein angehörende, Begründung dieſes Geſetzes entgegen! Es packt den Menſchen an ſeiner ſchwachen Seite, wandelt ſie zu einer Stärke um und läſſt ihn ſich mit wirklicher Luſt in das, von ſeiner eigenen gereiften Einſicht, gut Geheißene, d. h. für gut Erkannte, fügen.

Glücklich werden will der Menſch, ſoweit das auf Erden dem, von tauſend, ſeiner Macht und Leitung entrückten, „Zufällen" abhängigen, Weltbürger möglich iſt. Glücklich ſoll er werden; aber nicht dadurch, daſs er Gottes Gebote hält; ebenſowenig dadurch, daſs er kurzſichtiger Weiſe ſeiner natürlichen, durch trügeriſche Bilder und Vorſtellungen geblendeten Neigung folgt; ſondern dadurch, daſs er ſich und die Andern genau kennen, die Folgen aller Handlungen für ſich und Andere ſorgfältig abſchätzen lernt und zu der Einſicht kommt: daſs kein wahres Glück, d. h. keine wahre Gemütsruhe, daſs keine Behauptung innerhalb der Geſellſchaft, der er angehört, möglich iſt, ohne die feſte Entſchließung, dank des, vom aufgeklärten Verſtande geleiteten, Willens gut, d. h. weiſe, d. h. ſo zu handeln, wie es ſeinem eigenen Beſten, ohne merkliche Schädigung Anderer, entſpricht. Nicht etwa die blinde Neigung, die Kant mit ſeinem kategoriſchen Imperativ zu erſticken verſuchte, wird zur Richtſchnur des ſittlichen Handelns gemacht (ſchon der Herausgeber der ‚Vern. Tadlerinnen' ſpricht I, 21 davon, daſs die Menſchen „ihre Neigungen ſollen zwingen lernen"): ſondern der zur Neigung gewordene, von einer umfaſſenden, in richtiger Abwägung der Urſachen und Wirkungen geübten Erkenntnis zuverläſſig geleitete, alſo in die, perſönlich und allgemeinheitlich, rechte Bahn gelenkte, bedingt-freie Wille.

Kein noch ſo edler Knecht eines noch ſo weiſen Geſetzes ſoll der Menſch ſeyn; ſondern ein, das Wählungrecht weiſe ausübender, Herr ſeiner ſelbſt. Nicht ins Blaue hinein Wollen, Wünſchen und Begehren ſoll der weiſe gewordene „Fürſt der Tiere"; vielmehr freiwillig ſein Wollen, Wünſchen und Begehren

unter die Zucht seines aufgeklärten, alles erwägenden, Verstandes stellen. Wenn er das tut: so braucht er nicht nach Art der Pessimisten zu „entsagen" und über das unabänderliche Elend des Lebens zu jammern; denn er entsagt nie, weil er entsagen muſs, sondern weil er freiwillig „die Sterne nicht begehrt", sie jedenfalls nicht eher in seine Tasche stecken will, bis die Möglichkeit dazu gegeben ist und er sich überzeugt hat, daſs aus dieser Besitzergreifung den Nebenmenschen kein Unheil erwachsen kann. Wenn er das tut: so betrachtet er selbst das größte ihn befallende Unglück, das tiefste Weh für etwas, das ihn im Grunde doch bereichert, also zu seiner inneren Glückseligkeit beiträgt. Wenn er das tut: so kann er nie zum „Sklaven der Leidenschaft" werden; von denen heute so viele der entsittlichenden Milde des Gesetzes empfohlen, dem von Rechts wegen gesetzten Strafrichter entzogen werden. Der auf diese Weise zum Herrn seiner selbst emporgeläuterte gute Mensch erfüllt im Auftrage seines zur Neigung gewordenen Willens freudig jede Pflicht gegen sich und Andere; ohne danach zu fragen, ob es ihm „da drüben" gelohnt werden wird oder nicht. Den „Lohn" nimmt er im Handeln schon vorweg; und kein Jenseits kann ihm bange machen.

Von dem Geiste dieser Weisenmoral wird natürlich die ganze tätige Weltweisheit Gottscheds beherrscht; aus ihr fließen alle seine Lehren, Grundsätze und Forderungen, gleichviel ob sie sich auf das Leben und Handeln des Einzelnen, auf die Familie, die Gemeinde oder den Staat beziehen. Die jeder logischen Begründung, jeder philosophischen Vertiefung entbehrenden „zehn Gebote" sind, als solche, ein überwundener Standpunkt. Aus dem einen großen „Gesetz der Natur", nach welchem jeder Handlung ihre unausbleiblichen, von Ewigkeit her in der Natur der Dinge begründeten, Folgen gesichert sind; leiten alle Einzelsätze dieser Sittenlehre ihre Daseynsberechtigung her. Auch hier schafft Gottsched ein Ideal; sozureden, den „allervollkommensten Begriff von der Tugend", dem „vielleicht kein einziger Mensch" ganz gewachsen ist, dem sich zu nähern aber das Bestreben des Tugendhaften, d. i. Weisen, seyn muſs. Denn falls auch die Erreichung des Ideals nicht möglich ist, da die meisten, ja

vielleicht alle Menſchen den Irrtümern ihrer Sinne, den ſinnlichen Begierden, mehr oder weniger unterworfen ſind: ſo ſoll und muſs ein Tugendhafter „zum wenigſten den feſten Vorſatz" haben, „nach dem Geſetze der Natur zu handeln", und ſich deshalb „die zulängliche Einſicht in die Natur der Handlungen und ihrer Folgerungen" verſchaffen (§§ 51 u. ff.). Vom letzten Bürger und Bauer bis hinauf zum Fürſten ſoll ſich dieſer gute, vom Verſtande geleitete Wille[19] betätigen. Vom „dümmſten Pöbel, der nur auf ſeinen Eigennutz ſieht", über die verſchiedenen Grade der Annäherung an das Ideal hinweg ſteigt der Rieſenbau dieſer Sittenlehre bis dorthin empor: wo der „redliche und patriotiſche Regent" ſteht, von dem „alle ſittliche Tugenden" gefordert, bei dem ſie zum wenigſten vorausgeſetzt werden. Geborene Fürſten nach dem Herzen Gottſcheds ſind deshalb Männer wie Lykurgus, Solon, Numa, Sokrates und Ariſtides. Und Monarchien, an deren Spitze ſo geartete, vorbildliche Väter ſtehen, zieht er denn auch allen Despotien, Demokratien und Oligarchien vor; obwol ihn „alle Regimentsformen gleich gut" dünken, falls „nur lauter rechtſchaffene und tugendhafte Leute das Regiment führen" (§ 752).

Aus denſelben Grundſätzen leitet er ſeine Lehren „von den Mitteln, zur menſchlichen Glückſeligkeit zu gelangen", von den Pflichten des Menſchen gegen ſich und Andere; überhaupt alle politiſchen und ſozialen Einrichtungen und Geſetze, vor allem aber auch ſeine Anweiſungen zur „Beherrſchung der Gemüthsbewegungen" her, die den bekannten Schriften Kants, Hufelands und Anderer, bis hinunter zu Feuchterslebens „Diätetik der Seele", zum Muſter gedient haben.

Nicht unbemerkt darf es ſchließlich bleiben: daſs Gottſcheds Ethik in einer engen Beziehung zu ſeiner Poetik, überhaupt zu ſeiner ganzen Kunſtauffaſſung, ſteht. Kunſt- und Sittenlehre bilden bei Gottſched eine große Einheit, der ich zwar, zu meinem Bedauern, an dieſer Stelle keine nähere Betrachtung widmen kann; die ich

[19] „Es iſt nicht möglich, daß der Wille das Gute lieben kan, wenn der Verſtand es nicht kennet" heißt es ſchon im 1. Blatte des ‚Biedermanns'.

aber vielleicht ausreichend kennzeichne, wenn ich sage: dass Gottsched uns Deutsche durch sie zur „schönen Sittlichkeit" der griechischen Weisen emporzuläutern strebt. Was Isolde Kurz einmal „das Einklingen des Menschenlebens in den Gang des Weltganzen" nennt, gehört, sachlich, unmittelbar dem Ideal unseres Denkers, des Poetikers und Ethikers, an; und man versteht die Lebensarbeit Gottscheds nicht ganz, wenn man sie nicht unter dem Gesichtspunkt auch dieses Ideals betrachtet.

Soviel für jetzt von dem Inhalt des philosophischen Hauptwerkes Gottscheds. Dass er sich bei dieser großen zusammenfassenden, ein ungeheures Gebiet beherrschenden, eine fast unübersehbare Fülle von Einzelzügen in übersichtliche Ordnung bringenden Arbeit auf alle seine, nur irgendwie bemerkenswerten, deutschen und ausländischen Vorgänger stützt; dass er zumal die Weisheit der alten griechischen Denker mit größter Besonnenheit verwertet, die von ihnen gewonnenen Einsichten in einem neuen Zusammenhange der deutschen Welt als einen lebendigen Besitz vermittelt, ist selbstverständlich; und ich brauche, nach allem, was ich hierüber schon bei früheren Gelegenheiten gesagt habe, an dieser Stelle wol kein Wort darüber zu verlieren. Aus alle dem Alten, ja selbst aus den philosophischen Werken Wolfs, hatte Gottscheds Geist am Ende doch ein, in seiner Art, Neues geschaffen; und er durfte deshalb mit Recht über die „unverschämte Beschuldigung", dass er mit seiner ‚Weltweisheit' nur eine Übersetzung des lateinischen Handbuchs von Thümmig geliefert habe[20], die Achseln zucken.

---

[20] Selbst Eugen Wolf bemüht sich noch redlich, diese ebenso gehässige wie oberflächliche Beschuldigung des gengenbachischen Benediktiners Dornblüth zu begründen, indem er ein paar lateinische Sätze Thümmigs einigen entsprechenden deutschen Sätzen Gottscheds an die Seite stellt und daraufhin Gottsched zum ‚Plagiator' stämpelt; obwol er zugeben muss: dass Gottsched diesen, seinem Werke angeblich auf „hunderten von Seiten" zu Grunde liegenden Text „vervollkommet" habe. Die Wahrheit ist: dass Gottsched das, von Thümmig geleistete, Handwerksmäßige der Arbeit gelegentlich benutzte, weil es nicht besser zu machen war; und dass er dort, wo auch er von Wolf ausgeht, notwendigerweise mit dem, sklavisch von Wolf abhängigen Thümmig übereinstimmen musste. Aber selbst in diesen

Wurde die ‚Weltweisheit' (die bezeichnender Weise zum weitaus größten Teile eine, auf der höchsten Höhe damaliger Zeit stehende Physik ist) durch ihren praktischen Teil zu einem allervornehmsten Lehrbuche unseres Volkes[21]; so errang sie sich als Gesammtwerk im Besonderen durch ihre ganze Einkleidung eine bahnbrechende Bedeutung: Mit diesem, scheinbar so anspruchlosen, zweibändigen „Handbuche" kam endlich der künstlerische Zug in die philosophische Vortragsart; bestieg die deutsche

Fällen steht Gottsched, wie sogar die von Eugen Wolf mitgeteilten zwei Belegstellen lehren, dem kleinen Philosophieprofessor unabhängig, als ein überlegener, die größte Klarheit erstrebender, auf ein ganz anderes Material sich stützender Denker gegenüber.

[21] Nicht zum wenigsten auf Grund dieses zweiten Teiles wurde die in fast alle lebenden Sprachen, in die französische sogar zweimal, übersetzte ‚Weltweisheit' Jahrzehntelang auf nahezu allen deutschen Hochschulen das leitende philosophische Werk; dem selbst der Hass der Frommen und die Verdächtigungen gewisser „Philosophen", die geringschätzig von einer „Gottschedischen Frauenzimmerphilosophie" zu sprechen liebten, nichts anhaben konnte. Für den gebildeten Adel wurde die ‚Weltweisheit' geradezu das Lieblingsbuch. Aber auch in alle bürgerlichen Kreise drangen die Lehren Gottscheds ein; und namentlich in den reichen, keine Hochschulen besitzenden, Handels- und Hansastädten gehörte es lange Zeit zu den Selbstverständlichkeiten, sich an der Hand von Gottscheds „Handbuche" philosophisch belehren und sittlich erziehen zu lassen. So schreibt der Schlesier Carl Heinrich Lange, der seit 1728 Subrektor am Gymnasium zu Lübeck war, 1739, am 11. Januar: „Ich bediene mich der Lehrbücher von E. H. sowohl in der Redekunst als Weltweisheit und es sind sehr viel vornehme Kaufleute allhier, welche ihre Kinder nach dero Lehrart am liebsten wollen unterrichten lassen. Ja dero Schriften von der Weltweisheit haben sich so beliebt gemacht, daß sie auch von der Kaufmannschaft sehr fleißig gelesen werden". Und 1741, am 16. April, schreibt er: „Ich habe neulich zum dritten Male angefangen, über dero erste Gründe der Weltweisheit Vorlesungen anzustellen." Ja selbst noch 1745 machte er (am 26. April) Gottsched die Mitteilung, dass er „heute mit Vergnügen abermal anfangen werde, dero philosophisches Lehrbuch zu erklären." Und in gleicher Weise wie in dieser „Ecke, welche von der gelehrten Welt gleichsam mit Bretern abgesondert" (G. A. le Fèvre 1731, d. 27. Dezember an Gottsched), beschäftigte das Werk die Geister in Bremen, Hamburg, Frankfurt a. M., Königsberg und andern Städten. Über die Wirkung, die es bei den Gelehrten hervorrief, lese man, was ich im ‚Gottsched-Denkmal' auf den Seiten 40/41 mitgeteilt habe.

Sprache, als nicht mehr zu beſeitigende, herrſchende Macht im Reiche der deutſchen Philoſophie und der, von Gottſched im Weſentlichen zu ihrer Grundlage gewählten, Naturwiſſenſchaft, den Thron.

Wol hatte ſchon Wolf einige ſeiner wichtigſten Werke für ungelehrte Leſer deutſch verfaſſt. Aber ſo bedeutſam dieſe Neuerung geweſen war; ſo ſehr deutſche Vaterlandsfreunde darüber erfreut ſeyn muſſten, daſs Wolf den Mut gefunden hatte, auf dem von Thomaſius mit unzureichenden Kräften gebahnten Wege weiterzugehen: für einen wirklichen Sieg, für eine zukunftreiche Durchſetzung der deutſchen Sprache innerhalb der philoſophiſchen Litteratur konnte der Verſuch Wolfs keinesfalls gelten; umſoweniger, als Wolf den Schwerpunkt ſeiner philoſophiſchen Lebensarbeit nach wie vor in die Unmaſſe ſeiner lateiniſchen Bücher legte. Deutſch geſchrieben waren ja dieſe handlichen Bände; was ſie jedoch erſt zu wahrhaften deutſchen Litteraturwerken geſtämpelt hätte, fehlte ihnen gerade ſo ſehr, wie etwa der ‚Unparteyiſchen Kirchen- und Ketzerhiſtorie‘ von Arnold (1699) oder den Geſchichtwerken von Bünau (1722) und Maſcou (1726): Stil. Es lebte keine Perſönlichkeit in ihrem deutſchen Vortrage. Man merkte es allen dieſen Werken, vor allem aber den langathmigen, ſchwerfälligen, wenn auch verhältnismäßig ſchon recht gut geſchriebenen, Büchern Wolfs an: daſs ihre Verfaſſer ſich bemüht hatten, deutſch zu ſchreiben[22]; daſs ſie ihre Sprache nicht beherrſchten; ihr unfrei gegenüberſtanden. Wenn die deutſche Sprache wirklich für die Wiſſenſchaft, wenn ſie zumal für die Philoſophie gebrauchtüchtig werden ſollte: ſo muſſte ſie Stil erhalten; wie die lateiniſche und griechiſche Sprache ihren Stil beſeſſen; wie auch die neueren, romaniſchen Sprachen ihn ſich bereits errungen hatten. Dieſen großen Dienſt leiſtete ihr Gott-

[22] In den Briefen Wolfs wimmelt es gerade ſo von Fremdwörtern wie in den Schriften des Thomaſius und anderer „deutſcher“ Schriftſteller jener Zeit. In den Schriften iſt die faſt vollſtändig durchgeführte Reinheit der Sprache alſo nur mühſam erzwungen; und dieſe Erzwungenheit iſt eben kennzeichnend für ſie.

ſched in den ‚critiſchen Beyträgen‘ und in der ‚Weltweisheit‘ noch erfolgreicher, als in der ‚critiſchen Dichtkunſt‘. Es war eine ganz ungewöhnliche, noch nie dageweſene, Beherrſchung der deutſchen Sprache nötig, nicht nur um die ſchwierigen und ſchwierigſten Denkarbeiten in ihr vorzunehmen, ſondern auch, um die Denkergebniſſe ſo knapp und klar, ſo gründlich und zugleich ſo anmutig zur Darſtellung zu bringen, daſs ſelbſt Ungelehrte vom Reiz des Vortrages angezogen und feſtgehalten werden konnten. Hierinn vor allem liegt (neben der großen Tatſache: daſs Gottſched, wie Danzel ſagt, auch in dieſem Werke „mit übergreifender Gewandtheit und in vielſeitiger Tätigkeit einen weitſchichtigen Stoff zu beherrſchen“ wuſſte), meiner Anſicht nach, der Hauptwert der ‚Weltweisheit‘, ihre kulturgeſchichtliche Bedeutung, die gar nicht hoch genug bemeſſen werden kann. Erſt als Gottſched den deutſchen Philoſophen zeigte: „daß man Philoſophie und ſchöne Wiſſenſchaft verbinden könne“; erſt als es nach ſeinem Vorgange „gewöhnlich geworden war, nachdenkliche Wahrheiten faßlich und ſelbſt angenehm vorzutragen“ (J. A. Käſtner); — erſt von dieſem Zeitpunkte an war der Sieg der deutſchen Sprache, als einer philoſophiſchen Sprache, eine vollendete, nicht mehr aus der Welt zu ſchaffende, Tatſache. Erſt mit Gottſcheds ‚Weltweisheit‘ wurde die Philoſophie zu einer wirklichen und ſehr ernſten Angelegenheit ſowol der Gebildeten, wie auch der bildunghungrigen Männer und Frauen des deutſchen Volkes. Die ‚critiſche Dichtkunſt‘ und die ‚Weltweisheit‘ erzogen das deutſche Volk zu einem Volke von Dichtern und Denkern, für das es mehr als ein Jahrhundert lang den andern Kulturvölkern galt. Das es in gewiſſem Sinne bis auf den heutigen Tag geblieben iſt; unbeſchadet des hohen Aufſchwunges, den die andern, die Werte ſchaffenden, von Gottſched ſo nachdrücklich der ſorgfältigſten Pflegung empfohlenen, Tätigkeiten im ‚neuen Reiche‘ genommen haben. Die ‚critiſche Dichtkunſt‘ und die ‚Weltweisheit‘ ſtellen den erſten großen Verſuch dar, den deutſchen Geiſt auf die Höhe der „ſchönen Sittlichkeit“ des geiſtig-künſtleriſchen Griechentums zu heben, ohne ihn in der ‚Antike‘ verſinken zu laſſen.

Aber wenden wir uns nun wieder dem Leben des Mannes zu, der noch immer ſchwer um das tägliche Brod kämpfte; um das Amt, welches nicht nur ihm ſelbſt, ſondern auch ſeiner völkiſchen Kulturarbeit eine feſte Grundlage ſchaffen ſollte.

Ein ſolche Stellung in Leipzig, in Sachſen zu erringen, war für den, aus der oſtpreußiſchen Fremde Eingewanderten ſchon an und für ſich mit Schwierigkeiten verknüpft. Dieſe Schwierigkeiten aber mußten ſich vervielfältigen, weil ſein, in jeder Beziehung, freies Denken und vor allem ſeine von männlich-antikem Geiſte getragenen Beſtrebungen zu Gunſten einer völligen Erneuerung des deutſchen Schrifttums und der deutſchen Schaubühne der, am ſächſiſchen Hofe herrſchenden, Sinnesrichtung von Grund aus widerſprachen. Früh ſchon regte ſich deshalb die ſtille Abneigung Friedrich Auguſts und zumal deſſen mächtigen Lieblings, des Grafen Brühl, gegen Gottſched; und wenn dieſer nicht in Mencke einen überaus anſehnlichen Gönner gehabt und ſich verhältnismäßig ſchnell eine ideelle Vorzugsſtellung innerhalb des geiſtigen Lebens Leipzigs und Sachſens, ja man darf ſagen Deutſchlands, zu erringen gewußt hätte: ſo wäre es ihm vielleicht nicht einmal geglückt, Männer wie den Grafen von Bünau und einige wenige andere für ſich zu gewinnen. Inzwiſchen hatte er nun auch die „Gunſt“ des ränkevollen Hofdichters König eingebüßt; und er mußte darauf gefaßt ſeyn, von Oben her mancherlei Beweiſe der Ungnade zu erhalten; die ſich zunächſt darin äußerte, daſs man ihm die, der ‚Deutſchen Geſellſchaft‘ bisher geſpendeten Jahrgelder (200 Taler), „wegen der Menge und Wichtigkeit ſo vieler anderer Sachen“, entzog.

Was tun? Die bedeutendſten und ihm zugleich freundlichſt geſinnten Leipziger Profeſſoren hatten die Welt im Laufe der letzten Jahre verlaſſen. Ittig war ſchon 1729 geſtorben. Chriſtian Ludovici, der Senior und Dekan der philoſophiſchen Fakultät, den er „als einen Vater geehret, als einen Gönner hochgeſchätzet, als einen Freund und Collegen geliebet“, als Gelehrten aber ſich „zum Muſter vorgeſetzet“ hatte[23], war

[23] So heißt es in der Lob- und Trauerrede, die Gottſched dem edlen Gelehrten 1732, am 20. Januar, widmete (Geſ. Reden S. 322 u. ff.).

1732, im Januar; ſein väterlicher Freund Mencke wenige Monate ſpäter (am 1. April) gefolgt. Die einzigen, ihm wohlgeſinnten Lehrer an der Leipziger Hochſchule, deren Wort ein wirkliches Gewicht beſaß, hatte er mit ihnen verloren. In Danzig aber wartete man auf die Beförderung des „Vorgemerkten“ anſcheinend noch ungeduldiger, als er ſelbſt ihr entgegenharrte. Und darüber, daſs von einer ordentlichen, an die Buchhandelſtadt geknüpften, Profeſſur viel, ja gewiſſermaßen alles für den Erfolg ſeiner Lebensarbeit abhieng, durfte er ſich keinen Augenblick täuſchen; obſchon er, wie wir bald erfahren werden, in einer ernſten Stunde mit dem Gedanken ſpielte, der Laufbahn des Leipziger Hochſchullehrers zu entſagen; weil er anders nicht in den Beſitz der Geliebten kommen zu können befürchtete.

Die große Frage: was tun? ſtand ſomit auch dann noch drohend vor ihm, als er durch die Vermittelung des Grafen Bünau zu der brodloſen, außerordentlichen Profeſſur gelangt war. Denn, ob er ſich gleich jedes bedeutſamen Lehramtes würdig, in hohem Grade würdig fühlen durfte: ſo kam doch zuerſt und zuletzt Alles für ihn darauf an, daſs der allerhöchſte Wille des Landesherrn (der ja auch für die Erfüllung ſeines ganz ſelbſtlos-völkiſchen Wunſches, der leidenſchaftlich erſehnten Schaffung einer ‚Deutſchen Akademie‘ in Leipzig, ausſchlaggebend blieb) ihm geneigt wurde. Um das zu erreichen, um wenigſtens die Möglichkeit einer ſolchen „Gnade“ anzubahnen, muſſte er ſich entſchließen, ein Opfer zu bringen, das ſeiner Geradheit, ſeiner im Kerne unbeugſamen Natur nichts weniger als leicht fallen konnte. Aber die Zeit, die Verhältniſſe und vor allem das Ziel, das er ſich geſteckt, dem er ſich mit ſo großem Erfolge mehr und mehr genähert hatte — ſie verlangten das Opfer. Und wie ſehr ſeine, aller damals in den deutſchen Vaterländern üblichen, ja, als einen ſelbſtverſtändlichen Zoll der ſchuldigen Ehrerbietung, geforderten Kriechſeligkeit widerſtrebende, Herrenſeele ſich auch dagegen ſträuben mochte: er muſſte ſich dazu verſtehen, im Gegenſatze zu all' den freien, rückſichtlos offenen Äußerungen über das unwürdige Treiben der meiſten damaligen Fürſten und Hofleute, die er in den ‚Vernünftigen

Tadlerinnen' und im ‚Biedermann' gewagt hatte und die zu wagen er auch während ſeines ganzen übrigen Lebens zu gelegener Zeit ſich nicht ſcheute, dem karakter- und ſittenloſen, verſchwenderiſchen Friedrich Auguſt und deſſen Nachfolger in einer Weiſe zu huldigen, die von Männern, welche gewöhnt ſind, Menſchen und Dinge nur ganz oberflächlich zu betrachten, bis auf den heutigen Tag auf das unfreundlichſte beurteilt worden iſt[24].

Der Gottſched-Biograph darf deshalb an dieſen, das hehre Bild ſeines Helden ſcheinbar befleckenden, Lobgeſängen auf den „ſächſiſchen Trajan" und deſſen „großen Sohn" nicht mit geſchloſſenen Augen vorbeiſchleichen; um ſo weniger: als dieſe Gedichte zu den Motiven in der Lebensgeſchichte Gottſcheds gehören; nur als ſolche, nicht etwa als freiwillige, aus niedrig-bedientenhafter Geſinnung entſprungene Huldigungen, gelten dürfen.

Schon in den Jahren 1727 und 1728 hatte ſich Gottſched in die Reihe der, die Gränzen deſſen, was uns Nachgeborenen heute noch für erträglich gilt, weit überſchreitenden, Lobſinger „des deutſchen Herkules" und ſeines „an Tugend und Verſtand, an Großmuth, Gütigkeit und Gnade für das Land" reichen Sproſſen geſtellt. Die erſte Veranlaſſung wurde ihm 1727 von einem durch die Gunſt des Landesherrn beglückten Leipziger

[24] Verhältnismäßig einſichtvoll beurteilt Karl Biedermann a. a. O. II, 2 S. 7 die Lage, wenn er meint, daſs die „Atmoſpähre", in der „der Reformator der Literatur und des Geſchmackes ſeine Wirkſamkeit begonnen, wohl dazu angethan war, mit dem maßloſen höfiſchen Prunk im Style des alten Imperatorenthums und mit der allverbreiteten Bezauberung des Volkes durch denſelben auch einen ernſten Geiſt zu blenden und zu verwirren". Nur iſt dagegen zu ſagen: daſs Gottſched ſich durch dieſen Prunk niemals blenden und verwirren ließ; daſs er ihm im Gegenteil außerhalb der, unter ganz beſtimmten zwingenden Verhältniſſen geſchaffenen, Huldigungsreden und Huldigungsgedichte ſchroff ablehnend gegenüberſtand („Die übermäßige Pracht in der Hofſtatt iſt ſowohl ein Laſter an einem Fürſten, als die unzeitige Herrſchſucht" hatte er ſchon 1726 im 2. Bande der ‚Vernünftigen Tadlerinnen' zu behaupten gewagt!). Gottſched braucht alſo ganz und gar nicht entſchuldigt zu werden; er iſt über dergleichen durchaus erhaben.

geboten; und zwar gelegentlich der Heimkehr Auguſts des Starken, der länger als ein Jahr in Polen geweilt, in Warſchau und Bialoſtock eine ſchwere Krankheit überſtanden, wider Erwarten jedoch ſeine Geſundheit zurückerlangt hatte und nun auch Leipzig mit ſeiner Anweſenheit begnadete. Im Namen und, ſo zu reden, aus der Bedientenſeele dieſes Günſtlings heraus, verfaſſte Gottſched ein gereimtes ‚Schreiben‘ an den Monarchen, das ganz in dem damals üblichen Stile gehalten und nur von den ärgſten Schweifwedeleien, wie ſie ein König und ſeines Gleichen dem „Titus ſeiner Zeit“ zu widmen liebten, freigehalten war. In gehobener Sprache wird hier zunächſt der „herbe Schmerz“ der „beſtürzten Untertanen“ über die Abreiſe des „gnädigſten Auguſts“; dann „der Jammer“, der den getreuen Sachſen bei der Nachricht von der Erkrankung des hohen Herrn „aus den Augen geträufelt“ war; ferner die Sehnſucht alles Volkes nach „der Quelle ſeines Lebens“, und ſchließlich „die Luſt der regen Stadt“ beim Anblick des „voll Sehnſucht und Entzücken“ erwarteten Landesvaters geſchildert. Natürlich verfolgt der „Beſteller“ hauptſächlich den Zweck, ſich der Gunſt ſeines Monarchen aufs neue zu empfehlen; dementſprechend klingt die Huldigung mit der Bitte aus, daſs der „theure Held“ ihm ſein „göttlich Angeſicht mit gleicher Gnad und Huld“, wie er ſie „bisher genoſſen“ zuwenden möge.

Ziemlich um dieſelbe Zeit (am 12. Mai, dem Geburtstage des Königs) richtete Gottſched aus eigener Entſchließung ein Schreiben an den „Durchlauchten Königsſohn“; einenteils, um im Sohne dem Vater zu huldigen; andernteils, um ſich der Gnade des Thronerben, der dem ſiebenundſechzigjährigen leidenden Vater über kurz oder lang in der Regierung folgen konnte, zu empfehlen. In dieſem Gedichte heißt es u. a.:

„Das Land bewundert Dich und nennt Dich ſeine Luſt.
So bald man Dich erblickt; ſo läßt Dein hohes Weſen
Des Vaters Heldenart, des Vaters Größe leſen.“

— und mit Hinweiſung darauf, daſs „der Tag, den Stadt und Land zu ihrer Luſt erkohren“ eigentlich dem Landesvater ſelbſt gewidmet ſeyn müſſte, fährt der Briefſchreiber dann folgendermaßen fort:

„Allein, Durchlauchtigſter, man ſchließt Dich hier nicht aus.
Das Licht, ſo ihn gebahr, hat Sachſens Heldenhaus
Zugleich durch Dich erfreut. Vom Stamme ſproſſen Zweige,
Und wenn ich Haupt und Knie vor einer Ceder beuge;
Verehr ich auch den Arm, der Nahrung, Saft und Kraft
Aus ihren Wurzeln zieht, und jeder Eigenſchaft
Des ganzen Stammes folgt. So ſind denn dieſe Stunden,
Durchlauchter Königsſohn! mit Deiner Luſt verbunden.
Denn wer begreift es nicht, daß Deines Vaters Feſt,
Das uns ſo freudig macht, ſich doppelt feyren läßt:
Zuerſt, dieweil es uns durch Ihn ſo ſehr beglücket;
Hernach, weil Du durch Ihn das Licht der Welt erblicket."

Aber noch mehr! Zurückblickend auf Johann Georg, den Großvater des Prinzen, und auf die Erhöhung des Kurhauſes, läſſt ſich der Schmeichler alſo vernehmen:

„Gott wollte Sachſens Stamm, Thron, Kron und Zepter geben:
Drum gab er ihm ein Haupt, das Unglück und Gefahr,
Sowohl als Glück und Pracht zu tragen, fähig war;
Drum mußte dazumal, zum Schmuck und Heil der Erden,
Ein Friederich Auguſt zur Welt gebohren werden.
Mich dünkt, o großer Prinz, Dein Herz wird hier entflammt,
Indem Dein Glück nächſt Gott von dieſem Helden ſtammt.
Du ſelber biſt zwar groß, und ſtralſt mit eignem Lichte,
Man ſieht ja freylich wohl in Deinem Angeſichte
Was kronenwürdiges. Denn was Dich trefflich macht,
Iſt Dir an Geiſt und Leib vom Himmel zugedacht;
Und Sachſen würde Dich, von wegen ſolcher Gaben,
Aus ungezwungner Wahl zum Haupt erkohren haben.
Doch wie der Aeltern Glanz auch auf die Kinder fällt,
Und ihre Trefflichkeit noch mehr vor Augen ſtellt;
So mehrt ſich auch Dein Licht durch Deines Vaters Stralen[25].

[25] So ziemlich um dieſelbe Zeit ſagt Gottſched in der ‚Trauerrede auf den Rektor Uhſe' (Geſ. R. 339): „Die Geburt eines Menſchen, ſey ſo vornehm und erhaben, als ſie wolle: ſo kann ſie ihm doch an ſich keine wahre Ehre machen. Nichts kann uns wahrhaftig ehren, als was wir ſelber thun und bewerkſtelligen; und woraus unſer eigener Verſtand, unſre eigene Tugend ſich zu Tage leget. Was kann aber ein Menſch zu ſeiner Geburt beytragen? Und wie wenig lag es an uns, von was für Aeltern wir zur Welt gebracht wurden." Dieſen, die wahre Geſinnung Gottſcheds offenbarenden, Sätzen könnte ich, wenn es der Raum zuließe, einige Dutzend ähnliche an die Seite ſetzen; an ſie muſs man ſich halten, wenn man er-

Du darfſt nicht fabelhaft, wie Alexander pralen,
Daß Hammons Jupiter Dein rechter Vater ſey:
Die Wahrheit ſteht Dir ſelbſt mit größern Ahnen bey.
Sonſt rühmte ſich ein Held, er ſtamme von Alciden,
Du, königlicher Prinz, biſt noch weit mehr zufrieden,
Daß Friederich Auguſt, dem Du ſo ähnlich biſt,
Dein Anherr, was? noch mehr! Dein eigner Vater iſt.
Herr, drum gefällt es Dir, daß wir den König loben:
Wer Deinen Vater rühmt, der hat auch Dich erhoben."

Ganz in demſelben Sinne iſt ein drittes Schreiben abgefaſſt, das Gottſched an den König richtete, als dieſer im Januar oder Februar 1728 nach Polen reiſte, um „das hartbedrängte Reich als König zu vertreten". Hier wird die Weichſel, nach dem üblichen, zumal von dem „Heldendichter" Pietſch mit Vorliebe gebrauchten Muſter, als Vermittlerin des üblichen Huldigungsgeſchwätzes benutzt. Sie „hebt ihr Haupt aus dem zerbrochnen Eiſe", lacht und ſpricht:

„Komm, Landesvater! komm! Wen rührt Dein Angeſichte,
Wen rührt Dein Auge nicht mit ſeinem Götterlichte?
Auf! Warſchau! öffne dich! Du königlicher Sitz,
Empfange deinen Held mit der Karthaunen Blitz,
Entdecke Deine Luſt in frohen Lobgeſängen,
Laß deine Jugend ſich mit Macht entgegen drängen
Des Königreiches Schmuck, die[26] Hoffnung ſpäter Zeit.
Dann magſt Du, edles Volk, mit reger Freudigkeit,
Zu Hauſe manchen Kranz aus Lorbeerzweigen binden,
Und ſie des Fürſten Bild um Haupt und Schläfe winden.
Und wenn Du dergeſtalt mit andachtvoller Hand
Dem Haupte Deines Staats den Weihrauch angebrannt;
So ruffe noch zu Gott: Er woll ihn lange ſchützen,
Des Reiches ſchwere Laſt durch Seinen Arm zu ſtützen!"

Natürlich „wallt" ihm und den treuen Sachſen „das Blut", wenn ſie daran denken, daſs ſie den „Vater indeß entbehren ſollen"; und ihr einziger Troſt bleibt, daſs der „königliche Sohn", der „Erbe der Heldengaben" Friedrich Auguſts, an deſſen Stelle „das Land laben" wird:

kennen will, wie weit der „ſervile" Mann auch in dieſer Beziehung über ſeine Zeitgenoſſenſchaft hinausgewachſen war.

[26] Sollte doch wol heißen „der".

„Er iſt an Weisheit groß, an Tugend ungemein,
Und wird der Völker Troſt, der Länder Wonne ſeyn.
Dieß lindert Meißens Schmerz. Seyd fröhlich, ihr Provinzen!
Ihr ſeht des Vaters Bild verjüngt in Seinem Prinzen.
Es herrſcht auf ſpäte Zeit ein Friederich Auguſt,
Des Deutſchen Reiches Preis, des Vaterlandes Luſt."

Das Alles wäre fürs Erſte gerade genug geweſen. Aber Gottſched fühlte ſehr lebhaft die Nötigung, ſeine Huldigungen fortzuſetzen — und dazu muſſte ihm noch in demſelben Jahre die Wiederkehr des Geburtstages Friedrich Auguſts die Anknüpfung bieten. Der Tag (12. Mai) hatte diesmal ſeine beſondere Weihe dadurch erhalten, daſs die, auf Gottſcheds Anregung hin von der ‚Deutſchen Geſellſchaft' ausgeſetzten zwei Preiſe zum erſten Male zur Verteilung kommen ſollten. An dieſem Wettſtreit um den Preis beteiligte ſich nun Gottſched mit ſeinem, nicht weniger als 320 Alexandriner umfaſſenden ‚Wettſtreit der Tugenden', der als Gedicht wol unſtreitig zum Bedeutendſten gehört, was der Lyriker Gottſched, was Deutſchland überhaupt bis dahin auf dieſem Gebiete hervorgebracht hatte; der aber zugleich von übertriebenen Schmeicheleien geradezu trieft. Daſs Dresden, als die Schöpfung des „Schmucks der deutſchen Erde", überſchwänglich gefeiert wird; daſs Männer wie Wackerbart, Watzdorf, Fries, Löwendahl, Zech, Seebach, Leipziger und „Bünau, ſammt dem Sohne"; daſs dieſe „Seulen von dem Throne" ihre mehr oder weniger verdiente Ehrung erhalten, nimmt man gern hin. Mühe aber hat man, die maßloſe Fülle von Huldigungen, die dem „Preis im Deutſchen Fürſtenorden" dargebracht werden, ohne lautes Gelächter an ſich vorüberziehen zu laſſen; auch wenn man Auguſt II, den ja ſelbſt Leopold von Ranke einen „Mann von ſehr außerordentlichen perſönlichen Eigenſchaften" nennt[27], aus ſeiner Zeit heraus zu beurteilen gelernt hat und es verſtehen kann, warum ein ſo ganz anders gearteter

[27] Ich darf wol bei dieſer Gelegenheit auch daran erinnern, daſs Auguſt der Starke den Zweikampf „aus ſeinen Staaten verbannet und ausgerottet hatte" (Geſ. R. 621); was dem großen Gegner des Zweikampfes (Vergl.: ‚Ein Gottſched-Denkmal' S. S. 144 u. ff.) zur Freude gereichen muſſte.

Landesherr wie Friedrich Wilhelm I, dieſen von Genuſs zu Genuſs eilenden, von törichtem Ehrgeize gepeitſchten, ſich gern in prangenden, ja ſogar dichteriſch-erhabenen, Redensarten ergehenden Fürſten, bewundern und für eine „univerſelle" Natur halten muſſte.

Von nicht gewöhnlicher Schönheit iſt allerdings zunächſt die Überleitung vom Allgemeinen zum Beſonderen, zur eigentlichen Huldigung:

„Sogleich eröffnet ſich des Zimmers hohes Thor,
Ich ſehe nichts, als Licht und Pracht und Glanz davor.
Des Bodens Marmel gleißt, die hellen Spiegelwände
Entziehn dem ſtarren Blick des Saals wahrhaftes Ende.
Das Oel der Ampeln iſt in Silber angeflammt,
Des Thrones Stuffen deckt ein reichgeſtickter Sammt,
Er ſelbſt iſt Helfenbein, und prangt mit theuren Steinen;
Die Wahrheit ſoll darauf als Richterinn erſcheinen.

Sie kömmt und nimmt ihn ein. Ein heller Sternenkranz
Umzirkt die heitre Stirn mit Schimmer, Licht und Glanz,
Den Leib deckt ein Gewand von himmelblauer Seide,
Ein purpurfarbner Streif umgiebt den Saum vom Kleide.
Der Gürtel gleicht dem Schnee, die Rechte trägt den Stab,
Den das Verhängniß ihr zum Eigenthume gab.
Er iſt ein feines Gold, doch ſtreut an deſſen Spitze
Ein Herz, das Augen hat, ringsum die ſchärfſten Blitze.

Bey ſolcher Majeſtät vertieft das Auge ſich,
Vergißt man ſeiner ſelbſt! Was rührt, was blendet mich?
So ſchön ſah Paris nicht die ſtreitenden Göttinnen,
Vor ſeinem Thron bemüht, den Apfel zu gewinnen;
So angenehm und hell zeigt ſich Aurora nicht,
Wenn Phöbus aus dem Schooß der blauen Thetis bricht:
Als hier die Tugenden ins weite Zimmer kamen,
Und um der Weisheit Thron in Eil die Plätze nahmen."

Die Stärke, die Unerſchrockenheit, die Großmut, die Gnade, die Mildigkeit, die Kunſtliebe, die Billigkeit, die Friedensliebe, die Liebe zu den Wohlfahrtseinrichtungen; zu guter Letzt der Handel, die Muſe der Wiſſenſchaften und die Weisheit ſelbſt[28]

[28] Bei dieſer Gelegenheit wird der Leipziger Hochſchule ein lautes Lob geſungen:

„Iſt Philurene nicht Germaniens Athen?
Wo darf ſich eine Stadt in Deutſchland unterſtehn,

— ſie alle behaupten, den erſten Platz in der Seele dieſes Weltwunders einzunehmen und des Thrones würdig zu ſeyn. Aber da nun auch die richtende Wahrheit „ſelber Theil an dieſem Helden" zu haben erklärt, ſo will ſie den, von ihr ſolange beſetzt gehaltenen „Fürſtenſitz" nur dem allerhöchſten Herrn einräumen:

„Sie wich; man öffnete den prachterfüllten Saal,
Auguſt erſchien daſelbſt mit Seiner Räthe Zahl.
Kann doch der volle Mond in ſeinen blauen Zimmern,
Mit Sternen ganz umringt, unmöglich heller ſchimmern,
Als hier ſein Aufzug ſchien. Die Weisheit trat hinzu,
Und ſprach: der Kampf iſt aus; Held, unſer Preis biſt Du.
Beſteige dieſen Thron, mein Zepter ſey Dir eigen:
Wir alle werden uns vor dieſen Staffeln beugen."

Und ganz Sachſen fand an den, vom Throne der Wahrheit aus gewiſſermaßen die Welt beherrſchenden „Titus" nichts Lächerliches. Im Gegenteil: der Dichter dieſes ‚Geſanges' erhielt den erſten Preis der ‚Deutſchen Geſellſchaft'; J. U. König gab ihm die Verſicherung, daſs alles, was er „bißher zum Ruhme unſeres Königs geſchrieben" habe, ihm „bey Gelegenheit ſehr wohl zu ſtatten kommen" werde; und die Neider bemühten

Mit ihr an Geiſt und Witz, Gelehrſamkeit und Schriften,
Den Wettſtreit einzugehn und ſich ein Lob zu ſtiften?
Vergebens! Leipzig iſt der Künſte Vaterland.
Und Deutſchland hat es längſt ſowohl als ich erkannt:
Auguſtus aber läßt die Muſen an den Linden,
Durch Gnade, Huld und Schutz, erwünſchtes Wachsthum finden."

Dieſe Huldigung war um ſo bedeutſamer, als damals die, von Thomaſius beſeelte, Halliſche Hochſchule immer noch den Ruhm Leipzigs verdunkelte (Thomaſius ſtarb erſt 4 Monate ſpäter, am 23. September). Den hohen Rang, der ihr in den mitgeteilten Verſen zuerkannt wird, erſtieg „Philurene" allerdings erſt, als Gottſched ihr wirklich als Lehrer, als Dekan der philoſophiſchen Fakultät und als immer wieder gewählter Rektor angehörte, gleichſam von ihr aus das deutſche Kulturleben neu geſtaltete, das hochdeutſche Sprachreich gründete und die Blicke der ganzen gebildeten und gelehrten Welt Europas auf ſich lenkte. — Die Sittlichkeit und die Familienliebe waren übrigens unter den wettſtreitenden Tugenden nicht vertreten.

ſich redlich, der an allerhöchſter Stelle zu erwartenden großen Wirkung dieſer vielfach prachtvoll dahinrauſchenden Verſe jeden möglichen Damm entgegenzubauen. Wenn man nun dieſe, eines Mannes wie Gottſched in der Tat nicht ganz würdig ſcheinende, durch keinerlei Gnadenbeweiſe veranlaſſte[29], Huldigungen richtig beurteilen, wenn man es begreifen will, wie ſelbſt der unerbittliche Gegner, der im damaligen Dresden ausſchließlich gepflegten, vorzugsweiſe „ſinnloſen und gaukleriſchen Augenprunk“ treibenden[30], franzöſiſch-italieniſchen Oper es über ſich gewinnen konnte, Friedrich Auguſt ſogar als den Förderer des „Augen, Ohr und Herz“ zwingenden „Opern Zauberwerks“ zu feiern: ſo wird man ſich erſtens alle jene Äußerungen ins Gedächtnis rufen müſſen, die der Verfaſſer der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘, des ‚Biedermanns‘ und anderer Schriften aus dieſer Zeit und in ſpäteren Jahren in die Welt zu ſchicken den Mut hatte; zweitens nicht vergeſſen dürfen, daſs Gottſched in der Rede über die Schauſpiele ſagte: „Freylich iſt es ſo, ihr Monarchen, Kaiſer und Könige! ihr Großen und Gewaltigen dieſer Erde! Die Wahrheit dringet faſt nicht anders vor eure Augen und Ohren, als durch die Bilder der Poeten; als durch die Lobgeſänge der Dichter, die euch um ſolcher Eigenſchaften halber rühmen, die ihr noch nicht beſitzet, um euch zu zeigen, was eure Pflicht iſt“[31]; drittens die Nötigungen aus

[29] In der Trauerode auf Auguſt den Starken (Ged. I, 26 u. ff.) weiſt er den nunmehr regierenden Sohn noch beſonders darauf hin, daſs „kein erkaufter Mund“ die Überſchwänglichkeiten geſungen, daſs ihm „kein Lob durch Wohlthun abgerungen“ ſey; daſs er nur dem Befehle der „ſtrengen Wahrheit“ Folge geleiſtet habe.

[30] H. Hettner, a. a. O. I, 362.

[31] Geſ. Reden 570. — Aus dieſem Geſichtspunkte heraus laſſen ſich alle, dem Zwange der Gelegenheit unterworfen geweſenen, Huldigungreden Gottſcheds in ihrem eigentlichen, von Grund aus unabhängigen, Weſen verſtehen. Um der Nachwelt eine Vorſtellung davon zu geben, wie Gottſched in ſolchen Zwangsfällen zu verfahren liebte, will ich wenigſtens auf ein Beiſpiel zurückgreifen: auf die Rede, welche an der Spitze der ‚Geſammleten Reden‘ ſteht und dem Kurprinzen Friedrich Chriſtian, als er 1747, den 10. Oktober, in Begleitung ſeiner ihm kürzlich angetrauten Gemahlin, Leipzig beſuchte, „im Namen und auf Verordnung der Uni-

denen heraus Gottſched ſich zur Abfaſſung ſolcher Gedichte gezwungen fühlen durfte, in Betrachtung ziehen; und viertens

---

verſität" gewidmet wurde. Hier wird den beiden Herrſchaften, wie gewünſcht, eine Fülle von Schmeicheleien, deren jede einen halbwegs geſchmackvollen Menſchen in Raſerei hätte verſetzen müſſen, über die hohen Häupter gegoſſen; nie aber fehlt dem roſigſt ausgemalten Idealbilde das Gegenbild, in welchem ſich der wirkliche Menſch, falls er auch nur etwas geſunden Verſtand beſaß, zu ſeinem eigenen Vorteil ſpiegeln konnte. Wenn z. B. der Redner auf die vorgeblichen großen Erfolge der Auslandsreiſen des Prinzen zu ſprechen kommt, ſo ſchickt er Folgendes voraus: „Unſer durchlauchtigſter, königlicher Churprinz kam alſo aus der Fremde zurück. Er kam, ſage ich, aber nicht, wie viele andre Reiſende, die ihre Tugend in der Fremde gelaſſen haben; deren Beſcheidenheit ſich in Frechheit, deren Mäßigkeit ſich in Schwelgerey verwandelt hat; deren Keuſchheit zur Ueppigkeit, deren Sparſamkeit zur Verſchwendung geworden; deren Liebe des Vaterlandes endlich, ſich in einer unnatürlichen Verachtung ihrer Heimath verlohren hat. Alles, was ſonſt den Reiſen vieler jungen Leute vorgerücket wird, das war hier nicht im geringſten zu bemerken. Unſer gereiſeter Churprinz brachte kein ausländiſches Laſter in ſeinem Gefolge mit: Denn ſiehe! Luſt und Vergnügen giengen vor ihm her; und eine geſtärkte Einſicht, eine reifere Klugheit und Erfahrung, kurz, alle Tugenden begleiteten Seinen Wagen. Eben darum aber war auch die Freude der ſämmtlichen Unterthanen bey Seiner Rückkunft ſo vollkommen, als anderwärts vielmals das Schrecken iſt, wenn künftige Regenten nichts als fremde Untugenden, und einen ſtolzen Ekel vor allem was einheimiſch iſt, mit ſich nach Hauſe bringen." Die Kühnheit dieſer Ausführungen erſcheint um ſo größer, wenn man erwägt, daſs hinter dem Gefeierten der üppige, ganz franzöſierte ſächſiſche Hof ſtand. — Dem überſchwänglichen Lobe des angeblich hochgelehrten jungen Herrn, der „in ſtiller Einſamkeit die Bücher der größten Männer durchforſcht", ſich in ſeinen Mußeſtunden mit den Werken der „Geſchichtſchreiber, Staatskundigen, Weltweiſen, Rechtsverſtändigen, Baumeiſter, Kunſtlehrer, Dichter und Redner" ſehr ernſthaft beſchäftigt haben ſollte und auch tatſächlich eine kurze Zeit lang auf der Leipziger Hochſchule Studien getrieben hatte, werden folgende Sätze vorausgeſchickt: „Ich rede von keinem weichlichen Müſſiggange, den Wollüſtlinge bloß der Tafel, der Liebe, dem Weine, oder dem Spiele zu widmen pflegen. Eine ſo faule Ruhe würde gewiß kein Lob, ſondern den ſtärkeſten Tadel; auch ſelbſt bey denen verdienen, die es ihres Standes halber, eben nicht nöthig haben, für ihren Unterhalt beſorgt zu ſeyn. Solch eine üppige Ruhe ſtreuet den Saamen vieles Unheils in das Herz der Großen, die gemeiniglich, zum Verfalle ganzer Länder, die verderblichſten Früchte bringet. Prinzen aber, die ihre Jugend in einem ſo ſchnöden Zeitverluſte zubringen, pflegen viel

die Tatſache beſonders laut mitſprechen laſſen müſſen: daſs Gottſched kein geborener Sachſe, ſondern ein „Ausländer“ war, den ein Machtwort des Landesherrn um Alles bringen konnte, weſſen er ſich, dankbaren Gemütes, erfreute. Gottſched war im tiefſten Grunde ſeines Weſens zur Dankbarkeit geneigt; und er war von ganzem Herzen dafür dankbar, daſs er in Sachſen, in Leipzig eine, wenn auch noch lange nicht endgiltig ihm zu Teil gewordene, neue Heimat gefunden hatte. So ſchließt er denn das Schreiben an den Kronprinzen mit den Verſen:

„Vergib, Durchlauchter Prinz, daß ſich ein Fremdling wagt,
Und was er heute denkt, mit froher Ehrfurcht ſagt.
Ich bin Dir ewiglich zu Dank und Dienſt verbunden,
Ich habe Schutz und Ruh bey Deinen Schwertern funden.
O nähme mich Dein Land zu ſeinem Bürger an!
Ich bliebe lebenslang Dein treuſter Unterthan;
Und ſtrebte, bis ich mir einmal den Ruhm erworben:
Als Friedrich Auguſts Knecht iſt er vergnügt geſtorben.“

Von dieſen vier Geſichtspunkten aus, müſſen deshalb auch die zwei Gedichte beurteilt werden, die er 1733 dem geſtorbenen „Wunder unſrer Zeiten“ und ſeinem Sohne, dem „andern Salomon“ widmete, und mit denen er noch den beſondern, ſehr ernſten, Zweck verfolgte: in dem Lande, das nicht ſeine Heimat war und in welchem er doch allein mit der nötigen Wirkung für

eher weibiſche Sardanapale, wollüſtige Vitellier, und grauſame Neronen, als gütige Veſpaſiane und preiswürdige Trajane zu werden.“ Dergleichen hätte ſelbſt einem Kronprinz Friedrich gegenüber in dem ſpartaniſchen Preußen Friedrich Wilhelms I. ſeitens eines „Untertanen“ für eine „Ungehörigkeit“ gelten können; in Sachſen, wo Auguſt der Starke und ſein ſchwächerer Nachfolger in Schwelgereien, Liebesabenteuern und dgl. das Menſchenmögliche und Übermenſchenmögliche leiſteten, das Geld ihrer Bürger mit Maitreſſen und bei andern „Liebhabereien“ vergeudeten, ja recht eigentlich den „Verfall“ ihres Erblandes bewirkten, durften ſolche, wenn auch noch ſo gut „gedeckten“, Urteile für unerhört gelten. Kein Wunder, daſs vom Dresdeniſchen Hofe Alles, was der ſonnenkönighaften Üppigkeit und ſardanapaliſchen Luſtgier huldigte, den ſtrengen Mahner unverſöhnlich haſſte. Wunder und mehr als Wunder jedoch, daſs man einen Univerſitätsprofeſſor, der 50 und 60 Jahre vor der großen franzöſiſchen Revolution bei jeder Gelegenheit dergleichen Urteile wagte, zu einem „ſervilen“ Geſellen ſtämpeln konnte.

ſein großes Vaterland und für ſein deutſches Volk arbeiten konnte, die ihm gebührende, ſein Anſehen vor der Welt ſteigernde, ihm das tägliche Brod und das Glück ſeines Herzens ſichernde Stellung zu erlangen. Man erwäge das Alles; man bedenke, daſs die, den Mächtigen dargebrachten, ſinn- und würdeloſeſten Schmeicheleien damals von Hoch und Niedrig zur Erlangung perſönlichſter Vorteile und aus anerzogener Knechtſeligkeit zu den Selbſtverſtändlichkeiten gehörte[32]; ja, daſs ſie von den großen Herren als ein ihnen von Rechts wegen zukommendes Opfer ohne weiteres verlangt wurden: und man wird es kaum noch wagen, dem ſtolzen Herrenmenſchen[33] einen Vorwurf daraus zu machen, daſs er „die Luſt der halben Welt" in, verhältnismäßig, immer noch würdiger Weiſe „um ſolcher Eigenſchaften halber, die er noch nicht beſaß", feierte, und dem „unſterblich großen Haupte", wenn auch zwecklos, dadurch zeigte, was ſeine „Pflicht" wäre oder geweſen wäre.

Mag es uns heute noch ſo lächerlich, ja faſt würdelos erſcheinen, wenn Gottſched dem geſtorbenen großen Wollüſtling (dieſer, um mit Ranke zu reden[34], zugleich „unaufhörlich unruhigen Kraft, welche, Oſten und Weſten zu bewegen, die verſchiedenen Syſteme der Politik umzugeſtalten ſich vermaß") nachrühmte:

„Auch ſeiner treuen Sachſen Schweiß
Hat unſer Held nicht ausgeſogen.
Sein Wort war kein Befehl, kein drohendes Geheiß:

[32] Litteraturkundige Leſer wiſſen, wie Günther ſich um des lieben ganz perſönlichen, keiner völkiſchen Kulturarbeit beſtimmten, „Verdienſtes" halber in ſeiner Hymne auf Kaiſer Karl den Sechsten knechtſelig in den Staub warf. Auch Klopſtock rühmte Friedrich V. von Dänemark als einen jener Könige, die „Nachahmer der Gottheit ſind"; und ſelbſt noch Goethe glaubte dem „tüchtigen, tätigen Manne" zurufen zu müſſen: daſs er ſich „Von den Großen Gnade, Von den Mächtigen Gunſt verdienen", daſs er ſie „erwerben" ſolle.

[33] Wenn Gottſched 1729 (Ged. I, 384) von Opitz ſagt:

„Er war ein Edelmann, obgleich nicht ſo gebohren;
Sein Stamm entſtund mit ihm und gieng mit ihm verlohren"

— ſo hätte er denſelben Ehrentitel jederzeit für ſich in Anſpruch nehmen dürfen.

[34] L. v. Ranke, a. a. O. III, 195.

Drum war ihm Stadt und Land gewogen.
Er hat, durch Staatsliſt, Zwang und Macht,
Des Landes Rechte nie gebrochen;
Er forderte mit Glimpf, und da ward mehr verſprochen,
Als ſonſt Tyrannen aufgebracht:
Die, wenn ſie mit Gewalt der Bürger Blut erzwingen,
Sich ſelbſt um tauſend Herzen bringen" —

oder dem ſächſiſchen Volke zurief:

„Wohlan, entrichte deine Schuld,
Und preiſe deines Vaters Thaten.
Verehre demuthsvoll des weiſen Schickſals Huld,
Die dir durch dieſen Held gerathen.
Sieh nur zurück auf jene Zeit,
Als er das Churſchwert erſt bekommen:
Und ſprich, wie ſehr indeß dein Wohlſtand zugenommen,
Wie dir das Glück recht zugeſchneyt.
Wo war doch wohl ein Fürſt, in allen neuern Reichen,
Mit deinem Haupte zu vergleichen?"

— falls er überhaupt ſeine Stimme erheben wollte (und was wäre dem außerordentlichen Profeſſor der Poeſie zugeſtoßen, wenn er es unterlaſſen hätte!), dann konnte, durfte er gar nicht anders ſprechen, und höchſtens hoffen, daſs der, kurz darauf in ganz gleicher Weiſe gefeierte neue Kurfürſt und König vielleicht veranlaſſt werden würde, dem Idealbilde, das der weiſe Dichter von ſeinem nur allzu idealwidrigen, wenn auch keineswegs unbedeutenden, Herrn Vater entworfen hatte, mit königlicherer Geſinnung nachzuſtreben. Von gewöhnlicher, zudringlicher „Servilität" war das Alles im Grunde weit entfernt. Denn Servilität iſt Knechtſeligkeit aus innerlichſtem Triebe oder aus ſchlauer Berechnung allerperſönlichſter Vorteile[35]; und für beides fehlte Gottſched jede Befähigung; wie ſein ganzes Leben das mehr als hinreichend offenbar machte. Auch in ſpäterer Zeit hat er, als Profeſſor der Poeſie und Beredſamkeit, als vielgeſuchter Meiſter der Redekunſt[36], vor allem auch als Rektor und Fakul-

[35] Dieſe war doch ſelbſt für einen Voltaire der entſcheidende Grund, daſs er 1740 Friedrich II. in einem Gedicht, welches Edelmann mit einigem Rechte „ekelhaft" nannte, als „Image de Dieu" feierte.

[36] Als ſolcher wurde er 1733 u. A. von der „geſammten Ritterſchaft" und den „getreuen Ständen" der churſächſiſchen Erblande, ſowie von den

tätsdekan, gelegentlich Reden halten und Redensarten machen müſſen, an denen Kopf und Herz keinen Teil hatten; in denen er die Fürſten, die zu begrüßen oder anzuſchwärmen waren, als „Ebenbilder deſſen, den ſie ſonſt als ſterbliche Menſchen anbethen müſſen", als „Statthalter Gottes" feyerte. Aber ſelbſt in dieſen Meiſterſtücken einer dem Zwang der Gelegenheit unterworfenen Beredſamkeit lebt immer noch etwas, das wie ein Höhengefühl anmutet. Selbſt in dieſen akademiſchen Paradereden, in denen er den an die ſchamloſeſten Schmeicheleien gewöhnten „Göttern der Erde" huldigen muſſte, herrſcht eine geiſtige Überlegenheit und Unabhängigkeit, wie wir ſie nirgend ſonſt in Reden und Gedichten dieſer Art bei den Zeitgenoſſen Gottſcheds antreffen[37].

„ſämmtlichen Ständen des erzgebürgiſchen Kreiſes" beauftragt, Huldigungsreden für Friedrich Auguſt II. zu verfaſſen (Geſammelte Reden S. S. 426/37). Auch „die ſämmtlichen Vaſallen und Stände" des langenſalziſchen Kreiſes der ſachſenweißenfelſiſchen Lande beſtellten 1736 die Huldigungrede für Johann Adolf II. bei ihm (Geſ. R. S. S. 438/42).

[37] Ich kann, aus Mangel an Raum, auch auf dieſe Dinge nicht umſtändlich eingehen und beſchränke mich darauf, einige Sätze aus der ‚Lobrede auf Martin Opitz' (1739) hier anzuführen: „Das fabelhafte Alterthum hat die Ehrerbietung gehabt, das Geſchlecht großer Leute von den Göttern herzuleiten. Allein mir iſt es allezeit als ein ſchädliches Vorurtheil vorgekommen, dadurch die Tugend (Tüchtigkeit) mehr unterdrückt und gehindert, als befördert wird. Denn zu geſchweigen, daß der Stolz eines Alexanders dadurch um ein merkliches vergrößert wird, wenn ihn die Schmäucheley zu einem Sohne Jupiters macht: ſo ſchlägt auch die falſche Einbildung, daß nur die Kinder berühmter Vorältern Muth und Feſtigkeit zu großen Dingen beſitzen können, tauſend edle Gemüther nieder. Sie würden ſich auch durch Verſtand und Tugend erhoben haben, wenn ſie ſich nur die dazu nöthigen Kräfte zugetraut hätten. So aber erſticken ſie gleichſam in dem Schlamme der Niedrigkeit; bloß, weil ſie ſich, aus verwerflicher Kleinmüthigkeit, für eine unedlere Art von Geſchöpfen anſehen, welche zu edlen Thaten unfähig wären, und das Recht, große Dinge auszuführen, nur den Abkömmlingen gewiſſer Halbgötter überlaſſen müßten." Sage ich zu viel, wenn ich es erſtaunlich finde, daſs Gottſched es (ein halbes Jahrhundert vor der franzöſiſchen Revolution!) wagt, über die „Abkömmlinge gewiſſer Halbgötter" mit Überlegenheit zu reden; daſs er ſich erdreiſtet, die „verwerfliche Kleinmüthigkeit" derjenigen zu tadeln, die ſich „für eine unedlere Art von Geſchöpfen anſehen", als es eben jene „großen Leute" ſind, die (wie ſelbſt noch Voltaire!) in dem bürgerlichen Menſchen doch nur die „Canaille" zu ſehen gewohnt waren;

Nachdem wir für die Beurteilung dieſer Gedichte (die wir trotzdem in der Lebensarbeit Gottſcheds gern entbehren würden) den richtigen Geſichtspunkt gefunden haben[38], bleibt uns nur

worüber ſich der Herausgeber der ‚Vernünft. Tadl.‘ bereits gelegentlich recht ſarkaſtiſch geäußert hatte? Eingehenderes über den ‚ſervilen Gottſched‘ findet man in der ‚Gottſched-Halle‘ II. Jahrgang, Heft 3, S. S. 53 u. ff. Wenn man die Kluft, welche auch den „Hofdichter und Lobredner“ Gottſched von ſeinen Zeitgenoſſen trennte, kennen lernen will: ſo braucht man ſeine derartigen Gedichte nur mit denen Königs, und ſeine Reden nur etwa mit der Lobrede Philippi's, des von Liscow Geſtriegelten, auf den geneſenen König Auguſt zu vergleichen. Überhaupt darf man, wenn man den Gelegenheitsdichter und Gelegenheitredner Gottſched nicht falſch beurteilen will, nie vergeſſen, ſich die Reden, Äußerungen und Verſe des Mannes zu vergegenwärtigen, in denen ſeine wahre Geſinnung zum Ausdruck kommt. Leopold von Ranke ſagt einmal in Beziehung auf Friedrich den Großen: „wenn man ihn reden hört, muß man immer wiſſen, mit wem, wozu er redet“ — das muſs man ſich in Beziehung auf Gottſched, der kein unabhängiger Fürſt, ſondern, im Zeitalter der aufgeklärten und nicht aufgeklärten Despoten, ein armer, von zahlloſen Feinden umlauerter, ſchlichter „Untertan“ war, ganz beſonders geſagt ſeyn laſſen.

[38] Ich möchte meiner eigenen Darſtellung zu guter Letzt doch noch die Auffaſſung Bruno Bauers folgen laſſen, weil ſie geeignet iſt, noch ein Mehres zum Verſtändnis des „ſervilen“ Gottſched beizutragen. Bruno Bauer war, als Mann von Geiſt und rückſichtloſer Wahrheitliebe, ſchon einige Jahre vor Danzel zu einem einſichtvollen Urteil über Gottſched (den auch er ſchon den „äſthetiſchen Dictator der Deutſchen“ nennt, vielleicht in Erinnerung daran, daſs Schmidt von Lübeck in ſeinen, 1827 veröffentlichten ‚Hiſtoriſchen Studien‘ auf S. 139 von Gottſched ſagt: „Er ſpielte damals ſchon den Reformator des deutſchen Geſchmacks, und warb überall für ſeine Schule, worin er mit Dictators Gewalt den Vorſitz einnehmen wollte“) gelangt. So ſchrieb er denn im erſten Bande ſeiner, 1843 erſchienenen ‚Geſchichte der Politik, Cultur und Aufklärung‘ auf S. S. 286 u. ff. in Beziehung auf die oben behandelten Gedichte: „Gottſched hatte ſich von den Höfen noch nicht vollſtändig abgewandt (dieſes „noch nicht“ zeugt allerdings davon, daſs Bauer die Bedingungen, unter denen damals in Deutſchland allein Kulturarbeit geleiſtet werden konnte, nicht richtig eingeſchätzt hat) ... Dieſe Richtung auf den Hof war aber nur eine der Inconſequenzen, wie ſie in Uebergangsperioden vorzukommen pflegen. Hat doch ſelbſt Brockes den „auch abweſend und ſogar im Bilde majeſtätiſchen Auguſt“ beſungen. Und war doch Gottſched auf der andern Seite unter Anderm fähig in ſeinen erſten Gründen der geſammten Weltweisheit (II, §§ 413 u. 414) den Satz aufzuſtellen, daß es ‚kein Verbrechen

noch übrig, von ihrer Wirkung Kenntnis zu nehmen. Dieſe ſtellte ſich ſpät genug ein — nicht zum wenigſten wol Dank der ſtillen Wühlarbeit Königs und der tiefwurzelnden Abneigung des Grafen Brühl gegen Gottſched.

Graf Brühl erfreute ſich unter dem neuen Herrn einer noch größeren Machtvollkommenheit, als er ſie bereits unter Auguſt dem Starken genoſſen hatte. Eine ſeiner erſten Taten war die Entfernung des Grafen von Bünau, des damals einzigen liebevollen Gönners Gottſcheds, aus Dresden: der verdienſtreiche Staatsmann und Geſchichtſchreiber wurde zum Oberaufſeher der Grafſchaft Mansfeld „befördert" und als politiſche Perſönlichkeit für Sachſen gewiſſermaßen ausgeſchaltet, jedenfalls einflußlos gemacht. Mußte ſchon dieſe Tatſache für Gottſched bedenklich ſeyn; ſo wurde ihm die allerhöchſte Ungnade noch fühlbarer gemacht dadurch: daſs man einerſeits ihm den kleinen, der ‚Deutſchen Geſellſchaft' einige Jahre lang gewährten Zuſchuſs von 200 Talern entzog, andrerſeits dem Ehepaar Neuber das dieſem 1727 erteilte Privilegium, als „Hoff-Commoedianten" in Sachſen zu „agiren", entzog[39]. Unter dieſen Umſtänden muſſte Gottſched wol darauf gefaſſt ſeyn, daſs man auch ſeiner Beförderung zum ordentlichen Profeſſor neue Schwierigkeiten in den Weg legen würde; um ſo

---

der beleidigten Majeſtät genannt werden dürfe, wenn ein ganzes Volk diejenige Macht und Gewalt, die es einem Regenten gegeben hat, bei verſpürtem Mißbrauch desſelben zurücknehme, da vielmehr die Regenten in dieſem Falle die Majeſtät beleidigt hätten, die ſich das Volk zum Theil vorbehalten habe'. War Gottſched, weil er das Verfahren der Engländer gegen die Stuarts billigte, für die Ruhe Sachſens eben nicht ſehr gefährlich, ſo können wir es ihm auch nicht zu hoch anrechnen, wenn er die Großen zu beſingen noch für ſeine Pflicht hielt. Das Ziel ſeiner täglichen Arbeit war doch das Volk, die Aufklärung desſelben und ſeine Beiſtimmung zu den äſthetiſchen Grundſätzen, die ihm wichtiger waren, als alle Hoffeſte und Herrlichkeiten ſeiner Zeit zuſammen genommen. Es gelang ihm ſogar, eine der vornehmſten Ergötzungen des Hofes in der öffentlichen Meinung zu ſtürzen — die Oper — und die Bühne ſoweit zu ſäubern, daß ſie die Stätte für das wahre, ächte Schauſpiel werden konnte."

[39] Die Geſchichte der Privilegiumsentziehung wird in des Freiherrn von Raden-Esbecks Buche ‚Caroline Neuber und ihre Zeitgenoſſen' auf S. S. 119 u. ff. ſehr eingehend erzählt.

mehr, als es für ihn, den ‚Fremden‘, ja den ‚Ausländer‘, ohnedies nicht leicht seyn konnte, „seine völlige Versorgung mit der Zeit zu erhalten“. War es doch vor Jahrzehnten dem Schlesier Christian Ludovici ebenfalls schwer genug gefallen, in Leipzig „empor zu kommen“. Waren doch vor ihm schon „viele geschickte Leute“ durch solche, unbequemen Zuzüglern in den Weg geworfene, Hindernisse so „kleinmuthig gemacht“ worden, dass sie „vor der Zeit an ihrem Glück verzagten und den Rückweg in ihr Vaterland beschleunigten“; weil sie nicht „standhaft genug“ waren, „die rechte Stunde abzuwarten“; weil „mächtige Gönner und Freunde dazu gehörten“, die „unparteyisch genug wären, die Gelehrsamkeit und Tugend an einem Fremden zu erkennen und des Lohnes würdig zu achten“[40].

An Standhaftigkeit, an zäher Ausdauer fehlte es nun freilich dem ‚Preußen‘ nicht. Aber in Danzig warteten kleinherzige Damen auf eine endgiltige „Versorgung“; und die Lage des außerordentlichen Professors gestaltete sich aus diesem Grunde von Tag zu Tage peinlicher. Da fügte es der Zufall (vielleicht in Gestalt einer stillen Befürwortung[41] von Seiten Manteuffels), dass ihm, den die Berlinische ‚Societät der Wissenschaften‘ vor kurzem zu ihrem Mitgliede ernannt hatte[42], die Herzöge von Weißenfels[43] und Merseburg im Dezember die, durch Crells

[40] Alle diese, zweifellos in ganz bestimmter Absicht geäußerten, Sätze finden sich in der Trauerrede auf Ludovici, vom 20. Januar 1732 (Ges. R. 327).

[41] Die Kulmus schreibt wenigstens an Gottsched: „Ich schätze den Mann unendlich hoch, der es gewagt, Ihre Talente, Ihren Eifer und die Vorzüge Ihres redlichen Herzens zu unterstützen und zu belohnen.“ Ich denke an Manteuffel, weil dieser durch eine, seinen Töchtern gewidmete, Ode (vgl. S. 604) wieder günstig für Gottsched gestimmt worden seyn mochte.

[42] Diese Ehrung konnte freilich für Gottsched keinen allzugroßen Wert haben, da dieselbe Sozietät nicht lange zuvor den albernen Heinrich Jacob Sivers aus Lübeck, den „kaiserlichen gekrönten Poeten“ und „berühmten“ Steinsammler zu ihrem Mitgliede erhoben hatte.

[43] Der Herzog Christian zu Sachsen-Weißenfels war von Gottsched im Sommer 1733 durch ein Festspiel ‚Das im Frieden vergnügte Deutschland und Weißenfels‘ noch besonders freundlich gestimmt worden. Das

Tod frei gewordene Profeſſur erteilten. Und jetzt konnte wol Friedrich Auguſt der Zweite (durch Gottſcheds vielfache Huldigungen ohnedies vorübergehend in günſtigem Sinne beeinflusſt) nicht gut anders als ihr die Beſtätigung folgen zu laſſen. Sie wurde bereits im Januar 1734, an demſelben Tage, da man dem Kurfürſten in Krakau die polniſche Königskrone aufs Haupt ſetzte, gegeben[44]; und am 18. Februar trat Gottſched das wichtige Lehramt an[45] mit einer Rede ‚de Necessitate et Utilitate

mitten aus der hochbewegten Zeit heraus (es handelte ſich damals um die polniſche Königskrone, die faſt ganz Europa in Bewegung ſetzte) geſchaffene, ziemlich bedeutungloſe Gelegenheitswerkchen (in welchem Sarmatia, die Schutzgöttin, des „vor allem Plündern, Morden, Brennen“ ſich „ſelber kaum erkennenden“ Polens, den „Wütherich“ Mars bittet, ſeine Schwerter einzuſtecken; dieſer aber entgegnet: daſs für Polen „der Anfang ſeiner ſüßen Freuden noch lange nicht da“ ſey; daſs vielmehr, weil es „durch Zwieſpalt, Zank und Streit“ das von „Frankreichs Herrſchſucht“ geſtörte Germanien „um ſeine Sicherheit bringe“ und auch Heſperien „allbereit in vollen Kriegsflammen ſtehe“, die Kriegsnot immer bedrohlicher anwachſen werde; bis Germania erſcheint, der weinenden Sarmatia den Rat gibt, Friedrich Auguſts, des neuen Kurfürſten von Sachſen, Liebe zu gewinnen und ſo dahin zu wirken, daſs ihr „getrenntes Volk“ nicht länger „ſelbſt wider ſich zu Felde liege“; Karl VI., als „Deutſchlands Schutzgeiſt“, tröſtend „in einer glänzenden Wolke“ ſichtbar und hörbar wird und ſchließlich Germania und Leukopatra dem „weiſen Geiſte“ des „durchlauchten Chriſtian“ huldigen) iſt uns im 2. Band der ‚Gedichte‘ (S. S. 312/16) erhalten geblieben.

[44] Es wirkt ſeltſam, wenn Eugen Wolf, der doch, zu ſeiner Ehre ſey es geſagt, Gottſcheds Philoſophie keineswegs einſichtlos oder gar geringſchätzend gegenüberſteht und ſogar den „bedeutſamen Schritt“, den Gottſched über Leibniz hinaus tat, anerkennt (a. a. O. I, 151), unter anderem ſchreibt: „Nun, ſeinen Zweck ‚bei Hofe‘, damit ſeinen nächſten Zweck überhaupt, hat das Buch ja erreicht: ſchon auf dem Titelblatt und in der Vorrede zum zweiten, praktiſchen Theil dieſer ‚Weltweisheit‘ kann er als ordentlicher Profeſſor paradieren“. — Dieſe Wendung gehört zu denen, welche das, an ſich immerhin verdienſtvolle, Werk Wolfs um alle Würde bringen, es dem Gottſchedkenner geradezu verleiden. Was für einen „Zweck“ Wolf mit dieſen Wendungen und Gehäſſigkeiten verfolgt, läſſt ſich ja leicht erraten; aber es wäre ſeiner würdiger geweſen, wenn er auf die Erreichung gerade dieſes Zweckes verzichtet hätte.

[45] Das Ereignis wurde von der ‚vertrauten Rednergeſellſchaft‘ noch beſonders gefeiert. Johann Anton Stolle hielt die Feſtrede, in der er

studii metaphysici', der er in seiner Einladungsschrift eine kraftvolle lateinische Verteidigung der deutschen Gelehrsamkeit gegen absprechende Urteile seitens ausländischer Gelehrten vom Range eines Locke und Molynäus voranschickte.

Rein äußerlich hatte Gottsched mit der Rangerhöhung gewissermaßen sein höchstes Ziel erreicht. Er stand jetzt gesellschaftlich jedem Gelehrten ebenbürtig gegenüber; und dies machte sich ihm sofort in sehr schmeichelhafter Weise fühlbar.

Auf sein Betreiben war im Sommer 1732, bald nach Menckes Tode, der damals vierzigjährige Helmstädter Abt und Professor J. L. Mosheim zum Präsidenten der ‚Deutschen Gesellschaft' ernannt worden. Dieser hatte sich schnell in die Ehrenstellung eingelebt und fühlte sich, wie aus verschiedenen seiner, an Gottsched gerichteten, Briefe hervorgeht in allem Wesentlichen, namentlich auch den ‚Beyträgen' gegenüber, denen er gelegentlich etwas schulmeisterlich klingende Zensuren erteilte, als die ausschlaggebende Persönlichkeit; um so mehr, als Gottsched, durch sehr reichlich gespendete, wenn auch zweifellos ehrlich gemeinte Huldigungen, sein von bescheidener Eitelkeit nicht freies Selbstgefühl kräftig zu steigern wusste. In diesem Falle lag dem Verhalten Gottscheds eine ganz bestimmte große Politik zu Grunde. Weil für Leipzig und Sachsen kaum noch auf eine ‚Deutsche Akademie' zu hoffen war und ihm persönlich jede Aussicht, an der Leipziger Hochschule eine feste Anstellung zu

---

bewies, dass „ein Redner ein Philosoph und Poet seyn müsse". Für die Gottsched-Biographie sind die nachfolgenden Sätze immerhin wertvoll: „Mein Vergnügen erneuert sich jederzeit, wenn ich mich erinnere, wie viel Fehler Eure Hochedelgebohren an mir verbessert und wie emsig sich dieselben erwiesen haben, mich zu einem höhern Grade der Vollkommenheit zu bringen." — „Sie haben dero vernünftige Beredsamkeit mit einer gründlichen Philosophie und reizenden Poesie verbunden. Sie haben jederzeit, durch dero ruhmwürdiges Exempel, gezeiget, daß jene ohne diese beyde nicht bestehen können." — „Sie haben sich, in den Anfangsgründen der Weltweisheit, einer solchen Gründlichkeit bedienet, welche mit der gesunden Vernunft übereinstimmet. Sie haben, durch dero critische Dichtkunst, den wahren und rechten Geschmack der Poesie wieder hervorgebracht. Dero vernünftige Redekunst ist auf die geschicktesten Gründe gebauet u. s. w."

finden, in nebelhafte Ferne gerückt ſchien: ſo verſuchte er nun, ſeiner Lebensarbeit und ſeinem Lieblingsplane auf einem andern Boden den Weg zu bahnen. Mosheim erfreute ſich guter Beziehungen zu den Höfen Braunſchweigs und Hannovers. An die Möglichkeit, in Helmſtädt oder in Göttingen (wo gerade damals die Gründung der Georgia Augusta in Frage ſtand) für ſich und die ‚deutſche Akademie‘ eine Heimat zu ſchaffen, durfte deshalb Gottſched mit gutem Grunde glauben. Der Herzog von Braunſchweig war bereits durch Überſendung eines Abdrucks der ‚Iphigenia‘ (Herbſt 1733) zu Gunſten Gottſcheds geſtimmt worden; und es hatte den Anſchein, als ob Ludwig Rudolf ein Förderer der ‚Deutſchen Geſellſchaft‘ und aller edlen Beſtrebungen ihres unermüdlichen Seniors werden wollte.

Aber die Sache zog ſich auch diesmal in die Länge.

Da machte die glücklich erlangte ordentliche Profeſſur allem Hangen und Bangen ein Ende. Mosheim beeilte ſich, ſeine Freude darüber, daſs Gottſched an Leipzig gefeſſelt blieb, zum Ausdruck zu bringen und erklärte, nicht länger ſeines Ehrenamtes walten zu können; da dieſes fortan einzig und allein dem bisherigen ‚Senior‘ ſelbſt zukäme, dem er noch „weiter Geſetze vorzuſchreiben“ ſich nicht „unterſtehen wollte“. Gottſched wuſſte den vornehm denkenden Mann jedoch feſtzuhalten und rechnete nach wie vor auf ſeine Mitwirkung zu Gunſten einer ‚Deutſchen Akademie‘. Als dann Gottſched im Sommer 1734 das Bad Lauchſtädt beſuchte, und der ebenfalls dort weilende braunſchweigiſche Herzog bei Gelegenheit einer Hoftafel dem „Reformator der deutſchen Bühne“ ſein Glas weihte[46], ſchien ſich

[46] Gottſched dankte für dieſen Huldbeweis noch beſonders in einer ſchnell verfaſſten Ode (Ged. I, 67/69), aus der ich wenigſtens einige Strophen hier mitteilen möchte:

Der Pindus blüht, durchlauchter Fürſt!
Und blüht und ſingt, nur dich zu loben —,
Und giebt auch hier der Ehrfurcht Proben,
Die du nicht ganz verſchmähen wirſt.
Er denkt noch ſeiner alten Pflicht:
Der Eifer deutſcher Caſtalinnen,
Die täglich neuen Glanz gewinnen,

Alles aufs beſte entwickeln zu wollen. Man widmete dem gnädig geſinnten Fürſten den zweiten Band der Geſellſchaftſchriften; und als Gegengabe ſollte der ‚Deutſchen Geſellſchaft‘ eine goldene Münze als jährlicher Preis für die beſte redneriſche Leiſtung geſtiftet werden. Da ſtarb 1735, am 9. März, der Herzog; und eine ſchöne Hoffnung ſank mit ihm ins Grab.

Dieſes Misgeſchick hätte Gottſched (dem ſo ziemlich zur gleichen Zeit die Bemühungen, für ſeinen zukünftigen Schwager Johann Ernſt Kulmus in Leipzig, Helmſtädt oder Göttingen eine Profeſſur zu erlangen, fehl geſchlagen waren) gewiſs ſchwerer getroffen, wenn er jetzt nicht gerade mit den Vorbereitungen für ſeine Hochzeit beſchäftigt geweſen wäre, die zunächſt ſeine Gedanken von allem Unerfreulichen ablenkten.

Nahezu fünf Jahre lang hatte er auf die Erfüllung ſeines heißeſten Herzenswunſches warten müſſen. Die Danziger Damen

---

Verliſcht bey Lauchſtädts Waſſern nicht;
Und will auch itzt, mit muntern Seyten,
Um deines Preiſes Vorzug ſtreiten.

Ja, Herr, ein Stral von deiner Gunſt,
Der noch von Anton Ulrich ſtammet,
Hat ihre Geiſter oft entflammet,
Und treibt ſie ſtets zu größrer Kunſt.
Sie ſchlügen oft den Dichterkiel
Aus Ueberdruß und Zorn, in Stücken;
Dafern nicht deinen heitern Blicken
Ein Werk von ſeiner Art gefiel:
Und dieſes reizt ſie ſich zu faſſen
Und noch die Lorbern nicht zu haſſen.

Germanien zuckt itzt das Schwert,
Dieweil es Karl und Recht verlangen;
Denn Frankreichs freches Unterfangen
Iſt freylich der Beſtrafung werth:
Nun dämpfet der Trompeten Schall
Zwar ſonſt der Muſen ſanfte Flöten;
Jedoch die Lieder der Poeten
Verſtummen noch nicht überall.
Man hört ſie noch, mit lauten Chören,
Die Schutzherrn ihrer Kunſt verehren u. ſ. w.“

hatten es dem Manne, deſſen Ruhm bereits ganz Deutſchland durchhallte, der aber in Leipzig eine feſte, mit ſicheren Einkünften verknüpfte Stellung nicht finden zu können ſchien, ſchwer gemacht, in den Hafen der Ehe einzulaufen — wie ſchwer: das lehrt ein Blick in die, von Dorothea Henriette Runckel 1771 veröffentlichten Briefe der Gottſchedin, denen wir jetzt noch unſere Aufmerkſamkeit zuwenden wollen.

Kennzeichnend iſt ſchon ein Umſtand: Gottſched war im Sommer 1729, ſo zu reden, moraliſch an die, bereits im ſiebzehnten Lebensjahre ſtehende Danzigerin gefeſſelt worden. Eine öffentliche Verlobung, wie Gottſched ſie wol erhofft haben mochte, war nicht zu Stande gekommen. Dafür hatte man ihm den Vorzug eingeräumt, einen, die angeknüpften Beziehungen aufrecht erhaltenden, Briefwechſel führen zu dürfen. In den letzten Tagen des Junis war Gottſched wieder von Danzig abgereiſt; Mitte Juli nach Leipzig zurückgekehrt; und es iſt ohne weiteres ſelbſtverſtändlich, daſs er gleich nach der Heimkehr an die Freundin ſeines Herzens geſchrieben haben wird. Auf dieſen Brief, dem vermutlich einige andere gefolgt ſeyn werden (Weihnachten, Neujahr und der Geburtstag des Mädchens gaben Veranlaſſung dazu), antwortet nun die Kulmus — ein Jahr ſpäter; nämlich 1730; am 12. Juli[47]! „Sie ſind alſo glücklich nach Leipzig gekommen! Sehen Sie, was unſere Wünſche für gute Wirkung gehabt haben.“ — So beginnt ſie das kurze Schriftſtück, in welchem ſie der Hoffnung Ausdruck gibt, daſs „die reinſte und zärtlichſte Freundſchaft“ dereinſt durch die „Vorſicht beglücket werden“ wird, deren „Segen auf den Tugendhaften ruht“. „Laſſen Sie uns tugendhaft ſeyn“ — ruft ſie ihm ſchließlich zu und vertröſtet ihn im übrigen auf die Zukunft, falls die Hülfe der Vorſehung „ſpäter als wir wünſchen“ eintreffen ſollte.

[47] Man möchte glauben, daſs hier ein Irrtum vorliege, daſs der Brief nämlich nicht 1730, ſondern 1729 abgeſandt worden ſey. Aber für dieſes Jahr erſchiene wiederum der 12. Juli zu früh; und es iſt kaum anzunehmen, daſs in der Urſchrift etwa ſtatt des Juli der Januar verzeichnet geweſen ſey.

Es läſſt ſich begreifen, daſs Gottſched durch dieſen Beweis von „zärtlichſter Freundſchaft“ etwas verſtimmt wurde und ſich, trotz der Aufforderung, nach wie vor „oft zu ſchreiben“, zunächſt ſtill verhielt. Am 20. September desſelben Jahres greift nun die Kulmus zum zweiten Male zur Feder: „Hochzuehrender Herr, Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, mit welcher Ungedult wir eine Nachricht von Ihnen erwartet haben. Ihr Stillſchweigen, daran wir nicht gewohnt ſind, machte uns vielerley Kummer, und jeder der in unſerm Hauſe Antheil an Ihrem Wohl nimmt, bemühte ſich die Urſache davon zu errathen. Endlich, da wir eben in einer langen Unterredung von Ihnen noch beyſammen waren, erhielten wir Ihre Briefe. Urtheilen Sie von unſerer Freude u. ſ. w.“ Sie teilt ihm dann noch mit, daſs ſie „auf dem Wege der Tugend immer weiter zu kommen hoffe“; daſs ſie „ſehr ſchüchtern und furchtſam zuweilen einen Blick in das Reich der Wiſſenſchaften gewaget“ und „ſchon oft“ gewünſcht habe, der „Mentor“ möchte ihr näher wohnen und ihr zu dem „Grade der Vollkommenheit“ verhelfen, den er ihr „ſchon jetzt ſo freygebig beylege“.

Der vielbeſchäftigte Mann ſchrieb jetzt wieder häufiger; und die „Freundin“ antwortete, zum großen Verdruſſe des „hochzuehrenden Herrn“, franzöſiſch. Sein deutſches Herz geriet hierüber in berechtigte Wallung. Einige Sätze aus dem dritten deutſchen Brief des Mädchens[48] geben uns davon Kunde: „Aber warum wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich franzöſiſch ſchreibe? Zu welchem Ende erlernen wir dieſe Sprache, wenn wir uns nicht üben und unſere Fertigkeit darinnen zeigen ſollen? Sie ſagen, es ſey unverantwortlich, in einer fremden Sprache beſſer als in ſeiner eigenen zu ſchreiben, und meine Lehrmeiſter haben mich verſichert, es ſey nichts gemeiner als deutſche Briefe, alle wohlgeſittete Leute ſchrieben franzöſiſch. Ich weiß nicht, was mich verleitet, Ihnen mehr als jenen zu glauben, aber ſo viel weis ich, ich habe mir nun vorgeſetzt, immer deutſch zu

[48] Er wurde 1730, den 27. Oktober, geſchrieben, an dem Tage, als das von Friedrich Wilhelm I. eingeſetzte Kriegsgericht in Köpenick ſein erſtes Urteil über den hohen Gefangenen von Küſtrin abgab.

ſchreiben.“ Zugleich aber gibt ſie lebhaft ihre Schwärmerei für die engliſche Sprache kund, bedauert jedoch, dieſe noch nicht recht zu beherrſchen und hat nur den einen Wunſch, es bald ſo weit zu bringen, daſs ſie ihm „lauter engliſche Briefe“ zu ſchreiben vermag.

Aus dem vierten Briefe (1731, 7. Januar) erſehen wir, daſs Gottſched auch auf engliſche Briefe ſehr entſchieden verzichtet, zugleich aber ein Weihnachtgeſchenk überſandt hatte, für das ihm zwar kein Wort des Dankes aber eine recht pedantiſche Strafpredigt zu Teil wird: „Ihr beygelegtes Geſchenk läßt mich vermuthen, daß ſie mich für eigenützig halten; ein Laſter, das ich verabſcheue. Nein, beſter Freund! Nie werden Sie mich durch Geſchenke gewinnen u. ſ. w.“

Wahrlich: der Anfang blieb vielverſprechend! Aber Gottſched liebte ſein Mädchen echt und ehrlich — und wann wäre ein Verliebter nicht von jeder, auch der hölzernſten, gleichgiltigſten Zeile ſeines Idols entzückt geweſen? So genügten ihm denn dieſe kalten, von Tugendhaftigkeit und pedantiſchem Gerede erfüllten dürftigen Freundſchaftbeweiſe; und ſobald er einige Ausſicht hatte, eine Frau ernähren zu können, faſſte er ganz ernſthaft den Entſchluſs, zu heiraten. Er mochte ſich dazu durch falſch verſtandene Äußerungen der Geliebten noch beſonders ermuntert fühlen. Man wünſchte nämlich in Danzig offenbar, daſs der außerordentliche Profeſſor ein ordentlicher würde; wenn man ſich überhaupt bereit finden laſſen ſollte, ihm die Tochter eines Danzigers und Königlich polniſchen Hofarztes, die Tochter vor allem einer Mutter, die ſchwäbiſches Patrizierblut in ihren Adern rollen fühlte, anzuvertrauen. Briefe, die über dieſen dunklen Punkt volles Licht verbreiten könnten, ſind zwar nicht erhalten geblieben; aber in Gottſcheds Gedichten findet ſich manche Andeutung darüber, wie ſchwer die jugendliche deutſche Sappho das Getrenntſeyn von dem Geliebten oder — deſſen allzulangſame Beförderung empfand. So heißt es in einer Ode, die Gottſched 1731 ſeinem Freunde Schön (als dieſem die Braut geſtorben war) widmete:

„Ich hab auch ein Herz gefunden,
Das durch Tugend und Verſtand

Meine zarte Bruſt gebunden,
Wie dich Mariette band.
Pallas ziert ſie durch ihr Wiſſen,
Denn ſie ſpricht und ſchreibt gelehrt:
Wenn an Hippokrenens Flüſſen
Phöbus ſelbſt ſie ſingen lehrt.

Doch ſie lebt in großer Ferne,
Wir ſind leider! ſehr getrennt:
Wie das Licht der Nebelſterne
Weit von unſern Augen brennt.
Nur ein Blatt voll kurzer Zeilen
Stellt mir ihren Geiſt oft dar,
Seit ein Weg von achtzig Meilen
Größrer Luſt zuwider war.

Sprich nun ſelbſt, wer von uns beyden
Billiger bekümmert ſey?
Zwar die Trennung und das Scheiden
Iſt hier völlig einerley:
Aber deiner Schönen Freude
Macht auch dich allhier vergnügt;
Wenn dir gleich, bey tiefem Leide,
Noch ihr Bild im Sinne liegt.

Mich hingegen nagt der Kummer,
Der die treue Seele quält,
Wenn ihr oftmals Ruh und Schlummer
Bloß um meinetwegen fehlt.
Wenn ſie oft, bey ſpäten Nächten,
An den frohen Tag gedenkt,
Der ihr einſt den Kranz wird flechten,
Welchen ihr die Unſchuld ſchenkt.

Aber noch iſt nichts zu hoffen,
Seufzt und fleht ſie noch ſo viel!
Steht mir gleich die Rennbahn offen,
Schreckt mich doch das ferne Ziel.
An Beſtand wird mirs nicht fehlen,
Wär es auch noch einſt ſo weit:
Aber meiner Freundin Quälen
Zwinget mich zur Traurigkeit.

Würde doch das Grab ihr Bette!
Ruf ich oftmals überlaut.
Stürbe ſie, wie Mariette,

Unſers Schöns geliebte Braut!
Wahrlich, ihre Todtenkammer
Wirkte nicht ſo viel Verdruß,
Als voritzt der lange Jammer,
Den ich ihr erwecken muß."

Da Gottſched groß von den Menſchen zu denken liebte und keinen Grund hatte, von den Danziger Herrſchaften klein zu denken: ſo ſetzte er ohne weiteres voraus, daſs die Geliebte ſich nach der von ihm ſelbſt am heißeſten begehrten, Vereinigung ſehnte und bereitete ſich auf den bedeutſamſten, oft genug verhängnisvollſten, Tag im Leben ſowol des Mannes wie des Weibes dadurch vor, daſs er ſich um die an der Halliſchen Hochſchule neu gegründete Profeſſur der deutſchen Beredſamkeit ernſtlich bewarb.

Aber jetzt nahte ſich die erſte ſchwere Prüfung: Luiſens Vater ſtarb im Frühjahr 1731 an der Schwindſucht. Und dieſer Verluſt traf das Mädchen ſo ſchwer, daſs ſie ſelbſt auf die herzlichen Troſtworte des Freundes erſt — im Oktober ein kühle Antwort zu finden vermochte und auch dann noch nur den „einzigen Wunſch" hegte, dem „beſten Vater in die ſeeligen Wohnungen zu folgen" — eine, meinem Empfinden nach, recht gezierte Trauerkundgebung, die dem teilnehmenden Geliebten gegenüber faſt für eine Kränkung hätte gelten können; wenn dieſer nicht über alle dergleichen Äußerungen mit der Großmut des Liebenden hinweggeſehen hätte.

Nun muſſte ſich Gottſched, als ritterlicher[49], ernſter Mann und zärtlicher, wenn auch zunächſt nur, ſo zu reden, vorgemerkter Bewerber ſagen: daſs er der Geliebten ſein ehrliches Herz nicht beſſer offenbaren könnte, als wenn er ihr jetzt, da ſie den Vater verloren, den Gatten ſchenkte. Auch damals war es nichts Seltenes, daſs auf derartige Trauerfälle die Hochzeit zu folgen pflegte. Die Stellung der Frau brachte das mit ſich. Eine

[49] Gottſched war Frauen gegenüber allezeit ein tadelloſer Kavalier. Noch 1743 ſagt er in einer ſeiner Reden (Geſammlete Reden I, 627) „Es würde eine himmelſchreyende Sünde ſeyn, wenn wir dieſe ſo hilfbedürftigen, dieſe ſo vollkommenen Geſchöpfe, die mehr in den Himmel, als auf die Erde gehören, in der Noth verlaſſen wollten".

vaterlos, d. h. gewiſſermaßen ſchutzlos gewordene Tochter ſollte ſo bald wie möglich wieder unter männlichen Schutz geſtellt werden. Nichts ſchien alſo dem nun bald Zweiunddreißigjährigen näher zu liegen, als auf die endliche Erfüllung ſeines heißeſten Herzenswunſches hinzuſtreben. Immerhin nahm er, durch die vorgegebene Sterbeſehnſucht des Mädchens, und nicht zum wenigſten wol auch durch den Umſtand beeinflusſt, daſs die Halliſche Profeſſur nicht ihm, ſondern dem unfähigen Hofpredigerſohn J. E. Philippi zu Teil geworden, auf ihre Trauer Rückſicht; wartete bis gegen Weihnachten und brachte jetzt erſt ſein Anliegen vor. Aber der, in ſeiner Hoffnung betrogene, nach wie vor nur außerordentliche Profeſſor erfährt eine Abweiſung: „Die vortheilhafte Meynung, ſo Sie von mir gefaßt, hat ungemein viel ſchmeichelhaftes für mich, und Ihre Wahl macht mir Ehre. Wie glücklich wäre ich, wenn mich meine Verdienſte darzu berechtigten. Ihr Beyfall macht meinen einzigen Werth aus, und ich würde ſtolz darauf, wenn ich nicht von meiner eigenen Ueberzeugung gedemüthiget würde. Eins bitte ich Sie, Hochzuehrender Herr, laſſen Sie meine Trauer ungeſtört zu Ende gehen, ehe ich an vergnügte Tage gedenke. Ich rechne mir es zur Pflicht, gegen meinen Vater auch im Tode die Ehrfurcht nicht zu mindern; und ich kann die Trauer meines Herzens eben ſo wenig verkürzen, als es der Wohlſtand erlaubt, die Farbe der Kleider zu verändern.“

Gottſched muſſte ſich alſo bis auf weiteres in Geduld faſſen[50]. An ſeiner Statt ſandte er der Trauernden zu Weihnachten

[50] Merkwürdigerweiſe verſetzte dieſer Brief den Geliebten in einen Zuſtand des Entzückens. Gegen den Schluſs hin hatte die Kulmus nämlich geſchrieben: „Erlauben Sie mir immer, eine Freude, zu welcher der Verſtorbene mir großen Theils ſelbſt geholfen, ſo lange auszuſetzen, bis die Zeit meinen Schmerz beſeitiget und mir geſtattet, dieſelbe mit der Traurigkeit über meinen Verluſt zu verwechſeln.“ Dieſe, doch recht unverbindlichen Worte nahm Gottſched für ein Gelöbnis; er ſetzte ſich hin und dichtete für die Geliebte „Nachdem ſie ihrem Freyer das Jawort überſchrieben hatte 1731“ eine lange ‚Epiſtel‘, die mit den Verſen beginnt:

„Nun bin ich mit reger Entzückung der Deine;
Nun nenn ich Dich Schönſte, nun biſt Du die Meine:

ſein Bildnis, für das dieſe 1732, am 9. Januar dankte; und im Stillen mochte er hoffen, daſs wenigſtens nach abgelaufenem Trauerjahre die Vermählung zur Tatſache werden würde.

Aber es kam wieder anders. Wie Luiſe 1734 am 4. September ſchreibt, gab es nämlich ſowol in Leipzig als in Danzig „viele Leute", welche ſich „Mühe gaben", die, zwiſchen den zwei Menſchen beſtehende „Freundſchaft zu zernichten". Wer dieſe „Vielen" waren, läſſt ſich nicht feſtſtellen; nur ſoviel erfahren wir aus Briefen vom 3. und 19. Mai, daſs der Danzigerin um die Mitte des April ein Gerücht zu Ohren gekommen war, dem ſie ohne viel Bedenken Glauben geſchenkt hatte.

Dieſer, von den nachweltlichen „Freunden" Gottſcheds gern in gehäſſiger Abſicht aufgebauſchte Zwiſchenfall iſt in ſeinem eigentlichen Weſen dunkel geblieben. Gottſched wies die Vorwürfe, zu welchen ſich die Geliebte ihm und, wie es ſcheint, ihrem Bruder gegenüber hatte fortreißen laſſen, mit ruhiger Würde zurück und gab ſo ernſte Erklärungen: daſs Luiſe ihre „Leichtgläubigkeit" und „Übereilung" aufs lebhafteſte beklagte

---

. Nun haſt Du mein Glücke vollkommen gemacht,
Und meine Vergnügung aufs höchſte gebracht.
O güldene Nachricht! o ſchönes Entſchließen! u. ſ. w."

Man möchte annehmen, daſs eine, in den veröffentlichten Briefen nicht enthaltene ganz perſönliche Mitteilung den Jubel im Herzen Gottſcheds hervorgerufen hätte; aber im Verlaufe des Gedichtes wird es ganz deutlich, daſs nur auf dieſen Brief vom 15. Dezember hin das Entzücken über ihn gekommen war:

„Mit Zittern erbrach ich Dein letzteres Schreiben:
Ich merkte, wie wichtig ſein Inhalt hier war;
Und ſtellte mir Alles aufs traurigſte dar.
Drauf las ich, wie weh Dein Verluſt Dir gegangen.
Ich ſah Dich im Geiſte mit thränenden Wangen u. ſ. w.
Nun ſollte das Seufzen ein Ende gewinnen:
Es kamen die tröſtlichſten Zeilen zuletzt,
Da ward ich von Thränen in Freude verſetzt."

Nur ein leicht bewegliches, im dürftigſten Flämmchen Sonnenlicht ſehendes Dichtergemüt konnte aus dem unverbindlichen Satze ein „Jawort" herausleſen.

und reuemütig um Vergebung bat. Sie entſchuldigte ihre Heftigkeit durch Hinweiſung auf ihre eiferſüchtige Liebe: „Vergeben Sie meine Uebereilung, ſie hat einen gar zu guten Grund. Mein empfindliches Herz konnte nicht gleichgiltig bleiben, und ich ſchrieb Ihnen ſehr aufrichtig, was mich rührte, und faſt zu Boden ſchlug.“ Als Gottſched ſie dann, nach wie vor liebevoll, bittet, nicht jedem leeren Geſchwätz Glauben zu ſchenken, und nochmals Alles verſucht, um ſeine vollſtändige Schuldloſigkeit nachzuweiſen, antwortet ſie am 19. Mai folgendermaßen: „Hochzuehrender Herr, nachdem wir uns einander überführt, daß wir beyde Unrecht haben, ſo wird die Verſöhnung nicht weit entfernt ſeyn. Die meinige verſichere ich Ihnen hierdurch. Ich ſoll, ſagen Sie, in Zukunft nicht jedem rauſchenden Blatte Gehör geben. Kein rauſchendes Blatt hat mich zitternd gemacht, es war ein recht gewaltiger Sturm, der meine ganze Seele erſchütterte ... Der Sturm legte ſich, und ich ſtehe noch feſt. Nichts ſoll jemals meine Geſinnung ändern, in allen Fällen ſollen Sie mich ſtets finden als Ihre beſtändige Freundin Kulmus.“ Den nächſten, am 31. Mai geſandten Brief aber leitet ſie mit den Verſen ein:

„Dir mein verſöhnter Freund, Dir tönen meine Saiten;
Dir will ein zärtlich Herz ſein erſtes Opfer weyhn.“

Worin nun das „Unrecht“ Gottſcheds beſtanden habe, läſſt ſich nicht feſtſtellen. Ich nehme an, daſs dieſes Wort ſich gar nicht auf den tragiſchen Fall ſelbſt beziehen ſollte, ſondern nur auf die „ungerechte“ Beurteilung, welche die Vorwürfe des Mädchens bei ihm gefunden hatten. Aber um was kann es ſich hier überhaupt gehandelt haben?

Ein Verdacht muſs von vornherein ausgeſchaltet werden; nämlich der, von den Herren Wolf, Waniek und Genoſſen gern ausgeſprochene: daſs von Seiten des „Sünders“ eine geſchlechtliche Verfehlung, ein Grund zur Klage „über Gottſcheds ſittliches Verhalten“ (Wolf) vorgelegen habe. Nein: wenn wir den „Sturm“ wirklich für einen echten Aufruhr halten wollen, ſo kann er nur durch den Wahn des Mädchens, daſs Gottſched eine Andere liebe und heiraten wolle, entſtanden

ſeyn. Es iſt möglich, daſs Luiſe, daſs zumal die für die Tochter denkende Mutter, gefürchtet habe, Gottſched könne ſich von der, durch den Tod des Vaters in Armut geſtürzten, ihm noch keineswegs bindend verlobten Geliebten frei machen wollen. Jedenfalls iſt nicht anzunehmen, daſs das noch ſehr junge Mädchen, wenn es ſich bloß um ein „unſittliches Abenteuer" gehandelt hätte, ſo außer ſich geraten wäre. Schon die Schamhaftigkeit hätte ſie davon abgehalten, über dergleichen auch nur ein Wort zu verlieren. Ein Recht aber, dem ihr noch ganz frei gegenüberſtehenden, mit ſeinem Heiratbegehren rundweg abgewieſenen, Manne aus dergleichen einen ſchreienden Vorwurf zu machen, hatte ſie überhaupt nicht. Sie konnte ſich, wenn ſie den Fall aus törichter, unter den obwaltenden Umſtänden geradezu ſinnloſer, Empfindlichkeit ernſt nehmen wollte, ſchweigend zurückziehen; und der ganze „Roman" wäre erledigt geweſen. Aber ſie macht eine Szene; ja man darf mit einiger Berechtigung ſagen: die Mutter macht ſie. Denn aus den vielen gezwungenen Wendungen, die ſich in Luiſens Briefen finden (eine unbewachte, herzliche Äußerung ſucht man in dieſen von Tugendhaftigkeit und altklugem Beleſenheitsdünkel ſtrotzenden Blättern vergebens) darf man ohne Weiteres ſchließen: daſs die Frau, welche das ſchwäbiſche Patrizierblut in ihren Adern rollen fühlte, der Tochter bei Beantwortung der Briefe half; daſs ſie den ſo höchſt umſtändlichen Liebeshandel klugmütterlich leitete. Aus dieſem Grunde nun nehme ich an, daſs der ganze geſchraubte Auftritt nur ein, von der Mutter genau berechneter, Schachzug war.

Man hielt in Danzig den unbeſoldeten Profeſſor, trotz ſeines beginnenden Ruhmes, zweifellos für keine „gute Partie". Die Mutter zumal hatte jedenfalls höhere Pläne mit der Tochter und rechnete damit: daſs vielleicht ein Landsmann, ein Danziger; daſs vor allem ein richtiger Patrizierſohn eines Tages um die Hand des Mädchens werben würde, deren Vater Hofarzt des Königs von Polen geweſen war und deren Mutter das Blut einer ſchwäbiſchen Patrizierfamilie in ſich rollen fühlte. Das war der Dame im Grunde kaum zu verdenken. Der Leipziger Magiſter war

dem Hauſe Kulmus ein Fremder geweſen. Er hatte ſich in den vornehmen Kreis gewiſſermaßen hineingedrängt; und nur die Hochachtung vor der doch damals ſchon berühmten Perſönlichkeit des ärmlichen Landpfarrerſohnes mochte die Ältern abgehalten haben, ihm eine unverblümte Abweiſung zu Teil werden zu laſſen[51]. Immerhin war er ein Werber, mit dem man ſich keine Schande machte. Man konnte ihn — vormerken; für den Fall, daſs kein Anderer käme. Und die ganze Behandlung, welche dem, ſich eigentlich ſchon als Bräutigam fühlenden Magiſter und außerordentlichen Profeſſor von Seiten der briefſchreibenden Geliebten zu Teil wurde, deutet darauf hin: daſs an eine wirkliche Dauer des Verhältniſſes in Danzig nicht eigentlich gedacht wurde oder doch eben nur für den Fall, daſs der erwünſchte Patrizierſohn fern bliebe. Nun war aber die Lage etwas bedenklich geworden. Gottſched hatte heiraten wollen; und da man ihn zunächſt weder heiraten noch entlaſſen wollte: ſo hatte man den Trauerfall vorgeſchützt, um ſich vor dem Drängen des nicht eigentlich genehmen Freiers zu retten. Das ließ ſich wol für ein Jahr durchführen; aber eine fortgeſetzte Weigerung hätte ſelbſt einem ſo verliebten Manne, wie Gottſched es war, am Ende zu denken gegeben. Er hätte notwendigerweiſe an der Liebe des Mädchens, an dem guten Willen der Mutter zweifeln müſſen: und dazu wollte man es in Danzig doch auch nicht kommen laſſen.

Was alſo tun? Möglichenfalls wurde jetzt von „guten Freunden" wirklich davon geredet, daſs der Leipziger, da er in Danzig kalt abgeſpeiſt worden, daran dächte oder denken könnte, ſich mit einer Andern zu vermählen. Möglichenfalls aber dachte man ſich dieſen Fall auch nur aus, um eine Veranlaſſung zu haben, dem „Unzuverläſſigen" in die Seele zu fahren und bei dieſer Gelegenheit gleich unauffällig den Beweis zu liefern, daſs Luiſe trotz ihrer an ſich unbegreiflichen Zurückhaltung mit ſo

[51] Der alte Kulmus ſcheint allerdings Gottſched wirklich geſchätzt und geliebt zu haben; dieſer ſagt wenigſtens in der oben erwähnten Epiſtel (‚Kleinere Gedichte der Gottſchedin' S. 197), daſs der „Vater und Freund" ſein „Scheiden aus Danzig beweint" habe.

leidenſchaftlicher, eiferſüchtiger Liebe an dem „Freunde" hienge, daſs eine dürftige Vermutung genügte, um einen „Sturm" in ihr zu erregen und ſie „zu Boden zu ſchlagen".

Ich ſelbſt bin davon überzeugt, daſs der ganze Auftritt nur künſtlich heraufbeſchworen wurde; ſchon deshalb, weil er ſo gut in die Lage, wie ſie ſich allgemach entwickelt hatte, hineinpaſſt; und weil nichts, aber auch gar nichts dafür ſpricht, daſs Gottſched (der nach überſtandener zweiter unglücklicher Liebe nun glücklich war, ein Herz gefunden und, wie er glaubte, gefeſſelt zu haben) daran auch nur habe denken können, ſeiner Liebe untreu zu werden. Wer jedoch annehmen will, daſs wirklich etwas vorgelegen habe, was zu Vorwürfen, ja ſogar zu unüberlegten Klagen, dritten Perſonen gegenüber, Grund bieten konnte; der darf eben nur vermuten, daſs in Danzig die Furcht beſtand, Gottſched wolle ſein Herz einer Andern[52] ſchenken. Aber der Umſtand, daſs in den ſpäteren Briefen keine Spur mehr von Eiferſucht zu bemerken iſt; daſs vielmehr der Faden ganz in der bisherigen blutloſen Gleichgiltigkeit fortgeſponnen wird, ſcheint mir unzweideutig dafür zu ſprechen: daſs der „Aufſchrei des eiferſüchtigen Herzens" nur ein ſchlauberechneter Streich geweſen war. Wir werden uns darüber gleich noch klarer werden.

Der Mann, der die Schwelle zum vierten Jahrzehnt ſeines Lebens längſt überſchritten hatte und kein kraftloſer Schwächling, kein leidenſchaftarmer Stubenhocker war, muſſte ſich nun alſo fürs erſte wiederum beſcheiden und glücklich ſeyn, daſs die, vom Sturm der Eiferſucht durchtobt geweſene „Braut" ſich nicht ein für allemal von ihm abgewandt hatte. Seine Sehnſucht folgte ihm immer wieder in den Traum (Ged. I, 289); aber

„So bald ich munter bin:
Da ſeh ich, was mir fehlt,
Und mich auch ſchlafend quält;
Weil mich des Schickſals Macht
So weit von dir gebracht."

[52] Hier könnte vielleicht Marianne von Ziegler in Frage kommen; aber wir werden noch erfahren, daſs ſich gegen ſie keine Eiferſucht in Luiſens Seele regte.

Inzwiſchen wurde der übliche Verkehr fortgeſetzt. Briefe und Gedichte[53] kamen und giengen; auch Noten- und Bücherſendungen vermittelten nach wie vor geiſtige Beziehungen ernſterer Art — aber das Alles konnte in ihm die Sehnſucht nach Vereinigung nicht zum ſchweigen bringen. Trotzdem erhielt er an Stelle der ſehnlichſt erwarteten Zuſage auch jetzt immer nur leere Verſicherungen[54]; und als er 1732 im Oktober einen neuen Ver-

[53] Unter dieſen Gedichten befindet ſich auch eine Ode (Ged. I, 231 u. ff.), in der es u. a. heißt:

„Dieſes Geiſtes ſeltne Pracht,
Dieſer edlen Seele Gaben,
Würden mich entzückt gemacht,
Würden mich bezaubert haben;
Hätt ich gleich am Weichſelſtrande
Deine Schönheit nie erblickt:
Denn dadurch iſt mirs geglückt,
Daß ich meinem Vaterlande;
Welch ein herrlicher Gewinn!
Nun nicht mehr gehäßig bin."

Das Bekenntnis, daſs er ſeinem Vaterlande „gehäßig" geweſen, ſcheint mir in ſo fern lebensgeſchichtlich bedeutſam zu ſeyn, als es geeignet iſt, meine, auf S. 102, Anmerkung 42 geäußerte Vermutung nachdrücklicher zu beſtätigen. „Haſs" konnte er gegen Preußen nur hegen, wenn ihm dort die „Liebe" einen böſen Streich geſpielt hatte; und erſtickt konnte ein ſolcher Haſs andrerſeits auch nur wieder durch Liebe werden. Deshalb laſſen ſich die mitgeteilten, obenhin betrachtet ziemlich dunklen, Verſe wol ganz ungezwungen ſo erklären: Eine unglückliche Liebe hatte mir die Heimat verleidet; ich konnte mich eines Haſsgefühls nicht erwehren, wenn ich aus der Ferne an Preußen dachte. Jetzt hat deine Schönheit in mir die Liebe zu dir entfacht; dieſe Liebe wird von dir geteilt — ich darf in meiner Liebe glücklich ſeyn. Und weil ich nun wieder mit den freudigſten Empfindungen an Preußen denken darf, ſo erliſcht darüber die Erinnerung an das Unglück meiner Jugendjahre: Preußen iſt wieder das Land meiner Träume, meiner zärtlichſten Wünſche geworden; dank der Liebe, die ich der, mich ebenfalls liebenden Jungfrau weihen darf. — Daſs Gottſched hier etwa nochmals an die ‚Flucht' des Jahres 1724 angeſpielt habe, glaube ich nicht annehmen zu dürfen; dazu lag 1731 kein Grund mehr vor; das hätte, mit Beziehung auf die Braut, auch gar keinen Sinn gehabt. Was die Liebe gut gemacht haben ſollte, konnte nur ebenfalls Leid der Liebe geweſen ſeyn.

[54] „Wenn Ihre gute Sophonisbe (?) Ihnen ſo viel Zeit läßt ſich

ſuch machte, ans Ziel ſeiner Wünſche zu kommen, läſſt ſie ihm Mitteilungen zugehen, welche zweifellos bewirken ſollten, daſs ſein Drängen ſich mäßigte. Aber die Wirkung verſagt. Am 29. Oktober muſs ihm Luiſe deshalb Folgendes antworten: „Ihr letztes Schreiben iſt mir doppelt ſchätzbar. Ich finde darinnen die Sprache der zärtlichſten, redlichſten Freundſchaft, und einer faſt unerwarteten Großmuth bey der unvermutheten Veränderung meiner Glücksumſtände[55]. Beydes hat mich empfindlich gerühret. Ich werde Ihnen darauf mit meiner ganz eigenen Aufrichtigkeit antworten, und Ihnen mein Gemüth in ſeiner eigentlichen Verfaſſung zeigen. Sie werden aus meinem ganzen Verhalten bisher geſehen haben, daß der Eigennutz nicht den geringſten Antheil an meinen Entſchließungen gehabt hat. Ich wollte aber auch um alles in der Welt nicht, daß eine Perſon, die ich mir ſelbſt und der ganzen Welt vorziehe, durch einen Umſtand gedrücket werden ſollte, welcher nicht meine Schuld, ſondern der Fehler meines Glücks iſt. Dieſes würde geſchehen, wenn wir beyde unſere Herzen nur fragen und unſre Vernunft nicht zu Rathe ziehen wollten. Beſäße ich Millionen, oder erhielte ich ſolche jetzt durch einen außerordentlichen Zufall, ſo würde ich keinen neuen Freund ſuchen, noch wählen. Ich verlange mein Glück nicht darinnen zu finden, wo es von den meiſten geſuchet wird. Meine Mutter unterſcheidet ſich durch

Ihrer entfernten Freundin zu erinnern, ſo empfiehlet ſich dieſe Ihrem Andenken durch meine Feder. Sie wiſſen, daß dieſes ganz unentbehrlich iſt Ihrer Kulmus“ (1732, 28. Juni). — „Wenn wird es doch geſchehen, daß ich ihnen mündlich und durch alle Töne einſtimmig verſichern kann, wie ſehr ich Ihnen ergeben bin?“ (1732, 19. Juli). — „Weil Ihr Hausgeiſt Ihnen doch alles von mir plaudert, ſo fragen Sie ihn doch einmal, in welchem Grade der Hochachtung ich Sie verehre, und wie ſehr ich Ihnen ergeben bin?“ (1732, 3. September). — „Ich muß alſo nur in der gemeinen Sprache der Menſchenkinder ſagen, daß ich Sie ſehr hoch ſchätze und daß ich Ihnen ganz ergeben bin“ (1732, 15. Oktober) u. dgl. m.

[55] Der verſtorbene Vater hatte ein großes Haus gemacht und hierbei ſo leichtſinnig gewirtſchaftet, daſs nach ſeinem Tode ſo gut wie gar kein Vermögen übrig geblieben war. Vermutlich wurde auch dieſes Leben über die Verhältniſſe hinaus von der Mutter gewünſcht, weil nur dadurch reiche, vornehme Freier für die Tochter angezogen werden konnten.

ihre billige Denkungsart von den meiſten Theil der Eltern. Sie hat von dem, was das Glück genannt, und oft bey Verbindungen ganz allein in Betrachtung gezogen wird, die vernünftigſte Meynung, und für eine höhere Führung die höchſte Ehrfurcht ... Sie ſehen alſo, daß Sie die Stimme meiner Mutter bey Ihrer Wahl nicht wider ſich haben. Gleichwohl ſehe ich bey den jetzigen Umſtänden unſere Verbindung noch weit hinausgeſetzt. Möchte nur die Vorſehung ſich ins Mittel ſchlagen, und den Entſchluſs erleichtern helfen, der ohne ihren Beyſtand noch länger verzögert wird. Ich hoffe alles von Ihrer Güte. Schreibe ich Ihnen nicht lange Briefe? Heißt dieſes nicht buchſtäblich, ich bin Ihre gehorſamſte Dienerin?"

Ein ſeltſamerer Brief iſt wol noch nie von einem neunzehnjährigen Mädchen an den, ſie leidenſchaftlich liebenden, Mann ihrer Neigung geſchrieben worden. Der zweiunddreißigjährige, ernſte, ſchon berühmte, durch nichts gebundene Freier iſt ſo liebevoll und großmütig, trotz der eingetretenen Verarmung der Geliebten Treue zu halten und den dringenden Wunſch nach baldiger Vereinigung aufs neue zum Ausdruck zu bringen: und das junge, altkluge Ding gibt ihm den Rat, nicht nur dem Herzen zu folgen, ſondern vor allem die Vernunft zu Rate zu ziehen, die eine ſo unſichere Ehe nicht gutheißen könne! Sie läſſt ſogar durchblicken, daſs ſie einen „neuen Freund ſuchen" müſſe, weil ſie keine Millionen beſitzt; und ſpeiſt den immer noch „hochzuehrenden Herrn" mit der, faſt wie Hohn klingenden Frage ab: „Schreibe ich Ihnen nicht lange Briefe?"!

Aber Gottſcheds „philoſophiſche" Liebe[56] iſt nicht tot zu machen. Geht es in Leipzig mit der ordentlichen Profeſſur zu langſam, ſo will er, um ſich die Geliebte zu retten, den Verſuch machen, ſich an einem andern Orte[57] oder auf andere Weiſe

---

[56] „Sie haben Recht, daß Sie unſere Liebe eine philoſophiſche Liebe nennen" ſchreibt die Danzigerin 1735, d. 1. März an ihn.

[57] Mit was für Plänen ſich Gottſched (der, wie wir uns erinnern, ſchon 1731 danach geſtrebt hatte, in Halle eine ordentliche Profeſſur zu erlangen) in ſeiner Herzensnot herumgetragen, läſſt ſich leider nicht genau feſtſtellen, da wegweiſende Urkunden hierüber fehlen. Einiges Licht ſcheint

die nötige feſte Jahreseinnahme zu ſchaffen, ſelbſt wenn er auf eine Akademiſche Laufbahn verzichten müſſte. Und was antwortet die „gehorſame Dienerin“ am 10. Dezember auf dieſen neuen Beweis unerſchütterlicher, zu jedem Opfer bereiter Liebe? Man leſe:

„Hochzuehrender Herr, Sie ſcheinen mit der Verſicherung meiner Gedult in Erwartung verbeſſerter Umſtände nicht ganz beruhiget zu ſeyn, und thun mir gewiſſe Vorſchläge, dieſe bald zu verändern, und unſere Verbindung zu beſchleunigen. Ich geſtehe Ihnen mit aller Aufrichtigkeit, daß ich von allen dieſem nichts vortheilhaftes für Sie finde. Ich ſuche mein Glück in Ihnen und nicht in Ihrer Würde. Sie allein werden mir ſo,

---

aber folgende Bemerkung des wittenbergiſchen Profeſſors J. G. Krauſe aus dem Jahre 1733 (23. Auguſt) zu geben: „Ich habe durch Herrn v. Steinwehr vernehmen müſſen, daß die Herren Königsberger mit uns rivales um Dero werthe Perſon ſind, und wohl eher als wir des Wunſches dörften gewähret werden. Doch ich werde mich über alle Veränderungen, welche zu Dero Beſtem gereichen, von Herzen erfreuen, wenn ich auch dabey noch ſo großen Verluſt leiden ſoll“. Hiernach ſcheint es, als ob Gottſched eine Überſiedelung nach Königsberg, wo inzwiſchen die Wolfiſche Philoſophie wieder zu Ehren zu kommen begann (J. G. Bock ſchreibt 1732, d. 13. September, alſo wenige Wochen vor dem Zeitpunkt, da Gottſched der Geliebten ſeine oben angedeuteten Abſichten kund gibt: „Sie werden ſich nicht wenig wundern, wenn er [Bocks Bruder] ihnen erzählen wird, daß die Wolfiſche Philoſophie allhier von den Hallenſern ſelbſt nunmehro eingeführet wird und einem jeden als die beſte angeprieſen ... Wer ſollte ſich vor einiger Zeit dergleichen Verwandlungen haben vorſtellen können? Man würde ſie auch nur vor einem Jahre für eine Fabel gehalten haben, wenn jemand durch einen prophetiſchen Geiſt ſelbige hätte vorher ſagen wollen“), um 1733 ernſtlich erwogen habe. — Auch an die Rektorſtelle am Halliſchen Gymnaſium könnte man denken, auf die Gottſched bereits 1731, den 30. Oktober, durch Philippi hingewieſen worden war (vergl. Litzmann ‚Liscow‘ S. S. 51/52). — Als ein Glück darf es jedenfalls bezeichnet werden, daſs alle dieſe, in der Herzensnot gemachten, Verſuche, zu einer Stellung zu kommen, welche den Danziger Damen genügen konnte, fehlſchlugen; weil ſie doch wol ohne rechten Eifer betrieben wurden. Gottſched muſſte ſelbſt am beſten wiſſen, daſs er nur in Leipzig leben und ſeiner Lebensaufgabe genügen konnte. Was übrigens geſchehen wäre, wenn Gottſched nicht wenigſtens 1734 die ordentliche Profeſſur erhalten hätte, mag ich mir gar nicht vorſtellen.

wie Sie seyn, immer werth und immer schätzbar bleiben. Keine Entschlüssung soll mich mehr freuen, als wenn Sie dem Zustand Ihres Glücks um meinetwillen nicht eine ganz andere Lage geben wollen. Der Erfolg könnte fehl schlagen und ich würde mir einen ewigen Vorwurf machen, die unschuldige Ursache dazu gegeben zu haben. Ich verlasse mich auf die Fügung des Höchsten, und auf meine Gedult."

Auch diese Abweisung nimmt er mit wahrhaft übermenschlichem Gleichmut hin. Er durchschaut noch immer nicht die „Politik" der Danziger Damen (oder richtiger gesprochen: die Politik der Mutter; denn ich möchte der Tochter nicht so großes Unrecht tun, anzunehmen, dass ihr solche Briefe an den Geliebten aus eigener Seele heraus geflossen wären) und übersendet der ungenießbar vernünftigen, einer Verbindung zunächst mit aller Entschiedenheit widerstrebenden „ergebensten Freundin" zu Weihnachten ein Gedicht, welches zu seinen sinnigsten Liebesgedichten zählt und es wol verdient, an dieser Stelle mitgeteilt zu werden:

„Ein Jahr ist hin, o Schönste! daß mein Bild
Sich schon bey dir zum Opfer eingefunden:
Doch ist mein Wunsch noch deinem nicht erfüllt;
So sehr seit dem die Herzen sich verbunden[58].

Erfreue mich, dafern du lieben kannst,
Und laß dein Herz durch keinen Einwurf stören.
Ja, wo du mich nicht aus der Brust verbannst:
So laß dein Bild mich deine Neigung lehren.

[58] Für diese Tatsache hatte die Danzigerin schon 1732, am 15. Oktober, folgende, immerhin etwas gezwungene Erklärung gegeben: „Warum ich Ihnen mein Bild noch nicht geschickt? Sie sollen es gleich hören: ich habe mein armes Gesichte noch keinem Mahler in dem Zustande zeigen wollen, worein es durch die lange Trennung von meinem Freund gesetzet worden. Der größte Künstler möchte in seinem Colorit die Farben nicht finden, welche die Traurigkeit und der Gram in die Farben meines Gesichts gemischet haben. Haben Sie nur eine kurze Zeit Geduld. Die Hoffnung Sie bald, und Sie vergnügt zu sehen, wird mein ganzes Gemüth aufheitern, und einen starken Einfluß in meine Züge haben. Aller Gram wird verschwinden, Freude und Zufriedenheit werden Sie aus meinen Augen lesen, und in dieser Verfassung will ich Ihnen mein Bild schicken. Es soll der stumme Redner meiner Empfindungen seyn."

Der edle Geiſt, der deine Stirn erhebt,
Der helle Blitz aus deinen klugen Blicken,
Wird deinen Freund, der nur durch dich nur lebt,
In manchem Gram an deiner ſtatt erquicken.

Victoria! mein Leben, Herz und Licht!
Fleh ich umſonſt um deinen bloßen Schatten;
So ſchmäuchle mir mit deiner Liebe nicht[59]:
Wie ſchwer wird ſich das Weſen ſelber gatten?"

Dieſe abermalige Bitte um ihr Bildnis, läſſt die „Geliebte" ganz unbeantwortet. Dafür berichtet ſie ihm (1733, am 12. Januar) von „Vorſchlägen zur Errichtung eines Heyraths-Collegii", welche, in einer Stadt Pommerns „erdacht und erſonnen", den Zweck haben ſollen, Eheſchließungen zu erleichtern, und beſchließt die Mitteilung mit den Worten: „Wie gefällt Jhnen dieſer pommeriſcher Einfall? Jch finde den Anſchlag ſehr nützlich und für viel Partheyen vortheilhaft. Zumal wenn zwey Perſonen aus der Geſellſchaft ſich heyrathen, ſo iſt dieſe Ausſtattung ein ganz guter Anfang zu ihrem Glücke, und was meynen Sie, wenn? — — —"

Gottſched kam nicht dazu, auf dieſe, anſcheinend eine verſteckte Neigung zur Beſchleunigung der Eheſchließung offenbarende, Frage zu antworten; denn ſchon 4 Tage ſpäter erhielt er ein neues Schreiben, das ganz dazu angetan war, ihn in die größte Erregung zu verſetzen: „Hochzuehrender Herr, ich habe dieſe Woche eine traurige Woche gehabt. Meine Anverwandten finden für gut, unſern Briefwechſel wohl nicht ganz zu unterbrechen, doch aber mir aufzuerlegen, nicht ſo oft wie bisher (monatlich 2—3 kurze Briefe und gelegentlich monatelanges Schweigen!) an Sie zu ſchreiben. Es iſt eine der ſtärkſten Proben, die man von mir fordert. Doch es ſey auch dieſes. Man machet mir eine Pflicht daraus, ſo will ich ſie erfüllen, es koſte was es wolle. Jch eile Jhnen dieſe Nachricht zu geben, damit Sie mein Stillſchweigen nicht etwa zu meinem Nachtheil auslegen".

Begreiflicherweiſe mußte Gottſched (dem ja noch die zweideutige

[59] Man ſieht: leiſe fängt in ihm der Verdacht aufzudämmern, daſs man ihn eigentlich zum Beſten habe. Vier und ein halbes Jahr „verſprochen" — und man enthält dem Sehnſüchtigen ſogar immer noch das Bildnis der Geliebten vor!

Bemerkung[60], daſs die Freundin, wenn ſie Millionen beſäße, nicht nach einem neuen Freunde ſuchen würde, ſehr feſt im Gedächtniſſe haftete) über dieſe Nachricht aufs höchſte erregt werden. Er ſchrieb aus dieſer Erregung heraus an die Geliebte, welche nun am 15. Februar, als bereits ein zweiter Brief Gottſcheds den Weg zu ihr gefunden hatte, Folgendes erwidert: „Hochzuehrender Herr, Sie haben Recht, bald wäre ich geſtorben. Die Klagelieder, die Ihnen die Freundſchaft gegen mich in die Feder geflüſtert, erweckten mich aus meiner Lebloſigkeit. Aber welch Unrecht thun Sie mir, wenn Sie mein voriges Schreiben für eine Erklärung meines Willens, nicht aber für das annehmen, was ich der Vorſchrift meiner Anverwandten ſchuldig bin. Was würden Sie von einer Perſon halten, die in dem Hauſe Ihrer Mutter ſich derſelben widerſpenſtig erzeigte, und dieſer nicht ihren ganzen Willen aufopferte? Würden Sie nicht vermuthen, daß dieſe Perſon in Zukunft auch eine widerſpenſtige Frau ſeyn würde? wie unbillig ſind alſo Ihre Verweiſe? Sie nennen mich grauſam, Sie beſchuldigen mich meines Verſprechens vergeſſen zu haben — — —. Doch ich will von allem nichts mehr erwähnen, was Sie mir beymeſſen. Haben alle Verſicherungen einer beſtändigen und ewigen Freundſchaft nichts mehr ausgerichtet, als daß Sie bey jedem rauſchenden Blatte ſolche in Zweifel ziehen? Meynen Sie daß ich fähig ſey, einen ſo ernſthaften Briefwechſel zu führen, wie der meinige geweſen? ſolche Verſicherungen zu geben, wie ich mündlich und ſchriftlich gethan, und demohngeachtet mein Wort nicht zu erfüllen? Halten Sie mich keiner ſo unedlen Geſinnung fähig, ich beſchwöre Sie darum, oder hören Sie auf ſich meinen Freund zu nennen. Meynen Sie, daß es mir nicht ſchwer geworden, Ihnen die Nachricht von unſern gehemmten Briefwechſel zu geben, und das Verbot hernach zu erfüllen? Glauben Sie mir, es hat mich viel Ueberwindung gekoſtet dieſen Schritt zu thun. Wäre unſre Freundſchaft ein Feuer, das erſtickt werden könnte, ſo wäre es längſt geſchehen. Wäre meine Mutter Ihnen ganz abgeneigt,

[60] Ich nenne ſie zweideutig, weil mit ihr auch geſagt ſeyn konnte: Selbſt wenn ich Millionen beſäße, würde ich dir treu bleiben.

ſo hätte ſie Ihnen alles abgeſchlagen, und ihre Tochter nicht auf gewiſſe Bedingungen verſprochen. Dieſe hängen von der Zeit und einigen günſtigen Umſtänden ab, und müſſen von unſerer Geduld erwartet werden u. ſ. w."

Dieſer Brief und die in ihm zum Ausdruck gelangende Un—befangenheit: ſie ſprechen, meiner Anſicht nach, Bände! — Iſt es ſchon ein ſtarkes Stück, daſs die Geliebte dem aus mehr als zureichendem Grunde tief erregten „Geliebten" in dieſem ernſten Falle erſt antwortet, als der zweite gewiſs im heftigſten Sturm der Empfindungen abgefaſſte Brief eintrifft; ſo iſt es denn doch noch ſtärker, daſs ſie dem Manne, der, wenn es nach ſeinem ehrlichen, zu jedem Opfer bereiten Willen gegangen wäre, ſchon ſeit mehr als Jahresfriſt ihr Gatte hätte ſeyn können, den, vor kurzem ihr gemachten Vorwurf, daſs ſie ſich von einem „rauſchenden Blatte" unnötigerweiſe habe in Aufruhr verſetzen laſſen, zurückſendet. Damals war ein, noch nicht einmal nachweisbares, Geklätſch die Urſache geweſen: Jetzt meldet ihm die „Freundin", die, weil ſie keine Millionärin iſt, ſich veranlaſſt zu fühlen ſcheint, einen „neuen Freund zu ſuchen und zu wählen", daſs ihr die „Anverwandten" eine Einſchränkung des dürftigen Briefwechſels zur Pflicht machen — und ſie wagt es, dem in allen Tiefen ſeines Herzens erzitternden, dreiunddreißigjährigen Manne davon zu ſchwatzen, daſs er ſich durch ein „rauſchendes Blatt", durch eine Nichtigkeit habe zu Vorwürfen fortreißen laſſen!

Zu bewundern bleibt bei alledem, daſs Gottſched auf dieſen Brief hin die Danziger Damen nicht einfach abſchüttelte. Ihre Erklärung findet ſein Feſthalten an der Geliebten wol nur darin, daſs er an ſie und ihre Liebe zu ihm glaubte und (wie er in ſeinem letzten Briefe offen erklärt zu haben ſcheint) die Mutter für die ganze, in den Briefen zum Ausdruck gebrachte, unwürdige „Diplomatie" allein verantwortlich machte.

Man ſpielte offenbar ein frevles Spiel mit dem Herzen dieſes ernſten, nur zu ernſten Mannes; und zumal die, dem vorgemerkten Verlobten ihres Lieblings nicht „ganz abgeneigte", das Blut einer ſchwäbiſchen Patrizierfamilie in ihren Adern rollen fühlende Mutter hielt es ganz zweifellos in dieſem Falle, wie

Luise Adelgunde Victoria Gottsched
geborene Kulmus
nach einem der Gesellschaft „Prussia" zu Königsberg gehörenden Kleinbildnis

es die meiſten dünkelhaften Mütter zu halten pflegen. Ein Bewerber, der immerhin etwas vorſtellte, durfte nicht unbedingt und kurzweg abgewieſen werden; man hielt ihn alſo unverbindlich feſt. Im Stillen aber hoffte man auf den „Prinzen", auf den Danziger Patrizierſohn; und es ſcheint, daſs ein ſolcher um Neujahr 1733 in Ausſicht geſtanden hatte. Weil nun aber Luiſe keine „Millionärin" war, ſo zog ſich, allem Anſcheine nach, der „neue Herr" zu gelegener Zeit höflich zurück; und dementſprechend durfte der gehemmte Briefwechſel bald wieder in der früher geduldeten „Häufigkeit" fortgeſetzt werden. Wäre das „neue Opfer" zu feſſeln geweſen, ſo hätte man ſchnell einen zureichenden Grund gefunden, den Leipziger los zu werden. Die Tochter, die in jedem Augenblick bereit war, der Mutter „ihren ganzen Willen aufzuopfern", hätte ſich kaum übermäßig geſträubt.

Aber die Gefahr gieng vorüber; und dem „hochzuehrenden Herrn" werden wieder die ſehnlichſt erwarteten Briefe[61] gegönnt,

---

[61] Sie treffen immer noch ſehr ſpärlich ein; in der Zeit vom 7. März (1733) bis zum 11. November ſind es nicht mehr als 10 Briefe. — Ich kann auf die, erſichtlich verſchiedene Lücken enthaltenden, Briefe leider nicht näher eingehen; immerhin möchte ich aus ihnen wenigſtens ein paar Sätze mitteilen, welche das Verhältnis kennzeichnen, auch in anderer Beziehung verdienen, dem Leſer bekannt zu werden.

„Immer ſollen Sie mein beſter Lehrmeiſter und ich immer ihre lehrbegierige Schülerin ſeyn" (1733, 7. März). — „So lange ich der Meynung ſeyn werde, daß Socrates mir mehr als ganz Athen iſt, ſo lange werden mir alle zierliche Statuen ſehr gleichgültig ſeyn" (1733, 19. März). — „Ich halte dafür, daß die Ehre der Gelehrſamkeit noch auf ſehr ſchwachen Füßen ſteht, und daß eben nicht weibliche Federn das mit vieler Mühe erbaute Gute wieder niederreiſſen ſollen" (1733, 11. April). Nach dieſem Briefe folgt eine faſt 2 Monate lange Pauſe; dann heißt es am 6. Juni: „Sie haben mir durch meinen Bruder eine lange Bußpredigt halten laſſen. Dieſe hat eine ſo ſchnelle Wirkung gethan, daß ich Ihnen ſeit 4 Tagen den zweyten Brief ſchreibe und in ſo kurzer Zeit ſchon zum zweyten mahl wiederhohle, daß ich Ihnen ganz ergeben bin. Kulmus." — „Unmögliche Dinge zu wünſchen, bin ich wirklich zu philoſophiſch. Ich faſſe alſo meine Seele in Gedult und wünſche, was denn? Daß die Tage, die wir nach dem Schluß der Vorſehung noch von einander getrennt zubringen ſollen, bald, bald vergehen mögen. Möchten es doch lauter kurze Wintertage ſeyn, ſo verſchlief ich doch einen Theil meines Kummers mehr

in denen er dann gelegentlich ein „auserwählter Freund“ oder auch der „aufrichtigſte beſte Freund“ genannt wird und die „ewig treue Freundin“ ihn ihrer „aufrichtigen Freundſchaft“ oder „ewigen Ergebenheit“ verſichert.

Das geht ſo weiter bis um die Jahreswende. Dann kommt der Wechſel; und es iſt beinahe ergötzlich, das Verhalten der Danzigerin von dem Zeitpunkt an, da ſie erfährt, daſs die feſt-

---

als jetzt in den langen Sommertagen, wo ich ſehr früh und ſehr ſpät, mit dem Andenken an Sie beſchäftiget bin“ (8. Juli). — „Der Erweis, daß es beſſer ſey unter einem Fürſten, als in einer Republick zu leben, iſt ſo ein Erweis, den man einem Sachſen (Gottſched, der Verfaſſer der ‚Weltweisheit‘, iſt gemeint) bey der glücklichen Regierung eines Auguſts verzeihen muß. Sind die Regierungen der Fürſten durchgängig ſo glücklich, als der Verfaſſer ſie beſchreibt? Oder treffen die Unordnungen in einer Republick allemal in einem ſo hohen Grade ein, wie er ſagt? Die Regierung eines Salomo iſt freylich des Ruhmes der Nachwelt werth; doch iſt eine Römiſche Freyheit, ehe ſich die ungezähmte Begierde zum herrſchen der Gemüther bemeiſterte, auch unter die glücklichſten Epoquen zu zählen“ (12. Auguſt). — „Von ihnen unterrichtet, werde ich mich bemühen als ein vernünftiges Geſchöpf in der Welt zu leben und zu handeln“ (7. Oktober). — — „Ihre Freygebigkeit findet immer neue Arten, ſich mir zu zeigen“ (11. November). — „Ich räume Ihrer Philoſophie die Ehre willig ein, daß ich etliche für mich ganz unbegreifliche Stellen darinnen gefunden“ (11. November). — Im September 1733 legt ſie ein längeres Gedicht an Mariane von Ziegler, das „Wunder unſrer Zeit“, bei und bittet ihn, es „an dieſe verehrungswürdige Frau“ weiterzubefördern. (In dieſem Gedicht finden ſich Komplimente wie „Große Frau“ — „So zeigt dein hoher Geiſt, Was ſeine Kraft vermag, was eine Ziegler heißt“ — „Du fängſt ſo herrlich an, daß man faſt nichts von dir, als Wunder hoffen kann. Man wird dich künftig hin als Deutſchlands Pallas preiſen. O! möchteſt du mir doch die ſeltne Huld erweiſen, Daß ich in deinem Chor könnt eine Nymphe ſeyn!“ u. dgl. m.). Am 10. September 1734 heißt es u. A.: „Verſichern Sie doch der Frau v. Z. aller meiner Hochachtung. Streuen Sie zuweilen unter Ihren Weyhrauch etwas von dem meinigen, ſo wird dieſer letztere einen angenehmen Geruch haben. Ich wünſchte wohl einigen Antheil an ihrer Gunſt zu haben, und Sie, die Sie geneigt ſind, meine Fehler zu entſchuldigen, Sie können mir ſolche verſchaffen“. Und am 13. Oktober ſchreibt ſie ſogar einen beſonderen Brief an die Ziegler, in welchem ſie „den dichteriſchen Geiſt und die geübte Feder bewundert“ und ſich ihrer „Huld und Gewogenheit“ mit „unumſchränkter Hochachtung“ empfiehlt.

beſoldete Profeſſur eine vollendete Tatſache geworden, zu betrachten. Noch den Sylveſter hatte ſie traurig verlebt; weil ſie „glaubte, daß nunmehro keine Hoffnung zu einer baldigen Beförderung übrig“ wäre[62]. Aber jetzt iſt ihr „ganzes Herz voll Freude“; und man fühlt in dieſem erſten, nun an den „beſten Freund“, nicht mehr an den „hochzuehrenden Herrn“ gerichteten, Schreiben zum erſten Male wirklich den Pulsſchlag echter Empfindung. Sie iſt ſelig darüber, daſs man den Verdienſten des Geliebten „an eben dem Orte, wo man ſo wenig dazu geneigt zu ſeyn ſchien, endlich hat Gerechtigkeit wiederfahren laſſen“. Sie ſchreibt: „Ich ſchätze den Mann unendlich hoch, der es gewagt, Ihre Talente, Ihren Eifer und die Vorzüge Ihres redlichen Herzens zu unterſtützen und zu belohnen.“ Sie wiederholt, daſs ihr Herz „voller Freude und Vergnügen“ über des Freundes „Beförderung“ ſey; und man glaubt, der ſteife, zurückhaltende Ton werde fortan für immer aus ihren Briefen verſchwinden. Aber — und auch das gehört in den Rahmen dieſer Liebesgeſchichte! — ſie erfährt ſehr bald, daſs die Sache doch noch einen Haken habe. Die Herzöge von Weißenfels und Merſeburg hatten dem außerordentlichen Profeſſor wol die ordentliche Profeſſur erteilt; aber ſie war noch nicht vom ſächſiſchen Landesherrn beſtätigt worden. Kein Wunder alſo, daſs ſich deshalb dem Gemüte des vorſichtigen Mädchens „hundert mögliche Hinderniſſe vorſtellten“. Unter dieſen Umſtänden durfte natürlich von Herzensergüſſen, wie ſie der vorhergegangene Brief enthalten hatte, keine Rede ſeyn. Im nächſten Schreiben (1734, den 26. Januar) wird alſo aus dem „beſten Freunde“ zunächſt wieder ein „Hochzuehrender Herr“, dem ſie allerdings im Verlaufe ihrer Mitteilungen den „beſten Freund“ geſellt. Denn da nach einer anderen Seite hin für das verarmte Fräulein nichts mehr zu hoffen war: ſo muſſte ſie es wirklich für ein Glück halten, daſs der von ihr ſo ſpröde behandelte Mann, deſſen ſchwärmeriſche Phantaſie ſich ein Idealbild von ihr geſchaffen hatte, dem ihre

[62] Ihr Vetter Kulmus hatte am 31. Dezember die Nachricht von Bock, dem jüngeren Studienfreunde Gottſcheds erhalten, daſs er Amtsnachfolger des vor kurzem verſtorbenen Profeſſors Pietſch, des Arztes und Dichters, geworden.

tüchtige und begabte aber glanz- und genieloſe Perſönlichkeit recht wenig entſprach, des Wartens nicht müde geworden war. Auf ſeine Frage, wie weit er jetzt noch von der Erfüllung ſeines Herzenswunſches entfernt ſey, antwortet ſie deshalb unbeſtimmt aber doch ermunternd: „Ich überlaſſe Ihnen dieſes einzig und allein, und ich habe keinen Willen als den Ihrigen, Ihre Beſtimmung ſoll meine Vorſchrift ſeyn. Wie lange habe ich dieſen Zeitpunkt mit Gelaſſenheit erwartet? Sollte ich jetzt ungeduldig werden, da das Schickſal verſöhnt ſcheint, und die Zeit unſerer Verbindung näher kömmt?“

Alſo: falls die Beſtätigung eine unwiderrufliche Tatſache wird, ſo ſoll dem, allerdings nach wie vor faſt vierzehn Jahre älteren, Verehrer[63] nichts mehr im Wege ſtehen — das war deutlich und offen geſprochen. Glücklicherweiſe werden dann zu Anfang Februar die „Geſchäfte glücklich geendigt“; und jetzt wirft die Danzigerin den „Hochzuehrenden Herrn“ endgiltig bei Seite, und der „beſte“ oder „Allerbeſte Freund“ verſchwindet nicht mehr aus der Anrede. Jetzt durfte ja auch die Mutter nicht länger „Politik“ treiben; und es hatte den Anſchein, als ob nun endlich alle Hinderniſſe beſeitigt wären. Jedenfalls wurde es dem ordentlichen Profeſſor jetzt nahe gelegt, Ernſt zu machen. Luiſe teilt ihm wenigſtens mit, daſs ſie es ihren Freunden gegenüber nicht mehr verhehlen könne, wie viel Teil ſie an ſeiner Wohlfahrt nehme. „Die Veränderung meiner Geſichtsfarbe verräth bey dieſer Gelegenheit alles, was in meinem Herzen vorgeht. Dieſe entdeckt Ihre Wahl und meine Neigung, die mir bey allen Vernünftigen Beyfall und Ehre bringen, und künftig mein ganzes Glück ausmachen werden.“ Das Alles hatte die ordentliche Profeſſur bewirkt!

Ein „Zurück“ war nach dieſen Erklärungen für den „Freund“ nicht mehr gut möglich; ſelbſt wenn er gewollt hätte; was ja

---

[63] Auch dieſer Altersunterſchied mag für das Dämchen eine harte Nuſs geweſen ſeyn. Ich kenne eine junge Frau, die zwar einen nur 10 Jahre älteren Mann heiratete und ſehr glücklich mit ihm lebt, aber ſich Jahre lang der Zumutung widerſetzte, einen „Großvater“ zu heiraten. Das mag recht oft vorkommen.

nie zu befürchten geweſen war. Aber erſt jetzt nahm man ſeinen Wunſch und Willen ernſt. Erſt jetzt gab die Mutter „ihre Einwilligung und ihren Segen“ („beydes war zu unſerer künftigen Glückſeligkeit unumgänglich nothwendig“ — ſtand alſo bis dahin entſchieden in Frage!). Erſt jetzt „erteilte“ ſie ſelbſt ihm ihr „freudiges Jawort“; und erſt jetzt auch ſandte ſie dem „allerbeſten Freunde“ ihr Bildnis, das man ihm ſo lange kleinlich, aber aus uns ohne weiteres verſtändlichen Gründen, vorenthalten hatte.

Gottſched war entzückt. Seiner zähen Ausdauer, ſeiner, durch nichts zu beirrenden Treue und „philoſophiſchen Liebe“ winkte nun endlich der Sieg. Im zweiten Bande der ‚Vernünftigen Tadlerinnen‘ hatte er, unter der Maske eines ‚Muſophilo‘, bekannt: daſs er „eine gelehrte Frau ſuche, die mehr Verſtand als Schätze, mehr Tugend als Schönheit zur Ausſteuer habe“ (II 390); oder wenn ſchon keine „doctormäßige“ Frau, ſo doch eine, die „einigen Grund dazu gelegt hat, und die Fähigkeit beſitzet, weiter zu kommen“; daſs er ſich „unmöglich entſchließen“ könne, „ein Weib zu nehmen, welches nicht klüger iſt, als ihre Aufwärterinn, oder die von der gröbſten Küchenmagd nur in Kleidungen, und zum höchſten in einer wollüſtigern Lebensart, unterſchieden iſt“. Ihm graute vor dem Geſchick der meiſten damaligen Gelehrten; er wollte nicht „ſtumm bey ſeiner Frauen ſitzen“, oder, „wo er ja von ſeiner Profeßion zu reden“ anfienge, ſeine Frau „ſprachlos“ machen (Ebda. II, 392). Mädchen dieſer auserleſenen Art muſſte man damals mit der Laterne ſuchen. Wie hätte der gelehrte Mann, der bereits die Hoffnung, ein für ihn paſſendes Weib zu finden, aufgegeben hatte, nicht Alles daran ſetzen ſollen, das Kleinod für ſich zu gewinnen? Daher die Zähigkeit, daher die zu jedem Opfer bereite Treue des ernſten und gereiften Verehrers; daher das großmütige Überſehen der kleinen Frauenpolitik, die er wahrſcheinlich ebenſo klar durchſchaute, wie wir ſie heute, auf Grund der eigenen Briefe der Geliebten, durchſchauen können. Nicht nur der zärtliche Liebhaber, auch der „geiſtige Kaiſer der Deutſchen“ fühlte ſich an die „gelehrte“ Danzigerin gefeſſelt. Ein Mann wie er brauchte ein Weib von nicht alltäglicher Art. Denn ſeine Gattin ſollte

ihm nicht nur gute Kameradin und Hausbeſorgerin, ſondern vor allem auch „eifrigſte Gehülfin“[64] ſeyn; als welche ſie ſchon jetzt in ſeinem Sinne zu arbeiten begann und außer einer trefflichen Überſetzung der ‚Betrachtungen über das Frauenzimmer‘ von Madame de Lambert, welche er 1734 veröffentlichte, eine kaum weniger lobenswerte Überſetzung des ‚Sieges der Beredſamkeit‘ von Madame de Gomez, die er 1735 im Januar herausgab, zu Stande brachte. Nach einem faſt fünfjährigen Harren, ſah er nun endlich das heldenhaft erkämpfte Ziel ſeiner Wünſche im Sonnenſchein der Gewährung vor ſich liegen; und es iſt begreiflich, daſs er nach ſtolzen Worten ſuchte, um der Geliebten zu zeigen, wie glücklich ihn das nunmehr geſprochene „Ja“ machte:

Ja, Theuerſte! Du Phönix unſrer Zeit,
Du edles Ziel, das ich mir auserkohren!
Ich habe Dir die Treue zugeſchworen,
Und ehre Dich mit heißer Zärtlichkeit.
Seit dem ich Dich an Tugend und Verſtand,
An Artigkeit, an aufgewecktem Weſen
Und munterm Witz ſo ungemein befand;
Hab ich nur Dich zu meinem Zweck erleſen.

Mein treues Herz hat endlich doch geſiegt,
Victoria, Du Labſal meines Lebens!
Du hörteſt mich, mein Wunſch war nicht vergebens . . .“

Und nun ſchildert er die verſchiedenen Stufen der Entwickelungsgeſchichte ſeiner Liebe:

„Ich weis es noch, wie ſtark Du mich gerührt,
Als Deine Bruſt noch keine Regung fühlte;

---

[64] „Sie war bey allen gelehrten Arbeiten immer die eifrigſte Gehülfin ihres Mannes. Ein Ruhm, den ihr derſelbe ſelbſt beygelegt, und den ihr niemand ſtreitig machen wird“ — ſagt Dorothea Henriette von Runckel in der Vorrede zu den ‚Briefen‘ der Gottſchedin und kennzeichnet dadurch deren Verdienſt mit wenigen Worten beſſer als jene nachweltlichen Damen und Herren, die (auf Grund einer tückiſchen Bemerkung Adelungs in der erweiterten Ausgabe des Jöcher'ſchen Gelehrtenlexikons) aus der tüchtigen, von ihrem großen Gatten aufs beſte erzogenen und geleiteten Frau ein Genieweib machen wollen, dem der, ihr an Wiſſen, Geiſt und Kraft weit überlegene, „Große Duns“ wie ein Zwerg gegenübergeſtanden haben ſoll.

Als Du noch nicht der Liebe Macht geſpürt,
Und Dein Verſtand mit meiner Glut noch ſpielte.[65]

Band mich ſchon da Dein himmlhoher Geiſt,
Die ſanfte Macht der unſchuldvollen Jugend,
Ein ſtrenger Ernſt der unbefleckten Tugend,
Der Amors Band und Ketten ſtets zerreißt!
Was würde nicht Dein Weſen, Mund und Blick,
Seit dem Du liebſt, für neue Kraft erweiſen!
Hier würd ich mich, welch ein vollkommnes Glück!
Bey Deiner Huld in Feſſeln ſelig preiſen.

So rein als wir, hat noch kein Paar geliebt,
So lange ſich der Weltkreiß umgedrehet:
Gleichwohl hat mich kein Stolz hier aufgeblähet,
Indem uns ſelbſt die Wahrheit Zeugniß giebt.
So weit entfernt, ſo lange Zeit getrennt,
Ohn Eigennutz, und nur im Geiſt zu lieben:
Solch Beyſpiel hat kein Schreiber, den man kennt,
Kein Dichter faſt, der Welt zur Luſt beſchrieben . . ."

Aber ſelbſt jetzt ſollte ihm die Frucht noch nicht in den Schooß fallen; und diesmal war es zunächſt die Politik, die ſich hindernd ſeinem Glück in den Weg ſtellte.

Seit dem Februar 1733 ſtritten Auguſt der III von Sachſen und Stanislaus Leſzcynski um die polniſche Königskrone[66]); und

[65] Ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, daſs man eine Wendung wie dieſe in der ganzen europäiſchen Lyrik vor Gottſched vergebens ſucht.

[66] Der die politiſchen Zeiteräugniſſe ſtets aufmerkſam verfolgende Gottſched beteiligte ſich auch an dieſem, damals die Welt bewegenden Streite. Als Voltaire auf den, von der nationalpolniſchen Partei zum König ausgerufenen, anfänglich von Frankreich unterſtützten, Stanislaus Leſzynski ein Gedicht veröffentlicht hatte, das mit den Worten:

„Stanislas à l'instant vint, parut, et fut roi"

ſchloſs, beeilte ſich Gottſched, ein, ebenfalls in fließendes Franzöſiſch gekleidetes, die Verſe Voltaires parodierendes, ‚Schreiben' in die Welt zu ſenden (‚Neueſte Zeitungen von gelehrten Sachen', Jahrgang 1733, S. 767), das wol verdient, an dieſer Stelle mitgeteilt zu werden. Es lautet:

„Du pauvre Stanislas, que le malheur poursuit,
Admirez, o Mortels! la triste destinée.
Aux Champs de Varsovie, où son sort le conduit,
La force de l'Argent et la France rusée
Lui donnent un pouvoir de fort peu de durée.
Il vient, on le dit Roi; on le chasse, il s'enfuit."

das Eingreifen Rußlands gab dieſem, anfangs recht lau geführten, Streite zu Beginn des Jahres 1734 einen ſehr ernſten kriegeriſchen Karakter. Gottſched, der wol vorhergeſehen hatte, daſs die Verhältniſſe ſich in bedrohlicher Weiſe zuſpitzen würden, der vor allem jedoch endlich Hochzeit machen wollte, drängte die Danziger Damen, die nötigen Schritte zu tun. Dies unterblieb indeſſen aus unerkennbaren Gründen wiederum; und als nun Anfangs April Danzig zu einem gefährdeten Zielpunkte der ruſſiſchen Waffen wurde, ſah Gottſched ſich neuerdings auf ein qualvolles Warten angewieſen. Es läſſt ſich verſtehen, daſs dem, von fünfjährigem Harren und Hoffen nicht erſchöpften Bräutigam jetzt wirklich die Geduld riſs. Er ſcheint das in einem Briefe deutlich zum Ausdruck gebracht zu haben; denn am 8. April ſchreibt ihm Luiſe: „Beſter Freund, Ihr letzter Brief iſt voller Unwillen, daß unſre Verbindung ſo lange aufgeſchoben worden, bis ſich nunmehro neuere Hinderniſſe gefunden, die ſolche noch länger verzögern würden. Ich antworte Ihnen darauf, daß man alles dieſes nicht vorhergeſehen oder vermuthet hat. Die Hauptſache ſtieß ſich an kleine Nebenumſtände, die nicht ſogleich gehoben werden konnten, und jetzt iſt nichts übrig, als das Ende unſrer Unruhen in Gedult abzuwarten." — Kein Wort des Bedauerns weiter. Gottſched wird nur noch auf den Willen und die Weisheit Gottes hingewieſen; und mit einem kühlen „an Gedult und Hoffnung aber ſoll niemand übertreffen Ihre gelaſſene Kulmus" überläſſt man den wirklich bedauernswerten Mann ſich ſelbſt.

Und nun türmen ſich neue Gefahren auf. Luiſe wird im April von den Maſern befallen; ihr Geſicht wird von Ausſchlägen entſtellt und einige Tage lang iſt ihr Leben ernſtlich in Gefahr. Kaum befindet ſie ſich auf dem Wege zur Geneſung; da wird der Stadt Danzig von dem ruſſiſchen Generalfeldmarſchall Münnich das Bombardement angekündigt. Die Frauen müſſen ihr Haus fliehen und werden von einem Verwandten außerhalb der Stadt in Sicherheit gebracht. Die bereits ſchwer kranke Mutter gerät durch die Aufregungen in einen hoffnungloſen Zuſtand und ſtirbt am 10. Mai, während Luiſe in einem

Nebenraume der ſtadtfernen Zufluchtſtätte ſelbſt bewuſſtlos auf dem Krankenlager ſchlummert. Zum Bewuſſtſeyn gekommen, glaubt ſie ebenfalls ihrer letzten Stunde nahe zu ſeyn, nimmt von allen Verwandten Abſchied und übergibt ihrem Bruder einen Ring mit der Bitte, ihn dem fernen Geliebten „zum Andenken ihrer reinen Liebe“ zu überſenden. Zum Glück läſſt man ihr „noch eine Ader öffnen“ — und der Tod zieht ſich von der Zweiundzwanzigjährigen zurück, die nun eine „rechtſchaffene Mutter“ zu beweinen hat und in ihrem tiefen Schmerze ſich an den Geliebten klammert. „Nur die Hoffnung, in Ihnen den redlichſten, beſten, treuſten Freund zu beſitzen, kann mich einigermaßen über meinen Verluſt tröſten. Ich weis, Sie haben Mitleid mit ihrer Kulmus“ — ſo ſchließt ſie am 5. Juni den erſten langen Brief an den nunmehr „einzigen Freund“.

Gottſched war außer ſich. Schon als er am 11. April, ſtatt Hochzeit zu machen, den Geburtstag der Braut einſam begehen, „mit Gram und Kummer feyren“ muſſte, hatte er ihr eine Elegie geſandt, in der ſich ſein Schmerz in lauten Klagen austobte:

„Ach! war es nicht genug, daß ich ſeit ſo viel Jahren,
Bey aller Sprödigkeit, Ihr doch getreu verblieb?
Und ob mir Stern und Glück gleich ganz zuwider waren,
Doch meine Zärtlichkeit noch täglich höher trieb?
Muß itzo, harter Fall! muß itzt, da unſer Hoffen
Dem Zwecke näher iſt, ein neuer Unfall dräun?
Muß itzt, da beyder Wunſch ſo nah zum Ziel getroffen,
Ein neues Ungemach des Herzens Folter ſeyn?
Vermaledeyter Krieg! du Misgeburt der Höllen!
Verfluchte Mordbegier, du Seuche ſchnöder Art! . . .
Verdammt ſey jene Fauſt, die ſtumpfes Stahl und Eiſen,
Der Menſchlichkeit zum Schimpf, zu allererſt geſpitzt;
Verdammt ſey auch die Hand, ſo nur die Thoren preiſen,
Die durch die Kunſt zuerſt dem Himmel nachgeblitzt.
O! hätte man ſogleich ſie beyderſeits zerhauen,
Und ihre Künſte ſelbſt zum Fluch der Welt gemacht . . .“

Nun kam zu den Kriegsgefahren noch der neue Trauerfall; und es gab Augenblicke, in denen er an der endlichen Erfüllung ſeines heißeſten Herzenswunſches ganz ernſtlich zweifeln zu müſſen glaubte. Vor den Unbilden der Belagerung war die Braut wol

beſchützt geblieben; eine, von Seiten des berühmten Bräutigams gewagte, leidenſchaftliche Anrufung der Kaiſerin Anna hatte ſeine Wirkung getan. Als dann Gottſched jedoch an den Generalfeldmarſchall von Münnich einen „überaus empfindlichen Brief" ſchrieb, weil dieſer ſich erlaubt hatte, ein an Luiſe gerichtetes Schreiben zu erbrechen; war er (namentlich auch wegen einiger „harter Ausdrücke wider die kaiſerliche Majeſtät") ſelbſt in Gefahr, an Rußland ausgeliefert und „nach Sibirien gebracht" zu werden[67]. Glücklicherweiſe gieng auch dieſe Prüfung vorüber; und Gottſched hoffte nun endlich, in den Hafen der Ehe einlaufen zu können.

Aber die Braut erinnert ihn (4. Auguſt) daran: daſs „die Belagerung dem hieſigen Magiſtrat ſo viel überhäufte verdrüßliche Geſchäffte aufgebürdet, und zurückgelaſſen habe", und deshalb „gegenwärtig einheimiſche Gerichtsſachen gar nicht vorgenommen werden können"; daſs ſie ferner ihre „Vermögensumſtände zuvörderſt in Ordnung bringen" müſſe, und daſs ſie ſchließlich verpflichtet ſey, um ihre Mutter „ein volles Jahr" zu trauern. Auch ihre Geſundheit läſſt viel zu wünſchen übrig — kurz: noch im Auguſt ſieht ſich Gottſched aufs Warten angewieſen. Dieſe Mitteilung kreuzt ſich mit einem Briefe, in welchem er die Geliebte „mit der ihm (Ihnen) ganz eigenen Beredſamkeit" über den Tod der Mutter tröſtet. Vierzehn Tage ſpäter trifft jedoch von dem „erzürnten Freunde" die Antwort auf den Brief vom 4. Auguſt ein, in welchem „Scherz und Ernſt, Liebe und Kaltſinn ſo künſtlich vermiſcht" ſind, daſs die Geliebte „nicht weis, was ſie denken ſoll". In bitterem Gedenken an die Ausflüchte früherer Jahre, hat er ihr (wahrlich nicht unberechtigte!), Vorwürfe gemacht; gegen welche ſie ſich auf eine Art verteidigt, die man, nach alle dem Vorausgegangenen, kaum für hinreichend gelten laſſen mag: „Nichts als die unvermeidlichen Umſtände, die mich länger, als ich wünſche, hier aufhalten, ſind die Urſachen Ihres Unwillens. Ich bin bereit, Ihnen alle

[67] Gottſched erfuhr dieſe Nachricht durch ſeinen Vetter Rosner in Königsberg; der ihm dieſe Mitteilung in einem, zuerſt von Eugen Wolf veröffentlichten, Schreiben (1734, d. 20. Mai) machte.

(welche?!) Vortheile aufzuopfern, und nichts, es mag so wichtig seyn als es will, soll mich abhalten. Aber wie können Sie mein Herz so empfindlich angreifen, und es beschuldigen, daß ihm der Aufschub, den die Umstände erfordern, lieb wäre? Wie beleidigend wäre dieser Verdacht, wenn ich Ihren Eifer nicht für eine zärtliche Ungedult ansähe, die so schmeichelhaft für mich ist." Mit den Worten: „Jetzt ist es an Ihnen, mein bester Freund! mir Ihren übereilten Eifer schön abzubitten. Ich werde Ihnen sodann herzlich und aufrichtig vergeben, und nach geschehener Versöhnung mit doppelter Freundschaft, Zärtlichkeit, und wie Sie diese Neigung weiter nennen wollen (das Wort „Liebe" oder „Geliebter" gleitet ihr noch immer nicht aus der Feder, obwol sie, nach dem Tode der Mutter, viel freier und unbefangener schreiben durfte und auch wirklich schrieb), Ihnen ganz ergeben seyn" schließt sie den Brief; dem bald ein anderer folgt, in dem sie sich gegen den Vorwurf, kaltsinnig zu seyn, verteidigt und ihre Freude darüber ausspricht, dass er ihre wiederholten, ihm schon bald nach des Vaters Tode gemachten Mitteilungen über die „ganz unvermuthete Zerrüttung unserer Umstände", großmütig aufgenommen. Dann drängt sich wieder ein „Ruhestörer" zwischen die, nun bald fünf und ein halbes Jahr weit von einander Getrennten: ein ungenannter „Verläumder" schreibt ihm, dass die Danzigerin ganz verarmt, durch Krankheit heruntergekommen, im Gesicht durch kürzlich überstandene Blattern entstellt sey. Wir können uns denken, dass Gottsched Stunden gehabt haben mag, in denen er mit stillem Grauen die Möglichkeit vor sich sah, nach fast sechsjährigem, qualvollem Warten eine kranke, wol gar mit Blatternarben übersäte Frau, die er wol treu und opferfreudig geliebt hatte, deren Gegenliebe er jedoch nach alle dem Erlebten und Erlittenen, nach alle den Proben einer kaltsinnigen Zurückhaltung, keineswegs gewiss seyn durfte, heiraten zu sollen. Ohne sich in seinem Gefühl für die Geliebte beirren zu lassen, aber doch vielleicht nicht ganz ohne Sorge, gibt er ihr Nachricht von dem Briefe[68]; und sie ant-

[68] „Taktlos genug", meint Wolf. Aber ich meine: es war für Gottsched eine Pflicht gegen sich selbst, Klarheit darüber zu gewinnen, ob er

wortet darauf in einer Weiſe, die das ehrendſte Zeugnis für die Vornehmheit und Größe ſeiner Geſinnung enthält. Sie ſchreibt ihm, wie ſie ſich freue, ihm vor Jahren ſchon ſelbſt von ihrer völligen Verarmung Mitteilung gemacht zu haben, und daſs ſie, im vollſten Vertrauen auf ſein Herz, ihm auch von ihren angeblichen Blatternarben erzählt hätte, wenn dazu Grund vorhanden geweſen wäre. Denn „warum hätte ich das nicht thun ſollen? Sie waren nicht nach Danzig gekommen, ſchöne Geſichter und ſchöne Körper zu ſuchen; dieſe hatten Sie in Sachſen näher. Oder hätten Sie dieſe auch hier verlangt, ſo würde Ihre Wahl nicht auf mich gefallen ſeyn. Geſetzt auch, daß ich jetzt die Blattern gehabt hätte; geſetzt, daß mich dieſe ſehr übel zugerichtet; ſo hätte ich Ihrer Standhaftigkeit[69] doch ſo viel zugetrauet, daß Sie die treue Beſchreibung meines narbigen Geſichtes[70] ohne widrigen Eindruck würden geleſen haben.“ Immer-

---

eine kranke oder eine geſunde Frau heiraten würde. Er hätte dieſe Pflicht ſelbſt dann gehabt, wenn er nicht Jahre lang an der Naſe herumgeführt worden wäre. Daſs er in der Form „taktlos“ gehandelt habe, iſt bei Gottſched nicht anzunehmen; das ſehr empfindliche Fräulein hätte ihm eine derartige „Taktloſigkeit“ zweifellos zum Vorwurf gemacht. Sehr zu bedauern bleibt es immerhin, daſs der Brief Gottſcheds, mit allen ſeinen andern Liebesbriefen, verloren gegangen iſt; wenn er vorhanden wäre, hätte zweifellos all das hämiſche nachweltliche Gerede, das ſich auch an dieſen Zwiſchenfall knüpfte, ohne Weiteres zum Schweigen gebracht werden können. Immerhin läſſt ſich aus der Antwort Luiſens erkennen, daſs Gottſched ſeinen Brief aus einer großen und edlen Geſinnung heraus geſchrieben hatte. Wahrſcheinlich ſollte mit ihm geſagt werden (oder wurde ſogar offen geſagt): Geliebte; die Verläumdung hat mir dieſe Dinge ins Ohr geziſchelt; aber meine Liebe zu Dir iſt ſo echt, ſo unerſchütterlich, daſs ſie durch nichts wankend gemacht werden kann. Nur wenn dergleichen zum Ausdruck gebracht worden war, konnte es einen Sinn haben, daſs die Geliebte vor der Möglichkeit „zitterte“, daſs Gottſched durch andere „Läſterungen“ doch am Ende dahin gebracht werden könnte, ſeine nun bald ſechsjährige Treue zu bereuen. Von irgend einer „Taktloſigkeit“ auf Seiten Gottſcheds kann jedenfalls keine Rede ſeyn; wenn er auch bedauerte, durch ſeine Mitteilung der Geliebten einige trübe Stunden bereitet zu haben.

[69] In der Tat: Dieſe „Standhaftigkeit“ hatte ſich mehr als ausreichend bewährt, hatte ſchwerere Prüfungen ausgehalten!

[70] Die „Narben“ wurden wol weniger befürchtet, als ein ſiecher Leib;

hin wirkt die Sache doch ſo ſtark auf Luiſe, daſs ſie bei dem Gedanken „zittert", die „gemeinſchaftlichen Feinde" könnten „ihre Läſterungen aufs liſtigſte fortſetzen". Ohne ſich der Zeit zu erinnern, da ſie ſelbſt, auf ein „rauſchendes Blatt" hin, dem Freunde die häſslichſten Ärgerniſſe bereitet hatte, gibt ſie die Verſicherung ab: daſs die Verläumder nie im Stande ſeyn werden, in ihr den Wunſch, „das Band zu löſen" aufkommen zu laſſen; und zum erſten Mal entſchlüpft ihr nun das Wort „Liebe" mit der Hinzufügung, daſs ſie ihm „bis ins Grab ganz eigen zu ſeyn" wünſche.

Von jetzt ab herrſcht auch in ihren Briefen der warme, herzliche Ton vor. Am 10. September dankt ſie dem „theuerſten, beſten Freunde" für einen ſoeben empfangenen Brief: „Alles, was Sie mir zu meiner Beruhigung ſchreiben, iſt ſo ſchön, ſo ſinnreich, ſo gefällig, daß ich für die ganze Verläumdung reichlich belohnt bin." Und weiter: „Wie angenehm ſind Ihre Briefe, beſter Freund. Ich mag ſo traurig, ſo betrübt ſeyn als ich will, ſo werde ich heiter, munter, getröſtet und zufrieden, ſobald ich dieſe leſe. Beſonders danke ich Ihnen für den letzten, der ſo ſchön iſt, daß ich ihn nicht genug leſen kann." Dann folgt endlich am 22. September der große Verlobungsbrief, der uns einen tiefen Blick in das, von keiner überwachenden und kleinlich denkenden Mutter mehr gegängelte Herz des Mädchens tun läſſt und ſo ſchön, ſo für beide Menſchen gleich ehrenvoll iſt, daſs ich ihn an dieſer Stelle nicht unterdrücken will:

„Mein allertheuerſter Freund!

Vergangenen Sonnabend habe ich das wichtigſte Schreiben, welches ich noch von Ihren Händen erhalten, mit Vergnügen erbrochen, und mit der reinſten Freude, die ein redliches, ein zärtliches Herz empfinden kann, geleſen. Fünf freudenloſe Jahre haben mich durch mancherley Widerwärtigkeiten zu deſſen frohen Empfange bereitet. Dieſe langen Prüfungen haben mich die Beſchaffenheit meiner Liebe, und die gerechten

ja in ihm konnte wol gar ein Grund für die andauernde Verweigerung der Eheſchließung erblickt werden.

Gründe dazu, in ihrem ganzen Lichte ſehen laſſen. Dieſen habe ich nun auch die Freymüthigkeit zu danken, womit ich nicht allein Ihre, mir ewig theure Zuſchrift erhalten, ſondern mit welcher ich auch dieſe Zeilen auffetze. Ich habe nichts von alle dem zu fürchten, was Sie, mein Geliebter, zu erwägen mir anrathen. Iſt es meinem Herzen ſchon damals unmöglich geweſen, den Eindruck zu vergeſſen, ſo Sie bey Ihrem Hierſeyn auf ſelbiges gemacht, da ich, ohne eine ſträfliche Treuloſigkeit zu begehen, meine Neigungen noch ändern konnte; wie ſollte es ſich künftig eines Wankelmuths ſchuldig machen? Eines Fehlers, der nicht anders, als mit der Verknüpfung des ſchändlichen Laſters begangen werden könnte, und der mich ſelbſt in meinen Augen verächtlich machen würde? Das beſtändige Andenken an meinen einzigen und beſten Freund, wird mich alle Augenblicke an meine Pflichten erinnern .. Unſere Wünſche ſind erfüllt. Jetzt liegt es nur noch an mir, Ihnen, mein auserwählter Freund, ein Herz willig zu übergeben, das Ihnen die Vorſehung ſchon zugedacht hat, und welches durch mancherley Proben Ihrer Liebe würdig gemacht worden iſt. Ich bin feſt überzeuget, daß wir beyde von Gott ſelbſt einander beſtimmt ſind. Ich ſchließe dieſes ſowohl aus der wunderbaren Art, die unſere Bekanntſchaft veranlaſſet, als auch aus dem geheimen freudigen Verlangen, damit ich immer gewünſcht, Ihnen auf ewig anzugehören[71].

„Nun, im Namen Gottes, verſpreche ich mich alſo Ihnen, mein theuerſter und beſter Freund, auf mein ganzes Leben, mit dem feſten Vorſatz, Sie über alles in der Welt zu lieben, und Ihnen treu zu ſeyn bis in den Tod. Bey der Fortſetzung Ihrer Liebe wird mir alles Leiden erträglich ſeyn, und in meinem Gemüthe keine Veränderung verurſachen können. Nächſten Poſttag ſollen Sie ebenfalls ein ſichtbares Zeichen zur Beſtätigung dieſer unſerer Verlobung erhalten, weil ich

[71] Hier darf man wol ein großes Fragezeichen machen. Aber man fühlt es doch deutlich, daſs die Worte in dieſer bedeutſamen Stunde aus einer tiefen und echten Empfindung heraus niedergeſchrieben wurden; aus einer Empfindung, die mit all den kleinlichen Winkelzügen der früheren Jahre verſöhnt.

heute nicht damit habe fertig werden können. Ich habe Sie nicht einen Posttag über die Gewißheit meiner Gesinnungen unruhig lassen wollen. Gott lasse den Segen meiner und auch Ihrer theuersten Eltern auf uns ruhen, so werden auch unsere äußerlichen Glücksumstände der inneren Zufriedenheit unserer Gemüther gemäß seyn. Ich bitte mir die beständige Fortsetzung Ihrer Liebe aus; die meinige verspreche ich Ihnen nochmals bis in mein Grab, und mit welchem Vergnügen unterschreibe ich mich heute zum erstenmal meines innigst geliebten Freundes

verlobte Braut
und ewig treue Freundin
Luise Adelgunde Victoria Kulmus."

Inzwischen hat er ihr den Verlobungsring gesandt; am 29. September folgt sie seinem Beispiel und legt zugleich für Frau von Ziegler „eine Dose von Bernstein bey", als „Weyhrauch", den sie ihren „Verdiensten streut". Jetzt findet sie auch endlich schöne, herzliche Worte für den Vater Gottscheds; ja sie schreibt selbst an ihn und bittet um den „gemeinschaftlichen Segen" des „theuersten Paares". Einige wundervolle Beweise dafür, dass ihr jungfräuliches Herz unter den Seelenküssen des „auserwählten Freundes" aufgewacht und zum Blühen gekommen ist, finden sich in den nächsten Briefen[72]. So rückt das Weihnachtsfest heran. Aus Leipzig treffen wieder verhältnis-

[72] „Seit Sie mir Ihr Herz völlig übergeben, und Sich selbst mir geschenkt haben, seit ich dieses Geschenk mit Freuden angenommen, seitdem finde ich alles übrige weit unter diesem Wert . . . Glauben Sie fest, Sie sollen mir lieber als der ganze Rest der Sterblichen seyn. Gebe doch der Himmel, daß ich immer von der ununterbrochenen Dauer Ihrer zärtlichen Liebe so gewiß versichert seyn möge, als ich in mir selbst fühle, daß Ihnen mein Herz lebenslang treu und ergeben seyn wird", schreibt sie am 21. Oktober. Und am 10. November: „Wenn Sie mir einen Theil der Welt schenken könnten, so würde ich solches weit unter das Geschenke Ihres Hertzens setzen. Dieses ist mir kostbarer als alles, was die reichsten Handelsstädte in ihren Läden verschließen. Sie sind das Glück meines Lebens. So lange ich Ihr Herz besitze, und Sie mich Ihrer Neigung würdig finden werden, so lange werde ich mich glücklich preisen; das Ende aber derselben wünsche ich auch nicht einen Augenblick zu überleben."

mäßig koſtbare Geſchenke in Danzig ein; aber ſie hält ſolche Dinge für überflüſſig. „Sie haben alles für mich gethan, was Sie thun können, was bleibt mir noch zu wünſchen übrig?“ Die Erfüllung des einen, letzten Wunſches, der allerdings übrig geblieben war, rückte nun auch näher. Am 30. Januar 1735 begeht Gottſched in Leipzig ſeines „Gundchens“ Namenstag[73] „in werther Freunde Zahl mit wahrer Luſt“ und weiht ſeine Getreuen endlich in das immer noch ſorgfältig gehütete Geheimnis ein[74]. An ſeinem Geburtstage (2. Februar) ſind ſie noch von einander getrennt. „Es iſt ein Tag des Dankes, des Betens und der Freude für mich,“ ſchreibt ſie ihm; wünſcht ihm „Alles, was die Vorſehung ihren Verehrern gewähren kann“, und ſendet ihm zugleich eine Ode, die mit den Verſen ſchließt:

„Was ſoll ich Dir für Wünſche bringen?
Hier treff ich erſt bey meinem Singen
Die größten Schwierigkeiten an.
Denn wer wie Du das Laſter höhnet,
Und wen wie Dich die Tugend krönet,
Hat mehr, als man ihm wünſchen kann.“

Seit dem 26. Februar erwartet man in Danzig des Bräutigams Ankunft[75]. Am 1. März zeigt ſie ſich ihm noch als genau rechnendes, vorſorgendes Hausmütterchen[76], das trotz der früher

[73] „Laß mein Gundchen lange leben!“ bittet er 1737, am 30. Dezember (dem „Adelgundentage“) den Himmel, nachdem die „einzige Freundinn und allerliebſte Ehgattinn“ eine leichte Krankheit überſtanden hatte (Gedichte der Gottſchedin, S. 285).

[74] „Erſt damals that ichs kund, daß Du mich längſt beglücket;
Erſt damals gab ichs zu, daß es auch mir geglücket,
In Deiner Huld zu ſtehn' —
heißt es in dem Gedichte, das er 1736 ſeiner „geliebten Ehegattin“ zum Namenstage widmete.

[75] „Ihre Zimmer ſind zu Ihrer Ankunft fertig und bereit. Kommen Sie, beſter Freund, und ſehen Sie alle Anſtalten, die ich, Sie zu empfangen, gemacht habe. Aber bringen Sie mir auch das ädle, zärtliche, rechtſchaffene Herz mit, ohne welches ich Sie ſelbſt nicht zu ſehen wünſchte. Das Herz, deſſen Beſitz mir über alles geht; Ich erwarte dieſes mit der zärtlichſten Ungeduld“, ſchreibt ſie am 26. Februar.

[76] „Unſer Hochzeittag ſoll nicht mehr als 100 Thlr. koſten. Mein Aufwand für ganz unentbehrliche Dinge beläuft ſich nicht viel höher.

Der goldene Bär

Das Haus Breitkopfs, in welchem Gottsched von 1735 bis zu seinem Tode wohnte

genoſſenen, vom Überfluſs verſchönten Jahre ſich klug zu beſcheiden und einzuſchränken verſteht. Am 16. März wünſcht ſie ihm Flügel, wie er ſie ſich ſelbſt gewünſcht hatte, um ſchneller zu ihr eilen zu können[77]. Einige Tage ſpäter macht er ſich auf die Reiſe.

Diesmal geht es nicht unmittelbar ans Ziel. Sein ehrfürchtiges Herz treibt ihn zunächſt nach Balga; wo er ſich den Segen der inzwiſchen recht hinfällig gewordenen Ältern holt. Am 5. April findet nach faſt ſechsjähriger Trennung das Wiederſehen ſtatt, das auf keiner Seite Enttäuſchungen bereitet. Nach ſtiller Begehung des Geburtstages der Braut (11. April) folgt am 19. April in der altehrwürdigen Kirche Sankt Johann, bei lebhaft bekundeter Teilnehmung der das Gotteshaus füllenden oder neugierig das Tempeltor umdrängenden Bürgerſchaft (in deren Mitte ſich vielleicht auch der damals im 9. Lebensjahre ſtehende Daniel Chodowiecki befand) die Trauung; an die ſich eine ſchlichte, wol nach der drakoniſchen Danziger „Hochzeit-Ordnung vom Jahre 1681“[78] geregelte, nur die nächſten Verwandten und

---

Wir haben eine weite Reiſe zu thun, und dabey ganz unvermeidliche Ausgaben. Wir müſſen auf unſere Einrichtung in Leipzig denken, und dieſes ſind nöthige Erforderniſſe, bey denen keine Erſparnis ſtatt finden kann. Ich habe es alſo bey denen entbehrlichen und eingebildeten Nothwendigkeiten abzubrechen geſucht.“

[77] „Eilen Sie, eilen Sie mein beſter Freund, die ſehnende Ungedult dieſes würdigen Paares (der Ältern), und meine Wünſche zu befriedigen. Mit gerührtem Herzen, mit offenen Armen, mit dem heiterſten Geſichte werde ich Sie empfangen, und mit Freudenthränen Ihnen verſichern, daß nichts als der Tod unſere Liebe trennen ſoll.“

[78] Nach dieſer Hochzeit-Ordnung waren z. B. „bey den Verlöbniſſen alle Mahlzeiten, wie auch alle Tractamente, damit der Bräutigam die Braut in wehrendem Braut-Stande zu gastiren pfleget, bey Poen von 50. Rthl. verbothen“; ferner durften die Hochzeiten nur an Wochentagen ſtattfinden; und bey 20 Rthlrn. Poen war es den „beyden Jungfrauen, die neben der Braut gehen und den Geſellen, die die Braut-Leute begleiten, auch den Braut-Mägden“ verboten, außer den üblichen „Cräntzelein“, irgend welchen „Sammt- und Seidenputz und ſonſtigen Aufwand“ zu treiben. Wenn die „Raths-Musicanten“ ſpielten, durften, wo die Mittel es erlaubten, „50 Perſonen, nebſt der Obrigkeit, dem Prediger und zum höchſten 16 Verwandten geladen werden“; wenn nur gewöhnliche Muſikanten aufſpielten, war die Zahl der Feſtteilnehmer auf 35 beſchränkt.

Hausfreunde, im Ganzen 18 Perſonen, berückſichtigende Hochzeit[79] ſchließt; während, ſozureden, die ganze Stadt ſich an der Tatſache,

---

In der Kirche mußten die Trauungen zwiſchen 10 und 11 Uhr, zu Hauſe zwiſchen 12 und 1 Uhr ſtattfinden, „bey Poen von 10 Rthlrn.“. Die eigentliche Hochzeittafel mußte um 1 Uhr, die Tafel der Gäſte um 1½ Uhr „mit Speiſen beſetzet ſeyn, damit die Tiſche von den Gäſten mögen eingenommen und occupiret werden können“. Auch die Zahl und Reihenfolge der Speiſen und Getränke unterlag feſten, durch Strafandrohungen verſchärften Geſetzen. Ja, es gieng ſo weit, daſs „canticirte Confecte gäntzlich verbothen“ und „Obſt-Gewächſe nur biß achterley Art, zum höchſten (aber nur, wenn die Raths-Musicanten ſpielten!) geſtattet“ wurden. Einfache Konfekte mußten „allemahl vor 6 Uhr Abends auffgetragen werden“. Weitherzigerweiſe blieb es dem Bräutigam wenigſtens überlaſſen, „zu wehlen, was für Instrumente und wie viel Perſonen er von denenſelben auff ſeine Hochzeit haben wil“; er hatte ſich nur zu hüten, ein zu hohes „Deputat“, jedenfalls aber nicht mehr als 6, 9 oder 12 Fl. zu zahlen, da er ſonſt 10 Rthlr. Poen, die überlohnten Muſikanten aber „doppelt ihr Deputat“ als Poen zu leiſten hatten. Natürlich war auch genau feſtgeſetzt, wie viel „Umbitter, Tiſchſetzer und Bierzapfer, Köche, Kochs-Knechte u. dgl. m. gemietet werden durften — kurz es gieng Alles nach der Schnur! Bey 10 Rthlr. Poen war es ſogar verboten „Carmina auff die Hochzeit drucken oder dergleichen vertheilen zu laſſen unter was Scheine und Praetext es auch wäre“. —

[79] Gottſched hatte übrigens rechtzeitig den ganzen Lehrkörper der Leipziger Hochſchule zur Hochzeit geladen in einem Schreiben, das die Leipziger Univerſitätbibliothek, als Geſchenk eines Herrn Franz Liebeskind-Platzmann, aufbewahrt und Ernſt Kroker a. a. O. zuerſt veröffentlichte. Da es in der Gottſched-Biographie wol ſeine Stelle verdient, ſo teile ich es hier ebenfalls mit:

praes. d. 16 Apr.

Magnifici, Spectabilis,

Hochehrwürdige, Hochedle und Hochgelahrte Herrn,
inſonders Hochgeſchätzte Gönner.

Die göttliche Vorſehung, die mich aus meinem Vaterlande geführet und mir in der Fremde einen Aufenthalt beſtimmet, hat mir gleichwohl in jenem eine Freundin erwecket, und mir dieſelbe zu einer beſtändigen Geſellin meines Lebens aufbehalten. Es iſt ſelbige Die Ehr und Tugendreiche Hochedelgebohrne Jungfrau Luiſe Adelgunde Victoria, Des weil. Hochedelgebohrnen veſt. und Hochgelahrten Herrn, D. Johann George Kulmus, Sr. Königl. Maj. in Pohlen höchſtſeliger Gedächtniß hochbetrauten Leib-

daſs eine Tochter Danzigs die Gattin des berühmten Leipziger Profeſſors geworden war, weidet.

Medici und berühmten Practici in Danzig, wie auch der Käyſerlichen Leopold-Caroliniſchen Academie der Naturae Curiosorum hochberühmten Mitgliedes, nachgelaſſene, eheleibliche jüngſte Jungfer Tochter; Eine Perſon Die ich wegen ihrer beſondern Gemüthsgaben und Eigenſchaften ſchon ſeit ſechs Jahren auch entfernt geliebet und zu meiner Gehülfin erwählet hatte.

Die Vollziehung des mit dieſer meiner Freundin vor einigen Monathen geſchloſſenen Bündniſſes, iſt auf den inſtehenden 19ten Tag des Monats April feſtgeſetzet worden: Und nichts wird zur Vollkommenheit unſers Vergnügens alsdann mehr beytragen, als die Gegenwart vornehmer Gönner und werther Freunde, die durch wohlgemeynte Wünſche uns beyderſeits, zu der feyerlichen Verbindung den göttlichen Segen erbitten helfen, und das Anſehen unſers Ehrentages vergrößern können.

Eurer Spectabilität, und ſämtlicher Hochanſehnlichen Glieder der löbl. Philoſophiſchen Facultät gegen mich ſehr oft bezeigte Güte und Gewogenheit würde mich begierig gemachet haben Dero vornehme Perſonen alsdann gleichfalls unter unſern Hochzeitsgäſten zu ſehen; wenn es gleich nicht ohne dem meine Pflicht geweſen wäre, Dieſelben in aller Ergebenheit dazu einzuladen.

Folglich gelanget dann an Eure Spectabilität und Hochedelgebohrnen meine und meiner Geliebten gehorſamſte Bitte, uns an gemeldtem 19ten April des itztlaufenden Jahres die Hohe Ehre Ihrer Gegenwart in der Behauſung meiner Verlobten hier in Danzig zu gönnen, und theils unſrer Vermählung Hochgeneigt beyzuwohnen, theils ſich mit einer geringen Abendmalzeit bedienen zu laſſen.

Für dieſes Merkmal einer ganz beſondern Güte werde ich nebſt meiner geliebten Freundin eine unverfälſchte Ergebenheit blicken zu laſſen lebenslang befliſſen ſeyn, und mit geziemender Hochachtung unausgeſetzt verharren,

Eurer Spectabilität,

auch Hochehrwürden, Hochedlen und Hochgelahrten,

Unſrer hochgeneigten Gönner,

gehorſamſt-ergebenſte

Danzig d. 4 Apr. 1735.

Luiſe Adelgunde Victoria Kulmus.
Johann Chriſt. Gottſched
P. P. O. zu Leipz.

Daſs es am Abend der Hochzeit eben ſo zugegangen, wie es damals in Deutſchland üblich zu ſeyn pflegte, glaube ich kaum. Jedenfalls waren die vielfach herrſchenden Bräuche etwas ſchamloſer Art; wie man z. B. aus einer ‚Strohkranzrede‘ erſehen kann, die Gottſched 1729 für eine

Das Ereignis beſchäftigte übrigens nicht nur Danzig, ſondern eigentlich das ganze gelehrte und ſchriftſtellernde Deutſchland. Freund May lieferte im Namen der ‚Deutſchen Geſellſchaft‘ das Hochzeitgedicht; dieſem geſellten ſich Huldigungsgedichte von J. D. Heyde, dem Konrektor des Gymnaſiums zu Gera, J. Fr. Lamprecht, A. B. Pantke, J. Vermehren (Lübeck), von der Volckmannin, der Zäunemannin, der montäglichen Predigergeſellſchaft zu Leipzig und verſchiedenen Studenten; desgleichen Glückwunſchbriefe von Bock, Bodmer, Mosheim, der Neuberin und vielen Dutzenden von Freunden und Verehrern des Meiſters aus den verſchiedenſten Orten Süd- und Norddeutſchlands. Die Hochzeitreiſe führte über Stargard zunächſt nach Berlin, wo das Ehepaar von Lamprecht und einer Schaar ergebener Freunde mit vieler Feſtlichkeit empfangen wurde. Nicht minder feſtlich geſtaltete ſich der Empfang in Wittenberg; und als endlich am 14. Mai der Einzug in Leipzig erfolgte, wo Breitkopf ſeinem gefeierten Mitarbeiter und Freunde im eigenen Hauſe, dem ſo berühmt gewordenen ‚goldenen Bären‘, ein behagliches Heim hatte einrichten laſſen[80], da ſtand die ganze

Merſeburger Hochzeit lieferte (‚Geſ. Reden‘ 631 u. ff.). Es heißt hier u. A.: „Nun weis man zwar, daß unverhoffte Zufälle, Krankheiten, oder auch die gar zu lange verzogene Luſtbarkeit, die Neuvermählten oftmals verhindert habe, ſich den erſten Hochzeittag dem Brautbette zu nähern, und alſo ihrem ſo heiligen Angelöbniſſe ein Genügen zu thun. Allein davon iſt Gottlob! geſtern bey uns nichts zu vernehmen geweſen. Wir haben allerſeits, Madame, mit dero geliebteſtem Eheherrn, friſch und geſund aus der Luſtbarkeit gehen laſſen, und ſie mit Freuden bis in dero Schlafzimmer begleitet. Ja was noch mehr iſt, dieſes Strumpfband, welches ihnen von mir ſelbſt (d. h. dem Junggeſellen, der dieſe Strohkranzrede am Vormittag nach der Hochzeit zu halten hatte) abgelöſet worden, kann ein deutliches Zeugniß ablegen: daß dieſelben ſich wirklich ausgekleidet haben, und vermuthlich, bald darauf zu Bette gegangen ſeyn werden.“

[80] Bernhard Chriſtoph Breitkopf hatte den ‚goldenen Bären‘ 1732 gekauft. Die, 1732 begonnene, Umbauung des alten Hauſes konnte jedoch, wegen verſchiedener Schwierigkeiten, welche die Erben des früheren Beſitzers machten, erſt 1736 vollendet werden. In den Geſchäftsbüchern Breitkopfs erſcheint auf Gottſcheds Konto zum erſten Male 1737 im März die Eintragung: „Bis jetzt geliefert an Holtz u. ſ. w.“; woraus aber nicht zu ſchließen iſt, daſs Gottſched erſt Ende 1736 oder Anfang 1737 in den

Stadt, sozureden, auf Stützen. Im Namen der Gottschedischen Rednergesellschaft begrüßte Nikolaus Kelz das Paar mit einer schwungvollen Rede; auch die ‚vertraute Rednergesellschaft' widmete ihm eine feierliche Ansprache. G. S. Corvinus feierte es mit klang- und inhaltreichen Versen; in denen er die jungen Dichter seiner Zeit aufforderte, hinfort nicht mehr auf Petrarcha und Laura zu blicken, sondern ihre Leyern nur noch für Gottsched und seine Kulmus erklingen zu lassen. Die Studenten des Rhetorischen Kollegiums brachten eine Abendmusik; und die ‚Deutsche Gesellschaft' huldigte ihrem Senior und seiner Gattin nochmals in einer von Martin Knöcher gedichteten Ode. Kurz: an Beweisen der herzlichsten Anhänglichkeit und Liebe fehlte es nicht; und Frau Luise mußte wol erkennen: daſs sie die Ehegnoſſin nicht nur eines bedeutenden Mannes, sondern auch eines von Unzähligen verehrten Fürsten im Reiche der Geister geworden war.

Gottsched selbst genoſs in diesen Tagen zweifellos das größte Glück seines Lebens; und seine Freunde hätten eigentlich allen Grund gehabt, ihm, statt aller umständlichen Reden und Gedichte, nur dessen eigene, in einer, 1734, zum 7. Mai, dem Kreishauptmanne Karl August von Brandenstein gewidmeten Ode (Ged. I, 120 u. ff.) enthaltene, Worte:

„Was wünscht man dir, bey deinen Gaben,
Bey deines Glückes Überfluß?"

zuzurufen.

Nahezu unangefochten, bekämpft nur von untergeordneten Zuhältern des Schlechten, von „rachgierigen Poeten, deren unvernünftige Phantaseyen er oft zu Schanden gemacht hatte"; aber auch von gewiſsen „Sophisten, welche er oft ihres eitlen Geschwätzes und ihrer falschberühmten Künste wegen beschämet

‚goldenen Bären' eingezogen wäre; wie man im Hause Breitkopf u. Härtel, dem ich diese Mitteilung verdanke, annimmt. Das „Bis jetzt" deutet vielmehr darauf hin, daſs der besonderen Buchung schon eine längere Lieferungzeit vorausgegangen seyn mußte. Von einem Umzug des Ehepaares G. ist mir jedenfalls nichts bekannt geworden. Es darf somit angenommen werden; daſs der neue Haushalt 1735 gleich im ‚goldenen Bären' eingerichtet wurde.

hatte“[81], und von Vertretern der, durch ihn dem Untergange geweihten, totſprachlichen Gelehrſamkeit, ragte ſein Anſehen vor den gutgeſinnten, ihm auf der Bahn des vaterländiſchen Fortſchritts folgenden, Zeitgenoſſen empor. Die erſten Früchte ſeiner geiſtigen Ausſaat waren gereift. Er befand ſich im Vollbeſitze ſeiner Kraft, auf der Höhe ſeiner Einſichten und ſeines Einfluſſes. Er überſah ſein Lebenswerk und Alles um ſich her von einem höchſten Standpunkt aus, den er ſelbſt ſich erarbeitet und erzwungen hatte; und es konnte ſcheinen, daſs die Verhältniſſe, in Beziehung auf die Gervinus einmal ſagt: „Was wäre Gottſched in ſeiner guten Zeit unmöglich geweſen?“, ſo wie ſie augenblicklich lagen, wenigſtens noch ein Menſchenalter hindurch beſtehen bleiben würden.

Inmitten dieſer Fülle von Glück und Ruhm aber blieb Gottſched, ungeachtet ſeines nur zu gut gegründeten Selbſtgefühls, nach wie vor beſcheiden; hülfreich jedem Schwachen, jedem Willigen; und arbeitfreudig wie ein Werdender. Und gerade dadurch bewies er, daſs er würdig war, wie ein weiſer und edler Fürſt verehrt, wie ein Vater geliebt und wie ein Wohltäter geſegnet zu werden.

---

[81] Dieſe Sätze gehören einer Rede über Sokrates an (Geſ. R. 545), in der auch darauf hingewieſen wird: daſs „rachgierige Poeten ihn in öffentlichen Schauſpielen, als einen ſchädlichen Bürger, Verführer der Jugend, Verächter der eingeführten Religion, ja gar als einen Atheiſten“ aufführten. Gottſched konnte damals (1726) noch nicht ahnen, daſs ihm Ähnliches in nicht allzu ferner Zeit bevorſtand; daſs er „ein Mährlein des unbeſonnenen Pöbels“ (Geſ. R. 546) werden; daſs ihn eine, in ihrer beſchränkten Eitelkeit verletzte Komödiantin ſogar ebenfalls auf die Bühne bringen würde; obwol er ſchon damals wuſſte, „daß nichts ſo verhaßt bey der Welt iſt, als die Liebe zur Wahrheit und Tugend“ (Geſ. R. 545).

Druckfehler

Seite	6,	vorletzte Zeile:	statt Karl l. Konrad
„	18,	Anmerkg. viertletzte Zeile: .	„ als l. das
„	23,	Anmerkg. fünftletzte Zeile: .	„ wird l. tritt
„	29,	17. Zeile:	„ Drittel l. Viertel
„	41,	12. Zeile:	„ im l. in
„	44,	Anmerkg. 3. Zeile:	„ Posanski l. Pisanski
„	66,	16. Zeile:	„ wir l. mir
„	67,	vorletzte Zeile:	„ des Vaterhauses l. aus dem Vaterhause
„	75,	5. Zeile:	„ den l. der
„	„	Anmerkg. 2. Zeile:	„ Kuntzen l. Knutzen
„	82,	9. Zeile:	„ 62 l. 55
„	87,	20./21. Zeile:	„ in die von Bock veranstaltete l. in der v. B. veranstalteten
„	94,	17. Zeile:	„ führt l. fährt
„	99,	19. Zeile:	„ müsſten l. musſten
„	143,	2. Zeile:	„ 1730 l. 1729
„	686,	8. Zeile:	„ Eigenen l. Einzigen

Inhalt des ersten Bandes

Widmung	Seite	V—VIII
Vorwort	„	IX—XIII
Einleitung (Deutschland vom westfälischen Frieden bis zum Auftreten Gottscheds)	„	1—42
Erstes Kapitel (Spiel- und Lehrjahre)	„	43—106
Zweites Kapitel (Auf fremdem Boden)	„	107—154
Drittes Kapitel (Der Kämpfer für Aufklärung und Volksbildung	„	155—252
Viertes Kapitel (Leben und Lieben)	„	253—285
Fünftes Kapitel (Der Senior der ‚Deutschen Gesellschaft')	„	286—340
Sechstes Kapitel (Der ‚Versuch einer critischen Dichtkunst')	„	341—489
Siebentes Kapitel (Die Anfänge des Dramaturgen und Bühnenreformators)	„	490—566
Achtes Kapitel (Neue Prüfungen und Kämpfe)	„	567—599
Neuntes Kapitel (Mit gesteigerter Kraft bergan)	„	600—670
Zehntes Kapitel (Auf der Höhe des Lebens)	„	671—758

Verzeichnis

der bis jetzt erschienenen Gottsched-Aufsätze

von Eugen Reichel

Gottsched. [Das neue Jahrhundert 1900, N. 16 (Hrsgb. Hans Land).]

Gottsched-Zitate. [Magazin für Litteratur 1900, 13. u. 20. Januar (Hrsgb. Rudolf Steiner).]

Gottsched, Deutschlands erster Klassiker. [Salon-Feuilleton 1900, N. 5[1]) (Hrsgb. Josef Ettlinger).]

Gottsched als Duellgegner. [Berliner Börsen-Courier 1900, 2. Febr. (Schriftl. J. Landau).]

Zu Gottscheds Gedächtnis. [Die Frauenbewegung 1900, N. 3 (Hrsgb. Minna Cauer).]

Gottsched. [Monatsblätter für deutsche Litteratur 1900, Heft 8 u. 9 (Hrsgb. Albert Warneke).]

Gottsched als Lyriker. [Königsberger Hartungsche Zeitung 1900, 22. Juli (Schriftl. Ludwig Goldstein).]

Gottsched als Lehrerfreund. [Pädagogische Zeitung 1901, N. 2 (Hrsgb. G. Röhl).]

Kleines Gottsched-Denkmal. [Das neue Jahrhundert 1900, 6. October.]

Gottsched und die Deutschen. [Heimdall 1901, N. 6[2]) (Hrsgb. Adolf Reinecke).]

Gottsched-Nachklänge im ‚Faust'. [Gegenwart 1901, N. 16 (Hrsgb. Richard Nordhausen).]

Offenes Schreiben an Professor Dr. Paul Samassa. [Alldeutsche Blätter 1901, N. 18.]

Gottsched und das deutsche Musikdrama. [Nordd. Allgem. Ztg. 1901, 29. u. 30. Juni (Schriftl. Gustav Zieler).]

Gottsched und seine Kritiker im 20. Jahrhundert. [Gegenwart 1901, N. 30. (Hrsgb. Richard Nordhausen).]

Gottsched und Johann Adolf Scheibe. [Sammelhefte der internationalen Musik-Gesellschaft 1901, August (Breitkopf und Härtel).]

---

[1]) Auch in den ‚Hamburger Nachrichten' erschienen

[2]) Auch in ‚Jung-Deutschland' (1901, N. 16) erschienen

Gottſched im Rahmen der deutſchen Wörterbücher. [Grenzboten 1901, 23. Auguſt. (Hrsgb. Johannes Grunow).]
Gottſched und die Deutſchen in Öſterreich. [Unverfälſchte deutſche Worte 1901, N. 19 (Hrsgb. Karl Iro).]
Gottſched als Pädagog. [Der deutſche Schulmann 1901, Heft 10 (Hrsgb. Johannes Meyer).]
Gottſcheds Dramaturgie. [Litterariſche Beylage der ‚Voſſiſchen Zeitung' 1901, N. 50/51 (Hrsgb. F. Stephany).]
Vorſtudien zum ‚Fauſt'-Stil. [Gegenwart 1902, N. 5 (Hrsgb. R. Nordhauſen).]
Gottſcheds Nichte. [Deutſche Revue 1902, Novemberheft (Hrsgb. Richard Fleiſcher).]
Gottſcheds Lyrik. (Gottſched-Halle I, Heft 1/2.]
Gottſched als Shakeſpeare-Kritiker. [Ebenda I, Heft 4.]
Gottſched und die Franzoſen. [Ebenda II, Heft 2.]
Der „ſervile" Gottſched. [Ebenda II, Heft 3.]
Gottſched als Überſetzer. [Ebenda I, Heft 4.]
Gottſcheds Stellung in der vaterländiſchen Litteratur. [Deutſchland 1903, Heft 9 (Hrsgb. Graf von Hoensbroech).]
Gottſched als Philolog. [Kl. Gottſched-Halle. 2. Band.]
Gottſched und das Kunſtmittel der Alliteration. [Ebenda 5. Band.]

In Ausſicht ſtehen zunächſt noch:

Der plaſtiſche Zug in Gottſcheds Lyrik.
Gottſcheds Verhältnis zu Vers und Reim.
Gottſched und Leſſing.
Gottſched und Richard Wagner.
Gottſcheds Ethik.
Gottſcheds Weltanſchauung.
Gottſched als Frauenbefreyer.
Gottſched als Sprachbeſeeler.
Gottſched als Satiriker.
Gottſched als Redner.
Gottſched als Journaliſt.
Gottſched als Politiker.
Gottſcheds Stil.

— o —

Verzeichnis

der seit dem 9. Februar 1900 von Eugen Reichel gehaltenen

Vorträge über Gottsched

1. **Gottsched, der geistige Reformator Deutschlands.** [Ostpreußen-Klub in Berlin. 1900, 9. Februar. Gottsched-Feyer.]
2. **Gottsched, ein Kämpfer für Aufklärung und Volksbildung.** [Verein zur Förderung der Kunst in Berlin. 1900, 6. März. Gottsched-Feyer: Gottsched und seine Zeit.]
3. **Des deutschen Geistesreiches Baumeister.** [Litterarische Gesellschaft in Dresden. 1900, 26. November.]
4. **Gottsched, ein Streiter für Deutschlands Größe.** [Allgemeiner Deutscher Sprachverein in Berlin. 1901, 5. Februar.]
5. **Gottsched der Deutsche.** [Jungdeutscher Bund in Berlin W. 1901, 8. Juni.]
6. **Gottsched, ein Vorarbeiter Bismarcks.** [Deutscher Litteratur-Verein in Berlin. 1901, 28. November.]
7. **Gottsched als Pädagog.** [Werbeverband für Hochschulpädagogik in Berlin. 1901, 14. Dezember.]
8. **Die Gottsched-Bewegung.** [Gottsched-Gesellschaft 1902, 2. Februar.]

Ich stelle mich zu Vorträgen über Gottsched jederzeit gern jedem Vereine, jeder Gesellschaft (insbesondere aber den Sprachvereinen und allen nationalen Vereinigungen) gegen Unkostenvergütung und irgend einen Beytrag für den Gottsched-Schatz zur Verfügung. Anfragen wolle man an mich (Berlin-Schöneberg, Eisenacherstr. 77) richten.

Eugen Reichel.

— o —

Im Gottſched-Verlage (Berlin-Schöneberg, Eiſenacherſtraße 77), ſind bereits erſchienen und durch dieſen, wie auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Gottſched-Denkmal

Den Manen Gottſcheds errichtet

von

Eugen Reichel

Monumentales Prachtwerk. Kapitalwerk für jede Bibliothek. Nur in 400 numerierten Abdrücken vorhanden.

Preis ungeb. 30 Mk.

Das Werk iſt von der deutſchen Kritik geradezu glänzend beurteilt. Da wir ein Buch füllen müſſten, wenn wir alle bis jetzt erſchienenen Kritiken im Wortlaut mitteilen wollten; ſo begnügen wir uns mit einigen kurzen Auszügen, die den Leſer erkennen laſſen werden, um was für ein Werk es ſich hier handelt.

Des Deutſchen ſchönſte und rührendſte Eigenſchaft iſt die Begeiſterungsfähigkeit. Sie leiht ſeinem Karakter den Zug des Kindlichen, der ſo wunderbar der Stärke ſich miſcht; und ſolcher Miſchung wird der Eindruck des Heldiſchen zumeiſt gedankt. Es iſt wiederum von einem Deutſchen zu berichten, den der reine Drang der Begeiſterung und Verehrung zu einer Tat der Selbſtloſigkeit hinriſs. Als eine ſolche iſt Eugen Reichels Gottſched-Denkmal anzuſehen, ein Buch, das mit unſäglicher Mühe zuſammengeſtellt, den Manen Gottſcheds als ein Denkmal geweiht ward. Das Werk iſt ein Prachtband in großem Lexikon-Format, in wundervollen gothiſchen Lettern auf auserleſenem Papier gedruckt uſw. In dieſer wirklich fürſtlichen Ausſtattung ſtellt das Buch ein Prachtſtück dar, das jedem Bibliophilen ſchon rein äußerlich eine Augenweide ſeyn muß . . .

Dieſer umfaſſende, erleuchtete und freie Geiſt, der auf allen Gebieten menſchlichen Wiſſens und Erkennens als ein Leitſtern ſeiner Epoche voranleuchtete und von ſeinen Widerſachern ein pedantiſcher Stubenhocker und Bücherwurm geſcholten ward, erwies ſich in vielen praktiſchen Dingen als Helfer und Retter . . .

Es ſteht zu hoffen, daſs Reichels liebevolles und opferfreudiges Denkmal der Nation der Deutſchen das Gedächtnis nachhaltigſt auffriſche für alles, was ſie dieſem reichen und freien Geiſte in alle Ewigkeit ſchuldet.

Hans Land im ‚Neuen Jahrhundert'.

*

. . . Die ungewöhnliche Beleſenheit Reichels in den Schriften ſeines Helden und die geſchickte Auswahl der Gedanken und Aphorismen gewähren ein faſt vollſtändiges Bild der geiſtigen Perſönlichkeit Gottſcheds, ſeiner moraliſchen und religiöſen, ſeiner künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Anſichten . . . Die „Rettung“ iſt durchaus gelungen: Reichels Bemühungen bieten der allgemeinen Bildung eine Art Miniaturportrait Gottſcheds. Der Unverſtand wird künftig nicht mehr ſo dreiſt über Gottſched aburteilen dürfen; ohne Mühe wird man in der von Reichel zuſammengeſtellten und geordneten Rüſtkammer Waffen finden, ihn abzuwehren und zu widerlegen . . .

Profeſſor Dr. Karl Frenzel in der ‚National-Zeitung‘.

*

Ein Buch zum Aufrütteln der Geiſter liegt vor uns . . . Eine Umwertung im großem Stile! . . . Wenn es litterariſche Pflichten gibt, ſo ſcheint mir, daſs für alle, die in Dingen des deutſchen Geiſteslebens künftig werden mitreden wollen, die Pflicht beſtehen wird, ſich mit dieſem Gottſched-Denkmal zu beſchäftigen. Es iſt für ſolches Ziel geradezu das Ideal eines Buches. Ein kühner Pfadfinder im Reiche des Gedankens führt den Leſer auf den Weg; ein Mann von ſcharf ausgeprägter geiſtiger Phyſiognomie ſagt ſeine energiſchen Anſchauungen über den Mann, den er ſeinen Zeitgenoſſen und der fernen Nachwelt nahe bringen will . . . Jedem iſt die Möglichkeit geboten, ſich ſelbſt ein Urteil zu bilden. Es wird wenige geben, die nicht verwundert ſeyn werden, wenn ſie das Buch aus der Hand legen — verwundert darüber, wie wenig geeignet das iſt, über Gottſched ein Urteil zu gewinnen, was uns unſere Litterarhiſtoriker über ihn zu ſagen haben. Und die Wenigen, die eine ſolche Verwunderung nicht haben werden — nun, das ſind eben die Unverbeſſerlichen. Ihnen iſt nicht zu helfen . . . Niemand iſt ſo berufen, dem großen Manne des achtzehnten Jahrhunderts dieſes Denkmal zu ſetzen, wie Eugen Reichel. Er iſt es gerade deswegen, weil er die reine Klarheit der Ideen verbindet mit der dichteriſchen Phantaſie. Die das große Wort heute führen, haben bisher allerdings auch Reichels Stimme überhört. Sie haben eben eine inſtinktive Antipathie gegen Stimmen, die aus einer höheren Sphäre kommen, als aus der Gefühlsduſelei echter Weltanſchauungs-Robinſon-Schwärmer . . . Aber dieſes Buch muſs den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegen . . . Ein Buch für Wachende hat Eugen Reichel geliefert.

Dr. Rudolf Steiner im ‚Magazin für Litteratur‘.

*

. . . Reichels Buch bildet den erſten größeren Verſuch, dem bedeutenden Manne zu ſeinem vollen Rechte in der Achtung der Nachwelt zu verhelfen. Es ſoll noch keineswegs ein abſchließendes Bild der

litterarischen Persönlichkeit feststellen . . . Wenn der Autor gelegentlich auch seinem polemischen Drange etwas zu viel nachgibt, so kann dadurch das Verdienstliche, das im Plan und in der Ausführung seines Werkes liegt, nicht herabgemindert werden. Der mutigen Tat gebührt die vollste Anerkennung. Dem kraftvollen Vollbringen gebührt der schönste Lohn . . . Wir können hier auf die interessanten Einzelheiten des Werkes nicht näher eingehen; das gestattet der uns zur Verfügung stehende Raum nicht. Wir können hier nur im allgemeinen darauf hinweisen, dass es dem Verfasser gelungen ist, in so manche von überlieferten Vorurteilen verdunkelte Partie aus dem Leben und Wirken des hervorragenden Mannes die Fackel der Erkenntnis zu tragen, und ihn, der bisher in einem halbvergessenen Winkel der Vergangenheit schlummerte, in seiner ganzen Bedeutung für die Folgezeit und auch noch für die Gegenwart zu zeigen.

Dr. Otto Wellner in der ‚Königsberger Allgemeinen Zeitung'.

*

. . . Das ist das große und unsterbliche Verdienst Gottscheds, das nicht unterschätzt werden darf und am allerwenigsten vergessen werden soll heute, da die von seiner Hand gestreute Saat des nationalen Bewusstseyns so herrlich aufgegangen ist. Aus diesem Grunde heißen wir das mit großer und hingebungsvoller Sorgfalt gearbeitete Werk von Eugen Reichel, das die Verlagshandlung in ein so stattliches Gewand gekleidet hat, als eine echte Mannestat herzlich willkommen.

H. E. Wallsee in den ‚Hamburger Nachrichten'.

*

. . . Die überlegenen Gottsched-Verächter müssen sich ins Unglaubliche schicken, das hier Ereignis werden will: zwar nicht ein Denkmal aus Erz und Stein, sondern ein monumentum aere perennius, dauernder als Erz, soll dem Vielgeschmähten in würdiger Weise errichtet werden in den Herzen seiner ihm tief verschuldeten Volksgenossen . . . Es erscheint von vornherein als ein Werk der Gerechtigkeit, wenn einer endlich einmal mannhaft die Sache des Vielverketzerten aufnimmt und in den Kampf gegen die Vorurteile und Irrtümer der zünftigen Litteraturgeschichtsschreibung eintritt. Dieser tapfre Ritter und Retter ist Gottsched in Eugen Reichel erschienen. Als erstes Werk in diesem Kampfe für Gottsched ist sein monumentales, für Bücherfreunde schon durch seine äußere Ausstattung entzückendes „Gottsched-Denkmal" zu betrachten . . . Die Zeit ist gekommen, dem lange verkannten Manne die ihm gebührende Ehre zu geben und unser Urteil über ihn seiner und unserer Zeit gemäß zu berichtigen . . . Darum ist es ein durchaus zeitgemäßer Gedanke Eugen Reichels, dem deutschen Volke endlich zu einer besseren Anschauung des Gesammtwirkens des ersten deutsch-nationalen

Schriftſtellers zu verhelfen; nicht eine einzelne Seite, allein oder hauptſächlich, wird betrachtet — von dieſem erhöhten Standpunkt tritt auf einmal der Mann in eine ganz andere Beleuchtung . . . Klugheit und Umſicht raten den Baumeiſtern und Förderern einer nationalen Kultur eine gründliche Einſicht in die Entwürfe und Ziele ihres erſten bewuſſten Vorarbeiters an . . . Wer Reichels Werk durchlieſt, der wird über die Kühnheit und Neuheit der Urteile und Anſchauungen zunächſt verblüfft ſeyn. Denn hier handelt es ſich in der Tat um eine Umwertung der landläufigen Urteile über Gottſched . . . Lernen wir Gottſched kennen, ſprechen wir nicht länger mehr andern nach, die ſelber wieder anderen nachſprechen — ſondern gehen wir bey ihm ſelbſt zu Gaſte: das „Gottſched-Denkmal“ gibt uns dazu Gelegenheit.

Karl Berger in der ‚Deutſchen Welt‘.

*

. . . Die meiſten litteraturgeſchichtlich unterrichteten Menſchen von heute ſind ſo ſehr gewohnt, Gottſched als einen „Toten“ zu betrachten, daſs ſie angeſichts dieſer Bemühungen Reichels, ihn wieder lebendig zu machen, zunächſt erſtaunt aufblicken werden. Und ihr Erſtaunen wird nicht vermindert, wenn ſie um dieſe vielfach verhöhnte und geringgeſchätzte Geſtalt den Glorienſchein des verkannten Geiſteshelden und Volkswohltäters gewoben ſehen . . . Wie viele Leute können ſagen, daſs ſie Gottſched ſelber kennen und aus unmittelbarer Kenntnis ſeiner Beſtrebungen urteilen? Unſere Jugenderziehung und unſer Univerſitätsunterricht ſind ja weit mehr auf eine alexandriniſch-philologiſche als auf eine anſchauungsreiche, zu ſelbſtändigem Urteilen befähigende Bildung eingerichtet . . . Aus der Gottſchediſchen Quelle einen Trunk zu tun, iſt aber den Deutſchen ſchon durch Leſſings höhniſche Kritik verekelt worden . . . Reichel geht mit großer Begeiſterung und gründlicher Sachkenntnis an ſein Werk . . . um uns aus unſerer herkömmlichen Gleichgültigkeit aufzurütteln, braucht er die kräftigſten Mittel . . . Wir müſſen zu einer Geſammtanſchauung der Lebensarbeit dieſes Volksaufklärers kommen . . . Ich zweifle nicht, daſs jeder Unbefangene zu einer Korrektur ſeines Urteils kommen muſs . . . Daſs Gottſched ſich um die geiſtige, ſittliche und materielle Entwickelung des deutſchen Volkes die allergrößten Verdienſte erworben, das weiß Reichel einleuchtend darzuſtellen. Und deshalb ſey ſein Kampfeswerk nachdrücklichſt empfohlen ‚Der Kunſtwart‘.

*

. . . Ein Werk des reinſten und vollkommenſten Idealismus, das darum allein ſchon vieler Teilnehmung würdig iſt . . . Die ſelbſtloſe Tat eines reinen Idealiſten . . .

Max Lorenz in den ‚Preußiſchen Jahrbüchern‘.

*

. . . Es ist etwas seltsames darum: manche Probleme fliegen wie Gespenster in der Luft herum, niemand sieht sie; bis ein Sonntagskind mit hellen Augen und frischem Mut kommt, das keine Gespenster und ererbte Vorurteile scheut. So lag das Problem Gottsched offen zu Tage; aber jedermann war blind gegen den Widerspruch, der hier klaffte . . . Reichels verdienstliches Werk findet in Gottscheds eigenen Worten seine beste Würdigung . . .

Kurt Holm in ‚Kyffhäuser'.

*

. . . Man freut sich, einen überzeugten und mutigen Vertreter des Deutschtums aus undeutschen Zeiten, seine Verdienste und Gedanken, einmal wirklich kennen zu lernen; und dafür muss dem Verfasser dieses prächtig ausgestatteten Pietätswerkes ehrlich gedankt werden.

‚Bayreuther Blätter'.

*

. . . Wir haben einen Genuss schon beim Durchblättern des Bandes gehabt, ehe wir ihn lasen. Papier und Schrift stehen auf der Höhe der Technik, obwohl sie sich ein altes Ansehen geben . . . Und dann lasen wir den Band von A bis Z und haben wieder viel Freude daran erlebt . . . Es ist ein Fest für die Seele, einen Mann für den andern so eintreten zu sehen . . . Das „Gottsched-Denkmal" wird zugleich ein Denkmal Eugen Reichels bleiben . . . Aus den Lichtstrahlen des Gottschedischen Lebenswerkes leuchtet uns die Allseitigkeit seiner Interessen entgegen. Gottsched war in der Tat des deutschen Geistesreiches Baumeister; er hat die Pläne entworfen und die Fundamente gelegt, wenn auch andere die stolzen Stockwerke aufgeführt und die künstlerische Ausschmückung besorgt haben . . . Er war ein Reformator des deutschen Lebens.

Dr. Ludwig Goldstein in der ‚Königsberger Hartungschen Zeitung'.

*

. . . Es ist rühmlich, die Verdienste eines Mannes um Sprache und Dichtkunst in das Gedächtnis des Publikums zurückzurufen und interessante Teile seiner Lebensarbeit, die dauernden Wert besitzen, von der Schale des Veralteten zu trennen . . . Als Kämpfer für Aufklärung und Volksbildung leistete Gottsched Großes . . . Als Bahnbrecher und Sprachverbesserer sollten ihn die Gebildeten kennen und verstehen . . . Wir könnten heute wieder einen Mann wie Gottsched brauchen . . . Der Verfasser des „Gottsched-Denkmals" hat die Werke seines Helden gründlich studirt . . . Wir würden Gottsched einen modernen Menschen, vielleicht einen Übermenschen nennen, wenn er in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewirkt hätte . . .

Alexander Freyherr von Gleichen-Russwurm in der ‚Wiener Abendpost'.

*

. . . Ein eigenartiges Unternehmen.

‚Westermanns deutsche Monatshefte‘.

*

. . . Heute kommt Eugen Reichel mit einem prachtvoll auf Büttenpapier gedruckten Jubiläumswerke, das den Titel führt . . . Es enthält ausgiebige Proben aus Gottscheds poetischen und prosaischen Werken und eine überaus temperamentvoll geschriebene biographische Skizze . . . Am besten gelingt Reichel die Rettung des Menschen Gottsched, der ganz ohne Zweifel viel, viel besser war als sein Ruf und von seinen Gegnern schmachvoll verleumdet, von seinen Freunden feige im Stich gelassen, von der ganzen undankbaren Nation mit Unrecht vergessen worden ist . . . Reichels Plaidoyer für Gottsched, den Theaterreformer, ist geradezu glänzend und auf der ganzen Linie siegreich . . . Gottsched muss entschieden wieder zu Ehren kommen . . .

Friedrich Joest in der ‚Gegenwart‘.

*

. . . Den Mut eigenster Meynung hat doch erst Eugen Reichel gezeigt, der in seinem prächtigen „Gottsched-Denkmal“ mit allen Überlieferungen und dem ganzen Klatsch der Vergangenheit brach, um auf Grund eingehendster selbständiger Forschung ein neues Bild des Vielgeschmähten zu entwerfen . . . Dass Reichel den Mut besaß, mit heller Leuchte die aufgesammelten Ungerechtigkeiten zu zerstreuen, ist eine Tat, die ihm unvergessen bleiben soll . . . Ein solches Aufrütteln der Geister kann man immer nur mit Freude begrüßen . . . Auch die Bibliophilen seyen auf Reichels Werk aufmerksam gemacht.

‚Zeitschrift für Bücherfreunde‘.

*

. . . Das Werk ist geeignet, das Interesse und Verständnis für Gottsched in weiten Kreisen neu zu beleben.

Professor Eugen Wolff im ‚Hamburgischen Correspondent‘.

*

. . . Eine Ehrenrettung — und zugleich ein wertvoller Beitrag zur Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts . . . Ein Werk, das schon durch Ausstattung, Format und Umfang eine monumentale Bedeutung in Anspruch nimmt. ‚Leipziger Tageblatt‘.

*

. . . Der Schriftsteller und Dichter Eugen Reichel erstrebt mit seinem prachtvoll ausgestatteten Buche „Ein Gottsched-Denkmal“ nichts mehr und nichts weniger, als eine gänzliche Umwertung des Urteils über diesen vielverkannten Wohltäter unseres Volkes. Man kann staunen über diese völlig neue Art der Anschauung; ja die meisten werden einfach

verblüfft seyn über die von allem Hergebrachten abweichende Beurteilung Gottscheds; aber kein Unbefangener wird sich der Einsicht verschließen können, daſs hier ein großes Unrecht an einem unserer verdientesten Männer begangen worden ist, und daſs es wirklich etwas gutzumachen gilt. Reichel verbindet mit eindringender Sachkenntnis und wuchtiger Darstellungskraft etwas von jener edlen, opferwilligen Liebe, die schließlich alle Hindernisse besiegt . . . Mit einem für seine Zeit erstaunlichen Nationalgefühl richtete Gottsched mit Bewusstseyn seine ganze Lebensarbeit auf die Vorbereitung einer **national-deutschen Geisteskultur**; er setzte die Arbeit Luthers fort; ohne Luther und Gottsched ist unsere ganze moderne Entwickelung, einschließlich der „klassischen" Litteratur, undenkbar . . . Als Gelehrter und Denker, als Mensch und Dichter hat er zeitlebens im Dienste der nationalen Idee für die geistige, sittliche, politische und gesellschaftliche Entwickelung seines geliebten deutschen Volkes gewirkt und für dessen Unabhängigkeit vom Auslande (auch in materieller Beziehung) gestritten. Und so wurde er in Wahrheit in einer zerfahrenen, weltbürgerlichen Zeit **ein Befreier der Deutschen.**

‚Litterarische Rundschau für das evangelische Deutschland'.

*

Selten hat ein Buch in mir einen solchen Widerstreit der Empfindungen hervorgerufen, wie Reichels „Gottsched-Denkmal". Das edle Bestreben des Verfassers, einen bedeutenden, aber während vieler Jahrzehnte mehr geschmähten als richtig verstandenen Mann der deutschen Geistesgeschichte dankbar zu würdigen und ruhmvoll zu verherrlichen, die Vornehmheit der Gesinnung, von der ein solches gewagtes Unternehmen zeugt, der Ernst und der selbstlose Mut, mit dem R. seine Sache gegen die Überzahl seiner Gegner verficht, der Geist, das Wissen, die sittliche Strenge und der vaterländische Stolz, die sich zu wiederholten Malen in diesem Kampfe schön bewähren, all das nötigt dem unbefangenen Leser ehrliche, freudige Anerkennung ab . . . Gern wird man zustimmen, wenn R. seinen Helden einen Riesen der Arbeit, den „gebornen großen Taktiker", einen echten Patrioten und Vorkämpfer der nationalen Idee nennt: wenn er es laut rühmt, daſs Gottsched aus den engen Schranken der Gelehrtenzunft heraustrat und an das bildungshungrige Laientum sich wandte; wenn er begeisterte Worte für seine akademische Lehrtätigkeit findet . . . Eine reiche Auswahl von Aussprüchen der Schüler und Verehrer Gottscheds über ihren Meister, die dem Litterarhistoriker gute Dienste leisten kann, schließt das umfangreiche, vom Verlag vornehm ausgestattete Werk ab, das in seinem zweiten, unmittelbar aus Gottsched selbst geschöpften Teile ein würdiges Denkmal des rastlos und bedeutend wirkenden Mannes zu heißen verdient.

Professor Dr. Franz Muncker in der ‚Deutschen Litteraturzeitung'.

*

— o —

. . . Das alles führt Reichel mit begeisterten Worten, gelegentlich mit derber Polemik, immer aber mit vielem Selbstgefühl aus, und — was die Hauptsache und am wirksamsten ist — er erläutert und beweist es durch reichliche, mit erstaunlicher Geschicklichkeit ausgewählte Proben aus G.'s eigenen Schriften . . .

Dr. H. Jantzen in der ‚Deutschen Zeitschrift'.

Gottsched der Deutsche

dem deutschen Volke vor Augen geführt

von

Eugen Reichel

Prachtwerk in Lexikon-Format. Nur in 400 Abdrücken vorhanden und bis auf etwa 50 Abdrücke vergriffen.

Preis ungeb. 12 Mk.

Das Werk ist von der Kritik aufs günstigste beurteilt worden. Aus der Fülle der, zum teil sehr umfangreichen, Äußerungen sey hier nur ein Weniges mitgeteilt.

Mit Freuden ist es zu begrüßen, dass sich in der deutschen Schriftstellerwelt der Gegenwart endlich ein Mann gefunden hat, der es sich zur Aufgabe gemacht, den Namen unsres großen vaterlandsliebenden Landsmannes zu erheben und zu erretten aus der Vergessenheit, ihm, dem edlen Streiter für deutsche Art und deutsche Sitte, den Zoll der Dankbarkeit abzutragen, der ihm so lange vorenthalten ward . . . Dank müssen wir ihm sagen für diese Tat, und Aufmunterung wollen wir ihm zusprechen zu seinem weiteren, schönen Streben . . . Es ist ein schönes, in prächtigen, in naturgetreuen Farben glänzendes Bild, das der Verfasser uns von dem Wirken und Streben Gottscheds vor Augen führt . . .

Alfons de Resée in den ‚Königsberger Neuesten Nachrichten'.

*

. . . Ein glänzend ausgestattetes Prachtwerk . . . Die Einleitung gibt in großen Zügen eine Karakteristik von G.'s Tätigkeit und betont insbesondere, und dies mit vollstem Rechte, seine durchaus deutsche, nationale Gesinnung, die in der Tat um so höher zu schätzen ist, als in jener Zeit sonst so gut wie gar nichts davon im heiligen römischen

Reiche deutſcher Nation zu verſpüren iſt. G. vertritt immer und überall kraftvoll die Ehre Deutſchlands, deutſcher Sprache und deutſcher Wiſſenſchaft, und hat nie ein Hehl daraus gemacht, daſs die herrſchende Mode ſeiner Zeit, den Franzoſen alles, auch das Unvernünftigſte blindlings nachzutun, eine Schande und eines großen Volkes unwürdig ſey . . . Reichel weiß alle dieſe Dinge trefflich durch ſeine reiche und außerordentlich geſchickte Auswahl von Proben und Belegſtellen aus G.'s Werken zu erläutern, ſo daſs wir in dieſem Buche tatſächlich ein mächtig wirkendes Ehrenmal für den lange verachteten Mann erblicken, ein Werk, das eine Fülle ſchöner und wichtiger, noch heute unveralteter und beherzigenswerter Ausſprüche enthält.

‚Münchener allgem. Zeitung'.

*

Gottſched hat einen Ehrenretter von ſeltenſter Ausdauer und Begeiſterung gefunden . . . Die deutſche Geſinnung G.'s ſpricht ſich hier mit einer Schärfe und Energie aus, die keinen Zweifel zuläſſt und die heut zu Tage den ungeteilten Beyfall der Alldeutſchen finden würde . . . ſeine politiſchen Betrachtungen zeigen einen überraſchenden Fernblick; ſie ſind in der Tat ſehr merkwürdig. Die Litterarhiſtoriker werden viel zu verbeſſern und nachzutragen haben. ‚Leipziger Tageblatt'.

*

G., der ſelbſt von ernſten Litterarhiſtorikern als eitler Geck hingeſtellt worden iſt, gehört zu den auserwählten Geiſtern, dem viele Menſchenalter nach ſeinem Tode der Retter erſtanden iſt. Eugen Reichel, ſein Landsmann, hat die Tat vollbracht . . . Die Auszüge aus den Schriften G.'s charakteriſiren namentlich ſeine Stellung zum Deutſchtum und zeugen von einer ſelbſtloſen Vaterlandsliebe, die um ſo höher an ihm zu ſchätzen iſt, als zu ſeiner Zeit der deutſche Name nur Schall und Rauch war . . . Inmitten dieſer verächtlichen Geſellſchaft ſteht G. da, wie ein Rieſe an Herz und Verſtand . . . Aus G.'s Schriften ſpricht eine große Perſönlichkeit und ein unabhängiger Geiſt . . .

Johannes Gaulke im ‚Magazin für Litteratur'.

*

Dieſes neue Prachtwerk iſt mit der flammenden Einleitung wieder ſo recht das Werk eines unentwegten deutſchen Idealiſten . . .

‚Die Gegenwart'.

*

Was beſonders den Burſchenſchafter für dieſe ganze Bewegung gewinnen muſs, das iſt die echt deutſche Geſinnung, welche einen deutſchen Schriftſteller veranlaſſt, hier die Ehrenrettung eines Mannes vorzunehmen, der den Mut hatte, ſein Deutſchtum kräftig zu betonen,

deutsche Gesinnung zu fördern und zu fordern, das Nationalbewusstseyn wachzurufen in einer Zeit, wo von einer deutschen Nation kaum mehr oder kaum noch die Rede seyn konnte . . . Die wissenschaftliche Polemik, die sich an diese Ehrenrettung geknüpft hat, geht uns hier nichts an . . . unbestritten bleibt Reichels Verdienst, den Kampf um G. wieder eröffnet zu haben; wobei er lediglich das Gerechtigkeitsgefühl aller unbefangen denkenden Deutschen anruft.

Dr. G. H. Schneidek in den ‚Burschenschaftl. Blättern'.

*

. . . Es ist ein Genuss in dem von Reichel zusammengestellten Zitatenschatze zu blättern. Der Hauch, der uns aus dem Ganzen entgegenweht, ist herzerquickend; es ist der Odem eines starken und freien deutschen Geistes.

Fedor v. Zobeltitz in der ‚Zeitschrift für Bücherfreunde'.

*

. . . Mit warmer Begeisterung, mit edlem Feuer tritt Eugen Reichel für die dankbare Anerkennung dessen ein, was G. auf den verschiedensten Gebieten als vollbewusster Deutscher vollbracht hat . . . Es ist etwas Schönes um eine so selbstlose Hingebung! Und sie tut Not, um mit ihrem glühenden Odem die erlöschende Flamme wieder anzufachen und mit hinreißenden Worten die zweiflerisch zaudernde Menge zu bewegen . . . Jeder, der sich in diese Auszüge vertieft, wird sie mit tiefer Anteilnahme, ja mit Staunen lesen, und einen höheren Begriff von dem Manne, der sie niederschrieb, erhalten, als seine Schulweisheit sich träumen ließ.

‚Königsberger allgemeine Zeitung'.

*

Schon öfter hat ein wohlbegründeter Appell an das Gerechtigkeitsgefühl der Nachwelt einen Umschwung der Anschauungen herbeizuführen vermocht — warum sollte es nicht auch in diesem Falle geschehen?

‚Deutscher Reichs-Anzeiger'.

*

Gegenüber R.'s neuester Arbeit kann man jedenfalls die kritischen Bedenken zurücktreten lassen; denn zweifellos haben alle diejenigen dem Leipziger Professor bitteres Unrecht getan, die seine Anerkennung der französischen Litteratur . . . auf eine blinde Vorliebe für das Fremdländische zurückführen wollten. Um die Ehre und Selbständigkeit der deutschen Litteratur und Kultur war G. so eifrig und ehrlich bestrebt, wie nur irgend einer . . . Man kann am Inhalt dieser Äußerungen, wie auch an der keineswegs pedantischen Vortragsweise G.'s in dieser Blütenlese seine ungetrübte Freude haben . . . Die prächtige Ausstattung des Buches, dem eine sehr vornehme Subscribentenliste voran-

gedruckt ist, zeugt von R.'s anhaltender und opferbereiter Hingebung an die selbstgestellte Aufgabe.

Prof. Dr. Max Koch in dem ‚Litterarischen Zentralblatt'.

*

. . . Dem großen „Gottsched-Denkmal", das hier bereits seine Würdigung gefunden hat, ist eine kürzere und populärere Darstellung unter dem Titel „Gottsched der Deutsche" gefolgt. Eine knapp gehaltene Karakteristik Gottscheds leitet das Buch ein; dann folgen reichhaltige, geschickt zusammengestellte Auszüge aus G.'s Schriften, die dem Leser in ihrer umfassenden nationalen Bedeutung lebendig und vertraut werden.

Dr. Friedrich Düsel in ‚Westermanns Monatsheften'.

*

Diese beiden Werke bilden, wegen der Überfülle von Gottsched-Zitaten, eine wichtige Ergänzung der Biographie.

Kleines Gottsched-Denkmal

dem deutschen Volke zur Mahnung errichtet

von

Eugen Reichel

Hübsch ausgestatteter Oktavband ungeb. 2 Mk.

Prachtausgabe ungeb. 10 Mk.

. . . Es kommt bei dieser von Reichel geschaffenen Gottsched-Bewegung wol weniger darauf an, dass G. unserem Volke wieder ein vertrauter Autor werde . . . Es scheint uns vielmehr in diesem sehr ernsten, jeden gerechtigkeitliebenden Deutschen zweifellos tief bewegenden Fall in der Hauptsache darauf anzukommen, dass das Bild, welches heute jeder Deutsche von Gottsched im Bewusstseyn trägt, eine gründliche Umwandlung erfahre. Ob dann die Deutschen, die ja selbst ihre berühmtesten Denker und Dichter nur dem Namen nach zu kennen pflegen, die Schriften G.'s in ihrer Bibliothek haben oder nicht, das ist von geringerer Bedeutung; wichtig ist es vor allem, dass die leuchtende Gestalt dem deutschen Volke wieder so ins Bewusstseyn trete, wie sie den

— o —

Zeitgenossen im zweiten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts entgegentrat . . . ‚Der Bär‘.

*

. . . Eugen Reichel, eine Kampfnatur, wie wir sie in unseren Tagen nur selten antreffen, hat sich einer Aufgabe unterzogen, die ihm trotz aller Anfeindung eine besondere Stellung in der neuen Litteraturgeschichte sichern wird . . . Gottsched ist der wirkliche Revolutionär auf dem Boden des deutschen Gemütslebens gewesen und nicht Lessing, der als der Nathandichter nur als ein Epigon Gottscheds anzusehen ist . . . Das Karakterbild des großen Reformators der Deutschen steht heute, dank der uneigennützigen Arbeit Reichels, der ihn der drohenden Vergessenheit für immer entrissen hat, klar vor uns. Nun ist es Sache des deutschen Volkes, sich seines großen Vorkämpfers würdig zu zeigen, indem es für die weiteste Verbreitung dieses Denkmals eintritt . . .

Johannes Gaulke im ‚Magazin für Litteratur‘.

*

Dieses Buch ist eines von den seltenen, die mit dem Herzen geschrieben sind . . . Karl Schmidt-Elberfeld
in der ‚Zeitschrift für deutschen Unterricht‘.

Gottsched

Eine biographische Skizze von
Eugen Reichel

Gr. Oktav ungeb. 2 Mk.

Die zwei letzten Schriften eignen sich, ihres billigen Preises wegen, ganz besonders zur Anschaffung auch für weniger Bemittelte. Sie ergänzen sich gegenseitig und bieten dem Leser ein geschlossenes Bild von der Persönlichkeit und dem Schaffen Gottscheds.

Neudruck der

Jubelode

von Gottsched

10 Pfg. (12 Abzüge: 1 Mk.)

Gottſched-Wörterbuch

Ehrenſtätte für alle Wörter, Redensarten und Redewendungen in den Schriften des Meiſters

Eingeleitet von **Friedrich Kluge** (Freiburg)

Erſter Band A—C

Preis ungebunden . . . . . 30 Mk.

Die 4 folgenden Bände werden im Laufe der nächſten Jahre erſcheinen.

Geſammelte Schriften von Gottſched

(Ausgabe der Gottſched-Geſellſchaft)

Bis jetzt erſchienen:

Band 1. Vernünftige Tadlerinnen I.
„ 5. Gedichte
„ 6. Geſammelte Reden

Die Bände 2—4 und 7—16 werden im Laufe der Zeit als Jahresbände erſcheinen. Bis zum Jahre 1916 (das uns die 150. Wiederkehr des Todestages Gottſcheds bringt) bleiben die ‚Schriften‘ den Mitgliedern der Gottſched-Geſellſchaft vorbehalten. Kleine Auflage.

Gottſched-Halle

1. Jahrgang, Heft 1—4 * Preis vollſtändig: 6 Mk.

(Einzelne Hefte, ſoweit der kleine Vorrat reicht: 2 Mk.)

Aus dem Inhalte ſeyen erwähnt:

Gottſcheds Lyrik — Die Gottſched-Bewegung (Feſtrede) — Gottſched als Shakeſpeare-Kritiker — Gottſched-Worte I/VII — Stimmen aus 10 Jahrzehnten — Neudruck der Betrachtungen über Gottſcheds Karakter von A. G. Käſtner — Neudruck der Satire ‚Die Reimſucht‘ — Karakteriſtiken und Anführungen: Der Patriot; Kaspar Ziegler; Adam Olearius — Gedichte von Eugen Reichel, Marie Stona und Heinrich Vierordt.

— o —

2. Jahrgang, Heft 1—4 * Preis vollständig: 6 Mk.

(Einzelne Hefte, soweit der kleine Vorrat reicht: 2 Mk.)

Aus dem Inhalte seyen erwähnt:

Gottsched und die Franzosen — Der „servile" Gottsched — Gottsched als Übersetzer — Gottsched-Worte VIII/XII — Gottsched im Urteil der Mit- und Nachwelt — Karakteristiken und Anführungen: Christian Thomasius; Andreas Tscherning — Gedichte von Paul Bliß, Georg Kiesau, Gustav Adolf Müller (Kassel) und Eugen Reichel.

Kleine Gottsched-Halle

Jahrbuch der Gottsched-Gesellschaft

Bisher erschienen:

Band 1—4. Preis des einzelnen Bandes ungeb. 5 Mk., geb. 6 Mk.

(nur noch einige wenige Abdrücke vorhanden)

Aus dem Inhalte seyen erwähnt:

Gottsched als Philolog — Die Dichterkrönung Schönaichs — Des deutschen Geistesreiches Baumeister — Gottsched-Worte I/XXII — Neudrucke: Der Wurmsaamen; Der Wurmdoktor; Der große Christoph; Gottsched an Bodmer; Denkmal der seltenen Verdienste u. s. w.; Der Prozeß u. A.

— o —

Gottsched-Gesellschaft zu Berlin

Unter Mitwirkung des Herrn Geheimen Justizrats Dr. **Ernst Wichert** wurde 1901, den 12. Dezember, die

Gottsched-Gesellschaft

gegründet, welche den Zweck verfolgt, die gesammelten Schriften Gottscheds zu veröffentlichen, die Errichtung eines Denkmals für den großen Aufklärer und Volkserzieher, den eigentlichen Begründer des hochdeutschen Sprachreichs, anzustreben, und eine richtige Anschauung über den bedeutenden Mann im deutschen Volke, vor allem auch in der Gelehrtenwelt, zu verbreiten.

Die Mitgliedschaft wird erworben durch Einsendung des Jahresbeitrages (6,05 Mk.) entweder an den Schatzmeister, Herrn Bankier Hermann Waltjen, Berlin NW., Lessingstr. 12, oder an den 1. Vorsitzenden, Herrn Eugen Reichel, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstr. 77. Für den Jahresbeitrag erhält jedes Mitglied den Jahresband der Gottsched-Schriften und das Jahrbuch der Gottsched-Gesellschaft. In Berlin ansässige Mitglieder haben freien Eintritt zu den 6 großen Gesellschaftabenden im Bürgersaale des Rathauses.

Druck von A. W. Hayn's Erben, Potsdam.

LG
G6874
.Yr
Gottsched, Johann Christoph
Reichel, Eugen
Gottsched. Vol.1.
118162

DATE.
NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET